



Anida

S u s a n n e G e r d o m



ANIDA

Susanne Gerdorf

Drei Romane in einem Band

Inhalt

[Anidas Prophezeiung](#)

[Die Schwarze Zitadelle](#)

[Das Herz der Welt](#)

Anida

»Sucht die Herzen, die Dunkelheit und Licht regieren ...«

Eines Tages, so lautet eine alte Prophezeiung der Grennach, werden zwei Schwestern die Kluft zwischen weißer und schwarzer Magie überwinden und das Schicksal der Welt neu bestimmen – wenn es ihnen gelingt, das Geheimnis der magischen Herzen zu lösen. Doch die zauberkräftigen Kleinodien sind seit langer Zeit verschollen und noch wissen die beiden Mädchen, Anida und Adina, nichts voneinander.

Das Herz der Welt

»Alles wird vergehen. Nicht jetzt, nicht in hundert Jahren. Aber schon morgen, wenn man so alt ist wie die Welt ...«

Anna, von den magischen Herzen der Welt und des Todes zu ihrer Hüterin auserwählt, wächst unter der Obhut des Ordens der Weißen Hexen heran. Um die beiden mächtigen Herzen zu verbergen, hat der Magische Rat sie mit einem Bann belegt. Doch die Herzen drängen nach Freiheit und sind kaum mehr zu bändigen. Schon bald überschlagen sich die Ereignisse, denn das Gefüge der Welt droht brüchig zu werden. Allen Warnungen zum Trotz begibt Anna sich auf die gefährvolle Reise zum Zentrum ihrer Zauberkraft, um die Herzen zu sich zu rufen und deren Botschaft zu vernehmen

Susanne Gerdorn

Susanne Gerdorn lebt, wohnt und arbeitet im Familienverband mit vier Katzen und zwei Menschen in einer kleinen Stadt am Niederrhein, bezeichnet sich selbst als „Napfschnecke“, die ungern ihr Haus verlässt, und ist während ihrer wachen Stunden im Internet zu finden. Wenn sie nicht gerade schreibt. Manchmal auch, während sie schreibt.

Sie schreibt Fantasy für Jugendliche und Erwachsene für die Verlage Piper, ArsEdition und Ueberreuter. Man findet sie dort auch unter den Pseudonymen Frances G. Hill und Julian Frost.

Ebenfalls bei Amazon erhältlich:

„Ellorans Traum“ – Frances G. Hill

„Das große Rennen“ – Susanne Gerdom

Homepage: <http://www.susannegerdom.de>

Facebook: Susanne Gerdom

Copyright © 2012 Susanne Gerdom, Uedem

All rights reserved.

Coverillustration: © Chorazin - Fotolia.com

Anidas Prophezeiung

Anida ~ 1 ~

»Simon! Herr Simon!« Mit schrillen Rufen lief der langbeinige Junge über den Hof und scheuchte dabei eine Schar von Hühnern auf, die sich friedlich gesonnt hatten und nun laut gackernd das Weite suchten.

Der hochgewachsene Mann in der staubig-schwarzen Kleidung eines Kämpen drehte sich gemächlich um und stützte sich auf sein Übungsschwert. Sein Haar von der Farbe dunklen Zimts trug er straff im Nacken zusammengebunden, damit es ihm nicht ins Gesicht fiel, was seinem scharf geschnittenen Gesicht trotz seiner augenscheinlichen Jugend einen strengen, beinahe asketischen Zug verlieh.

»Albuin, du lässt wieder einmal jede Zucht vermissen«, tadelte er mild. »Was habe ich dir über die Tugenden eines Ritters beigebracht?«

Der gerügte Knabe fuhr sich mit einer nicht allzu sauberen Hand durch das strohfarbene Haar und schlug beschämt die Augen nieder. »Verzeiht, Herr Simon«, nuschte er und zeichnete mit seinen schmutzigen Zehen verlegene Linien in den Staub. »Aber ich wollte Euch doch nur erzählen ...« Sein Gesicht leuchtete auf. Er begann, aufgeregte von einem Fuß auf den anderen zu hupsen. »Ich darf meinen Vater zum Hof des Roten Tetrarchen begleiten«, verkündete er mit heller Trompetenstimme. »Ich ganz allein, ohne die beiden blöden Gänse!«

Der hünenhafte Recke brummte und legte dem Knaben eine Hand auf den Nacken, um ihn leicht durchzuschütteln. »Es zeugt nicht gerade von Anstand und Sitte, wenn du deine Schwestern Amali und Anida als ›blöde Gänse‹ bezeichnest, Albuin. Du wirst bald ein Jüngling sein, der seinem Vater zur Seite steht, und deshalb nimmt der Lord dich auch mit auf seine Reise. Du sollst von mir lernen, dich höfisch zu benehmen, aber wenn ich dich so ansehe ...« Er schüttelte mit finsterem Blick den Kopf. Der Junge blickte ängstlich zu ihm auf. »Geh jetzt und wasch dich. Wie ich sehe und rieche«, er rümpfte die Nase, »hast du dich wieder in den Stallungen herumgetrieben. Was gab es denn Interessantes?«

»Die dicke Freida hat einen Haufen Ferkel geworfen«, antwortete der Junge eifrig. Er wollte sich in eine detaillierte Beschreibung des Vorganges stürzen, aber der junge Ritter unterbrach ihn.

»Geh jetzt, säubere dich, Albuin. Ich erwarte dich in einer halben Stunde hier zum Unterricht. Lauf schon.«

Er sah dem Knaben nach, wie er über den Hof stob, und lächelte schwach. Dann hob er sein hölzernes Schwert und führte es durch eine gemessene, tänzerisch anmutende Bewegungsfolge. Seine Schritte brachten ihn in den Schatten der hoch aufragenden Buche, die in der Mitte des ummauerten Hofes stand. Dort beendete er die Übung mit einer schnellen Drehung und ließ das Schwert sinken. Er schüttelte sich den Schweiß aus

den grünlichen Augen und lehnte das Schwert an den glatten Baumstamm.

»Also gut, komm da jetzt runter, Ida«, rief er leise. Er wischte sich über den Nacken, fuhr mit den gespreizten Fingern durch den zerzausten Zopf und band den Lederriemen neu, der ihn zusammenhielt. In dem dichten dunkelgrünen Laub über ihm rauschte es sanft, als hätte ein leiser Windstoß die Äste bewegt, dann war es wieder ruhig. »Ida«, wiederholte Simon geduldig. »Ich weiß genau, dass du da oben bist. Komm runter, ich verrate dein Versteck auch niemandem. Versprochen.«

»Ritterehrenwort?«, erklang es aus dem Wipfel des Baumes.

»Großes Ritterehrenwort«, antwortete der junge Kämpe. Er blickte aus zusammengekniffenen Augen in das dichte Gewirr aus Blättern und Zweigen, ohne die Besitzerin der Stimme ausmachen zu können. Wieder rauschte und raschelte es, und die dünneren Äste der Buche gerieten in Bewegung. Kurz darauf hörte er ein Plumps. Ein hoch aufgeschossenes, mageres Mädchen ließ sich von einem der untersten Äste fallen. Geschmeidig wie eine Katze fiel sie auf die Füße und klopfte sich die Hände ab.

»Dein Vater sieht es gar nicht gerne, wenn du in den Bäumen herumkletterst«, bemerkte Simon und hockte sich auf eine der knorrigen Wurzeln, die sich in den trockenen Boden gruben. Das Mädchen rümpfte eine spitze Nase und erwiderte nichts. Aus rauchfarbenen Augen schoss ein vernichtender Blick auf den jungen Kämpen, ehe sie die Augen niederschlug und beinahe verlegen eine zottelige Haarsträhne um ihren Finger drehte.

»Es ist doch egal, was ich mache. Mein Vater sieht mich nicht gerne«, sagte sie in erstaunlich erwachsenem Ton. Simon unterdrückte ein Lächeln und klopfte neben sich auf die Wurzel. Das Kind hockte sich neben ihn und begann, seine aufgelösten Zöpfe neu zu flechten. Simon betrachtete sie mit in die Hand gestütztem Kinn. Die jüngste Tochter des Lords von Sendra war ein bemerkenswert unansehnliches Mädchen: überdurchschnittlich groß für ihre neun Lenze überragte sie sogar ihren zwei Jahre älteren Bruder um beinahe einen halben Kopf. Dabei war sie so dünn wie ein Grashalm und strahlte wenig Anmut und Grazie aus. Simon seufzte unhörbar. Was für ein Unterschied zu ihrer älteren Schwester Amali, die jetzt schon eine ausgesprochene Schönheit war. Aber wo diese ein sanftes Wesen, veilchenblaue Augen und weich gelocktes honigblondes Haar ihr Eigen nannte, schien Anida aus nichts als spitzen Ellbogen und einer ebensolchen Zunge zu bestehen und war noch dazu mit dem scheckigen dreifarbigen Haar gezeichnet, das vom Gesinde und den Dorfleuten verstohlen und mit abergläubisch gekreuzten Fingern »Hexenhaar« genannt wurde.

»Du trägst wieder Kleider deines Bruders«, tadelte Simon. »Du weißt, dass dir das verboten wurde.«

Sie zuckte mit den Schultern und zog die Nase hoch. »Hast du schon mal versucht, in Rücken auf einen Baum zu steigen?«

Simon lachte auf und tarnte es als missbilligendes Husten. »Du bist eine verdamnte Plage«, sagte er aus tiefster Seele. »Ich bin wirklich froh, dass ich nicht deine Tante bin und dir Anstand beibringen muss!«

Das Mädchen zog eine Grimasse. »Anstand und Sticken.« Ihre Stimme klang angewidert. »Ich würde viel lieber von Euch im Kampf unterrichtet, edler Ritter.«

Simon schüttelte amüsiert den Kopf. »Das könnte Euch so passen, holde Prinzessin.

Was glaubst du, was dein Vater mir erzählen würde.« Er erhob sich und hielt ihr seine Hand hin. »Komm, Ida. Wahrscheinlich sucht die Herrin schon nach dir.«

»Du verrätst ihr nicht, wo du mich gefunden hast?« Ein flehender Blick aus plötzlich goldgrünen Augen traf den jungen Mann. Er runzelte die Stirn, und ein hochmütiger Ausdruck flog über seine kantigen Züge. Er verschwand so schnell, wie er gekommen war und machte einem nachsichtigen Lächeln Platz.

»Natürlich werde ich das nicht tun. Ich habe dir schließlich mein Ehrenwort gegeben. Nun geh schon ins Haus, Anida. Ich habe noch anderes zu tun, als Kindermädchen für ein verzogenes Gör wie dich zu spielen.«

Ida schnaufte beleidigt und stakste mit hoherhobenem Kopf davon.

Tante Ysabet schalt sie gründlich aus, die Hände in die rundlichen Hüften gestemmt, und schickte die verstockt dreinblickende Ida zur Strafe auf die Kammer, die sie sich mit ihrer Schwester teilte. »Warte nur, bis ich das deinem Vater erzählt habe«, schimpfte die Tante hinter ihr her, als sie die Treppe zu den Schlafgemächern hinaufschlüpfte. Ida verdrehte die Augen, die vor hilflosem Zorn beinahe schwarz erschienen, und schnitt eine fürchterliche Grimasse, die ihr eine tüchtige Mauschelle eingetragen hätte, wenn ihre Tante sie bemerkt hätte. Ida warf sich auf ihr Bett und drückte die Fäuste gegen die Augen. »Ich hasse euch alle«, flüsterte sie in ihr Kissen. Durch das Fenster schallte die tiefe Stimme des Lord-Kämpen, der ihren Bruder Albuin erbarmungslos über den staubigen Hof scheuchte. Das Mädchen hockte sich in die Fensternische und starrte hinaus. Der blonde Schopf ihres Bruders war schon jetzt dunkel vor Schweiß, und er mühte sich ungeschickt mit dem hölzernen Schwert ab, während der riesenhafte Ritter ihm mit steigender Ungeduld seine Anweisungen zurief. Ida verfolgte vom Fenster aus die Unterrichtsstunde und biss sich vor Missvergnügen auf ihren Zeigefingerknöchel, als Albuin ungeschickt über seine eigenen Füße stolperte und seine glitschigen Finger von dem lederumwickelten Schwertgriff abglitten.

»Jetzt parieren«, kommentierte sie selbstvergessen. »Du hast zwei Arme, du Trottel, jetzt fass doch gescheit zu! Ach, süßer Iovve! Albi, du bist doch wirklich zu dusslig.«

Albuin rappelte sich aus dem Staub auf und begann sich mit schriller Stimme zu rechtfertigen. Simon schnitt ihm barsch das Wort ab. Ida hörte ihn brüllen: »Wenn du sowieso nicht auf das hörst, was ich dir sage, brauche ich mir auch keine Fransen an die Zunge zu reden. Geh mir bloß aus dem Gesicht, für heute habe ich genug von deinem Anblick, Bursche!« Er wandte sich schroff um und schritt zur Pumpe, um sich zu waschen. Albuin stand noch einen Moment lang mit hängendem Kopf und baumelnden Armen da, dann fuhr er herum und rannte ins Haus.

Ida schüttelte das Haupt wie eine weise alte Frau und seufzte. Ihr spitzes Gesicht war gleichzeitig bekümmert und schadenfroh. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem Ritter zu, der sich seines durchgeschwitzten Wamses entledigt hatte und nun das kühle Wasser aus der Pumpe über seinen Kopf laufen ließ. Sie stützte das Kinn in die Fäuste, ihre Augen bekamen einen weichen Bernsteinschimmer, und das harte kleine Gesicht wurde sanft.

Ein Klopfen riss sie aus ihren Träumen. Ihre Schwester Amali, die älteste der drei Geschwister, trat ins Zimmer. Sie sah Ida mit einer Mischung aus Mitleid und Missbilligung an und stellte ein zugedecktes Tablett auf den kleinen Tisch in der Ecke.

»Tante Ysa meint, du wärest bestimmt hungrig.« Sie hockte sich auf ihr Bett. Ida blieb in ihrer Fensternische sitzen und sah sie reglos an. Amali zupfte irritiert ihr hübsches blaues Mieder zurecht und runzelte die weiße Stirn. »Was starrst du mich so an? Habe ich einen Fleck auf der Nase?«

»Nein«, entgegnete Ida knurrig. »Du siehst so geleckert aus wie immer.« Sie sprang auf und deckte das Tablett ab. »Hm, Krapfen!« Sie leckte sich voller Vorfreude die Lippen und stopfte sich einen der kleinen Ballen ganz in den Mund.

»Schling nicht so«, rügte Amali und ging zum Fenster, um hinauszusehen. Sie erblickte Simon, der sein nasses Haar ausschüttelte, und seufzte sehnsüchtig.

»Vergiss es«, sagte Ida grob und biss in einen Apfel. »Du interessierst ihn nicht. Er turtelt im Moment mit der roten Maie.«

Amali fuhr herum, blutrot im Gesicht. »Du vorlautes kleines Biest! Was bildest du dir eigentlich ein ...« Sie schnappte empört nach Luft. Ida betrachtete sie aus zusammengekniffenen Augen. »Was meinst du damit: er mit der roten Maie?«, siegte Amalis Neugier über ihre Empörung.

Ida nickte befriedigt. Sie biss ein riesiges Stück von dem Apfel ab und stopfte sich so erfolgreich den Mund. Während sie gemächlich kaute, ergötzte sie sich an dem Anblick ihrer ungeduldig einer Antwort harrenden Schwester.

»Nun sag schon«, drängte Amali. »Was hat Ritter Simon deiner Meinung nach mit unserer Küchenmagd zu schaffen?«

Ida grinste und schluckte den letzten Bissen herunter. Bedauernd blickte sie auf den leeren Teller und pickte ein paar Krümel mit dem Zeigefinger auf. Amali vergaß, dass sie eine beinahe erwachsene Dame war, und schüttelte sie grob. »Jetzt spuck's schon aus«, fauchte sie. »Du kleine Giftkröte, wenn du meinst, du könntest mich hier so ...«

»Amali«, rief die ungeduldige Stimme von Tante Ysabet nach ihr. »Was treibst du so lange? Lass deine Schwester bitte alleine, sie hat Stubenarrest!«

»Warte nur!«, formten Amalis rosige Lippen drohend. Sie nahm das Tablett auf und stolzierte aus der Kammer.

Ida grinste und drehte ihr eine lange Nase. »Doch poussiert er mit der roten Maie, bäh! Und du bist viel zu mager für seinen Geschmack!« Sie kehrte zu ihrem Platz am Fenster zurück, um auf den Hof hinunterzublicken, der bis auf ein paar leise glucksende Hühner, die vergnügt ein Staubbad nahmen, verlassen unter der nachmittäglichen Sonne lag.

Das Leben auf dem großen Hof des Lords von Sendra ging seinen gemächlichen Gang. Aurika, die Mutter seiner drei Kinder, war vor acht Jahren an einem Lungenfieber gestorben. Seitdem sorgte die verwitwete Schwester des Lords für die Geschwister. Lady Aurika war eine der jüngeren Töchter des Hierarchen gewesen, aber dieser Umstand besagte nicht viel. Lord Joris war nur einer der vielen Lords, die einem der Tetrarchen des Reiches dienten, und damit nicht viel mehr als ein wohlhabender Gutsbesitzer mit einem unbedeutenden Adelstitel. Dass er sich den Luxus eines eigenen ritterlichen Lord-Kämpen des Ordens vom Herzen der Welt leistete, hatte am Hof des Roten Tetrarchen für einige Erheiterung und teilweise böartigen Spott gesorgt. Aber stur, wie Joris war, scherte er sich nicht darum. Sein Sohn und Erbe sollte eine standesgemäße Erziehung bekommen und seine beiden Töchter einen möglichst hochgestellten Ehemann, das allein war ihm

wichtig.

Joris ächzte leise und suchte für seinen mächtigen Körper eine bequemere Sitzhaltung in dem geschnitzten Eichenstuhl. Heute war Gerichtstag, und der Lord von Sendra durfte sich damit beschäftigen, die Streitereien der ihm untergebenen Bauern und Handwerker zu schlichten, eine Aufgabe, die seinem ungeduldigen und aufbrausenden Temperament beinahe so zuwider war wie seiner jüngsten Tochter die Beschäftigung mit Nadel und Faden. Vor ihm spulte Feddo der Hinker sein altgewohntes Lamento darüber ab, dass die Dorfkinder ihm »seinen« Fluss leer fischten. Joris faltete die großen Hände vor dem Bauch und nickte in Abständen, ohne dem Alten auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Sein breites, wettergegerbtes Gesicht mit der kräftigen Nase und der tiefen Falte zwischen den buschigen Brauen zeigte dennoch nichts als wohlwollende Aufmerksamkeit, eine Fähigkeit, die er sich in langen, ermüdenden Sitzungen während der Gerichtstage und der endlosen Lordversammlungen erworben hatte. Es war zum Ersticken heiß in der großen Gemeindehalle. Joris' Gedanken schweiften unaufhaltsam ab, während Feddo begann, ins Detail zu gehen. Haubenbarsche und Schleien kämpften um die Aufmerksamkeit des Lords und verloren kläglich.

Er hätte sich gewünscht, dass Albuin ihn zu diesem Gerichtstag begleitete, aber der Junge war wieder einmal unauffindbar gewesen. Joris seufzte leise und verlagerte sein schmerzendes Gesäß auf dem harten Sitz. Er wurde langsam alt, das wurde ihm zu seinem Bedauern in letzter Zeit immer öfter bewusst. Es hatte ihm auch früher schon Unbehagen bereitet, wenn er längere Zeit still an einem Fleck sitzen musste, aber seit einigen Monaten quälte ihn zudem auch noch sein Rücken. Er lockerte unauffällig seinen beengenden Gürtel und seufzte wieder. Der Lord von Sendra war sein Leben lang ein breit gebauter, stattlicher Mann gewesen, aber mit den Jahren und dem zunehmenden Grau in seinem dunkelblonden Haar hatte er deutlich an Gewicht zugelegt. Inzwischen waren es nicht mehr allein Muskeln, die sein dunkelbraunes Wams auspolsterten.

Feddo der Hinker war jetzt wie immer bei den alten Zeiten angelangt, wo die Jugend noch Respekt vor dem Alter gezeigt hatte, ganz anders als die frechen Burschen von heute ... Joris nickte und machte zustimmende Geräusche.

Er müsste bald einmal mit seinem Sohn und Erben reden. Es war gut und schön, die Erziehung des Jungen dem Lord-Kämpfen zu überlassen – wie sonst hätte er den jungen Ritter auch beschäftigen sollen. Die Tage der Fehden zwischen den Lords des Hierarchen waren schon seit den Zeiten seines Großvaters vorbei. Aber Albuin war kein Kämpfer, leider nicht. Er war ein stiller, verschlossener Knabe, der sich viel lieber mit einem alten Buch in seinem Zimmer vergrub oder den Spinnen zusah, wie sie im alten Obstgarten ihre Netze spannen, als beispielsweise mit seinem Vater auf die Jagd zu gehen. Joris seufzte wieder, was den alten Feddo fälschlicherweise ermutigte, sich noch heftiger über die Jugend von heute zu ereifern. Joris blickte fasziniert auf die Speicheltröpfchen, die von Feddos Lippen sprühten, und ließ seine sorgenvollen Gedanken wieder zu seinen Kindern wandern.

Der Junge war jetzt alt genug, um in seine Aufgaben als zukünftiger Lord von Sendra eingewiesen zu werden. Er würde ein ernstes Wort mit seinem Erzieher wechseln müssen. Jorisblinzelte unbehaglich. Der junge Lord-Kämpfe hatte etwas an sich, was ihn

unangenehm berührte. Simon zeigte immer formvollendete Höflichkeit und Aufmerksamkeit, wenn sein Herr mit ihm sprach, aber unter der beflissenen Oberfläche schien eine herablassende Erheiterung, eine subtile Arroganz zu schlummern. Joris runzelte die Stirn. Der Lord-Kämpe war ganz offensichtlich viel zu ehrgeizig, um als Erzieher eines Knaben zufrieden sein zu können. Joris war ein schlichter, gradliniger Mann, sicherlich keine Geistesgröße, aber nicht gar so einfältig, wie er auf den ersten Blick erscheinen mochte. Etwas an der kühlen, hochmütigen Art seines Kämpen stieß ihn ab, ohne dass er hätte sagen können, was genau es war. Er wünschte sich nicht zum ersten Mal, dass seine geliebte Aurika noch am Leben wäre. Sie war so klug wie schön gewesen, und im Gespräch mit ihr hatte sein schwerfälliger Kopf so manches Mal die nötige Klarheit bekommen, um verzwickte Probleme lösen zu können.

Und Amali, sein Augapfel, das Glück seines nahenden Alters? Amali war inzwischen zu einer wahren Schönheit erblüht, darin ganz und gar das Ebenbild der toten Aurika, aber was ihre geistigen Fähigkeiten betraf ... nun ja, die hatte anscheinend vollständig seine Jüngste geerbt, die störrische kleine Ida.

Joris schmunzelte verhalten. »Klein« war allerdings nicht ganz die passende Beschreibung für seine Tochter. Das magere, unansehnliche Kind war zu einem hoch aufgeschossenen, mageren und immer noch unansehnlichen jungen Mädchen herangewachsen. Es würde schwer werden, einen guten Gatten für sie zu finden, um so mehr, als Ida über eine überaus scharfe Zunge verfügte, von der sie gerne und ausgiebig Gebrauch zu machen pflegte. Intelligent, widerborstig, eigensinnig und mit einem unbarmherzig scharfen Blick für die Schwächen ihrer Mitmenschen gesegnet, würde sie wahrhaftig keine lebenswürdige, anschmiegsame Gefährtin für einen Mann abgeben. Nun gut, noch war sie zu jung, als dass er sich ernsthaft mit ihrer Verheiratung hätte beschäftigen müssen. Und vielleicht geschah ja das Wunder, das sie in eine fügsame und sanftmütige junge Frau verwandeln würde.

Joris prustete bei diesem Gedanken. Der alte Feddo verstummte mit verdutzt offen stehendem Mund. Der Lord richtete sich trotz seines protestierenden Rückens im Sitz auf und machte sich an die undankbare Aufgabe, den alten Fischer zu besänftigen und wieder einmal für ein halbes Jahr mit dem erhebenden Gefühl nach Hause zu schicken, Recht bekommen zu haben.

Albuin hockte mit baumelnden Beinen auf der hüfthohen Mauer, die den Obstgarten von der Weide abtrennte. Aus zusammengekniffenen Augen blickte er über die weite Grasfläche, auf der friedlich die Pferde des Gutes weideten. Neben ihm lag vergessen ein Buch mit verschlissenen Einband, dessen vergilbte Blätter sich leicht im lauen Wind bewegten. Leise Schritte näherten sich aus dem Garten, und Albuin schrak heftig aus seinen Gedanken, als seine Schwester sich neben ihm auf die Mauer schwang und eine Hand voll Frühäpfel zwischen sie legte.

Sie saßen eine ganze Weile in einträchtigem Schweigen kauend nebeneinander. Albuin starrte wieder in die Ferne, und Ida musterte ihn unter zusammengezogenen Brauen. »Was ist los, Albi?«, fragte sie endlich. »Hast du wieder Prügel von Simon bezogen?«

Der blonde Jüngling schnaubte abfällig. »Herr Simon«, betonte er die förmliche Anrede, um seiner Schwester unter die Nase zu reiben, dass er ihre saloppe Anrede des Lord-

Kämpfen missbilligte, »Herr Simon hat heute ausnahmsweise darauf verzichtet, mich mit seinen Schwertkünsten zu demütigen. Stattdessen durfte ich unserem Vater dabei zusehen, wie er sich mit dem Gutsverwalter herumstritt und dabei beinahe vom Schlagfluss getroffen wurde.« Er biss sich auf die Unterlippe und wandte Ida ein zutiefst unglückliches Gesicht zu, das den spöttischen Ton seiner Worte Lügen strafte.

»Ida, ich bin einfach nicht dazu geeignet, Vaters Aufgaben zu übernehmen. Ich fühle mich schrecklich, wenn ich mit diesen sturen Bauern reden muss, und ich hasse alles, was mit Jagd, Schwertern und der Verwaltung eines Hofes zu tun hat! Ich gehe viel lieber zu Magister Ugo in die Lehre und erlerne von ihm das Graue Handwerk.« Er verstummte, erschreckt über seine eigenen Worte. Ida starrte ihn an, ihre wechselhaften Augen waren von einem dunklen Rauchton. Das Licht der späten Nachmittagssonne färbte die roten und blonden Stellen in ihrem Haar leuchtend rot und verlieh den schwarzen Strähnen einen rötlichen Schimmer.

Albuin seufzte und hob die Schultern. »Sag Vater nichts davon«, bat er leise. »Du weißt, wie er darüber denkt.« Ida nickte stumm. Sie griff ungeschickt nach seiner Hand und drückte sie voller Mitgefühl.

Magister Ugo war ein Bruder des Grauen Ordens, der vor einigen Jahren im Dorf aufgetaucht war und sich trotz des offenen Misstrauens, das die Bauern ihm entgegenbrachten, dort niedergelassen hatte. Niemand wusste, weshalb er nach Sendra gekommen war und was ihn hier hielt, aber man gewöhnte sich schließlich an seine Gegenwart. Da Sendra seit dem Tod der alten Jenny keine Dorfhexe mehr hatte, und der Magister bei aller Zurückgezogenheit durchaus bereitwillig zu Hilfe eilte, wenn magische Fähigkeiten gefragt waren, hatten die Dorfbewohner ihn schließlich widerwillig akzeptiert und waren inzwischen sogar nicht wenig stolz darauf, dass ein echter Grauer Magier als Dorfhexer in ihrer Mitte weilte.

Lord Joris hatte ihn zuerst davonjagen wollen. Er misstraute dem Zaubervolk, obwohl eine seiner Schwestern eine Weiße Hexe war. Aber dann siegte wie so oft seine ihm eigene Gutmütigkeit, die er so gerne hinter einem bärbeißigen Wesen verbarg. Solange sich die Bauern nicht über den Magister beschwerten, hatte er knurrig zu Ysabet gesagt, habe er wohl kaum eine Veranlassung, ihn von seinem Land zu weisen.

»Ich finde ihn ganz schön unheimlich«, sagte Ida gedankenverloren. »Er sieht dir bis auf den Grund des Herzens mit seinen grässlichen Augen.« Sie schüttelte sich. Magie und Zauberei jagten ihr heftige Angst ein.

Albuin sah sie mit einem schwachen Lächeln an. »Du bist wirklich seltsam, Ida. Du würdest einen angreifenden Stier mit bloßen Händen aufhalten, ohne nur einen Gedanken daran zu verschwenden, deswegen Angst zu verspüren. Aber wenn jemand einen einfachen Wasserzauber macht, fällst du vor Schreck beinahe in Ohnmacht.« Er vollführte eine schnelle Geste mit seinen dünnen Fingern. Eine winzige Wolke erschien über dem Kopf seiner Schwester und ließ einen Schauer von staubkorngroßen Regentropfen auf ihren scheckigen Scheitel niederfallen. Sie schrie auf und sprang von der Mauer. Albuin zog ein schuldbewusstes Gesicht und winkte wieder. Das Wölkchen zerplatzte in einen feuchten Nebel und verschwand, einen winzigen Regenbogen hinterlassend.

»Komm schon, Ida. Es tut mir leid, wirklich. Ich wollte dich nicht ärgern.« Er hielt dem

am Boden hockenden Mädchen die Hand hin. Sie ergriff sie zögernd, um sich von ihm wieder auf die Mauer ziehen zu lassen.

»Du bist ein Ekel, Albi.« Sie nahm einen der übrig gebliebenen Äpfel und grub wütend ihre Zähne hinein. Albuin sah sie scheinbar zerknirscht unter niedergeschlagenen Lidern her an, aber seine hellen Augen funkelten boshaft dabei. Beide schwiegen eine Weile, bis die Verstimmung zwischen ihnen verflogen war wie der magische Regenschauer.

»Du würdest sicher einen viel besseren Lord abgeben als ich«, bemerkte Albuin. »Du hast Spaß an all dem; daran, Leute herumzukommandieren und mit dem Schwert zu fuchteln und so was alles. Was meinst du, wollen wir Vater nicht fragen, ob er dich als Erbin einsetzt?« Sein Ton erschien spaßhaft, aber die Bitterkeit darunter war nur schlecht verborgen.

Ida grinste und stieß ihm mit ihrem spitzen Ellbogen in die Seite. »Großartige Idee, Albi. Du gehst und sagst es ihm, und ich helfe dir hinterher, deine Knochen wieder in der richtigen Reihenfolge zusammenzusetzen.« Beide kicherten. Albuin legte einen Arm um Idas Hüfte und lehnte sich an sie.

»Schade, dass das nicht geht«, murmelte er. Brütende Hitze lag über dem Flussufer. Über dem sich träge kräuselnden Wasser tanzten silbrige Schwärme von Mücken, und winzige Wasserläufer huschten im Zickzack über die Oberfläche hinweg. Das leise Glucksen des langsam fließenden Gewässers und das gelegentliche läutende Rufen einer Rohrstelze waren die einzigen Laute, die die Stille durchbrachen. Im Schatten der alten Silberweide, deren Zweige tief über das Flussufer hingen, lagen die Geschwister im tiefen Gras und dösten vor sich hin. Amali hatte ihren Rock geschürzt und ließ die Füße in das lauwarme Wasser baumeln. Ida lag auf dem Bauch, kaute auf einem Grashalm und blinzelte zu einer langsam an ihnen vorübertreibenden Schilfinselfinse hinüber, auf der sich eine friedliche Schar von gelbbrüstigen Flusstauben sonnte.

Albuin hatte in seinem Buch gelesen, das ihm nun auf die Brust gesunken war. Er hatte den Mund leicht geöffnet und schlief fest, das von der Sonne gebleichte Haar hing ihm wirr und feucht in die Stirn.

»Sag schon, Mali.« Ida drehte sich träge auf die Seite und spuckte den zerkauten Grashalm aus. »Was gibt es Neues von deinem Zukünftigen? Hat er dir nicht endlich mal wieder ein Geschenk vorbeigeschickt?«

Amali gluckste und wurde rot. Seit zwei Monaten war sie Eiliko, dem ältesten Sohn des Lords von Dikar-En versprochen, und ihre Schwester zog sie gerne damit auf, dass der junge Mann sie schüchtern und formvollendet umwarb.

»Heute früh kam ein Bote hiermit.« Mit verschämtem Stolz zog Amali ein goldenes Band aus ihrem Mieder und ließ es vor Idas Nase baumeln. Die Jüngere griff danach und begutachtete es eingehend.

»Hübsch«, gab sie neidlos zu. Sie drehte sich wieder auf den Rücken und gähnte ungeniert. »Ich dachte, du bist in Simon verschossen«, murmelte sie undeutlich und streckte sich. Amali schwieg und steckte das Band, das sie sorgfältig aufgerollt hatte, wieder ein. »Na?« Ida ließ nicht locker.

Amali zog eine Schnute. »Das geht dich eigentlich gar nichts an«, wies sie die Jüngere

zurecht. Dann stützte sie das runde Kinn in die Hand und starrte auf den Fluss hinaus. »Vater wäre nie damit einverstanden, dass ich einen Mann heirate, der weder Land noch einen Titel besitzt.« Sie seufzte. »Eigentlich schade, ich finde ihn nämlich ganz süß ...«

Ida betrachtete sie interessiert. »Er ist jedenfalls ganz schön hinter dir her. Ihm fallen jedes Mal fast die Augen aus dem Kopf, wenn er dich sieht.«

Amali errötete wieder. »Ja?« Sie gab sich uninteressiert. »Mag sein. Ich habe nicht darauf geachtet.«

Ida grinste und hob spöttisch die Brauen. Aber ihr spitzer Kommentar blieb der Älteren erspart, denn mit einem erschreckten Grunzen erwachte nun ihr Bruder aus seinem Schlummer. Er rieb sich die Augen und reckte sich ächzend. Dann hob er das Buch auf, das von seiner Brust gerutscht war, und klappte es energisch zu. »Ich muss zum Unterricht, ich bin sicher schon wieder zu spät dran«, schimpfte er. »Warum habt ihr mich nicht geweckt?«

Die beiden Mädchen störten sich nicht an seinem Unmut. Sie sahen ihm nach, wie er über die Wiese rannte, und ließen sich dann wieder ins Gras sinken. »Tante Ysabet sucht uns bestimmt auch schon«, murmelte Amali schläfrig. »Sollten wir nicht ebenfalls zurückgehen?«

Ida brummte nur: »Sie schimpft ohnedies. Also können wir auch genauso gut noch hier bleiben«, und schloss die Augen.

Simon, der Lord-Kämpfe von Sendra, absolvierte trotz der spätsommerlichen Schwüle sein Kampftraining auf dem sonnenglühenden Hof. Das Wasser lief ihm in Strömen über das Gesicht und die nur mit einem ärmellosen Leinenkoller bekleideten Schultern. Er beendete eine Übungsfolge und verschnaufte einen Moment im Schatten der Buche.

»Warum tust du das eigentlich, Simon?«, fragte Ida, die im Schatten unter dem Baum hockte und ihm interessiert zugehört hatte. »Ich verstehe, dass Albi regelmäßig seine Übungen machen muss, damit er sich nicht irgendwann im Kampf den eigenen Fuß abhackt. Aber du bist doch kein Lehrling mehr.«

Simon wischte sich den Schweiß von Gesicht und Armen. Er ließ sich neben Ida ins Gras fallen und langte nach dem Krug mit kühlem Wasser, der neben ihren langen Beinen stand. »Ich bin ein Ritter des Ordens vom Herzen der Welt«, sagte er seltsam steif. »Unser Kodex schreibt uns vor, unseren Körper und unseren Geist geschmeidig zu halten und regelmäßig die Übungen zu absolvieren, die unser Hochmeister uns durchzuführen auferlegt hat.«

Ida schüttelte ungeduldig den Kopf. »Du kümmerst dich doch sonst wenig um die Regeln.«

Simons Augenbrauen schossen in die Höhe, und er sah das halbwüchsige Mädchen verdutzt an. »Wie meinst du das?«, fragte er vorsichtig und kratzte sich verlegen die breite Brust.

»Du hast Albin alles über den Kodex deines Ordens beigebracht, alles über Ehre und Keuschheit und Zucht und was sonst noch dazugehört, ein Ritter zu sein. Aber ich habe bisher nicht bemerkt, dass du selbst dich allzu streng daran hältst – finde ich auch ganz in Ordnung«, fügte sie schnell hinzu, als sie die sich verfinsternde Miene des jungen Mannes wahrnahm. »Ich glaube nicht, dass ein normaler Mensch das alles ständig einhalten kann,

ehrlich.«

Simon nahm einen großen Zug aus dem Wasserkrug, um seine Verlegenheit zu verbergen, und wischte sich dann mit einem angefeuchteten Tuch über den sonnenverbrannten Nacken. Ida entließ ihn nicht aus ihrem scharfen Blick. Ihre Augen waren im grüngesprenkelten Schatten der Buche von einem leuchtenden Goldton.

»Du hast Recht«, gab er schließlich zu. Er verzog die Lippen. Ida betrachtete fasziniert und ein wenig erschrocken, wie diese Regung seines fein geschwungenen Mundes seinem asketischen Gesicht einen heftigen und zügellosen Ausdruck verlieh. »Das Training ist mir wichtig.« Sein Gesicht hatte sich wieder geglättet, und der unzufriedene, beinahe gierige Blick war verschwunden. Er sah sie mit einem Zwinkern an, und sie lächelte zurück. Simon lehnte sich an den glatten Baumstamm und faltete die großen Hände vor den Knien.

»Siehst du, Prinzessin, ich bin nicht der Sohn eines Lords, so wie dein Bruder. Mein Vater war ein Schmied unten in Korlebek.« Er lächelte versonnen und blickte in die Baumkrone. »Er war ein guter Schmied, bestimmt der beste in der ganzen Gemeinde. Aber ich wollte immer etwas – nun ja – etwas mehr sein als ein Schmied oder ein Bauer oder ein Wirt. Ich habe schon als Junge davon geträumt, ein Ritter zu werden und tapfere, ruhmreiche Taten zu vollbringen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie stolz ich darauf war, als der Orden mich aufnahm und ausbildete.« Ida sah ihn reglos an. Er schien vergessen zu haben, dass sie ihm lauschte, und zu sich selbst zu sprechen. Sie wartete darauf, dass er fortfuhr, und als er es tat, wandte er sich wieder an sie. Er grinste sie an und langte nach seinem schmucklosen Schwert, das er an den Baumstamm gelehnt hatte.

»Aber der eigentliche Grund dafür, dass ich meine Übungen nicht vernachlässige, ist ein anderer.« Er stand auf und blickte aus seiner imposanten Höhe auf sie herab. Sie hob fragend das Gesicht, und er grinste noch breiter. »Mein Vater«, erklärte er und schwang spielerisch die Waffe durch die Luft. »Er war, kurz bevor er starb, so fettleibig, dass er nicht mehr ohne fremde Hilfe vom Bett aufstehen konnte. Ich habe schlicht und einfach Angst, dass ich genauso in die Breite gehe, wenn ich jemals mit meinem Training aufhören sollte.« Lachend wandte er sich ab und kehrte zu seinen Übungen zurück. Ida gluckste und setzte sich bequemer hin, um ihm weiter dabei zuzusehen..

Der Herbst hatte begonnen die Bäume zu entkleiden. Ein ungestümer, kalter Wind wirbelte das trockene Laub über den großen Hof von Sendra, als Ylenia, die älteste Schwester des Lords, angereist kam, um ihre Nichten und ihren Neffen kennen zu lernen. Joris empfing sie mit gemischten Gefühlen. Die Geschwister hatten sich seit Jahren nicht gesehen, weil Ylenia ihr Ordenshaus im Norden des Reiches, am Fuße der Ewigkeitsberge, nur selten verließ.

»Warum kommt sie jetzt auf einmal auf die Idee, uns zu besuchen?«, hatte er sich bei Ysabet beklagt, die sich ganz unverhohlen darauf freute, ihre Schwester endlich einmal wieder zu sehen. »Am Ende will sie noch den Winter über hier bleiben! Sie macht doch nicht nach all den Jahren plötzlich eine Vergnügungsreise, noch dazu in dieser Jahreszeit. Irgendetwas bezweckt sie doch damit!«

»Gib Ruhe, Joris«, lächelte Ysabet und glättete ihre Schürze mit den roten Händen. »Du hast dich nie gut mit ihr verstanden, das weiß ich wohl. Aber du kannst ihr kaum verwehren, die Kinder ihres Bruders endlich einmal zu sehen. Vor allem, weil sie bisher noch nicht geprüft wurden ...« Sie verschluckte, was sie weiter hatte sagen wollen, und sah besorgt, wie das raue Gesicht ihres Bruders sich zornig rötete.

»Sie wird meinen Kindern keine Flausen in den Kopf setzen. Albuin macht mir jetzt schon Probleme genug mit seiner Spinnerei. Wenn sie es wagt, ihn darin zu unterstützen, werfe ich sie hinaus – auch wenn draußen der Schnee meterhoch liegen sollte!«

Ysabet legte ihm besänftigend die Hand auf den massigen Arm. »Joris, ich bitte dich, sei vernünftig. Die Kinder sind längst in dem Alter, wo sie geprüft werden müssen. Gerade Ida ...«

Joris schnaubte und schüttelte ihre Hand ab. »Dummes Zeug, Aberglauben und Weibergeschwätz! Anida ist genauso wenig eine Hexe wie – wie – wie ich!«, schloss er triumphierend. »Und jetzt Schluss damit. Ich werde unsere Schwester schon nicht ungebührlich behandeln, wenn sie sich zu benehmen weiß.« Er ließ sich in den Lehnssessel am Kamin fallen und schlug die Fäuste auf die zerschlissenen Lehnen. »Geh, such mir den Jungen. Ich will ihm ins Gewissen reden, ehe seine Tante ihn in die Finger bekommt.«

Ylenia traf nur wenige Tage nach diesem wohl recht einseitig verlaufenen Gespräch zwischen Joris und seinem Sohn ein. Albuin hatte sich danach mürrisch und noch schweigsamer als sonst in seiner Kammer vergraben und sich sogar geweigert, zu den gemeinsamen Mahlzeiten in die Halle zu kommen. Der Lord, der gemeinhin wenig Geduld zeigte, wenn es darum ging, eines seiner Kinder aus dem Schmollwinkel herauszuholen, hatte seinem Kämpfen barsch befohlen, den Jungen zur Vernunft zu bringen, aber selbst das geduldige Zureden des jungen Ritters war von keinerlei Erfolg gekrönt gewesen.

»Lasst ihn doch einfach in Ruhe«, hatte sich altklug die Jüngste eingemischt. »Er regt sich schon wieder ab, spätestens, wenn Tante Ylenia da ist.«

Ida sollte mit ihrer Vorhersage Recht behalten. Als die Oberste Hexe des Weißen Ordens auf ihrem prachtvollen Grauschimmel und völlig ohne Gefolge in den Hof einritt, hing Albuin oben am Fenster und drückte sich die Nase platt. Die rundliche Ysabet kam

aus dem Haus gelaufen, ein dickes Wolltuch nachlässig um die Schultern geschlungen, und fiel ihrer Schwester um den Hals, kaum, dass diese von ihrer Stute gestiegen war. Ihr auf den Fersen folgten die beiden Mädchen und etwas später der brummig dreinblickende Hausherr. Ylenia küsste ihre Schwester herzlich auf die Wangen, reichte Joris mit einem Zwinkern die Hand und blickte dann lange und prüfend auf Anida und Amali. Ida starrte sie aus riesengroß aufgerissenen Augen fasziniert an, zum ersten Mal in ihrem Leben sprachlos.

Die Oberste Weiße Hexe bot einen wahrhaft imponierenden Anblick. Hoch gewachsen und schlank wie eine Gerte stand sie neben ihrem Bruder, den sie um Haupteslänge überragte, und musterte die Kinder aus tief liegenden topasfarbenen Augen. Die unordentlich geflochtene Haarmähne, die ihr altersloses Gesicht umrahmte, war dreifarbig wie das Haar ihrer jüngsten Nichte; aber wo Idas Haar rot, blond und schwarz war, war das ihrer Tante weiß, schwarz und von einem schimmernden Silberton, der in dem fahlen Licht des Herbsttages von innen zu leuchten schien. Endlich hatte sie ihre Inspektion beendet und streckte den beiden Mädchen mit einem Lächeln, das ihr Gesicht in unzählige Falten zerspringen ließ, beide Hände hin. Amali zierte sich, aber Ida griff ohne zu zögern zu und erwiderte den festen Druck der schmalen, kräftigen Hand.

»Du bist Amali, und du musst Anida sein«, sagte die Hexe freundlich mit einer Stimme, die wie eine ferne dunkle Glocke klang. Ida nickte, immer noch um Worte verlegen. Amali kicherte albern. Ylenia ließ die beiden los und wandte sich mit fragender Miene an ihren Bruder: »Wo ist der Junge?«

»Hier bin ich, Tante Ylenia«, erklang es mit einem atemlosen Kieksen dicht neben ihrer Schulter. Albuin stand da, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und warf seiner Familie einen finster herausfordernden Blick zu. »Wagt es nur, eine dumme Bemerkung zu machen«, schien er zu sagen. Ida grinste und verkniff sich jeden Kommentar, während Ylenia den Jungen genauso eingehend musterte wie zuvor ihre Nichten.

»Ich freue mich, euch kennen zu lernen«, sagte sie schließlich und drehte sich schwungvoll um, dass ihre helle, schlichte Tunika unter dem dunklen Wollumhang aufblitzte. »Komm, Bruder, lass uns hineingehen.« Sie legte Joris eine Hand auf den Arm und lächelte ihn liebevoll an, während sie ihn sanft auf die Tür zuschob. »Du bist schwer geworden, mein Guter. Ysabet, du gibst wohl nicht richtig auf ihn Acht.«

Der Protest der beiden Erwachsenen verklang, als sie das Haus betraten. Die Kinder blickten sich stumm und freudig erregt an. Dieser Besuch versprach wirklich interessant zu werden.

Ysabet hatte dafür gesorgt, dass zur Feier des Tages ein wahres Festmahl aufgefahren wurde. Die sich unter den feinsten Speisen biegender Tafel erweichte sogar des Hausherrn grimmige Miene, und so war der Abend der Ankunft Ylenias von seltener Harmonie, da noch nicht einmal die Kinder sich wie sonst zankten, sondern gebannt den Erwachsenen lauschten, die schmunzelnd alte Erinnerungen austauschten.

Ritter Simon saß schweigend am Ende der Tafel, hatte sich eine üppige Auswahl der erlesensten Bissen auf seinen Teller geladen und sprach eifrig und ohne im Mindesten der Mäßigung zu gedenken, die die Regeln seines Ordens ihm auferlegten, dem guten roten Wein zu. Sein ausdrucksloser Blick glitt immer wieder zu Lord Joris und seinen Schwestern

hinüber. Ida, die ihn zwischendurch einmal unauffällig beobachtete, sah einen winzigen gelben Funken des Neides unter seinen schweren Lidern glimmen.

»Ah, nun wundert es mich nicht, dass du derart füllig geworden bist, Bruder«, seufzte Ylenia nach geraumer Zeit und lächelte zu ihrer Schwester hinüber, die mit ihrem erhitzten Gesicht und den temperamentvoll blitzenden Augen um Jahre jünger und fröhlicher erschien, als die Kinder an ihrer gestrengen Tante Ysabet sonst gewohnt waren. »Du bist wirklich eine Gastgeberin, die den Hierarchen selbst bewirten könnte, Sabet. Ich habe wohl seit Jahren nicht mehr so gut gespeist.«

Ysabet errötete und freute sich wie ein junges Mädchen über das herzliche Lob. »Es ist schön, wenn jemand es endlich einmal zu schätzen weiß«, erwiderte sie mit einem vernichtenden Seitenblick auf ihre Familie. »Ich höre hier nur äußerst selten ein Lob, Ylen.« Joris und seine Kinder sanken etwas tiefer in die Sitze und blickten beschämt auf ihre Teller nieder. Es stimmte, die Kochkünste Ysabets wurden im Allgemeinen als selbstverständlich hingenommen, und es wurde eher noch daran herumgemäkelt, wenn einmal nicht das Lieblingsessen auf dem Tisch stand.

Ylenia erlöste sie aus ihrer peinlichen Lage. Sie schob ihren Sessel zurück und erhob sich zu ihrer imponierenden Länge. »Ich möchte mich jetzt zurückziehen, Joris. Es war ein langer Ritt, und ich muss noch meine Rituale durchführen. Morgen würde ich mich dann gerne mit den Kindern unterhalten.«

»Süßer Iovve ...«, wollte der massige Mann auffahren, aber ein gebieterischer Blick aus ihren Augen ließ ihn verstummen. »Gut, Ylenia, wie du wünschst«, sagte er lammfromm. »Fühle dich unter meinem Dach wie zu Hause.«

»Danke, Joris«, erwiderte die Hexe hoheitsvoll. Sie nickte den anderen freundlich zu und schritt zur Tür.

Die Geschwister versammelten sich weisungsgemäß am nächsten Vormittag vor der Tür zur Kammer ihrer Tante. Albuin klopfte mutig an, und dann harnten sie erwartungsvoll der Erlaubnis, eintreten zu dürfen.

Ylenia hatte sich den Lehnstuhl ans Fenster gezogen und saß darin, ein schweres Buch auf dem Schoß, und auf dem Tischchen neben ihr flackerte ein Talglicht neben einer großen kristallinen Schale, die mit einer klaren, ölig schimmernden Flüssigkeit gefüllt war. Die Mädchen knickten, und Albuin verbeugte sich mit allem höfischen Schliff, den Simon ihn gelehrt hatte. Ylenia ließ das Buch zuklappen und blickte die Geschwister an. Ida erwiderte die Musterung neugierig. Sie ließ ihre Blicke ungeniert über die hochgewachsene Gestalt ihrer Tante wandern. Die Hexe hatte ihre Reitkleidung gegen ein weich fallendes, helles Gewand getauscht, das in der Taille von einem kostbar bestickten silbernen Gürtel gehalten wurde. Die weiten Ärmel fielen über die schmalen Hände und ließen nur die obersten Glieder der langen Finger frei. An einer dünnen Silberkette um Ylenias Nacken baumelte ein kunstvoll verschlungenes, mit klaren Steinen und schimmernden Perlen besetztes Schmuckstück auf ihre Brust herab. Die Hexe bemerkte, wie Idas Blick voller Neugier über den Anhänger wanderte.

»Das ist wunderschön«, sagte Ida verlegen. »Ist das eine Arbeit der Grennach?«

Ylenia griff nach dem Schmuckstück und tastete über die kostbaren Steine, die in filigrane Windungen feinsten Silberdrahtes gefasst waren. »Richtig«, erwiderte sie mit

leiser Überraschung. »Das ist eine uralte Nachbildung eines der mächtigsten Gegenstände der Weißen Magie. Ich werde dir davon erzählen, wenn es dich interessiert. Aber zuerst sollten wir uns um die Angelegenheit kümmern, um derentwillen ich zu euch gekommen bin.«

Sie legte das Buch fort und winkte Amali zu sich, die zaudernd gehorchte. »Hab keine Angst, Kind. Es wird dir nichts geschehen, wenn du nur tust, was ich dir sage.« Die Stimme der Hexe war sanft und beruhigend. Amalis ängstliche Miene glättete sich unter den leisen Worten. »Setz dich her zu mir«, gebot Ylenia und wies auf den gepolsterten Schemel zu ihren Füßen. Sie legte mit einer liebevollen Geste eine Hand auf den Scheitel des jungen Mädchens und neigte sich zu ihr hinab. »Gib mir nun deine Hände, sei ohne Furcht«, hauchte sie. Amali sah in die Augen der Hexe und überließ ihre rundlichen Hände vertrauensvoll dem sanften Griff Ylenias. Beide saßen eine Weile regungslos da, dann seufzte die Frau leise. Ihr Blick, der so fern gewesen war wie die nächtlichen Sterne, kehrte zurück zum Gesicht des Mädchens. Sie lächelte Amali an und strich ihr sacht über die runde Wange.

»Du hast die Kräfte der Erde«, sagte sie freundlich. »Sie sind zwar nur schwach, aber du wirst immer eine glückliche Hand mit allem haben, was wächst und blüht. Und wenn du dich von einer Heilerin unterrichten lässt, wirst du vielleicht auch darin Geschick erlangen. Freue dich, Kind, das sind nützliche Fähigkeiten für die Ehefrau eines Lords und die Herrin über sein Gesinde.« Amali errötete vor Freude und begann, ihrer Tante zu danken. Ylenia schüttelte leise tadelnd den Kopf. »Danke nicht mir, ich habe dir diese Kräfte nicht gegeben. Nutze sie gut, denn damit dankst du den Schöpfern.«

Sie wandte sich Albuin zu, der mit weit aufgerissenen Augen den Vorgang beobachtet hatte und nun versuchte, sich einen unbeteiligten Anschein zu geben. »Du weißt etwas mehr über Magie als deine Schwester, nicht wahr?« Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern hielt ihm gleich auffordernd ihre Hände entgegen. Albuin kniete auf dem Schemel nieder und senkte den Kopf. »Sieh mich an, Junge«, befahl Ylenia scharf. Er riss den Kopf hoch, und sie fing seinen Blick ein. Seine Augenlider flatterten. Er versuchte, ihr auszuweichen, aber das bernsteinfarbene Aufblitzen in ihren Augen ließ seinen Widerstand erlahmen. Sein Gesicht erschlaffte, und er sah mit einem Mal geradezu dümmlich drein.

»Ah, ja«, flüsterte Ylenia nach einer langen Weile. »Das ist bedauerlich.« Sie ließ seine Hände los, um sich über die Augen zu fahren. »Wer ist dein Lehrer?«, fragte sie tonlos.

Albuins Gesicht wurde ausdruckslos. »Ritter Simon«, erwiderte er.

Ylenia hob das Kinn und schoss unter halb gesenkten Lidern einen funkelnden Blick auf ihn. »Unterschätze mich nicht, junger Dachs. Deine Kräfte sind den meinen bei weitem nicht gewachsen und werden es wahrscheinlich niemals sein. Du hast den falschen Weg eingeschlagen.« Ihre vorher so sanfte Stimme klang nun hart und kalt. »Antworte! Wer ist dein Lehrer?«

»Magister Ugo«, flüsterte der Junge. In seinen hellen Augen blitzte hilfloser Zorn. Seine Lippen pressten sich hart zusammen, und er wandte sich ab. Ylenias Hand schoss vor und packte seine Schulter.

»Ich habe dir nicht erlaubt zu gehen. Welchem Orden gehört der Magister an? Sprich!«

Albuins Augen waren voller Hass, als sie seine Lippen und seine Zunge zwang, sich gegen seinen Willen zu bewegen. »Er gehört zur Grauen Bruderschaft«, stöhnte er und riss sich heftig los. »Er besitzt mehr Macht als jeder andere Magier auf der Welt, und ich bin stolz darauf, sein Schüler zu sein!« Schluchzend stürmte er hinaus.

Ylenia verbarg das Gesicht in den Händen. Die beiden Mädchen, die das Geschehen schreckerstarrt beobachtet hatten, klammerten sich ängstlich aneinander. Ylenia ließ ihre Hände matt in den Schoß sinken. »Ihr müsst mich entschuldigen. Es ist sonst nicht meine Art, mich so unbeherrscht zu verhalten. Aber es trifft mich sehr hart, eines der Kinder meines Bruders derart an einen anderen Orden zu verlieren – noch dazu an die Grauen ...« Sie verstummte und starrte blicklos aus dem Fenster. »Ich hatte so sehr gehofft ...« Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. »Dumme alte Frau«, schalt sie sich und lächelte Ida zu. »Komm her zu mir, meine Kleine. Du erinnerst mich so sehr an mich, wie ich in deinem Alter war. Gib mir deine Hände, Liebes.«

Ida näherte sich angstvoll und ließ sich auf dem Schemel zu Füßen der Hexe nieder. Ylenia blickte an ihr vorbei und nickte Amali zu. »Geh du ruhig, Kind, du musst nicht hier warten. Ich will mich noch etwas mit deiner Schwester unterhalten, wenn ich sie geprüft habe.« Amali knickte wieder und verließ sichtlich erleichtert das Gemach.

»Warum ängstigst du dich, Anida?«, fragte Ylenia behutsam. »Ist es, weil ich deinen Bruder so unsanft behandelt habe? Das tut mir leid, bitte glaube mir. Er hat mir starken Widerstand entgegengesetzt, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Sei du nur ohne Furcht, ich werde dir ganz sicher nicht wehtun.« Ihre Augen funkelten vor Freude. »Wenn ich dich ansehe, brauche ich kaum besondere Fähigkeiten, um dich zu prüfen. Es ist wohl genauso, wie ich es mir zu erhoffen gewagt hatte.« Sie erklärte ihre Worte nicht, sondern hielt Ida nur mit einem aufmunternden Lächeln die Hände hin.

Ida legte gehorsam ihre zitternden Finger in die kühlen Hände ihrer Tante. Sie schlossen sich behutsam über den kleineren Händen des Mädchens. Ida hob mutig die Augen, um Ylenias Blick zu begegnen. Die Pupillen der Hexe waren groß und schwarz und schienen die Welt zu umfassen. Tante und Nichte verharrten eine unmessbare Zeit reglos, Hände und Blicke ineinander verschränkt. Dann ließ ein tiefer Atemzug den schlanken Körper Ylenias erbeben. Sie blinzelte langsam. Tiefe Verwirrung malte sich in ihre Züge. Sie löste ihren Griff um Idas Hände und legte einen Zeigefinger auf die Stelle zwischen den Brauen des Mädchens. So verharrte sie einige Atemzüge lang, ehe sie die Hand sinken ließ und ihre Augen schloss. Ida wagte nicht, sich zu rühren, und wartete still darauf, dass ihre Tante ihr Verhalten erklären möge.

»Ich verstehe das nicht«, murmelte Ylenia. Sie öffnete die Augen, aus denen jede Freude verschwunden war, und blickte auf Ida wie auf ein seltsames, kleines Tier, das ihr eine Liebkosung mit Bissen vergolten hatte.

»Was verstehst du nicht, Tante?«, wagte Ida zu fragen. Ylenia schüttelte abwehrend den Kopf und griff nach der Kristallschale, die auf dem Tisch stand. Sie hielt sie Ida hin, die automatisch danach griff, und gebot ihr, hineinzublicken. Ida folgte und senkte den Kopf über die schwere Schale. Die ölige, vielfarbige Flüssigkeit darin spiegelte verzerrt ihr Gesicht wider. Das Spiegelbild schien sich auf seltsame Weise ständig zu verändern.

»Halte nicht fest«, wisperte Ylenias Stimme in ihr Ohr. »Lass deine Gedanken treiben,

egal, was du erblickst. Denk immer daran: Dir kann nichts geschehen.«

Ida starrte in die Schale und sah ihr Gesicht und das ihrer Tante nebeneinander. Beide schienen gegenläufig älter und jünger zu werden. Fasziniert beobachtete Ida, wie ihr eigenes mageres Gesicht zu dem einer ernsten jungen Frau wurde, während das ihrer Tante sich glättete und verjüngte, und wie sie und Ylenia sich schließlich glichen wie Zwillingsschwestern. Beide sahen sie ernst und eindringlich an, beinahe so, als wollten sie ihr eine stumme Botschaft übermitteln. Eine von ihnen hob ihre Hand. Ida erblickte einen schmalen Ring an ihrem Finger, der in einem seltsamen, fahlen Licht schimmerte. Die Lippen ihres Ebenbildes bewegten sich, und Ida beugte sich tiefer über die Schale, um die Worte zu verstehen. »... Ringe ...«, wisperte eine Stimme, und dann glaubte sie, laut und deutlich das Wort »Herz« zu vernehmen. Die Flüssigkeit begann träge Wellen zu werfen. Das Bild darin verzerrte sich und wurde schließlich völlig unkenntlich. Ida blinzelte und wollte ihre brennenden Augen von dem Übelkeit erregenden Wabern und Schwappen in der Schale abwenden, aber sie bemerkte voller Schrecken, dass sie vollkommen unfähig war, auch nur ein Glied zu rühren. Sie spürte entfernt den harten Griff Ylenias auf ihrer Schulter und hörte sie mit scharfer Stimme etwas rufen, aber es war, als würde diese Schulter jemand anderem gehören und sie selbst aus weiter Entfernung nur sehen, wie eine Hand sie drückte. Die seltsame Flüssigkeit wirbelte immer schneller herum und öffnete sich wie ein Trichter, um Ida einzusaugen. Sie fiel mit einem lautlosen Schrei und tauchte kopfüber hinein in das wirbelnde, lautlos brausende, ölige Meer.

Es riss sie heftig herum, benahm ihr Atem und Orientierung und ließ sie sich vor Übelkeit krümmen. Sie wollte sich erbrechen, aber ihr Körper, wiewohl in dem allumfassenden Strudel gefangen, schien immer noch nicht wirklich zu ihr zu gehören.

»Hilf mir«, schrie sie lautlos. »Tante Ylenia, hilf mir!« Der Wirbel wurde immer schneller, riss sie erbarmungslos mit sich. Es war tintenschwarz um sie herum, nur ein seltsamer, widerlich fäulnishaft aufglimmender Schimmer schien am Rande ihres Blickfeldes zu erscheinen und wieder zu verschwinden. Dann erlosch auch diese Erscheinung, und sie fiel eine Ewigkeit lang in lichtloser Schwärze tiefer und tiefer, wirbelnd und taumelnd, gezerrt von den unbarmherzigen Wellen, bis ein schmerzhaft harter Aufprall ihr alle Luft aus den Lungen presste und sie gnädigerweise ohnmächtig werden ließ.

Als sie aus der Bewusstlosigkeit erwachte, lag ihr schmerzender Kopf im Schoß einer Frau. Eine sanfte Hand strich über ihre Stirn. Ihr war sterbensübel, und sobald sie versuchte, den Kopf zu heben, begann sich das Zimmer um sie zu drehen. Sie stöhnte auf und sank wieder zurück. Kräftige Hände hoben sie behutsam auf und trugen sie auf ein weiches Lager. Ida öffnete die Augen einen Spalt breit und sah die zerbrochene Kristallschale, deren Scherben in einer ölig schwarzen Lache auf dem Boden schwammen.

Sie wollte etwas fragen, aber als sie den Mund öffnete, würgte sie wieder die vorherige Übelkeit. Sie übergab sich heftig und schmerzhaft, bis nur noch die bittere Galle kam. Ihre Tante wischte ihr das Gesicht mit einem feuchten Tuch und gab ihr zu trinken. Das Wasser schmeckte ebenfalls so bitter, dass es ihr alle Eingeweide zusammenzog, aber danach verflog das grässliche Unwohlsein.

»Mein armes Kind«, sagte Ylenia beinahe hilflos. »Ich verstehe nicht, wie das

geschehen konnte. Kannst du mir verzeihen?« Sie streichelte über Idas Hand, die schlaff auf dem Laken ruhte. Ida wandte den Kopf, der inzwischen auf die doppelte Größe angeschwollen zu sein schien, und richtete mühsam ihren verschwimmenden Blick auf die Hexe.

»Wieso ...« Sie bemühte sich, ihre wie kleine Fische nach allen Seiten davonschießenden Gedanken auf eine Frage zu konzentrieren. »Was ... was ist geschehen?«

Ylenia rieb über Idas kalte Finger und schwieg. »Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich beschämt. »Man sagt von mir, ich sei eine der mächtigsten Hexen dieser Zeit, aber dennoch weiß ich nicht, warum das passiert ist. Du gibst mir das größte Rätsel auf, das mir je ein lebendes oder totes Wesen aufgegeben hat.« Sie versuchte ein Lächeln, und Ida blinzelte erschöpft zur Antwort. »Schlaf jetzt, Kind«, sagte Ylenia und legte ihre kühle Hand über Idas Augen. »Schlaf dich gesund.«

Idas Schlummer war tief und traumlos, und sie erwachte zuerst ohne Erinnerung an das, was geschehen war. Sie blinzelte verwirrt in das morgendliche Licht, das eine blasse Herbstsonne durch das Fenster schickte, und fragte sich, wieso sie nicht in ihrem eigenen Bett lag. Sie wollte sich aufrichten, als ihr Name an ihr Ohr klang, im Tonfall äußerster Erregung von ihrem Vater ausgesprochen. Eilig schloss sie wieder die Augen und spitzte die Ohren, um zu erkunden, worum es in dem Streitgespräch ging, das sich offensichtlich mit ihr beschäftigte.

Joris' aufgebrachte Stimme näherte sich der Zimmertür, hin und wieder unterbrochen von einer leiseren, beruhigend klingenden Frauenstimme. Die Tür öffnete sich, und der Lord dämpfte sein polterndes Organ, als er seine scheinbar fest schlafende Tochter erblickte. Er näherte sich auf leisen Sohlen dem Bett und ließ sich auf seine Kante sinken. Ida spürte die sachte Berührung seiner großen Hand und bemühte sich, weiter ruhig und tief zu atmen.

»Ylenia, wie konntest du nur?« Die tiefe Stimme des Lords war brüchig, wie Ida sie noch nie zuvor gehört hatte. »Was hast du meiner Kleinen angetan?«

»Bitte, Joris, mach dich nicht lächerlich«, erwiderte die Hexe leise und scharf. »Wie du siehst, ist ihr nichts geschehen. Ich habe ihren Schlaf überwacht, um sicherzugehen, dass nichts Böses zurückgeblieben ist, und sie hat die ganze Nacht selig geschlafen wie ein Säugling. Sie wird sich wahrscheinlich noch nicht einmal erinnern, was gestern passiert ist.«

»Und was ist gestern passiert?« Die Stimme des Mannes klang jetzt genauso leise und scharf wie die seiner Schwester. Er erhob sich von der Bettkante. Ida hörte, wie seine schweren Schritte das Zimmer durchquerten. Als sie es wagte, unter ihren Lidern herzublinzeln, sah sie ihn neben Ylenia am Fenster stehen. Die Hexe stand vor den Scherben der Kristallschale, die auf einem dunklen Tuch auf dem Tisch lagen und in der blassen Sonne funkelten, und blickte reglos darauf nieder. Ida schauderte unwillkürlich, als nach und nach die Erinnerung an ihr gestriges Erlebnis zurückkehrte.

»Ich habe deine Kinder der Prüfung unterzogen, wie es meine Aufgabe ist«, begann Ylenia ruhig. »Deine Älteste hat nur geringe magische Fähigkeiten, jede einfache Dorfhexe hat mehr davon aufzuweisen.«

Joris brummte zufrieden. »Aber dein Sohn ...«, fuhr Ylenia fort. Joris hatte wohl eine heftige Bewegung gemacht, denn sie setzte eilig hinzu: »Reg dich nicht gleich wieder auf, Bruder. Was hast du erwartet? Albuin hat starke, noch unentwickelte Kräfte, und er hat sich offensichtlich damit in die Hände eines Grauen Magiers gegeben. Das ist keine Entwicklung, die ich begrüße, aber ich kann es nicht mehr ändern. Dein Sohn ist schon zu weit in die Graue Kunst eingedrungen, als dass ich ihn noch für den Weißen Orden gewinnen könnte.«

»Das fehlte auch noch!«, knurrte der Lord wütend. »Mein Erbe wird kein verfluchter Hexenmeister sein, wenn ich es irgendwie verhindern kann!«

Ylenia schwieg eine Weile nach diesen Worten. »Ich denke nicht, dass du es verhindern könntest, Bruder«, sagte sie schließlich müde. »Das liegt nicht mehr in unserer Macht, es ist ausschließlich eine Entscheidung Albuins. Wie alt ist er? Fünfzehn? Ich habe den Fehler begangen, zu lange mit meiner Reise zu euch zu warten, Joris. Albuin hätte sicher der Schüler werden können, auf den ich schon so lange hoffe. Aber ich wollte mir ersparen, die weite Reise zwei Mal machen zu müssen, und weil ich absolut sicher war, dass Anida diejenige sein würde, die deine vollen Kräfte geerbt hat, habe ich mich nur darauf konzentriert, wann sie im rechten Alter ist, geprüft zu werden. Ich wollte sie sofort mit mir nehmen ...«

»Meine Kräfte!« Es klang wie ein Fluch. »Fängst du wieder damit an, Hexe? Ich bin keiner von euch, ich war es nie, und ich werde es sicherlich nicht zulassen, dass eines meiner Kinder zu dieser Iovveverfluchten Hexerei verführt wird. Wie oft haben wir uns schon darüber gestritten?«

»Ach, Jor, du alter Dickkopf«, seufzte Ylenia liebevoll. Ein langes Schweigen folgte. Ida riskierte wieder einen Blick und sah voller Erstaunen, dass die beiden Geschwister einträchtig in der tiefen Fensternische saßen. Ylenia hatte den Kopf ihres Bruders an ihre Schulter gezogen und streichelte zärtlich über sein ergrauendes Haar. Joris' massige Schultern bebten wie im Krampf. Ida erkannte voller Unglauben, dass ihr grober, bärbeißiger, dickfelliger Vater weinte wie ein kleines Kind.

»Joris, warum sträubst du dich nur derart dagegen? Du weißt genau, dass deine magischen Fähigkeiten den meinen wahrscheinlich noch überlegen wären, wenn du sie nur hättest ausbilden lassen. Du wolltest dein Erbe nie annehmen. Aber du hast es an deine Kinder weitergegeben – zumindest ...«

»Was ist nun mit Ida?« Joris klang heiser und angestrengt.

»Sie scheint auch nicht den winzigsten Keim einer magischen Befähigung in sich zu tragen«, erwiderte Ylenia. »Das ist mir vollkommen unverständlich. Sie hat mit ihrem Haar und ihren Augen alle Anzeichen einer machtvollen Begabung, und da sie deine Tochter ist, müsste sie zumindest einen Schatten deiner Kräfte in sich tragen, so wie es auch Amali tut. Aber da ist nichts, absolut nichts. Ich kann es mir nicht erklären, außer ...«

»Außer?«, fragte Joris beinahe drohend.

»Ich habe sie die Schale befragen lassen. Ich wollte sehen, wieso die Weissagung mich derart täuschen konnte.«

»Die Weissagung«, stöhnte Joris. »Nicht auch noch dieser faule Zauber, Ylen, ich bitte

dich! Mutter war damals schon lange nicht mehr bei klarem Verstand, das weißt du doch!«

»Sie mag dem Wahnsinn nahe gewesen sein, bevor sie verschwand, das ist wohl richtig«, erwiderte Ylenia heftig. »Aber dennoch waren ihre Deutungen der Prophezeiungen, so dunkel und unklar sie auf den ersten Blick auch erscheinen mochten, doch immer wieder mehr als zutreffend. Sie hat gesagt, dass eines deiner Kinder die mächtigste und weiseste Hexe sein würde, die unsere Welt jemals gesehen hat, und dass ihre Kräfte in dunkler Zeit dazu beitragen werden, das Herz der Welt zu erhellen und uns aus Not und Nacht zu führen. Verstehst du, was das für uns alle bedeutet, Bruder?«

Joris schnaubte ungläubig. Ida wagte kaum, sich zu rühren. Was sie hier zu hören bekam, erschütterte alles, was sie sicher zu wissen geglaubt hatte. Ihr nüchterner, rechtschaffener Vater hätte ein mächtiger Hexer sein können, wenn er es nur gewollt hätte, und Albuin, ihr eigener Bruder, würde die Welt retten, denn dass nur er es sein konnte, von dem die Prophezeiung sprach, war doch so deutlich wie das Laken vor ihren Augen!

»Albuin ist für meinen Weg verloren«, sagte Ylenia gerade. »Ich traue dem Grauen Orden nicht. Sie gehen zu leichtfertig um mit den Gaben, die die Schöpfer uns verliehen haben.« Sie seufzte. »Aber wenn er es denn sein soll, der das Herz der Welt wieder findet – gut, dann soll es so sein.«

»Was ist nun mit Ida?«, beharrte der hartnäckige Joris. »Was ist gestern geschehen?« »Sie ist in die Schale gezogen worden. Irgendetwas hat versucht, sie in eine andere Ebene unserer Realität zu entführen. Eine der Welten neben unserer Welt, wenn du es so willst. Ich erkenne nicht, wie das geschehen konnte. Ida müsste dafür eigentlich zuerst eine Verbindung hergestellt haben zu dieser anderen Welt, oder etwas von ihr hätte zuvor dorthin gebracht werden müssen, damit sie davon angezogen wird. Ich habe nie zuvor erlebt, dass ein magieblindes Geschöpf einen solchen Vorgang anregen konnte.«

Ida hatte genug. Wenn sie sich noch mehr davon anhören musste, würde sie wahrscheinlich für den Rest ihres Lebens keinen ruhigen Schlaf mehr finden. Sie gähnte lautstark und rekelte sich. Die beiden Erwachsenen unterbrachen sofort ihr Gespräch und eilten an das Bett. Zwei besorgte Gesichter beugten sich über sie.

»Wie geht es dir, meine Kleine?«, fragte Joris zärtlich und streichelte ganz gegen seine Gewohnheit über Idas Wange. Ida starrte ihn an wie einen Fremden. Joris' breites Gesicht verzog sich besorgt, und er griff nach ihren Händen. »Kleines, erkennst du mich denn nicht?«, fragte er angstvoll.

Ida musste lachen. »Aber Vater, wieso sollte ich dich nicht erkennen?«

Er atmete erleichtert auf. »Geht es dir gut, Ida?«

Sie setzte sich auf und gähnte herzhaft. »Es geht mir wunderbar. Aber warum bin ich nicht in meinem Zimmer?«

»Erinnerst du dich an gestern?«, mischte sich Ylenia ein, die schweigend neben dem Bett gestanden hatte. Ihre tief liegenden Augen bohrten sich in Idas, und das Mädchen überkam das unangenehme Gefühl, dass ihre Tante genau wusste, dass sie gelauscht hatte.

»Verschwommen«, gab sie widerstrebend zu. »Ich könnte darauf verzichten, Tante

Ylenia. Erklärst du mir, was war?»

Die große Hexe nickte unbehaglich. »Aber zuerst solltest du frühstücken, Kind, du musst hungrig sein.« Ida wollte verneinen, aber ihr Magen begann wie auf sein Stichwort heftig zu knurren. Sie erkannte überrascht, dass sie tatsächlich einen Bärenhunger hatte. »Komm zu mir, wenn du gegessen hast, Anida. Ich werde mich bis dahin ein wenig hinlegen, ich bin etwas müde.«

Ida blickte in das faltendurchgezogene Antlitz ihrer Tante und erinnerte sich an ihre Worte, dass sie die ganze Nacht über sie gewacht hatte. Ylenia sah wirklich erschöpft aus.

»Ich komme später«, sagte sie entschieden. »Du schläfst dich erst einmal aus, Tante.« Schwester und Bruder wechselten einen kurzen Blick. Ida sah die stille Erheiterung in ihren Augen darüber, dass das junge Mädchen in einem so bestimmten Ton zu ihr gesprochen hatte.

»Gut, Anida, ich werde tun, was du sagst«, gab Ylenia lächelnd nach. »Aber heute Nachmittag möchte ich dich dann sehen.« Sie schob Vater und Tochter zur Tür hinaus und legte noch einmal kurz ihren Handrücken an Joris' Wange. Er blickte seine Schwester stumm und verständnisvoll an und nickte wortlos. Ida blickte zwischen beiden hin und her und wünschte sich zum ersten Mal in ihrem Leben, mehr über die Familie ihres Vaters zu wissen, als sie bisher darüber erfahren hatte. Vielleicht würde es sich als lohnend erweisen, sich in der nächsten Zeit von Tante Ysabet in den gehassten häuslichen Tugenden unterrichten zu lassen und sie dabei auszufragen.

Ida hatte genug Zeit, über das Gehörte nachzugrübeln und nach und nach auch die Erinnerungen an den vergangenen Tag wiederkehren zu sehen. Ylenia rief sie erst am späten Nachmittag zu sich, als es draußen bereits begann dämmrig zu werden und im Haus die Kerzen und Talglichter entzündet wurden. Ida trat leise in das Gemach ihrer Tante und sah sie wie am vorherigen Tag reglos in dem Lehnstuhl am Fenster sitzen. Das Licht der Lampe spiegelte sich mit dem stillen Gesicht der Weißen Hexe in der Scheibe. Sie erschien dem Mädchen wie eine in Stein gemeißelte Figur, mit Augen wie tiefe Teiche, in denen kein Funke das darin wohnende Leben anzeigte.

»Tante Ylenia?«, sprach Ida sie furchtsam an, als ein zaghaftes Räuspern keine Reaktion bewirkte. Das stille Gesicht wandte sich ihr zu, immer noch maskenhaft starr und kalt, und die Augen blickten fremd und aus weiter Ferne auf das Mädchen nieder. Dann belebte sich die Miene der Hexe. Ein Lächeln kräuselte ihren schönen Mund.

»Anida«, sagte sie warm und hielt Ida ihre Hände hin. Ida ergriff sie und erwiderte den herzlichen Druck. Sie ließ sich von Ylenia auf den Schemel zu ihren Füßen niederziehen und lehnte sich vertrauensvoll an ihre Knie. Sie blickte zu ihrer Tante auf und wartete auf die Erlaubnis, ihr all ihre Fragen stellen zu dürfen.

Ylenia verbarg ihre Hände in den weiten Ärmeln ihres Gewandes und neigte grübelnd den Kopf. Aus ihrem unordentlich aufgesteckten Haar hatten sich einige schwarze und weiße Strähnen gelöst und hingen ihr nun in weichen Kringeln in die Stirn.

Ida durchforschte ihr Gesicht wie eine fremde Landschaft, ihre Augen wanderten geruhsam über die hohen Wangenknochen, die dunklen, strengen Brauen über den Augen, die im weichen Schein des Talglichtes von einem intensiven Bernsteinton waren,

die schmale Nase hinab zu dem breiten, schön geschwungenen Mund mit den vollen Lippen und über das willensstarke Kinn. Sie erkannte beinahe verwundert, dass ihre Tante eine schöne Frau war. Nicht im höfischen Sinne – diesem Ideal entsprach weit eher ihre Schwester Amali mit ihrem weichen, runden Gesicht und den großen naiven Augen –, sondern in einem anderen, weit umfassenderen Sinne. Ida hatte noch nie zuvor darüber nachgedacht, was Schönheit eigentlich bedeutete, und vor allem, wer wohl bestimmen mochte, was als schön zu gelten hatte. Sie nahm sich vor, sich damit einmal gründlicher zu befassen.

Die Augen ihrer Tante ruhten mit stiller Erheiterung auf ihr, und Ida errötete leicht. »Und, glaubst du, dass du mich wieder erkennen wirst, wenn wir uns morgen beim Frühstück sehen?«, neckte Ylenia sie. Ida wurde noch etwas roter im Gesicht. Ylenia streichelte ihre Wange und umfasste dann wie Halt suchend das Schmuckstück auf ihrer Brust. »Was hast du heute Morgen alles mitgehört?«, fragte sie nüchtern und ohne Vorwurf.

Ida biss sich auf die Lippe und schlug die Augen nieder. »Alles, glaube ich«, murmelte sie beschämt.

»Gut, das erspart es mir, es noch einmal durchkauen zu müssen. Anida, ich wollte nicht, dass dir etwas Derartiges widerfährt, wie du gestern durch meine Schuld erdulden musstest. Ich hoffe, du verzeihst mir.« Ylenias Augen richteten sich mit großer Eindringlichkeit auf das Gesicht ihrer Nichte. Sie umklammerte das Schmuckstück auf ihrer Brust noch etwas fester. Ida nickte befangen. »Was hast du erlebt, kannst du es mir beschreiben?« Ida starrte auf die schlanken Finger ihrer Tante, die unruhig den verschlungenen Linien des Silberdrahtes folgten, und berichtete stockend, woran sie sich erinnerte. Ylenia hörte schweigend zu und nickte, als Ida die Erscheinung der beiden Gesichter beschrieb.

»Das habe ich auch gesehen«, bestätigte sie. »Aber kurz darauf habe ich den Kontakt mit deinem Geist verloren. Was geschah dann?« Ida runzelte die Stirn vor Konzentration und bemühte sich, ihrer Tante den quälenden Fall durch den schwarzen Strudel zu beschreiben.

»... dann gab es einen Knall, und ich wurde hier im Zimmer wieder wach«, endete sie und sah Ylenia um Erklärung bittend an.

»Ich habe die Schale zerstört«, sagte Ylenia mit einem Zucken ihrer Lippen. »Ein geringer Preis, wenn ich bedenke, dass ich dich sonst hätte verlieren können. Du wärest möglicherweise ganz herübergezogen worden, Kind, und ich weiß nicht, ob ich dich hätte zurückholen können.«

Ida zog die dunklen Brauen zusammen, was ihrem mageren Gesicht den finsternen, störrischen Zug verlieh, den ihre Tante Ysabet so sehr hasste. »Wo wäre ich hingelangt?«, fragte sie fasziniert. »In ein fremdes Land, weit fort von hier?«

Ylenia seufzte und löste ihre Finger von dem Schmuckstück. Die Perlen schimmerten sanft im Licht der Talglampe, und die geschliffenen Steine warfen kleine, blitzende Reflexe auf Idas emporgewandtes Gesicht.

»Nein, sicher nicht«, antwortete sie widerwillig. »Kind, das ist eigentlich nichts, worüber ich mit Nichteingeweihten sprechen darf. Du hast keinerlei magische Begabung, Liebes.

Ich wollte dich nach diesem Winter mit mir nehmen, um dich auszubilden. Ich hatte sogar gehofft, du wärest befähigt, einmal meine Nachfolgerin zu werden.« Sie lächelte matt. »Nun, ich werde weiter warten müssen. Es ist nur schade, dass die weißen Fähigkeiten unserer Familie mit mir sterben werden. Dein Vater wollte sie niemals anerkennen, und dein Bruder hat sich der Grauen Bruderschaft zugewandt – daran kann ich nun nichts mehr ändern.«

»Aber hätte er denn überhaupt mit dir gehen können?«, unterbrach Ida, die ihr gebannt gelauscht hatte. »Er ist doch ein Junge.«

»Es ist schon lange nicht mehr so, dass wir nur Mädchen ausbilden«, erwiderte Ylenia geduldig. »Genauso, wie auch die Graue Bruderschaft inzwischen für Frauen offen ist. Es ist mehr die Frage, welchen Weg ein Mensch mit magischer Begabung einschlägt. Die Grauen waren immer der Meinung, dass die strenge Zucht und die Einschränkungen, die die Weiße Schwesternschaft sich auferlegt, nicht wirklich notwendig sind, um die Kräfte der Magie zu beherrschen und zu verhindern, dass Schlechtes daraus entstehen kann.« Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob sie Unrecht und wir Recht haben, oder ob es gar umgekehrt ist. Vielleicht sind beide Betrachtungsweisen berechtigt. Aber ich kann nicht derart leichtfertig mit meinen Kräften umgehen, wie es die Grauen oft tun. Ich habe gelernt, dass jede Handlung Auswirkungen auf alles andere hat und dass es gut abzuwägen gilt, was eine Hexe tut und was sie besser unterlässt.«

Sie lächelte und streichelte über Idas scheckiges Haar. »Aber das ist keine Frage, über die du dir den Kopf zerbrechen musst, meine Kleine. Du bist unbelastet von all dem, freue dich. Es ist manchmal ein schweres Erbe, ein allzu schweres ...« Ihr umschatteter Blick wanderte in die Ferne. Ida wagte kaum zu atmen, von so fremder und strenger Schönheit erschien ihr die Hexe plötzlich wieder. Ylenia beugte sich zu ihr herab und umarmte sie. »Wir hätten uns sicher gut verstanden, du und ich, meine Kleine. Aber du wirst mir immer willkommen sein, wenn du mich einfach nur besuchen willst. Ich würde mich darüber freuen, Anida.«

Ida nickte heftig und verlegen. »Wenn Vater es erlaubt«, sagte sie leise. »Ich weiß noch nicht, was er mit mir vorhat. Er wird mich sicher verheiraten wollen, wenn ich etwas älter bin.« Sie machte ein spöttisches Geräusch. »Nicht, dass das ein einfaches Unterfangen wird«, setzte sie trocken hinzu. »Ich bin nicht gerade das Beispiel einer fügsamen Schönheit. Er wird mir eine ordentliche Aussteuer mitgeben müssen, damit sich jemand für mich erwärmt.«

Ylenia presste die Lippen zusammen und sah ein wenig erbost aus. »Was möchtest du?«, fragte sie knapp.

Ida blickte sie verdutzt an. »Wie meinst du das?«

»Wie stellst du dir dein Leben vor? Möchtest du an jemanden verheiratet werden, dem du erst einmal mit einer reichen Aussteuer schmackhaft gemacht werden musstest? Oder ist es dir lieber, deiner Schwester und ihrem Mann den Haushalt zu führen und auf ihre Kinder aufzupassen, wie es sich für eine unverheiratete Verwandte geziemt?« Ylenias Stimme hatte einen scharfen Klang unter der samtweichen Oberfläche. Idas Mund klappte auf, aber es kam kein Ton heraus.

»Süßer Iovve«, sagte sie schließlich verblüfft.

Ylenia nickte grimmig. »Denk darüber nach, Anida. Noch hast du Zeit dazu. Du bist doch ein kluges Mädchen, also benutze deinen Verstand auch!«

Ida schwindelte es. Sie erhob sich unsicher und bat stockend, sich zurückziehen zu dürfen.

»Vertraue deinem Verstand«, hielt Ylenias Stimme sie noch einmal zurück, »auch, wenn das, was dabei herauskommt, deinem Vater vielleicht nicht gefallen wird, Anida. Und vergiss nicht, ich bin immer für dich da. Gute Nacht, mein Kind.«

Ida murmelte einen Gruß und stolperte hinaus. Ylenia wandte sich mit einem leisen Seufzen ab und starrte blicklos in das stetige Licht der Talglampe. Ihre Hand glitt wieder unwillkürlich zu dem Schmuckstück auf ihrer Brust und umfasste es fest, ihre Lippen bewegten sich zu einem stummen Segen.

Auch als Ylenia schon lange wieder fort war, trug Ida immer noch die Zweifel mit sich herum, die ihre Tante ihr ins Herz gepflanzt hatte. Sie hatte niemals in Frage gestellt, dass ihr Leben so verlaufen würde wie das aller Frauen, die sie kannte und jeden Tag um sich herum sah: verheiratet, mit Kindern oder Enkelkindern, die sich an ihre Röcke klammerten; oder unverheiratet, verwitwet wie Tante Ysabet, die ihrem Bruder den Haushalt führte und seine Kinder beaufsichtigte. Oder – und hier begann ihre Vorstellungskraft zu erlahmen: So wie Tante Ylenia, die eine Hexe des Weißen Ordens war und ohne einen Mann und Kinder zufrieden zu sein schien.

Und dann war da auch noch die alte Dorfhexe, die gestorben war, als Ida noch ein kleines Mädchen war: Sie sollte angeblich zur Grünen Gilde gehört haben, was dem Vernehmen nach eine Vereinigung war, der nur unverheiratete Frauen angehörten, die, wie man sich erzählte, den Männern abgeschworen hatten und geheimnisvolle, seltsame Rituale und Gebräuche miteinander teilten. Angeblich waren sie sogar in der Lage, Kinder zu bekommen, ohne dass sie dafür zuvor bei einem Mann gelegen hatten.

Anida hatte vielerlei solcher Schauergeschichten über diese verdächtige Grüne Gilde gehört, aber ebensowenig darüber nachgedacht, wie sie über die Märchen nachdachte, die ihre Tante ihr erzählt hatte, als sie noch ein kleines Ding gewesen war. Jetzt allerdings bekamen diese Gerüchte und Erzählungen einen ganz anderen Wert. Sollte es das wirklich geben: eine Gruppe, die anders zu leben wagte als alle anderen Frauen im Land? Sie bedauerte, Ylenia nicht nach ihnen gefragt zu haben. An wen sollte sie sich jetzt wenden? Ihre vorsichtigen Versuche, Tante Ysabet Informationen über die geheimnisvolle Grüne Gilde zu entlocken, endeten in einer endlosen Aufzählung der Schandtaten und Ungeheuerlichkeiten, die diese »liederlichen Frauenzimmer«, wie die Tante sie bezeichnete, zu begehen pflegten.

Ida stellte ihre Bemühungen vorerst ein, von den Erwachsenen eine vernünftige Auskunft zu erhalten. Sie würde schon herausfinden, was sie wissen wollte. Eines zumindest hatte sie bei ihrem Grübeln erkannt: Die Heirat mit einem der jüngeren Söhne eines mit ihrem Vater befreundeten Landadligen, der sie wohl oder übel wegen ihrer Mitgift in Kauf nehmen würde, kam nicht in Frage. Genauso wenig empfand sie großes Vergnügen bei dem Gedanken, den Rest ihres Lebens als Bedienstete ihrer eigenen Schwester zu verbringen. Allein der Gedanke daran langweilte sie zu Tränen. Lieber, als sich zu Tode zu ärgern oder zu langweilen, würde sie eines dieser »liederlichen Frauenzimmer« werden. Das klang doch zumindest nach einem interessanten Leben.

Amalis Hochzeit, die für den Sommer geplant war, rückte nun immer näher. Eigentümlicherweise schien die junge Braut selbst inzwischen einiges von ihrem Enthusiasmus verloren zu haben.

Ida hockte mit hochgezogenen Knien in der Fensternische von Albuins Kammer und sah zu, wie er sich mit der Beschwörung eines Feuerwesens abmühte. Er hielt die Finger seiner linken Hand weit gespreizt und streute mit der Rechten einige rötliche Körner in die Flamme einer Kerze. Dazu murmelte er die Worte, die Magister Ugo ihn gelehrt hatte, und vollführte sodann eine komplizierte Geste über der hoch aufflammenden Kerze. Es gab einen kleinen Knall, und die Kerze erlosch. Eine dünne bläuliche Rauchfahne

zerfaserte in dem Luftzug, der vom Fenster herkam, und es roch ganz zart nach Honig. Das war ein enttäuschendes Resultat, fand Ida, aber sie hütete sich, das laut zu äußern. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie von ihrem gereizten Bruder des Raumes verwiesen worden wäre.

Albuin unterdrückte ein Fluchen und begann das Ritual von vorne. Erneut zog er mit einem rußigen Span einen Kreis um die Kerze, brachte sie mit einem Fingerschnippen zum Brennen – ein Kunststück, das Ida aufrichtig bewunderte – und blickte noch einmal auf die Formel, die er sich auf einem Wachstäfelchen notiert hatte. Dann schüttelte er seufzend seine lahm gewordene linke Hand aus und spreizte ergeben wieder die Finger.

Ida verkniff sich ein Lachen und stützte das Kinn in die Hand. Sie blickte etwas gelangweilt zum Fenster hinaus – immerhin sah sie ihrem Bruder jetzt zum fünften Mal bei seinen langwierigen Verrichtungen zu, und es hatte bisher noch kein einziges Mal geklappt – und sah Amali durch den dämmrigen Garten huschen. Die Bewegung hatte etwas Verstohlenes, weshalb Ida sich neugierig vorbeugte und ihre Nase an die dicke, blasendurchzogene Fensterscheibe drückte. Amali hatte ihre Röcke geschürzt, um sie vor dem von einem kleinen Regenschauer nassen Gras zu schützen. Jetzt blieb sie stehen und blickte sich hastig um. Als sie sicher zu sein schien, dass sie weder beobachtet noch verfolgt wurde, setzte sie ihren Weg fort. Ida beobachtete, wie ihre Schwester sich einen Weg durch die niedrigen Johannisbeersträucher bahnte, wobei sie ständig mit ihren Kleidern darin hängenblieb und sie ungeduldig freizerren musste, und dann zu der überwucherten kleinen Laube in der entferntesten Ecke des Gartens hinüberging. Sie schlüpfte hinein und schloss die Tür hinter sich.

Ida fragte sich verdutzt, was Amali wohl in der feuchten, nicht allzu sauberen Gartenlaube anstellen mochte, als ein seltsames Explosionsgeräusch und der Aufschrei ihres Bruders sie ablenkte. Sie wandte sich um und sah Albuin, der mit angesengten Augenbrauen über den Tisch gebeugt dastand und leise Freudenschreie ausstieß.

»Sieh nur, Ida«, frohlockte er. »Es hat funktioniert, ich habe es geschafft!« Ida rutschte von der Fensterbank und eilte zu ihm. Auf dem Tisch hockte ein äußerst verwirrt aussehendes, etwa handgroßes Wesen mit heller Haut und fast durchsichtigen rötlichen Flügeln und kratzte mit seinen winzigen Fingernägeln an dem rußigen Kreis herum, in den es eingesperrt war.

»Süßer Iovve!«, flüsterte Ida mit weit aufgerissenen Augen. »Das ist eine junge Feuerelfe, Albi. Wie hast du das gemacht?« Albuin strahlte vor Stolz. Die kleine Elfe sah zu ihnen auf.

»Bitte, ich möchte gerne hier hinaus«, sagte sie mit feiner, hoher Stimme. »Ich war gerade beim Abendessen, und meine Mutti wird sich wundern, wo ich geblieben bin. Könnt ihr mich wieder zurückschicken, bitte?« Ida und Albuin sahen sich sprachlos an und brachen dann in hilfloses Gelächter aus. Die Elfe sah sie mit gerunzelter Stirn an. Ihr dreieckiges, zartes Gesicht mit den riesigen flammenfarbenen Augen und dem zerzausten, brennend roten Haar wandte sich von einem der über sie gebeugten Gesichter zum anderen, und sie blinzelte verwirrt.

»Bitte?«, wiederholte sie. »Ich verspreche auch, dass ich hier nichts in Brand setze. Ich möchte nur wieder nach Hause.« Albuin leckte seinen Zeigefinger an und löschte ein

Stück von der Rußlinie aus. Die Elfe trat einen vorsichtigen Schritt darüber und seufzte erleichtert.

»Ich heiße Fiamma Feuertorn«, stellte sie sich gesittet vor. »Und meine Mutti macht sich jetzt bestimmt große Sorgen. Im letzten Winter ist mein Onkel beschworen worden, und er kam ganz gelöscht wieder zurück. Es hat bis zum Sommer gedauert, bis er wieder fliegen konnte.«

Ida und Albuin nannten ihre Namen und verzichteten wohlweislich darauf, der Elfe die Hand zu schütteln.

Fiamma breitete ihre Flügel aus, von denen kleine Funken herabfielen, und sah sich neugierig um. »Schön habt ihr es hier. Ein bisschen kühl, aber schön, wirklich. Viel trockenes Holz.« Sie stampfte sachkundig mit dem zierlichen nackten Fuß auf den Tisch und hinterließ einen winzigen Brandfleck. »Eiche«, sagte sie anerkennend. »Darf ich jetzt bitte nach Hause?«

Albuin kratzte sich am Kopf. »Ich weiß nicht genau, wie ich dich wieder zurückbringen kann«, gab er beschämt zu. »Das habe ich noch nicht gelernt. Eigentlich hätte ich dich alleine gar nicht beschwören dürfen.« Er warf seiner Schwester einen beinahe flehenden Blick zu.

Ida schüttelte den Kopf. »Weißt du, wo du wohnst?«, fragte sie die kleine Feuerelfe. Fiamma stützte die Hände in die Hüften. Ihr weites, wadenlanges Kleid bestand aus feuerfestem Stoff, stellte Ida fasziniert fest.

»Natürlich weiß ich das«, antwortete sie beleidigt. »Direkt neben dem Rotdorn, der den Brennharts gehört. Gegenüber wohnen die Feuerbuschs. Funke Feuerbusch ist meine beste Freundin.«

Ida und Albuin sahen sich hilflos an. »Komm mit zum Fenster«, schlug Ida schließlich vor. »Vielleicht erkennst du ja was wieder.«

Fiamma nickte und ließ ihre Flügel aufflammen. Sie flatterte damit wie ein seltsamer Schmetterling und ließ sich zum Fenster hinübergleiten. Dort landete sie auf der steinernen Fensterbank und blickte in den Garten hinaus. Ihr kleines Gesicht war ernst und konzentriert. Dann leuchtete es auf, und sie zog lächelnd die schmale Nase kraus.

»Aber ja«, sagte sie vergnügt. »Da hinten wohnt ja meine Oma!« Sie deutete mit ihrem winzigen Zeigefinger hinaus. Albuin und Ida starrten auf den Busch mit Feuerbohnen, auf den sie zeigte, und waren zum zweiten Mal sprachlos.

Fiamma klatschte vor Freude in die Hände. »Ich gehe meine Oma besuchen, das ist feurig! Dann kann ich morgen die Schule schwänzen und stattdessen mit Omas Leuchtkäfern spielen!« Sie drehte eine kleine Pirouette und stieg in die Luft. Albuin öffnete eilig das Fenster, und die Elfe schwirrte hinaus. »Danke, Albuin, danke, Ida«, rief sie von draußen. »Ich komme euch bestimmt mal wieder besuchen!«

Die beiden Geschwister sahen der leuchtenden Spur nach, die Fiamma durch den dunklen Garten zog, und beobachteten, wie sie in dem Busch verschwand. Beide schwiegen gedankenverloren.

»Das war aufregend, Albi«, sagte Ida nach einer Weile. »Aber du solltest künftig besser vorher wissen, wie du so einen Gast wieder loswirst. Was, wenn es ein erwachsenes Feuerwesen gewesen wäre? Das hätte ganz schön brenzlig werden können!«

»Wir haben Feuerelfen im Garten«, staunte Albuin, mit den Gedanken offenbar ganz woanders. »Das habe ich nicht gewusst, du?« Sie sahen sich an und brachen in Gelächter aus.

Erst, als Ida in ihrem Bett lag, fiel ihr wieder ihre Schwester und ihr seltsames Verhalten ein. »Das finde ich heraus«, schwor sie sich, während sie einschlummerte. »Ich bin wirklich neugierig, was Amali in der Laube zu suchen hatte!«

In den nächsten Tagen behielt Ida ihre große Schwester unauffällig im Auge. »Hinterherschmöckeln« nannte Albuin es geringschätzig, aber Ida wusste, dass er beinahe vor Neugierde platzte. »Erzähl schon«, drängte er sie, als sie nach dem Abendessen auf dem Mäuerchen vom Obstgarten saßen. »Was gibt es Neues?«

Ida ließ ihn zappeln. »Tante Ysabet kocht dieses Jahr Rhabarber ein. Sie ist das ewige Apfelmus leid, hat sie gesagt.« Albuin knuffte sie heftig in die Seite. »Mensch!« Ida rieb sich die Hüfte. »Das tut doch weh, du Grobian!«

Der blonde Junge funkelte sie wütend an. »Du machst mich rasend, Ida! Du weißt genau, was ich meine!«

Ida rümpfte die Nase. »Du fragst doch nur, weil du Mali eins auswischen willst. Du bist immer noch sauer auf sie, weil sie dich bei Vater angeschwärzt hat, gib es zu.«

Das war im Winter geschehen. Albuin hatte sich wegen seines Umgangs mit Magister Ugo wieder einmal mit seinem Vater gezankt. Nur dieses Mal hatte der von einem bösen Zipperlein geplagte Lord außergewöhnlich heftig reagiert und krebsrot vor Wut seinen Sohn auf seine Kammer geschickt, bis er bereit sei, sich bei ihm zu entschuldigen.

»Darauf kannst du warten, bis du schwarz wirst!«, hatte Albuin nicht minder jähzornig ausgerufen und war aus dem Zimmer und die Treppe zu den Schlafkammern hinaufgestürmt. Die Tür knallte lautstark hinter ihm zu, und Lord Joris brüllte ihm wie ein Stier hinterher, er möge sich endlich seinem Alter gemäß benehmen.

Amali hatte die Auseinandersetzung mit großen Augen beobachtet und war dann hinter Albuin hergeschlichen. Sie hatte an seine Zimmertür geklopft, und als er nicht antwortete, war sie eingetreten, um zu entdecken, dass das Fenster offen stand und ihr Bruder über das Spalier hinausgeklettert war. Dem dummen Mädchen war daraufhin nichts Besseres eingefallen, als die Treppe hinunterzustürmen und die unerhörte Nachricht lautstark zu verkünden. Als Albuin sich spät am Abend wieder durch das Fenster hereinstahl, fand er seinen wutschnaubenden Vater vor, der ihn für den Rest der Woche bei Wasser und Brot in der Kammer einsperrte. Amali hatte sich zwar hinterher – wenn auch etwas schnippisch – bei ihrem Bruder entschuldigt, aber Ida wusste um Albuins nachtragendes Wesen. Er hatte den Vorfall nicht vergessen und wartete seitdem geduldig auf die Gelegenheit, es ihr heimzuzahlen.

»Jetzt rück schon raus damit!« Albuin griff nach Idas Handgelenk und verdrehte es. »Was stellt sie an, los, komm! Du weißt es doch, du raffinierte kleine Kröte. Spuck's schon aus!«

Ida kniff die Lippen zusammen und machte sich frei. Ihr Bruder mochte ja der Ältere sein, aber sie war größer und trotz ihrer Magerkeit auch durchaus stärker als er – ein Umstand, der ihn nicht gerade zu erheitern pflegte, wenn sie ihn daran erinnerte.

»Sie geht heute Abend sicher wieder in die Laube. Gestern hat sie stundenlang dort

ausgefegt. Ich dachte, ich würde noch mehr zu sehen bekommen, aber sie hat wirklich nur saubergemacht. Deshalb glaube ich, dass heute in der Laube etwas vor sich gehen wird.«

Albuin starrte sie aus zusammengekniffenen Augen an. »Was glaubst du, was sie dort tut?«

Ida verdrehte ungeduldig die Augen. »Sie hat ein Stelldichein, das ist doch wohl klar. Vielleicht hat ihr Verlobter ihr ein Treffen schmackhaft gemacht. Wahrscheinlich hat Eiliko keine Lust mehr, bis zu ihrer Vermählung zu warten.«

Albuin starrte sie immer noch an. »Vielleicht hast du Recht.« Er klang nicht überzeugt.

»Sollen wir uns nachher dort auf die Lauer legen, was meinst du? Wir könnten sie überraschen, und wenn sie uns nicht irgendetwas schenken, drohen wir damit, dass wir sie verraten!« Ida strahlte über beide Ohren.

Albuin zuckte desinteressiert die Achseln. »Das ist kindisch, Ida. Nein, ich habe wahrlich Besseres zu tun.« Er rutschte von der Mauer und stolzierte zum Haus zurück. Ida starrte ihm sprachlos hinterher.

»Kindisch, pah! Dir werd ich noch mal was erzählen, du – du Zauberkünstler!«

»Seid gegrüßt, Prinzessin«, erklang es hinter ihr.

Sie fuhr wie ertappt herum und lächelte erleichtert. »Hallo, edler Ritter. Seid Ihr wieder auf dem Weg, eine Heldentat zu vollbringen?«

Simon legte seine Hand auf die Brust und vollführte eine schwungvolle Verbeugung. Sein kantiges Gesicht erschien ihr ungewohnt sanft in dem rötlichen Licht der untergehenden Sonne. »Gibt es irgendwelche Drachen, die Euch ärgern, meine Dame? Euer allergetreuester Diener wird eilen, Euch von ihnen zu befreien.«

Er kam an ihre Seite und nahm ihre Hand, um sie zart auf die Fingerspitzen zu küssen. Ida entzog sie ihm hastig. »Was fällt Euch ein, edler Ritter? Geht, befreit die Welt von Ungeheuern. Und außerdem, was würde die schöne Gwennis dazu sagen, wenn sie Euch hier mit mir sähe?«, setzte sie boshaft hinzu.

Der junge Ritter zuckte nur kurz mit den Lidern und bewahrte ansonsten eine gleichmütige Miene. »Die schöne Gwennis? Wie kommst du denn darauf, Prinzessin?«, fragte er unschuldig.

»Oh, ist sie etwa nicht mehr deine Favoritin, Simon?«, neckte Ida. »Sollte mir da wahrhaftig etwas entgangen sein? Armes Ding, wer hat sie in deiner Gunst ausgestochen? Etwa unsere Köchin?«

Simon wurde wirklich und wahrhaftig rot im Gesicht, stellte sie interessiert fest. Hatte ihre Neckerei etwa einen wunden Punkt berührt? Sicher war es nicht die Köchin, Corina war doppelt so alt wie der junge Mann und beinahe dreimal so dick. Aber vielleicht hatte die neue Zofe, die seit dem Ende des Winters ihrer Tante aufwartete, sein Auge auf sich gezogen. Hübsch war sie ja, wenn auch etwas pummelig. Aber Männer schienen es ja zu mögen, wenn eine Frau nicht zu mager war.

»Entschuldige mich, Ida«, sagte Simon jetzt hastig. »Ich muss noch etwas erledigen.« Er beugte sich zu ihr herüber und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange, ehe er davoneilte. Ida legte die Hand auf ihr glühendes Gesicht und sah ihm verdutzt nach. Was mochte nur in ihn gefahren sein, so seltsam benahm er sich doch sonst nicht!

Langsam schwand das letzte Licht aus dem Garten und ließ Gras, Bäume und Büsche in einem nebelhaften, ungewissen Grau zurück. Kleine Funken stoben durch die feuchte Luft. Ida, die ihren Beobachtungsposten unter einem der Holunderbüsche bezogen hatte, blickte ihnen nach und fragte sich, ob sie gerade Familie Feuerdorn beim Besuch ihrer Oma beobachtete oder ob es sich doch wieder nur um ordinäre Glühwürmchen handelte.

Es raschelte in den Büschen. Eine helle Gestalt huschte dicht an Ida vorbei. Das Mädchen schüttelte verächtlich den Kopf. Das war typisch für ihre Schwester: Ein geheimes nächtliches Treffen vorbereiten und dann in ihrem gelben Kleid erscheinen, damit sie auch ja jeder sehen konnte, der nicht gerade stockblind war.

Die Tür zur Laube knarrte. Jetzt wurde es spannend: Woher würde der Galan kommen? Ida schob einen Zweig, der ihr in die Stirn hing, beiseite und strengte ihre Augen und Ohren an. Laub rauschte leise. Die ersten Grillen begannen zu zirpen, und ganz in der Ferne, unten im Dorf, schlug ein Hund an. Die tanzenden Funken versammelten sich nach und nach um den Feuerbohnenbusch. Hinten am Haus ging eine Tür. Ida kroch etwas tiefer unter den Busch und grub aufgeregt ihre Hände in die würzig riechende, feuchte Erde. Leise Schritte näherten sich, und jemand ging so dicht an ihrem Versteck vorbei, dass sein Mantel ihre Wange streifte. Ida schob sich behutsam unter dem Busch hervor, als die Gestalt sich der Laube näherte, und bemühte sich, etwas zu erkennen. Aber wer auch immer da die Laube betrat und die Tür hinter sich schloss, war klüger als ihre Schwester: Ida konnte gerade erkennen, dass es ein hoch gewachsener, schwarz gekleideter Mensch war, mehr nicht.

Sie verließ ihr Versteck und schlich sich an die Laube an, in der Hoffnung, einen Blick hineinwerfen zu können. Aber zu ihrer Enttäuschung hatte das Pärchen klugerweise darauf verzichtet, ein Licht zu entfachen, das sie hätte verraten können. So sehr sich Ida auch anstrebte und ihr Auge an die breiten Ritzen zwischen den Balken presste, sie konnte in dem finsternen Inneren nichts ausmachen. Ihren Ohren erging es nicht viel besser: Außer leisem Rascheln und Flüstern und ab und zu dem gedämpften Kichern Amalis war nichts Interessantes zu vernehmen. Ida knirschte ergrimmt mit den Zähnen. Dafür hatte sie wahrhaftig nicht den ganzen Abend in der Gesellschaft von Spinnen und Käfern in dem iovveverfluchten Fliederbusch herumgehockt!

Sie wandte sich enttäuscht von der Laube ab und erstarrte. Vom Haus her näherten sich Lichter und kamen auf sie zu. Ihre Träger bewegten sich langsam und waren offensichtlich bemüht, wenig Lärm zu machen. Ida zerbiss ein Stöhnen zwischen den Zähnen. Albuin hatte einen Weg gefunden, sich an seiner Schwester zu rächen: Er hatte ihrem Vater von dem geheimnisvollen Treffen erzählt!

Ida fuhr herum und pochte leise an die Tür der Laube. »Amali, ihr seid in Gefahr! Vater ist unterwegs, er wird euch entdecken. Schnell!«

Drinne ertönte ein leiser Aufschrei und etwas polterte zu Boden. »Ida, du kleines Biest!«, hörte sie Amali ausrufen. Kleider raschelten, und Stimmen flüsterten miteinander.

»Macht schnell!« Ida trat vor Aufregung von einem Fuß auf den anderen. »Ihr müsst fort, Eiliko. Wenn sie nur Amali und mich finden, können sie nichts tun. Beeilt Euch doch!«

Die Tür schwang auf, und eine männliche Gestalt trat hindurch. Eine Hand legte sich kurz und fest auf ihre Schulter. »Danke, Prinzessin. Ich schulde dir was«, flüsterte er,

dann raschelte es im Fliedergebüsch, und der Mann war fort. Amali trat aus der Tür, als Ida noch wie erstarrt hinter ihm herblickte, und gab ihr einen festen Knuff.

»Warum hast du das getan?« Sie kniff Ida in den Arm. »Das werde ich dir heimzahlen, du hässliches, eifersüchtiges ...«

»Ach, halt doch den Mund! Überleg dir lieber, was du Vater erzählst. Ich verschwinde nämlich jetzt.« Ida fuhr auf dem Absatz herum und drückte sich in die Büsche. Hinter ihr erklangen laute, aufgebrauchte Stimmen.

»Ins Haus mit dir, kleines Fräulein! Nein, fang jetzt nicht an zu heulen, das wird dir auch nicht helfen. Ich will wissen, was du hier treibst, mitten in der Nacht und in diesem schamlosen Aufzug. Wenn dein Bruder nicht so vernünftig gewesen wäre ...«

Joris' wütender Bass verklang in der Nacht. Ida warf sich bäuchlings auf das immer noch sonnenwarme Gras und drückte ihr Gesicht hinein. Wie hatte er das nur tun können! Es war ungeheuerlich, ganz und gar unritterlich und schrecklich niedrig und gemein. Sie richtete sich auf und wischte Erde und Tränen von ihrem Gesicht. Wenn ihr Vater jemals die Wahrheit erfuhr, würde ein Unglück geschehen, so viel war sicher. Ob Amali in der Lage sein würde, ihren Mund zu halten? So wie Ida ihre Schwester kannte, reichte wahrscheinlich schon die Androhung, dass ihr künftig der Nachtschminktisch gestrichen werden würde, damit sie ihren Liebhaber verriet. Sie musste ihn warnen, er musste von hier verschwinden, noch in dieser Nacht.

Ida huschte zum Haus hinüber. Im Zimmer ihres Vaters brannte Licht, dort fand sicher gerade das Verhör statt. Ida blickte grimmig auf das erleuchtete Fenster. Um über die Treppe zu den Schlafkammern zu gelangen, musste sie an diesem Zimmer vorüber. Die Gefahr, dabei entdeckt zu werden, schien ihr zu groß.

Sie bog um die Hausecke und blickte an dem Spalier empor. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie auf diesem Weg das Haus betrat oder verließ, allerdings pflegte sie diese Kletterpartie normalerweise nicht ausgerechnet in einem Kleid zu absolvieren. Seufzend schürzte sie Rock und Unterrock und knotete sie hoch. Die Zipfel verstaute sie in ihrem Rockbund, den sie sicherheitshalber noch etwas enger schnürte. Dann holte sie tief Luft und machte sich an den Aufstieg. Das Spalier knarrte bedenklich unter ihrem Gewicht. Sie sandte stille Stoßgebete zu den Schöpfern, dass das alte Holz sie wenigstens dieses eine Mal noch bis zu ihrem Ziel tragen möge.

Einige schweißtreibende Minuten später ertasteten ihre Finger das raue Fenstersims. Erleichtert ausatmend schwang sie sich hinauf. Das Fenster war geschlossen und die dicken Vorhänge vorgezogen. Sie trommelte leise mit den Fingern gegen das Glas. Die Geräusche, die sie von drinnen vernahm, hörten auf. Einige Sekunden lang herrschte Stille. Sie klopfte wieder, nun etwas ungeduldiger, und hörte, wie sich Schritte näherten. Der Vorhang wurde beiseite geschoben, und das Fenster schwang auf. Sie schlüpfte in die Stube und klopfte sich nachlässig die schmutzigen Hände ab, ehe sie ihre Röcke wieder züchtig auf ihre Waden herabließ.

Simon stand ihr gegenüber, die Hände reglos an den Seiten baumelnd, und sah sie mit einem undeutbaren Gesichtsausdruck an. In der Kammer herrschte einige Unordnung: Auf dem Bett lagen allerlei Kleidungsstücke herum, der Kasten stand offen, und mitten in der Stube lag ein halb gepackter Reisesack.

»Sehr klug von Euch, edler Ritter«, bemerkte Ida spöttisch, mit einem flüchtigen Blick das Zimmer musternd. »Ich sehe, Ihr habt niemanden nötig, um Euch zum Aufbruch zu raten.«

Simon fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht. »Setz dich irgendwohin, Prinzessin«, sagte er dumpf. »Entschuldige, wenn ich weiterpacke. Habe ich dir eigentlich schon gedankt?« Ida schob einige Hemden beiseite und hockte sich auf die Bettkante. Simon faltete sorgfältig ein Paar dunkler Hosen zusammen und legte sie in den Reisesack.

»Ja, Simon, das hast du«, sagte sie nachdenklich. Ihre Augen wanderten durch das mit bescheidenem Luxus behaglich eingerichtete Zimmer. Der junge Ritter hatte es in den Jahren, die er in Lord Joris' Diensten gestanden hatte, zu erstaunlichem Wohlstand gebracht, wenn man die strengen Regeln seines Ordens bedachte, der seinen Rittern jeden Luxus strikt untersagte. Aber dass Simon dem Wohlleben durchaus nicht abgeneigt war, wusste sie genauso gut wie alle anderen Angehörigen von Joris' Hausstand.

»Eigentlich bin ich schuld daran, dass man euch entdeckt hat«, gestand sie. »Ich habe den Fehler begangen, es Albuin zu erzählen, und er hat Vater auf euch gehetzt. Ich bin sicher, dass er es sich überlegt hätte, wenn er gewusst hätte, dass du es bist, der sich dort mit Amali trifft. Aber wir waren sicher, es wäre Eiliko ...« Sie verstummte, als ein kühl amüsiertes Blick aus hellen Augen sie traf.

»Du bist manchmal doch nicht ganz so klug, wie du denkst, Prinzessin.« Simon stopfte eine Hand voll feiner Wäsche in den Sack und setzte sich dann neben sie. Sie sah ihn fragend und ein wenig verletzt an. Er griff nach ihrer Hand und betrachtete sie, als sähe er sie zum ersten Mal. Ohne den Blick von ihren schmalen Fingern zu wenden, fuhr er leise fort: »Dein Bruder war sich sehr wohl bewusst, dass ich es sein würde, den man dort findet. Er weiß von mir und Amali, seit er uns im Winter einmal in meiner Kammer überrascht hat.«

Ida schnappte sprachlos nach Luft. Albuin, dieser verschlagene, hinterlistige kleine Zauberlehrling, na dem würde sie die Meinung sagen ... »Aber wieso denn bloß?«, fragte sie kläglich. »Ich dachte, ihr versteht euch so gut!«

Simon zuckte mit den breiten Schultern und begann, seine Hemden zusammenzulegen. »Ich wurde ihm lästig. Ich bestand darauf, seine Unterweisung weiter durchzuführen, obwohl er seine Zeit lieber mit diesem Grauen Magister verbringen wollte. Aber immerhin werde ich für seine Erziehung von deinem Vater entlohnt – sehr gut entlohnt. Und einen kleinen Rest von Ehre und ritterlicher Auffassung habe ich immerhin noch bewahrt, auch wenn du das vielleicht nicht glauben magst, Prinzessin.«

Ida blickte in die kühlen grünlichen Augen und seufzte. »Was, wenn du sie heiraten würdest?«, fragte sie hoffnungsvoll.

Simon lachte bitter auf. »Glaubst du wirklich, dein Vater, der edle Lord von Sendra, würde seine Tochter einem namenlosen Habenichts wie mir zur Frau geben? Prinzessin, wirklich, du enttäuschst mich!«

Ida schüttelte ungeduldig den Kopf. »Das meinte ich doch nicht, Simon. Ich dachte, du könntest mit ihr fliehen, und ihr würdet dann heimlich heiraten. Sicher hast du genug gespart, um euch irgendwo ein Häuschen kaufen zu können, wo ihr dann lebt und glücklich seid ...« Sie begann sich für den Gedanken zu erwärmen. Das romantische

Liebespaar, die Flucht, die Heirat nur mit ihr selbst als Zeugin, das versteckte Leben in einer rosenberankten Kate, bis schließlich ihr vor Kummer gebrechlich gewordener Vater von seinem Krankenlager nach der verschwundenen Lieblingstochter verlangen würde. Ida würde sie und Simon zu ihm führen, damit er ihnen vergeben konnte. Natürlich hätte Amali bis dahin ein oder zwei süße Kinder, die den wunderbar genesenen Großvater zu Freudentränen rührten ...

Ida seufzte vor Wonne. Dann wurde sie sich der verächtlichen Miene bewusst, mit der Simon seine letzten Habseligkeiten in den Reisesack warf und ihn zuschnürte. Ihr wurde es eiskalt ums Herz. »Du liebst sie gar nicht«, erkannte sie mit blitzartiger Ernüchterung. »Es ging dir nicht um Amali, sondern nur um ein weich gepolstertes Nest. Du wolltest erreichen, dass Vater dich als Eidam annimmt. Hast du gehofft, dass du sie rechtzeitig vor ihrer Vermählung schwängern würdest, damit Vater nicht anders kann, als dich zu akzeptieren?«

Sie verstummte erschrocken, als er zu ihr herumfuhr, unverhüllten Hass in seinem gut aussehenden dunklen Gesicht. Sie hatte es anscheinend nur zu gut getroffen.

»Du!«, zischte er und packte sie grob bei den Schultern. »Du verwöhntes, eingebildetes Balg, du und deine hochnäsigen Geschwister! Hast du auch nur einmal in deinem unnützen Leben darüber nachgedacht, was du wärest ohne deinen noblen Vater und seinen großartigen Titel? Enkelin des Hierarchen, pah!« Sein vor Hass und Neid verzerrtes Gesicht war dicht vor ihren schreckgeweiteten Augen. Seine großen Hände hielten ihre Schultern in einem schmerzhaften Griff.

»Bitte, Simon, du tust mir weh.« Sie zwang sich zu einem besänftigenden Ton, denn vor dem glosenden Zorn in seinen Augen wurde ihr angst und bange.

Er grub seine kräftigen Finger nur noch tiefer in ihre Schultern. »Wie ihr euch alle einbildet, mich herumkommandieren zu dürfen, nur weil euer Vater mich bezahlt. Ritter, dass ich nicht lache!« Er tat es, mit zurückgeworfenem Kopf. Die böse Bitterkeit in seiner Stimme schmerzte Ida noch mehr als der Griff seiner Hände. »Bezahlter Aufpasser und kleiner Schulmeister, das ist es, was ich bin. Einem dummen Jungen höfische Manieren beibringen, damit er seinem hochwohlgeborenen Vater keine Schande bereitet. Schönes, edles Rittertum, fürwahr!« Er brach ab und wandte sich heftig um.

Das Mädchen taumelte, plötzlich freigelassen, und rieb sich die Schlüsselbeine. Das gibt ekelhafte blaue Flecke, wie soll ich die nur Tante Ysa erklären?, dachte sie verloren. Der junge Ritter stand da, das Gesicht in den Händen vergraben.

»Simon«, begann Ida zaghaft. »Simon, ich habe nie darüber nachgedacht. Ich wollte nicht – hochmütig zu Euch sein, wirklich nicht. Ich habe nicht gewusst, wie demütigend das alles hier für Euch ist. Aber bitte, glaubt mir, keiner hier sieht Euch mit Geringschätzung an, das bildet Ihr Euch wirklich nur ein.« Simon ließ die Hände sinken und stand schweigend da, das Gesicht abgewandt. »Ich gehe dann jetzt«, murmelte Ida, den Tränen nahe. »Ich wünsche Euch alles Gute, Herr Simon. Es tut mir leid, dass alles so ... so hässlich ...« Ihre Stimme versagte, und sie wandte sich hastig zur Tür.

»Prinzessin«, sagte Simon heiser. »Prinzessin, bitte, verzeih mir. Ich wollte nicht – du warst mir immer eine gute Freundin, ich wollte dich nicht beleidigen. Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist. Bitte, sag mir, dass du mir vergibst.«

Ida wandte sich zögernd um und blickte in das bekümmerte Gesicht des jungen Mannes. Wie ehrlich mag er das jetzt wohl meinen?, flüsterte ein boshaftes Stimmchen in ihrem Kopf, aber sie brachte es zum Schweigen.

»Bitte, Ida«, flehte der Ritter und streckte seine Hand aus. »Sei gut. Du weißt, dass ich es nicht so gemeint habe. Du warst nie hochnäsiger oder eingebildet mir gegenüber. Im Gegenteil ...« Seine grünlichen Augen bettelten, und Ida seufzte. Sie legte ihre Hand in seine riesige Pranke und nickte wortlos. Er strahlte auf. »Vergeben?«

»Und vergessen«, flüsterte sie. Er nahm sie voller Überschwang in die Arme und drückte einen Kuss mitten auf ihren erstaunten Mund.

»Ach, Prinzessin, ich bin so ein kurzsichtiger Esel«, murmelte er zärtlich und strich ihr das zerzauste Haar aus der Stirn. »Ich hätte Geduld haben sollen und noch ein oder zwei Jahre warten, bis du alt genug für mich bist. Aber deine Schwester hat mir derart den Kopf verdreht ...« Sein Mund näherte sich wieder ihrem Gesicht, und Ida schob ihn heftig fort.

»Geh jetzt, Simon, bitte. Ich glaube nicht, dass Amali lange durchhält, Vater kann jeden Moment die Wahrheit erfahren. Er schlägt dich tot, du weißt doch, wie jähzornig er ist!« Simon atmete tief und hoffnungslos aus und nickte dann resigniert. Er nahm seinen Mantel vom Haken an der Tür, warf ihn sich um die Schulter und griff nach seinem Reisesack. Ida öffnete vorsichtig die Tür und spähte hinaus. »Der Weg ist frei«, hauchte sie. »Ich gehe voran, Simon.«

Ohne behelligt zu werden, gelangten sie zu den Ställen, wo Simons knochiger alter Rappe neben den prachtvollen Pferden des Gutes in seiner Box stand. Simon holte sein Zaumzeug und begann das Pferd zu satteln.

»Warte auf mich«, befahl Ida sehr bestimmt und huschte davon. Als sie wiederkehrte, hockte Simon auf einem Strohballen und blickte ausgesprochen trübsinnig drein. »Hier, das wirst du brauchen.« Ida drückte ihm einen eingewickelten Packen in die Hand. Simon starrte verdutzt darauf nieder. »Proviand«, erklärte das Mädchen. »Und ein Schlauch von Vaters bestem Wein.« Sie errötete, als Simon ihr überschwenglich dankte. Er befestigte den Packen an seinem Sattel und griff nach den Zügeln des Pferdes, um es aus dem Stall zu führen. Ida schritt schweigend neben ihm her zum Hoftor. Draußen schwang sich Simon in den Sattel und beugte sich noch einmal zu ihr nieder.

»Willst du auf mich warten?«, fragte er eindringlich. Seine Augen unter den schweren Lidern durchforschten ihr Gesicht. Ida blinzelte überwältigt. Dann nestelte sie an ihrem Ausschnitt herum und zog eine fein gearbeitete silberne Kette hervor, die um ihren schmalen Nacken hing. Ida öffnete mit zitterigen Fingern ihren Verschluss und drückte Simon die Halskette in die Hand.

»Sie gehörte einmal meiner Mutter«, sagte sie verlegen. »Wenn du es wirklich ernst meinst, nimm sie als ein Pfand, Simon. Ich werde auf dich warten.« Er schloss schweigend seine Faust um die Kette und neigte sich über den Hals seines Pferdes, um sie noch einmal zu küssen.

»Ich komme zurück, sobald du alt genug bist, dass ich um deine Hand anhalten kann«, schwor er.

Und sobald genug Gras über die andere Sache gewachsen ist, bemerkte das zynische Stimmchen hinter Idas Stirn. Sie nickte nur schweigend und hob ihre Hand zum Gruß.

Er warf ihr eine Kusshand zu und trieb sein Pferd an. »Leb wohl, Prinzessin«, rief er leise und ritt davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Ida stand da, zitternd in der kühlen Nachtluft, und lauschte dem Klang der sich entfernenden Hufschläge. In ihren Wimpern hingen Tränen, die sie entschlossen fortblinzelte.

»Auf Wiedersehen, edler Ritter«, sagte sie traurig. Dann wandte sie sich ab und schloss leise das Hoftor hinter sich.

Ysabet, die Schwester des Lords von Sendra, hielt durchaus nichts davon, die Hände in den Schoß zu legen und die Bediensteten alle Arbeit tun zu lassen.

»Das mag ja in Ordnung sein für Stadtleute und Hofvolk«, pflegte sie zu dozieren, während ihre großen, roten Hände unablässig damit beschäftigt waren, Kartoffeln zu schälen, Wäsche zusammenzulegen oder Unkraut zu jäten. »Aber wir hier auf dem Lande sind uns nicht zu fein, mit anzupacken. Auf solch einem Hof gibt es wahrlich genug für jeden zu tun, da kann man sich nicht vornehm zurücklehnen und darauf warten, dass jemand einem die Arbeit abnimmt.«

Die Geschwister hatten diesen Vortrag zu hören bekommen, seit sie alt genug waren, ihren eigenen Beitrag zur Hof- oder Hausarbeit zu leisten. Tante Ysabet duldete absolut keine Drückebergerei. Also hockte Ida an diesem Nachmittag ergeben im Johannisbeergebüsch und pflückte mit rot gefärbten, klebrigen Fingern ganze Körbe voll reifer Beerenbüschel.

Amali hat es gut, dachte sie und leckte sich die Finger ab. Sie lehnte sich auf die Ellbogen zurück und blickte in den nahezu weißen, dunstig verschleierten Himmel hinauf. Hoch oben zog ein Vogel seine Kreise. Ida kniff die Augen zusammen, um zu erkennen, was es sein mochte. Vor einigen Tagen war ein Habicht über Tante Ysabets Hühnerhof hergefallen und mit einem der jüngeren Hühnchen entkommen, bevor die durch das panische Gegacker alarmierten Knechte endlich mit Knüppeln herbeigelaufen kamen.

Ihre Schwester hatte im Frühjahr bereits ihr zweites Kind bekommen, dabei war das erste, ein Mädchen, noch nicht einmal entwöhnt. Ida legte sich ins Gras und schloss die Augen. Zwei schreiende, fordernde Säuglinge, die ihre Mutter und die Amme keine Nacht schlafen ließen ... nun, vielleicht war sie doch nicht gar so schlecht dran mit Tante Ysabet und ihren Johannisbeeren. Zumindest nachts pflegten sie Ida in Ruhe zu lassen.

Eine kleine Schweißperle lief kitzelnd über ihren Hals und rann in ihren Ausschnitt. Ida wischte sich über das feuchte Gesicht und versuchte vergeblich, ihre widerspenstigen Haare aus der Stirn zu pusten. Der schwere Zopf in ihrem Nacken war bei diesen Temperaturen wahrlich kein Vergnügen. Sie stellte sich nicht zum ersten Mal vor, wie sie ihn kurzerhand abschnitt. Aber Tante Ysabet würde der Schlag treffen und ihren Vater mit Sicherheit auch.

Ein weiches Sirren schlug an ihr Ohr. Sie wandte träge den Kopf, ohne die Augen zu öffnen. Das trockene Gras, das ihre Nase kitzelte, roch verbrannt. »Hallo, Fiamma«, murmelte sie schläfrig. »Warm genug für dich heute?« Sie blinzelte durch die Wimpern. In einem Kreis versengten Grases hockte mit angezogenen Knien die Feuerelfe und biss mit wonnevoll verzogenem Gesicht in eine Johannisbeere, die sie zierlich zwischen den Fingern hielt. Sie leckte sich die Mundwinkel mit einer winzigen roten Zunge und nickte ernsthaft.

»Sehr angenehm, diese Temperatur.« Sie schluckte den Rest der Beere. Dann spuckte sie damenhaft einen Kern aus und wischte die Finger am Gras ab. Es zischte leise, und ein kleiner Schwelbrand entstand, den sie energisch mit ihrem nackten Fuß austrat.

»Ich verstehe nicht, wieso ihr nicht ständig alles um euch herum in Brand setzt«, staunte Ida und stützte ihre Wange in die Hand.

»Alles eine Frage der Willenskraft.« Fiamma wackelte mit den Zehen. »Ich übe allerdings noch, wie du siehst.« Sie breitete ihre fast durchsichtigen Flügel aus und seufzte wohligh. »Hast du schon eine Antwort?«, fragte sie nach einer Weile schläfrigen Schweigens.

Ida tastete nach ihrer Schürzentasche und lächelte, als sie das Papier darin knistern hörte. »Ja, gestern kam ein Brief.«

Fiamma schrie spitz und erfreut auf. »Das ist doch einfach flamme, Ida, wie kannst du denn nur so ruhig daliegen und tun, als wäre nichts? Zeig, ich will ihn sehen!«

Ida runzelte die Stirn und fischte den Brief heraus. »Fass ihn aber ja nicht an! Ich habe keine Lust, ein Aschehäufchen mit mir herumzutragen.«

»Pah«, erwiderte die Feuerelfe spitz. »Tu nicht so, als würde ich dir ständig deine Korrespondenz einäschern, du armseliger Glühwurm!« Ida gluckste und faltete das Papier auseinander. Sie legte es ins Gras, und die Elfe entflammte ihre Flügel, um sich darüber in die Luft zu heben. »Ah, das ist ja feurig«, sagte sie aus tiefstem Herzen. »Du freust dich sicher schrecklich, nicht, Ida?«

Das Mädchen zog die Beine an und legte ihren Kopf auf die Knie. »Ich weiß nicht«, sagte sie langsam. »Ich habe wirklich darauf gehofft, aber jetzt, wo es soweit ist, bekomme ich doch ein wenig kalte Füße. Mein Vater wird es nicht verstehen.«

Fiamma nickte altklug. »Mein Vater würde wahrscheinlich auch ziemlich aschig, wenn ich so etwas täte. Aber wir nehmen das alles nicht so – so schrecklich ernst wie ihr Menschen.« Sie schüttelte sich. »Wenn ich einen Elf heiraten sollte, den ich nicht einmal kenne – oh, ich würde ihn ansengen, das sage ich dir!« Ihre Augen sprühten Funken vor Empörung. Ida musste lachen, und die Elfe stimmte ein.

Das letzte Gespräch mit Lord Joris war wirklich sehr unerfreulich verlaufen, und wenn sie über Fiammas Fähigkeiten verfügt hätte, hätte sie ihren Vater sicherlich mehr als nur ein bisschen angesengt. Ida zog die Brauen zusammen, als sie daran zurückdachte.

»Was soll das heißen, du willst Reinald nicht heiraten?«, hatte Joris gebrüllt. Er hatte vor ihr gestanden, den ergrauten Kopf grimmig zwischen die bulligen Schultern gezogen und erregt die Fäuste geballt.

»Bitte, Vater«, hatte Ida besänftigend gesagt. »Reg dich nicht so schrecklich auf, du weißt, dass es dir nicht bekommt. Ich habe es dir doch schon einmal erklärt: Ich bin verlobt, schon seit zwei Jahren.«

»Ach Papperlapapp«, hatte der Lord gebrüllt. Sein Gesicht war dunkelrot vor Zorn. »Du willst mir doch jetzt nicht schon wieder mit diesem windigen Ritter kommen, mein Fräulein! Wo ist er denn, dein Verlobter, he? Warum hat er noch nicht bei mir um deine Hand angehalten, wie es sich gehört, was? Das sollte er auch wagen, nach all dem, was er hier verbochen hat!«

Ida hatte die Lippen zusammengepresst und nichts darauf zu erwidern gewusst. Natürlich würde Simon nicht plötzlich angeritten kommen und um ihre Hand anhalten, das wusste sie ebenso gut wie ihr Vater. Aber ganz im Geheimen, sogar vor sich selbst meist gut verborgen, nährte sie immer noch ein winziges Flämmchen der Hoffnung, das sich

selbst in solchen Momenten weigerte, ganz zu verlöschen.

»Aber, meine Kleine, sei doch vernünftig«, hatte Joris sanfter hinzugesetzt, als er ihr unglückliches Gesicht sah. »Reinald ist ein sehr ordentlicher junger Mann, ich kenne seinen Vater gut. Du wirst mit ihm eine recht anständige Partie machen, Kind. Glaube mir, es ist nicht einfach für mich gewesen, das zu arrangieren.«

Ida nickte halbherzig. Es leuchtete ihr vollkommen ein, dass es wenige heiratswillige Kandidaten geben würde, die sich um eine derart groß gewachsene, nicht sonderlich hübsche Frau schlagen würden. Joris hatte ihr eine ansehnliche Mitgift ausgesetzt, das gab wahrscheinlich den Ausschlag für Reinalds Zustimmung, beziehungsweise die seines Vaters. Sicherlich war der Jüngling genauso wenig zu der Angelegenheit befragt worden wie sie selbst.

Sie hatte den Streit nicht weitergeführt, weil es ohnehin zwecklos war. Lord Joris würde auf dieser Vermählung bestehen, das war ihr nur zu klar. Und weil sie das wusste, hatte sie sich an ihre Tante Ylenia gewandt, mit der Bitte, ihr zu helfen. Sie tastete nach dem Brief, den sie wieder in ihrer Schürzentasche verstaute hatte, und seufzte. Es blieb ihr keine andere Wahl, als den Rat ihrer Tante zu befolgen, aber für ihre Familie wäre dieser Schritt kaum zu verzeihen, so viel zumindest war sicher.

»Was sagt Albi dazu?«, fragte Fiamma, die aus Idas Mienenspiel erkannt hatte, worum sich ihre Gedanken drehten. Ida machte ein unbestimmtes Geräusch und rupfte einen Grashalm aus, den sie sich zwischen die Lippen steckte. Fiamma flatterte auf und blieb über Idas Gesicht in der Luft stehen. Ida blinzelte zu ihr hoch und kaute verbissen auf dem Halm herum. Als die Feuerelfe auf ihre riesige Freundin herabblickte, zeigte sie Neugierde und gleichzeitig Besorgnis.

»Sag bloß, er weiß es auch nicht?« Fiamma schlug die Hände zusammen. Winzige Funken sprühten auf Idas scheckiges Haar nieder und erloschen.

»Nein, ich habe es nicht gewagt.« Ida spuckte den zerkauten Halm aus. »Ich bin nicht sicher, ob er es nicht Vater erzählt, bloß, weil er sich wegen irgendeiner Lappalie über mich ärgert.«

»Du nimmst ihm immer noch übel, dass er deinen Ritter verraten hat.« Fiamma landete auf dem Korb mit Idas Ernte und wühlte wählerisch in den roten Früchten herum. Ida nahm sich eine Hand voll Beeren und fing an, sie von ihren winzigen Stielen zu zupfen und in den Mund zu stecken.

»Nein, ich trage es ihm nicht nach«, sagte sie nachdenklich und zerdrückte die Beeren mit der Zunge. »Aber ich habe dadurch etwas begriffen, was mir vorher nicht so klar war: Albuin kann sehr rücksichtslos sein, wenn er glaubt, dass ihm jemand im Weg steht. Und er ist so unnahbar geworden in den letzten Jahren. Du weißt, dass ich ihn wirklich lieb habe, aber ich bin ganz und gar nicht sicher ...« Sie zögerte.

Fiamma verzog ernsthaft das kleine Gesicht. »Du weißt nicht, ob er deine schwesterlichen Gefühle mit gleicher brüderlicher Zuneigung erwidert«, vollendete sie Idas Satz. Ida musste über die Formulierung lächeln, aber sie nickte.

»Er gibt sich sehr kühl und sehr erwachsen, und er vermittelt mir ständig das Gefühl, jung und dumm und ›nur ein Mädchen‹ zu sein. Das hat er vorher nie getan.« Sie hob die Schultern. »Es ist mir egal«, sagte sie nicht ganz wahrheitsgemäß. »Aber ich vertraue ihm

nicht mehr so bedingungslos wie früher.« Sie hob den Kopf und lauschte. »Tante Ysa ruft.« Ida verdrehte die Augen. »Ich wette, sie hat wieder irgendwelche widerliche Küchenarbeit, die danach schreit, von mir erledigt zu werden.« Sie blies die Backen auf und hob den Korb auf die Hüfte. »Leitest du mir dabei noch ein wenig Gesellschaft, Fiamma? Dann ist das Kartoffelschälen nicht ganz so langweilig.«

Die Elfe kicherte und schwang sich auf den Korb. »Deine Tante mag es nicht, wenn ich im Haus bin. Sie hat immer Angst, ich würde überall Brandflecken machen.«

»Tust du ja auch.« Ida warf einen schrägen Blick auf den leicht geschwärzten Rand des Weidenkorbes.

»Er ist allerhöchstens ein wenig angekohlt«, verteidigte sich Fiamma. »Kein Wunder, wenn du ihn die ganze Zeit in der sengenden Sonne stehen lässt!«

Die lachenden Mädchen wurden von der dumpfen Dunkelheit des Kucheneingangs verschluckt und überließen den Obstgarten wieder seiner vorherigen Stille, die nur hin und wieder von dem tiefen Summen einer träge vorbeitorkelnden Hummel und dem leisen Sirren der Grashüpfer gestört wurde. Kein Hauch bewegte die Blätter der Kirschbäume, selbst die Vögel schwiegen ermattet. Eine Vorahnung von Gewitter lag in der drückenden Schwüle der Luft.

Die Nacht brachte keine Erleichterung. Ida saß schlaflos in ihrem Fenster und blickte in den Garten hinaus. Funken tanzten durch die Luft, und der leise Ruf eines Käuzchens wechselte sich ab mit dem monotonen Zirpen der Grillen. Sie drehte den Brief zwischen den Fingern. Inzwischen hatte sie ihn so oft gelesen, dass sie kein Licht mehr brauchte, um sich seinen Inhalt vor Augen zu führen.

Am dritten Tag des Roten Mondes werde ich Sendra erreichen. Wir können uns zur Mittagsstunde am Dorfbrunnen treffen, das ist dir wahrscheinlich angenehmer, als wenn ich zu dir auf den Hof komme. Du wirst mich schon erkennen, allzu viele Fremde tauchen ja sicher nicht im Dorf auf.

Die schwungvolle Unterschrift lautete: Dorkas von Tel'krias, Tochter von Selina.

Gerade neigte sich der zweite Tag im Roten Mond seinem Ende zu. Ida wusste, dass sie in dieser Nacht nur schwer Schlaf finden würde, und das nicht alleine wegen der drückenden Gewitterluft. Sie musste noch einen Vorwand ersinnen, der sie morgen ins Dorf führte; einen Vorwand, der ihrer Tante einleuchtete und ihr genügend Zeit ließ, mit Dorkas von Tel'krias zu sprechen. Oder sollte sie sich einfach davonschleichen? Warum eigentlich nicht, plante sie doch, ihrer Familie noch einen weit größeren Schmerz zuzufügen.

Ida lehnte den Kopf an das warme Holz des Fensterrahmens und starrte hinauf in die Schwärze des Nachthimmels. Kein Stern unterbrach die endlose Dunkelheit, selbst der Mond war hinter einer unsichtbaren Wolkendecke verschwunden. Käuzchen und Grillen schwiegen, es war, als hielte die gesamte Natur den Atem an in Erwartung des ersten Donnerschlags. Ida glaubte, ein leises Grollen in der Ferne zu hören, aber das konnte genauso gut Einbildung sein. »Geh zu Bett, dummes Ding«, schalt sie sich stumm. »Du brauchst morgen einen klaren Kopf!«

Trotz dieser wahren Erkenntnis lag sie noch lange in der stockfinsteren, heißen Kammer, den schweißfeuchten Kopf auf dem mit Steinen gefüllten Kopfkissen, und wälzte

sich unglücklich und zu aufgeregt, um Schlaf zu finden, von einer Seite auf die andere. Als in der Morgendämmerung der ersehnte Regen kam, sanft und gänzlich ohne dramatische Ankündigung, saß sie schon wieder in ihrer Fensternische und strich ruhelos den Brief zwischen ihren Fingern glatt.

Am späten Vormittag schlich sie sich davon, als ihre Tante gerade eine der Mägde ausschalt, die in ihrem Ungeschick eine ganze Kanne mit frisch gemolkener Milch umgestoßen und komplett verschüttet hatte. Ida lief über den aufgeweichten Pfad, dass Wasser und Schlamm nur so aufspritzten. Es hatte den ganzen Morgen geregnet, und nun standen große Pfützen in den Furchen, die die Wagen in den staubigen Boden gezogen hatten. Ida hatte ihre Schuhe ausgezogen und in den Bund ihres Rockes gesteckt und den Rock etwas geschürzt, um die Säume vor der Nässe zu schützen. Mit schlammbedeckten Füßen und schwarzgesprenkelten Waden gelangte sie endlich auf den Dorfplatz. Ihre Wangen waren gerötet, und der Atem ging ihr schneller vom Lauf und von der Aufregung. Sie knotete ungeduldig das aufgelöste Haarband neu und sah sich nach der Fremden um, die hier auf sie warten wollte.

Auf der Bank, die rund um den Stamm der alten Ulme neben dem Dorfbrunnen gezimmert war, saß eine Gestalt in heller Kleidung. Sie lehnte entspannt an der rissigen Rinde des Baumes, hatte die Beine in den weiten Hosen lässig von sich gestreckt und die Arme vor der Brust gekreuzt. Ihr Blick wanderte gemächlich über die schwatzenden Frauen am Brunnen und blieb schließlich auf Ida hängen, die auf einem Bein balancierend dabei war, sich hastig den schlimmsten Dreck vom Fuß zu kratzen.

»Anida?«, rief die Fremde sie leise mit einer weichen, ungewöhnlich tiefen Stimme an. Ida ließ ihren Fuß los, stand reglos da und blickte die Fremde an.

»Dorkas.« Es war eine Feststellung, keine Frage. Die Frau nickte und klopfte einladend neben sich auf die Bank. Ida hockte sich befangen neben sie und versuchte vergeblich, sie nicht allzu aufdringlich anzustarren.

Dorkas hatte ein grobknochiges Gesicht mit von der Sonne dunkel gegerbter Haut wie eine der Bäuerinnen aus dem Dorf. Ihre kräftigen Hände waren schwielig und derb und die Gestalt untersetzt. Statt der üblichen Kleidung aus Rock, Mieder und Schürze steckten die stämmigen Beine der Frau in einer hellen, weit fallenden Hose, die ungemein bequem aussah. Darüber fiel ein locker geschnittenes Übergewand, das an den Seiten geschlitzt war und ihr bis zum halben Oberschenkel reichte. Sie hatte die Ärmel aufgekrempt, dass ihre erstaunlich muskulösen Unterarme zu bewundern waren, und der Halsausschnitt des Gewandes war aufgeschnürt und ließ einen sonnenverbrannten Ansatz der Brust sehen. In dem dunklen Gesicht standen bemerkenswert helle, faltenumkränzte Augen unter dichten Brauen. Die starke, ein wenig schiefe Nase und eine helle Narbe, die über ihren linken Wangenknochen bis zum Ohr verlief, schienen Ida viel eher zu einem Mann zu passen, während der breite Mund im Gegensatz zu den eher groben Zügen weich und empfindsam wirkte und zu einem freundlichen Lächeln verzogen war.

Die Frau ließ Idas Musterung geduldig über sich ergehen. Ida blinzelte verlegen und griff unwillkürlich nach ihrem schweren Zopf. Das Lächeln der Fremden wurde breiter, und sie fuhr sich zur Antwort mit ihren stumpfen Fingern durch das kurz geschnittene dunkle Haar. Es war sogar kürzer, als die meisten Männer es zu tragen pflegten, und von ersten

weißen Fäden durchzogen. In ihrem linken Ohrläppchen blitzte ein dünner silberner Reif mit einem winzigen grünen Stein daran.

»Also, da bin ich«, eröffnete Dorkas das Gespräch, als Ida keine Anstalten machte, ihrerseits etwas zu sagen. Ihre Augen verschwanden fast in einem Nest aus Fältchen, als sie das Mädchen ansah. »Du schaust drein, als würde ich dich jeden Moment beißen. Möchtest du hier mit mir sprechen, oder sollen wir uns lieber einen weniger öffentlichen Platz suchen?«

Ida räusperte sich verlegen. Die Frauen am Brunnen hatten schon einige Male auffällig zu ihnen hergesehen und steckten nun die Köpfe zusammen. »Vielleicht wäre es gut, wenn wir woanders hingingen. Aber ich weiß nicht, wo ...«

»Ah, überlass das der alten Dorkas«, unterbrach die Frau sie und erhob sich in einer geschmeidigen Bewegung. »Ich bin nicht zum ersten Mal hier. In fast jedem Dorf gibt es einen Platz, wo eine wie ich willkommen ist. Komm mit.«

Ida blickte stirnrunzelnd auf sie nieder, und die kleinere Frau blinzelte lächelnd zu ihr auf. »Du bist wirklich erstaunlich groß, meine Liebe. Wächst du noch?« Ida verneinte errötend. Ihre Körpergröße war ihr äußerst unangenehm, und sie wurde oft genug deswegen gehänselt. Sie schritt schweigend auf ihren langen Beinen neben Dorkas her und beobachtete sie aus den Augenwinkeln. Die Bewegungen der stämmigen Frau waren kraftvoll und gleichzeitig fließend und sprachen von Körperbeherrschung und trainierter Muskulatur. Was mochte wohl ihre Profession sein? Sie schien unbewaffnet zu sein, aber die Narbe in ihrem Gesicht sah nicht aus, als wäre sie ein zufälliger Kratzer, sondern weit eher wie von einem Messer oder etwas ähnlichem verursacht.

Vor dem Haus der Hebamme blieb Dorkas stehen und klopfte kurz und kräftig an die Tür. »Herein, nur herein«, erscholl von drinnen die hohe, junge Stimme Marisas, der Hebamme und Heilerin des Dorfes.

Dorkas schob die Tür auf und betrat den niedrigen Hausflur. Ida, die ihr folgte, musste ein wenig den Kopf einziehen, als sie durch die Tür trat. Bei ihrem letzten Besuch bei Marisa, der ein Jahr zurücklag, war das noch nicht nötig gewesen.

»Ah, da seid ihr endlich«, empfing die alte Hebamme sie lebhaft. »Der Tee ist fertig, und ich habe euch Pfannkuchen gebacken. Die magst du doch, meine Kleine? Setzt euch, setzt euch!«

»Aber was für eine Frage, Marisa«, erwiderte Dorkas. »Du weißt, wie sehr ich deine Pfannkuchen vermisst habe.« Sie setzte sich an den Tisch, der mitten in der unordentlichen Küche stand, und winkte Ida, ebenfalls Platz zu nehmen. Marisa werkelt geschäftig an ihrem Herd herum. Es roch wunderbar nach den frischen Pfannkuchen und dem süßen Sirup, den die alte Frau darüber goss.

»Hier, Kinder, esst, solange sie noch heiß sind«, sagte sie und stellte ihnen beiden einen Teller mit einem hohen Stapel der zart gebräunten, dünnen Kuchen hin. Sie schöpfte duftenden Kräutertee in irdene Becher und stellte Honig zum Süßen auf den Tisch. Dann zog sie sich selbst einen Stuhl heran und sah den beiden wohlwollend beim Essen zu.

Ida war nicht mit dem Herzen bei dem Schmaus, obwohl sie hungrig war und die Pfannkuchen die besten, die sie je probiert hatte. Sie rollte sich stirnrunzelnd einen der

dünnen Kuchen zusammen und biss hinein, dass ihr der goldbraune Sirup von den Fingern tropfte. Dorkas und Marisa tauschten Neuigkeiten über Leute aus, die Ida nicht kannte. Dorkas berichtete kauend von dem Schwur, den eine gewisse Letta endlich abgelegt habe, nachdem sie zehn Jahre darum herumgeschlichen sei wie eine Katze um einen Fischteich, in dem es Hechte gab. Marisa gab ihr typisches Lachen von sich, eine Mischung aus Kichern und Glucksen, das ungemein ansteckend war. Ida ertappte sich, dass sie lächelte, obwohl sie weder diese Letta kannte, noch begriff, um was für eine Art von Schwur es sich handeln mochte.

»So, die kleine Letta. Hat sie nicht versucht, noch am Vorabend auszubüxen oder ihre Schwurschwester davon zu überzeugen, sie abzulehnen?«

Dorkas schnaubte amüsiert. »Und ob sie das hat, Marisa. Erne, ihre erste Schwurschwester, hat sie vorsichtshalber in ihre Kammer eingesperrt und mit Pippa, der anderen, die ganze Nacht Wache geschoben.« Ihre Stimme versagte. Sie wurde von einem stummen Lachanfall geschüttelt. Marisa schnappte hilflos nach Luft und hielt sich die Seiten. »Am Morgen haben sie sie dann rechts und links untergenommen – du erinnerst dich an den Griff, den Lale uns damals beigebracht hat, und der es absolut unmöglich macht, auch nur einen Finger zu rühren? – und zum Schwurstein geschleift. Ich schwöre dir, Lettas Füße haben bis zum Schluss der Zeremonie nicht ein einziges Mal den Boden berührt!«

Die beiden Frauen schrien vor Lachen. Ida sah beinahe peinlich berührt von einer zur anderen. Noch nie hatte sie erlebt, dass erwachsene Frauen sich derart würdelos benahmen.

»Oh, ich sterbe«, ächzte Marisa und wischte sich die Augen. »Kind, ich habe nicht mehr so gelacht, seit Mutter Guda ...«

»... mit dem Tisch umgefallen ist«, ergänzte Dorkas und schnaubte wieder.

Marisa kicherte und schenkte allen Tee nach. »Und? Wie geht es Letta jetzt?«

»Sie tiriliert den ganzen Tag wie ein Vögelchen und strahlt wie die Sonne. Sie hat noch am selben Tag die neuen Mädchen allesamt unter ihre Fittiche genommen und ist so glücklich, dass es schon fast peinlich ist. Ich weiß nicht, wieso sie den Schwur so lange vor sich hergeschoben hat.«

Marisa atmete den aromatischen Dampf aus ihrem Becher ein und schmunzelte. »Es fällt nicht allen so leicht wie dir, Dorkas. Letta hat eine anständige Erziehung genossen, das kann ein arger Hemmschuh sein, wie du weißt.« Sie wandte sich mit einer entschuldigenden Geste zu Ida. »Entschuldige, Ida, aber ich habe meine kleine Dorkas sehr lange nicht gesehen, und noch länger war ich nicht mehr zu Hause in Tel'krias. Ich dürstete nach Neuigkeiten von meinen Schwestern, das verstehst du doch sicher.« Ihre sanften dunklen Augen baten um Vergebung, und Ida streichelte voller Zuneigung über die weiche Hand der alten Hebamme.

»Ich wusste nicht, dass du auch zur Grünen Gilde gehörst«, sagte sie und sah Marisa mit neuem Respekt an. Marisa und Dorkas wechselten einen schnellen Blick, der Ida nicht entging.

»Es ist nicht ratsam, das herumzuerzählen«, sagte Marisa zögernd. »Ich habe mich entschieden, das Mutterhaus zu verlassen und in Sendra zu bleiben, weil hier keine

Heilerin außer mir lebte. Aber viele Männer – und auch Frauen – haben immer noch Bedenken, sich einer Gildenfrau anzuvertrauen. Unser Ruf ist zu zweifelhaft, und deshalb verzichten viele meiner Schwestern, die sich entschieden haben, nicht im Mutterhaus zu leben, lieber darauf, sich öffentlich dazu zu bekennen.« Sie seufzte und tauschte wieder einen beinahe bedrückt zu nennenden Blick mit der grimmig dreinschauenden Dorkas. »Ich weiß, dass du es missbilligst, Liebes. Aber ich konnte nicht anders handeln, es war damals noch schwerer, als es heute ist. Die jungen Dinger, die heute zu uns stoßen, werden es wahrscheinlich leichter haben als wir ...«

»Was nicht dein Verdienst ist«, unterbrach Dorkas schroff. Marisa hob die Schultern und erwiderte nichts. Ida begriff, dass dies ein alter Streit zwischen den beiden Frauen war. Sie nahm einen Schluck Tee und überdachte das, was sie gehört hatte. Auch die beiden älteren Frauen schwiegen einige Minuten lang, aber es lag kein Groll in der Luft. Dorkas nippte an ihrem Tee und blickte Ida nachdenklich an, Marisa hatte sich zurückgelehnt und schien ihren Erinnerungen nachzuhängen.

»Deine Tante hat mir gesagt, dass du von deiner Familie fort und dich der Gilde anschließen willst?«, eröffnete Dorkas schließlich unvermittelt das Gespräch. Sie hatte ihre dunklen Brauen zusammengezogen und blickte Ida scharf und ein wenig misstrauisch an. Auch der Ton ihrer Stimme war alles andere als freundlich zu nennen. Ida zuckte ein wenig zusammen. Marisa regte sich leise, als hätte sie sich erschreckt.

»Ja, das heißt ...«, stammelte Ida. Dorkas Miene wurde noch etwas finsterer.

»Das heißt?«, stieß sie schroff nach. »Du bist dir nicht sicher, oder, Kind? Du weißt nicht viel über die Gilde. Du glaubst, dass wir jedes Mädchen aufnehmen, dem zu Hause irgendwas nicht mehr in den Kram passt. Was denkst du, was du uns dafür zurückgeben kannst, wenn wir dich aufnehmen, dich ernähren, dich kleiden, dich ausbilden und dir Schutz bieten? Denk gut nach, was du antwortest. Auf solche verzogenen Gören wie dich haben wir nämlich gerade gewartet ...«

»Dorkas!«, murmelte die Hebamme mahnend. Die jüngere Frau warf ihr einen grimmigen Blick zu. Marisa sank wieder in ihren Stuhl zurück. Ihre dunklen Augen ruhten beinahe mitleidig auf Idas rot überhauchtem Gesicht.

»Ich mag verzogen sein, obwohl ich selbst das nicht glaube«, antwortete Ida leise und den Tränen nahe. »Und es stimmt sicher, dass ich so gut wie nichts über die Gilde weiß. Ich besitze nicht die Fähigkeiten, um den Weißen Schwestern beizutreten – ehrlich gesagt, wäre das auch niemals mein Wunsch gewesen –, und ich verspüre keinerlei Neigung, diesen Mann zu heiraten, den mein Vater für mich ausgesucht hat, oder mein Leben als unverheiratete Verwandte im Haus meines Schwagers zu beenden. Ich weiß nicht, ob ich euch in irgendeiner Weise nützlich sein kann, aber ich kann versprechen, dass ich mich anstrengen werde. Ich bin kräftig, ich kann arbeiten, dafür hat meine Tante Ysabet gesorgt, und ich scheue nicht davor zurück, auch schwere und schmutzige Arbeiten zu verrichten. Wenn ich mir damit bei euch eine Schlafstelle und mein Essen verdienen kann, dann will ich es gerne tun.«

Dorkas unbarmherzige Miene wurde um keinen Deut weicher. »Du könntest dich jederzeit als Dienstmagd verdingen, wenn du ernst meinst, was du gerade gesagt hast. Warum solltest du dich ausgerechnet der Gilde anschließen wollen? Jeder Herr hier in

Sendra wäre froh über eine tüchtige Dienerin wie dich.«

Ida schwieg und starrte auf ihre Hände hinab, die sie so fest ineinander verschränkt hatte, dass die Knöchel weiß hervortraten. »Wenn das wirklich die einzigen Möglichkeiten sind, die einem Mädchen bleiben – zu heiraten und irgendeines Herren Dienstmagd zu sein –, dann wünschte ich, Marisa hätte mich niemals auf die Welt geholt!«, sagte sie leise und heftig. Sie hob den Kopf und sah Dorkas aus glühenden Augen an, die vor unterdrücktem Zorn den Ton von geschmolzenem Gold angenommen hatten. Dorkas bemühte sich weiter um ihre gestrenge Miene, aber ein winziger Kringel in ihren Mundwinkeln verriet sie.

»Ach, lass gut sein und hör auf, das arme Kind zu quälen«, schalt Marisa gutmütig. »Komm, Kleines, lass dich nicht ärgern. Iss lieber deinen Teller leer, du wirst es brauchen.« Sie stand auf und holte den Teekessel, der an einem Haken über dem Feuer hing. Dorkas senkte amüsiert die Augenlider und lehnte sich entspannt zurück. Ihre groben Hände ruhten auf ihren Schenkeln, und sie musterte Ida immer noch unverwandt, aber mit einem sanfteren Blick als zuvor.

»Wie alt bist du?«, fragte sie.

»Fünfzehn, ich werde sechzehn im Sandmond.«

Dorkas nickte und rieb nachdenklich mit dem Daumen über die Narbe auf ihrer Wange. »Was meinst du, Marisa?«

Die Hebamme hatte die Teebecher aufgefüllt und hängte nun den Kessel wieder fort. Sie wischte sich die Hände an ihrer Schürze trocken und sah Ida mit schief gelegtem Kopf prüfend an. Ida erwiderte den Blick mit einer gehörigen Prise Trotz und wurde mit einem warmen Lächeln belohnt. »Sie ist ein gutes Mädchen, wenn auch starrsinnig und mit einem frechen Mundwerk gesegnet.« Marisa gluckste. »Sie wird gut ins Haus passen, Dorkas. Sehr gut wird sie ins Haus passen.«

Die beiden älteren Frauen brachen in Gelächter aus. Ida wand sich rot vor Scham und Zorn in ihrem Sitz. Sie fühlte sich ausgelacht und überlegte, ob sie einfach gehen sollte.

Dorkas legte ihr eine schwere Hand auf die Schulter und schüttelte sie leicht. Ihre Augen hatten sich spöttisch verengt.

»Friede, Ida. Ich bekomme ja Angst, dass du mir an die Gurgel springst, wenn du so dreinschaust.« Sie wechselte einen verständnisinnigen Blick mit Marisa. »Musst du noch Sachen von zu Hause holen, oder bist du reisefertig?«

Ida riss die Augen auf. »Aber – aber –«, stotterte sie. Marisa lachte leise und löffelte Honig in ihren Becher.

»Aber ich muss doch zuerst mit ihnen reden. Mein Vater ... Tante Ysabet ... Ich kann doch nicht einfach so Knall auf Fall mit dir gehen!«

Dorkas seufzte und stützte das Kinn in die Hand. »Glaubst du, dein Vater wird dir ohne Umstände die Erlaubnis geben, mit einer Gildenfrau nach Nortenne zu gehen?«, fragte sie gelassen. Idas Kiefer klappte herunter.

»Nein«, krächzte sie schließlich. »Nein, natürlich nicht. Er wird toben und schreien und mich auf mein Zimmer schicken – ach du meine Güte!« Ihr Blick glitt unglücklich von Dorkas' Katzenlächeln zu Marisas mitfühlendem Gesicht.

»Das ist der erste Preis, den du zahlen musst, wenn du zu uns gehören willst«, sagte

Dorkas nicht unfreundlich. »Die erste Bindung, die gelöst wird, die erste von vielen. Wenn du das nicht fertig bringst, bist du daheim besser aufgehoben, Kleine. Geh nun nach Hause. Ich reise morgen im Morgengrauen ab, mit dir oder ohne dich. Und denk daran, nicht jede Neue bekommt den Luxus einer Eskorte zum Mutterhaus. Die meisten müssen alleine dorthin finden.« Sie erhob sich und reckte ihre stämmigen Glieder. »Ich würde mich jetzt gerne etwas hinlegen, Marisa. Ist deine Gastkammer frei?«

Marisa ging mit der Gildenfrau hinaus und ließ Ida zerschmettert am Tisch zurück. Sie starrte auf die altersdunkle Tischplatte mit all ihren Kerben und Schrunden. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander wie Herbstlaub in einem Sturm. Sie hörte in ihrer tiefen Versunkenheit nicht, wie Marisa wieder die Küche betrat, und schrak deshalb heftig zusammen, als die alte Frau ihr tröstend eine Hand auf die Schulter legte.

»Geh heim, Kind«, murmelte sie sanft. »Schlaf noch einmal darüber, und tu dann morgen, was du für richtig hältst. Vergiss nicht, es gibt immer mehr als nur einen Weg zum Ziel.«

Tante Ysabet schalt sie heftig aus, weil sie sich davongemacht hatte. Ida stand mit hängenden Armen vor ihr und sah so verzagt und unglücklich drein, dass der Wortschwall der Tante zu versiegen begann und der Zorn in ihrem runden Gesicht einem besorgten Ausdruck Platz machte. Sie legte Ida eine mollige Hand auf die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Was hast du nur, Ida? Fühlst du dich schlecht? Fieber hast du keines, aber man weiß ja nie ... Am besten ist, du legst dich in dein Bett.«

»Nein, es ist nichts, Tante Ysa«, wehrte das Mädchen hastig ab. »Ich bin ganz gesund, wirklich. Ach, Tante ...« Sie brach in hilflose Tränen aus.

»Sofort ins Bett mit dir«, befahl Ysabet energisch und schob sie zur Treppe. »Ich koche Tee und mache dir einen Brustwickel. Ach, ihr Kinder, immer brütet ihr irgendetwas aus ...«

Ihr sanftes Schelten verklang auf dem Weg zur Küche. Ida wischte sich übers Gesicht und schniefte jämmerlich. Dorkas hatte sicher Recht: Ihr Platz war hier und nirgends sonst. Was würden die Frauen der Gilde wohl zu einem Mädchen sagen, das bei dem bloßen Gedanken, ohne Abschied von zu Hause fortzugehen, in lautes Geheul ausbrach?

Als Tante Ysabet, die dankenswerterweise vorerst auf den Brustwickel verzichtet hatte, ihr den Tee ans Bett brachte, hatte Ida sich wieder einigermaßen gefangen. Sie nahm den Becher entgegen und nippte an dem bitteren Gebräu.

»Zieh nicht solch ein Gesicht«, schalt die Tante und setzte sich zu ihr auf die Bettkante. »Das hier wird dir gut tun, also trink es jetzt schnell aus.« Sie zog die Bettdecke glatt und strich Ida dann fast verlegen über den Kopf. »Du bist so erwachsen geworden. Ich vergesse immer wieder, dass deine Mutter nur wenig älter war als du, als sie und Joris geheiratet haben.«

Ida schluckte den abscheulich bitteren Bodensatz aus dem Becher, schüttelte sich heftig und gab ihn ihrer Tante zurück. Dann lehnte sie ihren Kopf an die weiche Schulter und legte unbeholfen einen Arm um ihre rundliche Taille. »Tante Ysa, ich habe dir nie gesagt, wie lieb ich dich habe«, flüsterte Ida und drückte sie fest an sich.

Ysabet erwiderte verwundert die ungewohnte Zärtlichkeit. »Du bist wirklich ein

seltsames Kind«, sagte sie beinahe vorwurfsvoll. »Ich weiß es doch, jetzt hör schon auf. Du wirst mir doch nicht etwa ernsthaft krank werden?«

»Nein, nein, es geht mir gut«, widersprach Ida und zwang sich zu einem Lächeln.

»Na!«, erwiderte Ysabet misstrauisch. »Ruf mich, wenn du etwas brauchst. Ich bin in der Küche.«

Sie schloss die Tür leise hinter sich. Ida wartete, bis ihre Schritte auf der Treppe verklungen. Dann schlüpfte sie aus dem Bett und schwang sich aus dem Fenster. Das Spalier hielt ihr Gewicht wunderbarerweise immer noch aus, obwohl es so laut knarrte, dass Ida befürchtete, das ganze Haus würde dadurch alarmiert.

Sie huschte durch den dämmerigen Garten und hockte sich neben das dichte Feuerbohnengebüsch. »Fiamma, bist du da?«, rief sie leise und scharf. »Ich muss mit dir reden!«

Nichts regte sich, kein Funke stob auf, keine dünne, klare Stimme antwortete ihr. Fiamma schien nicht bei ihrer Großmutter zu sein. Ida hockte da in der duftenden Dämmerung und stützte das Gesicht in die Hände. Sie musste einfach mit jemandem sprechen, aber wem außer ihrer winzigen Freundin konnte sie sich anzuvertrauen wagen?

Das rückwärtige Gartentor knarrte, und sie fuhr auf. Ein schlanker, schmalgliedriger Jüngling schritt auf dem überwucherten Pfad auf das Haus zu, ohne sie zu bemerken.

»Albi«, rief sie ihn leise an. Ohne ein Zeichen der Überraschung drehte er sich um und kam auf sie zu.

»Was kniest du hier im Gebüsch?«, fragte er mit leisem Spott. »Hast du was verloren?«

Ida zog ihn zu sich herunter und musterte sein ernsthaftes Gesicht voller Zuneigung. Ihr Bruder war immer noch kleiner als sie und wirkte schwächling neben ihr. Auf seiner Lippe spross der erste helle Bartflaum, und sein schmales Gesicht hatte im letzten Jahr den letzten Rest von Kindlichkeit verloren. Er war zu einem gut aussehenden, wenn auch etwas hochmütig dreinblickenden jungen Mann herangewachsen, der sich seinen Studien bei dem Grauen Magister mit einer Ernsthaftigkeit widmete, die sogar seinen Vater immer häufiger zum Verstummen brachte, wenn die beiden sich wieder einmal darüber auseinander setzten.

»Albi, ich gehe fort«, platzte Ida wider besseres Wissen heraus.

Albuin zog eine Braue hoch. »Wie meinst du das?«, fragte er mit leiser Skepsis. »Wohin willst du gehen?«

»Fort. Ich habe jemanden kennen gelernt, der mich mitnimmt nach ...«

Ihre Stimme verklang zögernd, während ihre Gedanken rasten. Sollte sie wahrhaftig Albuin die Wahrheit anvertrauen, so wie sie es früher bedenkenlos mit ihren geheimsten Gedanken getan hatte? Ihr Bruder sah sie reglos und ein wenig herablassend an. Ida biss sich auf die Lippe.

»Du brennst doch nicht etwa mit einem Geliebten durch, kleine Schwester?«, fragte er mit spöttischer Zuneigung. »Das hätte ich dir wirklich nicht zugetraut, Respekt.« Er grinste und kniff ein Auge zu, was ihm einen erstaunlich verwegenen Ausdruck verlieh. Ida musste lachen. »Wer ist es denn, kenne ich den Glücklichen? Vater wird ja der Schlag treffen, wenn er es erfährt.« Seine Stimme klang seltsam befriedigt.

»Ich möchten nicht ... Bitte, Albi, sag Vater nichts davon. Sag ihm nur, dass es mir gut

geht und dass ich ihm schreiben werde, wenn ich in – wenn ich dort angekommen bin. Willst du das für mich tun?« Ihre Augen hingen flehend an seinem Gesicht.

Er sah sie an, als betrachtete er eine vollkommen Fremde. Dann lockerte sich seine strenge Miene, und er lächelte. »Aber sicher, kleine Schwester, sicher werde ich das tun. Aber sieh zu, dass du einen ordentlichen Vorsprung bekommst, er wird sicher wie ein Wilder hinter dir herjagen, wenn er begreift, dass du ausgerissen bist.« Er lachte sein boshafes Lachen. »Endlich wird er mal auf ein anderes Schäfchen seiner wertvollen Herde wütend sein, nicht auf mich.« Ida sah ihn entrüstet an. Albuin stand auf und klopfte sich die schmutzigen Knie ab. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen auf seine Schwester herab und spitzte nachdenklich die Lippen. »Ich wünsche dir viel Glück, Ida, wohin du auch gehen magst. Weißt du, dass ich dich ein wenig beneide?«

Ohne ein weiteres Wort des Abschieds drehte er sich um und ging zum Haus. Ida starrte ihm sprachlos nach. Sie wurde wahrhaftig schon lange nicht mehr schlau aus ihrem Bruder.

Lange vor der ersten Morgendämmerung hatte Ida ihr schmales Bündel gepackt und sich aus ihrer Kammer geschlichen. Die Treppe knarrte leise unter ihren Füßen, und die Haustür schien sich noch ein wenig schwerer als sonst in ihren Angeln zu bewegen, als wollte sie sie an ihrem Fortgang hindern. Ida schob sie lautlos hinter sich zu und lief zu den Ställen hinüber, um Kastanie, ihre alte rote Stute, zu holen. Sie hatte darüber nachgedacht, eines der jüngeren, schnelleren Pferde ihres Vaters zu nehmen, aber sich dann doch für das knochige, geduldige Tier ihrer ersten Reitversuche entschieden. Kastanie würde bald ohnehin nur noch das Gnadenbrot erhalten, es war also nicht gar so ein schwerer Diebstahl, den sie ihrer Liste der Verfehlungen hinzufügen würde.

Ihre Augenlider waren schwer und müde, als sie sich außerhalb des Hofes in den Sattel schwang. Es war nun die zweite Nacht, die sie so gut wie ohne Schlaf geblieben war, und bei dem langsamen Schritt, den sie die Stute einschlagen ließ, nickte sie einige Male ein. Das geduldige Tier fand seinen Weg zum Dorf so gut wie alleine und blieb erst an der Tränke auf dem Dorfplatz stehen, um zu saufen.

Ida schrak auf und rutschte aus dem Sattel. Sie ließ ihre geschürzten Röcke hinab und ging zu Marisas kleiner Kate hinüber, hinter deren Küchenfenster schon Licht brannte. Sie klopfte zaghaft an, und wenig später öffnete die alte Hebamme die Tür. Ihr Gesicht leuchtete auf, als sie Idas ansichtig wurde. Sie rief über ihre Schulter ins Haus: »Die kleine Ida ist da, Dorkas. Ich hatte doch Recht!« Sie wandte sich lebhaft dem Mädchen zu und hielt ihr die Tür weit auf. »Komm herein, komm herein. Oh, das ist schön!«

Ida zog gewohnheitsmäßig den Kopf ein und trat in die dämmrige Stube. Das Herdfeuer prasselte, und es roch appetitanregend nach frischem Brot. Ida lief trotz ihrer Aufregung das Wasser im Mund zusammen.

Auf der Bank neben dem Herd hockte Dorkas und zog gerade ihre halbhohen, weichen Stiefel an. Sie blickte von unten herauf in Idas Gesicht und blinzelte spöttisch. »So, du hast dich also entschieden, mitzukommen.« Sie schnürte die Stiefel zu und richtete sich auf. »Ich muss zugeben, ich habe dich unterschätzt. Hast du gefrühstückt?«

Ida verneinte und wurde sofort von Marisa zum Tisch geschoben, wo schon eine deftige Scheibe dunklen Brotes mit Butter und Käse und ein großer Becher Milch auf sie warteten. Dorkas setzte sich ihr gegenüber und schob sich den letzten Bissen ihres Frühstücks in den Mund. »Wie du siehst, hat Marisa fest mit dir gerechnet«, sagte sie kauend und wies mit dem Kinn auf das Holzbrett vor Ida.

Die alte Hebamme kicherte und schob ihre Hände unter die Schürze. »Ich kenne doch meine Kinder«, sagte sie mit einem gewissen Stolz. Ida blickte erstaunt auf. Marisas dunkle Augen ruhten voller Zuneigung auf ihr. »Es ist eine gute Entscheidung, Ida. Du wirst dort glücklich sein, glaube mir.«

Dorkas schnaubte und wischte mit der flachen Hand die Krümel vom Tisch. »Bist du fertig? Ich möchte ein ordentliches Stück von hier fort sein, ehe deine Familie auf die Idee kommt, dir nachzusetzen. Du hast doch bestimmt eine Nachricht hinterlassen, oder sollte ich dich etwa schon wieder unterschätzt haben?«

Ida schlug verlegen die Augen nieder. »Ich habe meinem Bruder gesagt, dass ich durchbrenne. Aber er weiß nicht, mit wem und wohin ...«

Dorkas lachte trocken auf. »Das dürfte allerdings ein unüberwindbares Hindernis für eine Verfolgung darstellen, da bin ich aber beruhigt«, erwiderte sie spöttisch. »Also sollten wir zusehen, dass wir in den Sattel kommen. Marisa, Liebes, ich gebe dir Bescheid, wenn wir angekommen sind.« Sie drückte der alten Frau einen Kuss auf die Wange und winkte Ida auffordernd zu.

Erst, als sie eine gute Strecke vom Dorf entfernt waren, richtete Dorkas erstmals wieder das Wort an das Mädchen. Ida hatte starr auf die Ohren ihrer Stute gesehen und die gelegentlichen Blicke ihrer älteren Begleiterin nicht zu erwidern gewagt, weil sie befürchtete, beim kleinsten Schimmer von Mitleid oder Spott – sie wollte sich nicht ausmalen, was davon wohl schlimmer wäre – in Tränen auszubrechen und um ihre Umkehr zu betteln.

»He, Kleine, schau nicht so trübselig drein«, sagte Dorkas erstaunlich sanft. »Du warst noch nie alleine von zu Hause fort, hm?«

Ida hob den Kopf und blinzelte. »Ja, das stimmt«, sagte sie zögernd. »Ich habe ein wenig Angst davor.« Sie biss die Zähne zusammen, ärgerlich darüber, dass ihr dieses Geständnis herausgerutscht war.

Dorkas lächelte sie an. »Du wirst dich daran gewöhnen, Ida. Es gewöhnen sich alle daran. Na ja, fast alle. Die anderen kehren mit eingezogenen Schwänzen nach Hause zurück.« Sie lachte herzlich, und Ida wurde es übel. Darüber hatte sie noch gar nicht nachgedacht. Was, wenn ihr das Leben bei diesen Frauen so wenig zusagte, dass sie nicht dort bleiben wollte? Zurück nach Hause. Mit eingezogenem Schweif zurück nach Hause.

»Wie – wie ist es in – da, wo du herkommst? In dem – Mutterhaus?«, fragte sie laut und verzweifelt. Dorkas ließ ihren Grauen langsamer laufen und lehnte sich auf den Sattelknauf.

»Tel'krias«, sagte sie versonnen. »Es ist – zu Hause. Das einzige Zuhause, zu dem ich immer zurückkehren möchte.« Ihr grobes Gesicht wurde beinahe weich.

»Tel'krias? Was bedeutet dieser Name? Ich dachte, es wäre die Stadt, aus der du stammst.«

Dorkas lachte, leise und tief. »Nein, ich bin ein ganz gewöhnliches Bauernkind aus dem Norden von Belem. Tel'krias ist ein Wort aus der Grennach-Sprache. Es ist nicht ganz einfach zu übersetzen.« Sie überlegte. »Was weißt du von den Grennach?«

Ida hob die Schultern. »Nicht viel. Ich habe noch nie einen von ihnen zu Gesicht bekommen, aber ich kenne einige ihrer Arbeiten. Schmuck, schöne Gegenstände. Was man eben so kennt.«

»Das ist allerdings nicht viel. Aber wir werden heute oder morgen noch eine Expertin treffen für alles, was die Grennach angeht. Sie wird dir sicherlich auch eine gute Übersetzung von Tel'krias geben können, eine bessere als ich. Es heißt so viel wie ›Nest der Mütter‹, aber die Bedeutung ist eine etwas andere, als der Begriff zuerst annehmen lässt.« Sie grinste breit, und die Narbe auf ihrer Wange kräuselte sich. »Ich jedenfalls fühle mich in dem Nest wohl, auch ohne eine Mutter zu sein. Aber bei den Grennach ist sowieso alles ganz anders.«

Ida war erfolgreich von ihrem beginnenden Heimweh abgelenkt. Sie drängte Dorkas,

mehr von der Gilde und dem Leben im Gildenhaus zu erzählen, und die stämmige Frau tat ihr den Gefallen.

»He, das reicht jetzt«, sagte sie irgendwann. »Ich habe ja schon ganz ausgefranste Lippen, Ida. Du wirst das alles doch selbst sehen, in ein paar Tagen sind wir da.«

Ida nickte und ließ ihre Stute wieder ein wenig zurückfallen. Das alte Mädchen hielt sich wacker, hatte die Ohren vergnügt gespitzt und schien den Ausflug sogar zu genießen. Ida tätschelte geistesabwesend ihren Hals und sortierte das, was sie von Dorkas erfahren hatte.

Das Gildenhaus in Nortenne bestand jetzt seit beinahe siebzig Jahren, hatte die ältere Frau ihr berichtet. Nortenne war die größte Hafenstadt des Reiches, kaum kleiner als die Residenzstadt selbst.

Ida schüttelte sich unwillkürlich ein wenig. Die einzige große Stadt, die sie kannte, war Weidenau im benachbarten Belem. Dorthin hatte ihr Vater sie und ihre Geschwister zweimal mitgenommen, als Jahrmarkt war, und sie hatte es bei aller Faszination auch ein wenig schrecklich gefunden. So viele Menschen auf einem Fleck, der ohrenbetäubende Lärm, das unglaubliche Tempo, in dem alles vor sich zu gehen schien, das alles war so ganz anders als das gemächliche Leben in Sendra und seinen beschaulichen Dörfern.

Nortenne musste noch zehnmal größer sein als Weidenau. Und Tel'krias war im Laufe der Jahre zu einem kleinen Stadtviertel herangewachsen, mit Gasthäusern und Handwerksbetrieben, Krämerläden, Druckereien, Mietställen und Garküchen. Dort lebten durchaus auch Männer, hatte Dorkas ihr erklärt. Aber die Häuser, Geschäfte und Betriebe waren allesamt im Besitz von Frauen, etwas, was auch in einer großen Stadt wie Nortenne keineswegs üblich zu sein schien. Das Gildenhaus selbst lag im Zentrum dieses Stadtviertels, und dorthin würde Dorkas sie bringen.

»Was hältst du von einer Pause?«, brach Dorkas spät am Nachmittag ihr Schweigen. »Ich könnte etwas zu essen vertragen, du auch?« Ida stimmte aus vollem Herzen zu. Mit steifen Gliedern ließ sie sich vom Pferderücken rutschen. Ihre Knie gaben beinahe unter ihr nach, und sie griff Halt suchend nach dem Sattel.

Dorkas fing sie auf und hielt sie fest. »Du bist nicht an lange Ritte gewöhnt, Kind, das habe ich nicht bedacht. Warum hast du nicht früher um eine Pause gebeten?«

Ida sah in das dunkle, freundlich besorgte Gesicht der Frau und schlug verlegen die Augen nieder. Dorkas seufzte ein wenig ungeduldig und klopfte Ida rügend auf die Wange. »Ich verlange nicht von dir, dass du an einem Tag das schaffst, was eine alte Nomadin wie ich in Wochen und Monaten im Sattel gelernt hat. Du wirst es vielleicht auch einmal können, vielleicht aber auch nicht.«

Mit einem Geschick, das lange Übung verriet, versorgte sie zuerst die Pferde und begann dann, ihre Packtaschen auszuräumen. Während sie eine kalte Mahlzeit aus Brot, Käse und geräuchertem Schinken bereitete, sprach sie weiter, ohne Ida anzusehen, die mit schmerzverzerrter Miene vergebens nach einer Sitzposition fahndete, die ihr weniger Qualen bereitete.

»Im Grunde ist es Pech für dich, dass ich die erste Gildenfrau bin, die du kennen gelernt hast.« Dorkas hielt einen Augenblick lang nachdenklich inne und fuhr dann fort: »Nein, das stimmt natürlich nicht. Du kennst Marisa. Glaubst du, dass sie es einen ganzen Tag

im Sattel aushalten würde, ohne zu protestieren?« Ida musste lachen. Dorkas sah kurz von dem Schinken auf, von dem sie mit einem gefährlich scharf aussehenden Messer dünne Scheiben säbelte, und lachte.

»Siehst du? Es gibt so viele verschiedene Gildenfrauen, wie es verschiedene Frauen überhaupt gibt. Ich bin eine, die sich für ein Leben im Sattel entschieden hat, weil ich das schon immer am liebsten wollte: reisen, unterwegs sein, möglichst wenig Wände um mich herum ...« Ihre Stimme wurde leiser, und sie verstummte. Das Messer schwebte regungslos über dem angeschnittenen Schinken. Ida sah ihren gedankenverlorenen Blick, und einen Moment lang glaubte sie, das junge Bauernmädchen zu erkennen, das von zu Hause fort und zur Gilde gegangen war, damit sie endlich das tun konnte, wofür sie geboren war.

Dorkas schüttelte leicht den Kopf und ging wieder an die Arbeit. »Andere haben sich für ein anderes Leben entschieden«, setzte sie munter hinzu. »Manche sind Handwerkerinnen und Händlerinnen, oder sie kochen für die anderen Frauen im Mutterhaus, oder sie kümmern sich um die Ausbildung der Mädchen und Frauen, die zu uns kommen – alles, was du dir nur denken kannst. Irgendwo dazwischen wirst du auch deinen Platz finden, Ida.« Sie legte noch einen Kanten Brot und den Wasserschlauch auf das Tuch, das sie auf dem Gras ausgebreitet hatte, und hieß Ida, zuzugreifen.

»Gibt es auch Kämpferinnen bei euch?«, fragte Ida kauend. Dorkas zog die Brauen hoch und sah sie beinahe verdutzt an.

»Wie meinst du das?«, fragte sie.

»Ich meine, kann ich bei euch lernen, mit einem Schwert oder mit dem Bogen umzugehen? Zu kämpfen wie ein –« Sie wurde ein wenig rot. »Wie ein Ritter«, vollendete sie tapfer und biss schnell in einen Apfel, um ihre tiefe Verlegenheit zu verbergen. Dorkas schmunzelte und schälte eine Hand voll Nüsse.

»Wenn du das möchtest«, sagte sie endlich und klopfte sich die Hände ab. »Es sind nicht viele, die sich dafür interessieren, aber es ist nicht so, dass sie nicht gebraucht würden.« Ihre Finger glitten unwillkürlich über die Narbe in ihrem Gesicht. »Viele vornehme Damen finden es ganz besonders schick, sich von einer Gildenfrau als Eskorte und Leibwächterin begleiten zu lassen, wenn sie eine Reise unternehmen.«

Ida schnitt eine Grimasse. Dorkas lachte und stand auf. »Brauchst du noch eine Pause oder können wir weiter?«

Ida sprang wortlos auf und half ihr, alles einzupacken. Dorkas musterte sie mit ironischer Anerkennung, sagte aber nichts.

Wenig später saßen sie wieder im Sattel. Ida biss die Zähne zusammen, um ein Stöhnen zu unterdrücken. In dieser Nacht würde sie auf dem Bauch schlafen müssen, so viel stand fest.

Sie übernachteten in einem Gasthaus, das nahe der Grenze zu Seeland lag. Dorkas erklärte ihr ein wenig knurrig, das sei einzig wegen ihr, sie selbst zöge das Schlafen im Freien allem anderen vor. Ida protestierte, aber Dorkas schnitt ihre Worte mit einer barschen Handbewegung ab.

»Wir müssen dafür sorgen, dass du morgen noch reiten kannst, und dafür brauche ich jetzt heißes Wasser. Außerdem wirst du dich nur noch zerschlagener fühlen, wenn du eine

Nacht auf dem blanken Boden schlafen musstest. Du bist schließlich nicht daran gewöhnt, du zartes Pflänzchen.«

Der Ton war neckend und durchaus freundlich, aber Ida wurde unangenehm an die Vorwürfe Simons erinnert. War sie denn wirklich so verzogen und verzärtelt? Als sie schließlich auf dem Strohsack lag, war sie Dorkas dankbar für ihre Entscheidung. Die ältere Frau hatte einen Kräuterabsud für ihre wund gerittenen Schenkel bereitet, und danach noch eine scharf riechende Salbe aufgetragen.

»Das dürfte das Schlimmste verhindern«, sagte sie nüchtern. »Wir müssen wirklich zusehen, dass du eine anständige Hose zum Reiten bekommst. Dumm, dass ich dafür nicht vorgesorgt habe. Nun gut, bis Tel'krias muss es jetzt eben so gehen.«

Sie brachen in aller Frühe wieder auf. Ida war überrascht, wie wenig zerschlagen sie sich fühlte. Sicher, sie war ein wenig steif, aber die Schmerzen, die sie gegen Abend geplagt hatten, waren spurlos verschwunden.

Dorkas achtete an diesem Tag darauf, dass sie häufiger pausierten. »Wir haben gestern eine ordentliche Strecke hinter uns gebracht. Ich denke, die Gefahr, dass dein Vater uns noch einholt, ist nicht mehr ganz so groß.«

Ida erschrak. Darüber hatte sie gar nicht mehr nachgedacht, aber das erklärte das erbarmungslose Tempo, das Dorkas am gestrigen Tage vorgelegt hatte.

Die Landschaft, durch die sie ritten, wurde zunehmend flacher, je weiter sie das hügelige Sendra hinter sich ließen. Unzählige Wasserläufe durchzogen das Gelände, kopfweidenbestandene Auen wechselten sich ab mit lichten Birkengehölzen, deren helles Laub schon die ersten herbstlichen Färbungen zu zeigen begann.

Dorkas sprach nicht viel, aber Ida fühlte sich in ihrer Gesellschaft wohl. Bei ihrer letzten Rast hatte die Gildenfrau ihr ein wenig von sich erzählt. Dorkas hatte als Botin und Kurier zwischen der Weißen Schwesternschaft und der Gilde eng mit Idas Tante Ylenia zu tun und schien sie sehr gut zu kennen. Diesem Umstand hatte Ida wohl auch diese unübliche Reisebegleitung zum Gildenhaus zu verdanken, obwohl Dorkas das nicht aussprach.

Sie ritten schweigend durch die grünen Auen von Seeland, überquerten murmelnde kleine Bäche und sahen und hörten nichts als die Silberreier in den feuchten Niederungen, den endlosen blassblauen Himmel über sich und das sanfte Wehen des Windes, das hin und wieder von dem vereinzelt Schrei einer Seemöwe unterbrochen wurde.

»Wo werden wir übernachten?«, fragte Ida, als der Tag sich dem Ende zuneigte.

Dorkas schrak aus ihren Gedanken auf. »Es gibt ein Sicheres Haus etwa eine halbe Stunde von hier«, sagte sie geistesabwesend. »Wir werden dort auf jemanden warten.« Sie verstummte wieder, und Ida wartete vergeblich auf eine Erklärung dieser Worte.

»Was ist ein Sicheres Haus?«, fragte sie endlich.

»Ein Gasthaus, das – nun ja, wie soll ich es dir erklären?« Dorkas schmunzelte. »Deine Tante wäre wahrscheinlich nicht allzu erbaut, wenn sie wüsste, dass ich mit dir dort übernachten werde. Aber die Wirtin ist eine alte Freundin von mir.« Sie sah die Ungeduld in Idas Miene und schüttelte amüsiert den Kopf. »»Sicheres Haus« bezeichnet einen Ort, an dem sich Schmuggler und anderes lichtscheues Gesindel ohne die Gefahr, verraten zu werden, treffen können. Früher waren das auch fast die einzigen Gasthäuser, die

Gildenfrauen als Gäste geduldet haben. Wir sind nicht überall willkommen, wie du weißt.« Sie lachte über Idas aufgeregt glänzende Augen. »Aber ich sehe schon, du wirst dich nicht scheuen, dort zu übernachten. Das brauchst du auch nicht, wir werden dort so sicher sein wie in Tel'krias.«

»Und wen werden wir dort treffen?«, fragte Ida gespannt weiter. Dorkas antwortete nicht, und Ida begann sich auszumalen, wie die Gildenfrau in der dunkelsten Ecke einer verkommenen Spelunke den Kopf mit einem lichtscheuen Subjekt zusammensteckte, das ihr eine wichtige Nachricht für das Gildenhaus verkaufen wollte, die ihm auf geheimnisvollen Wegen in die schmierigen Hände gefallen war. Die Realität nach diesen ausufernden Phantasien entpuppte sich dann als erwartungsgemäß enttäuschend.

Das Gasthaus »Zur Silberweide« war ein schmuckes, zweigeschossiges Gebäude mit tiefgezogenem Strohdach und einem blitzsauber gefegten Hof. Vor der grün gestrichenen Tür stand die Namen gebende Weide, und ein rankender Rosenbusch mit betäubend duftenden Blüten hieß die Reisenden willkommen.

Dorkas, die sich anscheinend hier sehr daheim fühlte, brachte die Pferde zum Stall hinüber und überließ sie dort der Obhut eines mürrisch dreinblickenden Stallburschen. Sie erteilte dem Knaben einige Anweisungen, die er stumm entgegennahm, und schob dann Ida auf die Tür des Schankraumes zu.

»Dorkas«, rief die rundliche Frau hinter der Theke. »Wie schön, dass du dich endlich wieder einmal sehen lässt! Ich dachte schon, du hättest mich vollkommen vergessen.« Sie wischte ihre Hände an der Schürze ab und reichte sie der Gildenfrau zu einer herzlichen Begrüßung. Dorkas hauchte ihr einen Kuss auf die Wange und schob Ida vor.

»Das ist Anida, ich bringe sie zum Mutterhaus.« Ida ergriff die Hand der kleinen Frau und ließ ihre eingehende Musterung geduldig über sich ergehen. Die hellblauen Augen der Wirtin blitzten vergnügt auf.

»Ich freue mich, dich kennen zu lernen, Anida. Ich bin Matelda. Dorkas und ich sind alte Freundinnen.« Sie wandte sich lebhaft zu Dorkas um und nahm sie beim Ellbogen. »Ihr seid sicher hungrig und müde, wie ich dich und dein Reisetempo kenne.« Ein mitfühlendes Zwinkern traf Ida. Ida blinzelte zurück und folgte den beiden Frauen in den hinteren Teil des großen, hellen Schankraumes. Der rötliche Ziegelboden war mit getrockneten Binsen und Blüten bestreut, die unter ihren Füßen leise knisterten und einen wohltuend aromatischen Duft verströmten. An der hinteren Wand des Raumes brannte ein Feuer, und an den blankgescheuerten Tischen standen Holzbänke und Schemel. Ida und Dorkas waren die einzigen Gäste, und wie Ida mit halbem Ohr hörte, fragte Dorkas gerade, wie Mateldas Geschäft ging.

Die adrette Wirtin strich mit einer resignierten Geste über den weiß gescheuerten Tisch, an den sie ihre Freundin gebracht hatte. »Nicht gut zur Zeit«, gab sie zu. Dorkas winkte ihr ungeduldig, sich zu ihnen zu setzen.

Matelda zögerte kurz und ließ sich dann lachend auf die Bank sinken. »Soll ich nicht erst für euer Abendessen sorgen?«

»Das kann noch warten. Wir verhungern dir schon nicht, Telda. Was gibt es Neues?«

Die Wirtin fuhr sich gedankenvoll mit den Fingern über den weizenblonden Scheitel. »Nachdem sich die Grenzen zum Nebelhort geschlossen hatten, war hier allerlei los. Du

weiß schon, all die netten Boote, die nachts den Fluss hochkamen ...« Sie warf einen winzigen Seitenblick zu Ida, die betont dümmlich dreinblickte.

Dorkas sah amüsiert zu ihr hin. »Ja, ich weiß, was du meinst. Schließlich bin ich hin und wieder auf einem dieser ›netten Boote‹ mitgefahren. Und was hat sich jetzt geändert?«

Matelda hob die Schultern. »Aus irgendeinem Grund sichert die Garde des Hierarchen seit einigen Wochen verstärkt den Nebelfluss und die Küste. Es kommt so gut wie keiner mehr durch. Mir gehen langsam die Vorräte zur Neige – du weißt schon.« Wieder ein Blick zu Ida.

Dorkas runzelte die Stirn und fuhr sich nachdenklich mit dem Daumen über ihre Narbe. »Die Garde des Hierarchen? Bist du da ganz sicher? Nicht die Soldaten des Gelben Tetrarchen?«

Matelda sah sie empört an. »Entschuldige, Dorkas, aber ich bin doch nicht vollständig verblödet! Ich kann sehr wohl die einen noch von den anderen unterscheiden!« Dorkas legte besänftigend eine ihrer kräftigen Hände auf den Unterarm der anderen Frau. Dann lächelte sie und gab ihr einen zärtlichen Klaps.

»Bring uns doch erst mal was zu essen, Telda. Und einen ordentlichen Schluck zu trinken, falls deine Vorräte das noch zulassen. Ich denke, wir beide reden besser nach dem Essen weiter.« Matelda nickte und stand auf. »Sag, Telda«, hielt Dorkas sie auf. »Ist Mellis schon angekommen?«

Matelda schüttelte den Kopf. »Erwartest du sie?«

Dorkas nickte unzufrieden. »Wir waren hier verabredet. Sie ist in Ylenias Auftrag unterwegs, und ich muss unbedingt mit ihr sprechen, ehe ich in die Berge zurückkehre.«

Matelda verschwand in ihrer Küche, und Dorkas brütete vor sich hin. Ida fühlte sich reichlich überflüssig. Müßig sah sie sich im Schankraum um und versuchte, sich vorzustellen, wie es hier zugegangen sein mochte, wenn die ›netten Boote‹ nachts hier vorbeigekommen waren. Was für eine Fracht mochten sie wohl mit sich getragen haben? Und was waren das für Vorräte, die Matelda zur Neige gingen?

»So, da ist euer Essen«, sagte Matelda fröhlich und lud das Tablett auf dem Tisch ab. Sie stellte einen großen Becher mit Tee vor Ida und schob Dorkas mit einem Augenzwinkern einen Krug und zwei Becher hin. Auf der Platte, die sie mitten auf den Tisch stellte, thronte ein Berg von goldgelbem Rührei, umringt von dampfenden gebratenen Kartoffelscheiben mit gebräunten Zwiebeln.

»Lasst es euch schmecken«, sagte die Wirtin zufrieden, als sie den begeisterten Ausruf Idas vernahm. Ida ließ sich nicht zweimal bitten und belud ihren Teller mit dem verführerisch duftenden Essen. Matelda setzte sich neben Dorkas und schenkte sich und ihrer Freundin schweigend von der klaren grünlichen Flüssigkeit aus dem Krug ein. Dorkas griff nach ihrem Becher, roch daran und trank einen vorsichtigen kleinen Schluck. Dann verdrehte sie genüsslich die Augen und drückte der errötenden Matelda einen Kuss in die Handfläche. »Der ist aus deinem privaten Vorrat, du Schatz. Das hättest du nicht tun müssen.«

Matelda legte ihr zärtlich die Hand auf die Wange. »Du kommst so selten hierher, Liebe. Das muss ich doch irgendwie feiern.«

Ida, aus vollen Backen kauend, ließ neugierig ihre Augen zwischen den beiden Frauen

hin- und herwandern. Sie blickten sich stumm und voller Zuneigung an und hatten ihre Hände ineinander verschränkt.

»Iss lieber, ehe alles kalt wird«, sagte Matelda schließlich.

Dorkas griff nach dem Besteck und setzte mit einem Blick auf den bereits stark dezimierten Berg Rührei trocken hinzu: »Oder ehe Ida alles alleine aufgefressen hat.«

Ida riss die Augen auf und schob hastig ihren Teller von sich fort. Sie hatte gerade überlegt, noch einmal zuzulangen, aber sie wollte wahrhaftig nicht gefräßig wirken.

Matelda gluckste und tätschelte Idas Hand. »Lass dich nicht ärgern, Kind. Nimm dir ruhig nach, ich habe noch eine große Portion in der Pfanne. Ich weiß doch, wie hungrig es macht, von Dorkas durch die Landschaft gehetzt zu werden.«

Ida lächelte die kleine Wirtin dankbar an und griff doch noch einmal nach ihrem Teller. Dorkas hieb nun ebenfalls nach Kräften ein und sprach dabei eifrig dem klaren Getränk aus dem Krug zu. Matelda hatte sie verlassen, um sich um einige grobschlächtige Kerle zu kümmern, die mit mistbedeckten Stiefeln durch den Raum getrampelt kamen und ungehobelt nach der Bedienung riefen.

»Was waren das für Boote, die jetzt nicht mehr kommen? Und was ist mit der Grenze zum Nebelhort?«

Dorkas schob ihren säuberlich mit einer Brotrinde ausgewischten Teller beiseite und seufzte zufrieden. Dann zog sie sich den Krug heran und schenkte sich erneut nach.

»Du kennst doch sicher die Geschichte des Reiches?«, fragte sie zurück. Ida stöhnte nur. Dorkas trank und lehnte sich entspannt mit dem Becher in der Hand an die Wand zurück. »Der Nebelhort ist die verlorene Provinz, die alte Provinz des Hierarchen. Du weißt, aus welchen Provinzen das Reich besteht?«

»Witbarre im Norden, Sendrassa im Osten, Belem im Westen und Seeland mit der Residenz des Hierarchen im Süden«, zählte Ida ungeduldig auf. »Das weiß doch jedes Kind, Dorkas.«

Dorkas unterdrückte ein Schmunzeln und trank einen großzügigen Schluck. »Siehst du? Vier Provinzen, vier Tetrarchen. Der Nebelhort war vor Jahrhunderten, zur Zeit des Dritten Hierarchen, die Domäne des Herrschers. Von der Schwarzen Zitadelle aus wurde das Reich regiert. Damals existierte der Schwarze Orden noch, der später geächtet und verboten wurde. Der Hierarch hatte einen Berater und engen Vertrauten, der der Großmeister dieses Ordens war ...«

»... und dieser mächtige Hexer riss die Macht an sich, als der Hierarch alt und krank wurde. Der Sohn des Hierarchen musste mit seiner Familie nach Seeland zum Grünen Tetrarchen fliehen und bekämpfte von dort aus die Truppen des Schwarzen Ordens. Entschuldige, Dorkas, ich kenne die Geschichte.« Ida bemühte sich sehr, nicht allzu unhöflich zu erscheinen, aber ihre Stimme verriet ihren Unmut. Dorkas lachte auf.

»Also gut, deine Eltern haben offensichtlich dafür gesorgt, dass du dich in der Historie des Reiches auskennst«, sagte sie spöttisch. »Dann weißt du auch, dass lange Zeit die Grenzen zum Nebelhort gesperrt waren – wenn auch nicht gar so undurchdringlich, wie die Hierarchen hofften. Es hat während der ganzen Zeit einen regen verbotenen Handelsaustausch mit den Bewohnern der verlorenen Provinz gegeben.«

Sie schwieg und reckte gähnend die Arme. Matelda, die endlich ihre wenigen Gäste vor

die Tür gesetzt hatte, ließ sich neben der stämmigen Gildenfrau nieder, die ihr mit selbstverständlicher Geste den Arm um die Schulter legte.

»Du musst müde sein, Kind, willst du dich nicht schlafen legen?«, fragte die Wirtin. »Ich habe dir ein Zimmer zurechtgemacht. Wenn du dort die Treppe hinaufgehst, ist es das dritte Zimmer auf der linken Seite.«

Sie legte ihren Kopf an Dorkas Schulter und blinzelte lächelnd zu ihr auf. Dorkas neigte sich zu ihr und küsste sie sanft auf den Mund. Ida fielen beinahe die Augen aus dem Kopf, und sie wandte peinlich berührt den Blick ab.

»Geh zu Bett, Ida«, sagte Dorkas mild. Ida hob den Blick und begegnete den spöttischen grauen Augen. Sie schob sich linkisch aus der Bank, wünschte den beiden Frauen eine gute Nacht und stolperte auf bleischweren Beinen die Treppe hinauf. Hinter sich hörte sie die leisen Stimmen der Frauen verklingen. Sie schloss die Tür der Kammer und fiel nach einer Katzenwäsche mit dem Wasser aus einer großen Tonschüssel auf das niedrige Bett. Durch das kleine Fenster fiel helles Mondlicht, und ein Käuzchen ließ seinen melancholischen Ruf hören.

Ida verschränkte die Arme hinter dem Kopf und starrte an die weiß gekalkte Zimmerdecke. Sie fühlte sich sehr weit von zu Hause entfernt. Die Frauen, die unten in der leeren Gaststube miteinander redeten, waren ihr fremder als die Landschaft, durch die sie den ganzen Tag geritten war. Wirre Bilder gaukelten durch ihr schlaftrunkenes Hirn: Graue Reiher, die majestätisch durch die feuchten Wiesen stakten, Weiden, deren silbergrüne Blätter im Wind flirrten, weicher Nebel, der dicht über den grünen Auen hing, und zwei Frauen, die sich küssten und bei den Händen hielten wie ein Liebespaar ...

Sie schlief ein und träumte von schweigenden Booten, die einen schwarzen Fluss hinauffuhren. Im ersten der Boote erkannte sie den blonden Schopf von Albuin, der sein ernsthaftes schmales Gesicht einem hünenhaften, düster gekleideten Mann zuwandte. Überrascht und ein wenig erschreckt erkannte sie das hagere Gesicht mit den kalten grünlichen Augen.

Sie lief neben den Booten her durch hohes, rauschendes Schilf. Graureiher stiegen auf, und eine Unke läutete. Ihre Füße sanken tief in den sumpfigen Grund ein. Sie sah hilflos zu, wie die Boote schweigend an ihr vorüberzogen und im dichten Dunst verschwanden, der über dem schwarzen Wasser hing.

»Simon, warte doch! Albi, ich bin es, so wartet doch auf mich!« Ihre Stimme klang kläglich gedämpft. Der zähe Morast hielt ihre Füße erbarmungslos fest, und sie hob verzweifelt die Hände, während auch das letzte Boot zu einem Schemen wurde und verschwand.

»Simon«, schrie sie und erwachte mit einem Ruck. Sie brauchte einen Moment, um sich zu orientieren. Ihr heftiger Atem war das einzige Geräusch, das in der stillen Kammer zu hören war. Unter ihrer Tür schimmerte kein Licht mehr hindurch, und auch das leise Murmeln der Frauen war verstummt.

Das Mädchen setzte sich auf und schob das schweißfeuchte Haar aus dem Gesicht. Sie stellte die nackten Füße auf den kühlen Holzboden und zog sich die Decke um die Schultern. Die seltsam beklemmenden Bilder ihres Traumes verblassten allmählich. Ida stand auf und blickte in den Hof des Gasthauses. In dem tiefschwarzen Schatten, den die

Weide im Mondlicht warf, schien sich etwas zu regen. Ein leiser Hauch zog durch den Fensterspalt und brachte einen kühlen, herbstlichen Geruch mit sich.

Ida zog die Decke fröstelnd etwas enger um den Leib und strengte ihre Augen an. Da, eine Silhouette huschte durch eine Pfütze Mondlicht und verschmolz mit dem Schatten des Hauses. Sie schien seltsam klein für einen Menschen, und ihre Gestalt hatte etwas Eigentümliches. Ida wartete mit schweren Lidern darauf, dass sie wieder auftauchte, aber der Hof lag still und schweigend da, als hätte sich niemals etwas in ihm bewegt. »Wahrscheinlich träume ich noch«, murmelte Ida und ging wieder zu Bett.

Strahlender Sonnenschein und der Duft von frisch gebackenem Brot weckte sie am Morgen. Sie reckte sich wohligh und gähnte, dass ihre Kiefer knackten.

»Guten Morgen, Ida«, begrüßte die Wirtin sie munter. Sie deckte den Tisch, an dem sie abends gegessen hatten. »Setz dich ruhig schon nieder. Dorkas wird gleich kommen, sie braucht morgens immer etwas länger.« Matelda zwinkerte und verschwand wieder in der Küche.

Ida ging zur Tür und trat hinaus auf den Hof. Das Traumbild der vergangenen Nacht kam ihr wieder in den Sinn. Sie warf einen scharfen Blick auf die Stelle, wo sie den Schatten zu sehen gemeint hatte. Dort waren verwischte Spuren im Staub, aber die konnten genauso gut von einem Hund oder einem anderen Tier stammen.

»Gut geschlafen?«, fragte jemand. Sie schreckte zusammen und fuhr herum. Dorkas lehnte am Türrahmen und blinzelte in das helle Morgenlicht. Ihre kurzen Haare standen feucht und zerzaust von der morgendlichen Toilette vom Kopf ab, der schmale Reif blitzte in ihrem Ohrläppchen, und der grüne Stein, der daran hing, funkelte in der Sonne. Die Gildenfrau sah entspannt und sehr zufrieden aus, wie eine satte, glückliche Katze.

»Danke, sehr gut. Ich dachte nur, ich hätte in der Nacht jemanden über den Hof schleichen sehen ...« Dorkas knurrte uninteressiert. Von drinnen rief Matelda zum Frühstück.

Ida nutzte den Vormittag dazu, durch die Gegend zu stromern und sich ein wenig umzusehen. Eine Zeitlang saß sie am Flussufer und blickte auf das grüne, schnell fließende Wasser. Die Szenerie hatte keinerlei Ähnlichkeit mit ihrem Traum der vergangenen Nacht, aber dennoch konnte sie sich nicht davon lösen. Sie warf müßig trockene Weidenblätter und kleine Zweige in die Wellen und sah ihnen nach, wie sie den Fluss hinuntertrieben. Silberne Fischrücken blitzten unter der Oberfläche auf, und Schwärme von Mücken tanzten dicht darüber hin. Ida seufzte leise und machte sich auf den Rückweg zur »Silberweide«.

An der Tür zur Gaststube stolperte sie beinahe über ein Kind, das in ihrem Weg stand und die warme Sonne zu genießen schien. »Entschuldige, Kleines«, sagte sie verlegen und griff an ihm vorbei nach dem Türknauf. Ein dunkles, dreieckiges Gesicht wandte sich ihr zu. Sie blickte in ein Paar riesiger dunkelgrüner Augen, die sie voller Erheiterung musterten. »Süßer Iovve!«, entfuhr es Ida. »Es tut mir leid, wirklich. Ich habe nicht gut hingesehen.«

Die winzige Frau berührte kurz ihre Hand und lächelte. »Macht nichts«, erwiderte sie mit erstaunlich tiefer Stimme. »Ich bin daran gewöhnt, dass ihr Riesen mich für ein Kind haltet.« Sie musterte Ida gründlich von den Füßen bis zu den Haaren, wozu sie ihren Kopf

weit in den Nacken legen musste. »Du bist allerdings besonders groß geraten, das muss ich zugeben«, sagte sie anerkennend. Ida musste lachen, und die Frau stimmte herzlich ein. Sie fuhr sich mit schmalen Fingern durch die fuchsrote Mähne aus dickem Haar und streckte dann ihre Hand aus. Ida ergriff sie und schüttelte sie vorsichtig.

»Mellis ist mein Name«, stellte die Frau sich vor. »Du musst Ida sein, Dorkas hat mir schon von dir erzählt.« Ida staunte. Mellis lachte wieder und entblößte dabei etliche gefährlich spitz aussehende Zähne. »Komm rein, Dorkas wartet schon auf dich. Wir wollen mit dir unsere Weiterreise besprechen.«

Sie drehte sich um und wandte ihr den Rücken zu, und Ida stellten sich kribbelnd die Haare auf den Armen auf, als sie erschreckt begriff, dass Mellis unmöglich eine menschliche Frau sein konnte. Aus den dunkelgrünen Pluderhosen, die ihre kurzen Beine bedeckten und die Ida auf den ersten Blick für einen Rock gehalten hatte, ragte durch eine eigens dafür vorgesehene Öffnung ein dicht behaarter, langer Schweif in der selben Fuchsfarbe wie die Kopfbehaarung der Frau.

Dorkas sah ihren Gesichtsausdruck und lachte schallend los. Mellis sah sich irritiert um und blickte dann fragend die Gildenfrau an. »Was hast du, Dorkas?«, fragte sie mild. Die stämmige Frau schüttelte nur den Kopf.

»Ida«, keuchte sie und hob in einer hilflosen Geste die Hände. »Wenn ich mir ihr verdattertes Gesicht so ansehe, dann weiß ich, dass sie noch nie in ihrem Leben eine Grennach gesehen hat.« Ida riss die Augen auf und plumpste auf die Holzbank neben Dorkas. Mellis zog sich ihr gegenüber auf einen Schemel und schnalzte missbilligend mit der Zunge.

»Nun zieh die Ärmste nicht damit auf«, mahnte sie. »Es gibt wahrhaftig mehr Menschen, die noch nie eine von uns gesehen haben als solche, die uns kennen. Wir sind nicht sehr reisefreudig, das weißt du doch.« Sie tätschelte beruhigend Idas Hand. »Keine Sorge, Ida, ich beiße dich nicht.« Ihre grünen Augen funkelten humorvoll. Ida wagte ein vorsichtiges Lächeln und wurde mit einem zustimmenden Zwinkern belohnt.

»Ich habe dich heute Nacht gesehen«, erkannte Ida blitzartig. Der seltsame Schatten, der so verstohlen über den Hof gehuscht war, das musste Mellis gewesen sein.

»Das kann stimmen. Ich bin heute Nacht angekommen und wollte niemanden wecken, deshalb habe ich im Stall geschlafen.« Sie strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. Ida betrachtete fasziniert das spitze, behaarte Ohr der Frau. Auch an ihrem Ohrläppchen hing ein dünner Silberreif mit einem grünen Stein.

Dorkas legte ihre kräftigen Hände auf den Tisch und sah Ida prüfend an. Ida erwiderte den Blick der hellen Augen mit aller Festigkeit. Irgendetwas war geschehen, das spürte sie.

»Ida, du musst alleine weiterreiten«, eröffnete Dorkas unvermittelt das Gespräch. »Mellis hat meine Pläne mit einer unerwarteten Nachricht geändert.« Ida schnitt eine erschreckte Grimasse. Dorkas lächelte kurz und schüttelte ein wenig unwirsch den Kopf.

»Du brauchst dich nicht zu sorgen. Ich gebe dir eine genaue Wegbeschreibung mit. Nortenne ist von hier aus nicht schwierig zu finden. Du wirst, wenn du ein normales Tempo einhältst, morgen Abend schon im Mutterhaus schlafen.« Sie feuchtete ihren Finger mit einem Rest aus der Teetasse an und zeichnete einige Linien auf die

Tischplatte. Dann tippte sie auf einen Punkt und erläuterte: »Hier ist die ›Silberweide‹. Du reitest den Fluss entlang, bis er sich teilt. Folge dem linken Flussarm nach Süden, er führt dich direkt nach Nortenne. Den Weg zum Gildenhaus kann dir dort jeder weisen.«

Ida nickte zweifelnd. »Und du?«, fragte sie traurig. »Wohin gehst du?« Dorkas und die Grennach-Frau wechselten einen schnellen Blick.

»Wir werden den Nebelfluss hinunter zur Grenze reiten. Mellis hat dort etwas zu erledigen«, erwiderte Dorkas. »Danach werden wir dir nach Tel'krias folgen. Wir sehen uns dort wieder, Kleine, das verspreche ich dir.«

Ida schluckte. »Kann ich nicht mit euch kommen?«, fragte sie hoffnungsvoll. »Wenn du danach doch sowieso nach Nortenne reitest ...« Sie sah Dorkas bittend an. Die Gildenfrau zog unwillig die Brauen zusammen.

»Traust du dich nicht, alleine weiterzureisen?«, knurrte sie. »Für so kleinmütig hätte ich dich allerdings wirklich nicht gehalten.«

»Nein, das ist es nicht«, sagte Ida hastig. »Ich würde einfach gerne mit dir zur Grenze reiten. Ich war noch nie so weit im Westen, dass ich den Nebelhört hätte sehen können. Bitte, Dorkas!« Dorkas sah fragend die Grennach an. Mellis hob die Schultern und lächelte schwach.

»Ach, verdammt. Meinetwegen, komm mit, Ida. Aber du wirst deinen Mund halten über das, was dir vor Augen und Ohren kommt, hast du verstanden?« Ida nickte nur, sprachlos vor Freude.

»Wann wollen wir aufbrechen?«, fragte Mellis nüchtern.

»Morgen in aller Frühe. Ich habe keine Lust, an dieser Grenze zu übernachten. Wir reiten hin, erledigen, was zu erledigen ist, und sehen dann zu, dass wir ein ordentliches Stück Strecke zwischen uns und den Nebelhört bringen.«

Ida war erstaunt über die Besorgnis, die in Dorkas Worten mitschwang. »Ist es – wird es gefährlich werden?«, fragte sie aufgeregt. Dorkas musterte finster ihre blitzenden Augen und geröteten Wangen.

»Siehst du?«, wandte sie sich mit gespielterm Grimm an Mellis. »Das habe ich gemeint. Dieses junge Gemüse frisst uns noch ohne Salz zum Frühstück, wenn wir nicht sehr gut Acht geben.«

»In aller Frühe! Warum sagt sie ›in aller Frühe‹, wenn sie ›mitten in der Nacht‹ meint?« Ida meckerte vor sich hin – allerdings leise, damit Dorkas, die gerade ihren Grauen sattelte, sie nicht hörte. Mellis, die damit beschäftigt war, ihre unwillig mit dem Kopf schüttelnde Eselin mit einem mürben Apfel aus dem Stall zu locken, lachte gedämpft auf und wandte sich wieder ihrem Reittier zu.

»Komm schon, Yole. Lass dich nicht immer so lange bitten«, flehte sie das zottelige kleine Tier an. »Ich weiß, dass du lieber hier bleiben würdest, aber ich brauche dich nun mal.« Die Eselin prustete zur Antwort und nahm ihr den Apfel von der Hand. Dann trottete sie friedlich zur Stalltür hinaus und ließ sich eine Decke auf den stämmigen Rücken binden.

»Reitest du ohne Sattel?«, fragte Ida neugierig.

Mellis hob einen prall gefüllten Rucksack vom Boden auf und antwortete vergnügt: »Hast du schon einmal versucht, eine Bergeselin zu satteln? Außerdem kann ich mit so

einem Ding ohnehin nicht reiten. Mein Schweif klemmt sich immer daran fest.«

Ida sah zu, wie sie den Rucksack schulterte, und bot ihr an: »Soll ich ihn dir abnehmen? Ich kann ihn noch an Kastanies Sattel festschnallen.«

Mellis dankte ihr überrascht und wandte sich zu Dorkas um, die gerade herzlich Abschied von der Wirtin nahm. Matelda hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren scheidenden Freundinnen einen Imbiss zu bereiten und ihnen auch noch ein liebevoll gepacktes Proviantbündel mit auf den Weg zu geben.

»Also los«, sagte Dorkas und schwang sich in den Sattel. Ida und Mellis verabschiedeten sich von Matelda und folgten der Gildenfrau vom Hof. Erste zaghafte Strahlen der aufgehenden Sonne bahnten sich ihren Weg durch den Nebel, der die Landschaft rundum in ein stilles weißes Tuch hüllte. Der Hufschlag ihrer Reittiere klang seltsam gedämpft und war der einzige Laut, der neben dem leisen Glucksen des fließenden Wassers, dem sie folgten, die Stille des frühen Tages störte. Sie ritten eine ganze Weile schweigend nach Norden. Kastanie trabte munter neben Dorkas' Grauschimmel her, und die zottelige Eselin Yole gab sich alle Mühe, den beiden hochbeinigen Pferden zu folgen. Der Nebel hob sich nur sehr zögernd, je weiter der Tag fortschritt.

Gegen Mittag rasteten sie kurz am Fuße eines mit Haselnußsträuchern bewachsenen Hügels. Ida kletterte den sanften Hang hinauf, um nach Nüssen zu suchen, aber sie fand sie noch grün und unreif. Stattdessen kehrte sie mit zwei Händen voller Brombeeren zurück, die sie zwischen den Nusssträuchern gefunden hatte. Dorkas und Mellis ließen sich die Beeren schmecken, dann mahnte Dorkas zum Aufbruch.

»Wir sind kurz vor der Grenze«, betonte Mellis. »Seid ruhig, ich bitte euch. Ich nehme zwar nicht an, dass wir einer Patrouille in die Arme laufen werden, das wäre ein dummer Zufall, aber wir wollen lieber nicht unvorsichtig sein.«

Sie bestiegen ihre Tiere und folgten Mellis, die nun vorausritt. Der Nebel schien wieder dichter zu werden, stellte Ida fest. Die Sonne war bald nur noch als fahlgelber Fleck am Himmel zu erkennen. Nach einer schweigsamen halben Stunde ließ Mellis sie anhalten.

»Da vorne«, hauchte sie und deutete mit ihrem Zeigefinger in den Nebel. Ida strengte ihre Augen an, aber sie konnte nicht erkennen, was Mellis ihnen zeigen wollte. Als die beiden anderen Frauen abstiegen, tat sie es ihnen nach. Die Pferde blieben folgsam am Platz stehen und begannen zu grasen, nur die Eselin wollte der Grennach folgen. Mellis wies sie mit einigen scharfen Worten zurecht. Yole schlug beleidigt mit ihrem Quastenschwanz, aber sie gehorchte.

Sie schritten nebeneinander den Pfad entlang und näherten sich einer grauweißen, undurchdringlichen Nebelbank. Mellis blieb davor stehen und sah Dorkas an. Dorkas nickte und bedeutete Ida, zurückzubleiben. Sie zog einen langen Dolch aus der Scheide, die sie um ihr Bein geschnallt trug, und gab Mellis stumm ein Zeichen. Die Grennach griff in ihren Ausschnitt, holte eine Kette mit einem seltsam geformten Anhänger hervor und ballte ihre Faust darum. Dann trat sie entschlossen vor und verschwand in dem dichten Nebel. Dorkas blieb mit unbehaglicher Miene zurück, den Dolch in ihrer Hand.

Die Minuten dehnten sich wie zäher Honig. Hinter ihnen schnaubte gedämpft eines der Pferde, aber sonst blieb alles still. Dann endlich erschien ein undeutlicher Schemen in

dem Nebel und verdichtete sich zu der Gestalt der kleinen Grennach. »Wir können gehen«, sagte sie knapp und erschöpft.

Dorkas gehorchte stumm und fragte erst, als sie ihre Tiere bestiegen und etliche Meter zwischen sich und die Nebelwand gebracht hatten: »Und, was hast du erreicht?«

»Nichts«, erwiderte Mellis. »Es war keine Nachricht da. Und es schien auch niemand in der Nähe gewesen zu sein.«

»Das wird Catriona nicht gefallen«, murmelte Dorkas.

»Wir mussten damit rechnen«, sagte Mellis. »Leja arbeitet auf sehr unsicherem Grund. Hoffentlich ist sie nicht von den Protektoren erwischt worden.«

Ida sah fragend von einer zur anderen. Beide Frauen brüteten stumm vor sich hin und schienen die Anwesenheit des Mädchens vergessen zu haben. »War dort drüben die Grenze?«, wagte Ida schließlich zu fragen.

Dorkas antwortete nicht, aber Mellis wandte sich ein wenig überrascht zu ihr um. »Ja, hast du sie nicht gesehen?«

»Wen gesehen?«, fragte Ida genauso überrascht zurück.

Mellis blinzelte verwirrt. Ihre seltsam geschlitzten Pupillen verengten sich zu einem winzigen Spalt und weiteten sich dann voller Erheiterung. »Verzeih, Ida, ich habe ganz vergessen, wie es wirkt, wenn man zum ersten Mal davorsteht. Du erinnerst dich an die Nebelbank, an der ihr auf mich gewartet habt?« Ida starrte sie an, ohne zu antworten. Wollte diese seltsame kleine Frau sie auf den Arm nehmen?

Mellis gluckste leise und berührte mit einem ihrer spitzen Finger Idas Arm. »Noch einmal Verzeihung, Kind. Ich habe zu viel Zeit mit den Männchen meines Nestes verbracht. Ihre kindliche Art zu kommunizieren hat anscheinend auf mich abgefärbt. Natürlich erinnerst du dich an die Nebelbank. Nun, sie war die Grenze.«

»Ach«, sagte Ida ungläubig.

Dorkas wandte sich um und legte warnend einen Finger auf die Lippen. Sie ritten in schnellem Tempo schweigend und aufmerksam weiter. Ida musste ein Kichern unterdrücken, als sie sah, wie die Grennach buchstäblich ihre Ohren spitzte. Mit jedem Meter, den sie hinter sich brachten, brach der Nebel weiter auf. Und dann, so plötzlich, als zöge jemand einen Vorhang beiseite, ritten sie durch die letzten zarten, dahintreibenden Fetzen hindurch und fanden sich inmitten sonnenbeschienener Wiesen wieder.

In der Abenddämmerung erreichten sie das Ufer des Weidenflusses. Dorkas begann wortlos ein Lager aufzuschlagen, während Mellis die Tiere versorgte und Ida Holz für ein Feuer sammelte. Wenig später saßen sie zusammen, während über dem kleinen Feuer der Wasserkessel sumnte. Dorkas goss Tee auf, und sie wärmten ihre Finger an den heißen Bechern.

»Du hast dich gut gehalten, Kleines«, sagte Dorkas. Ida wurde rot. Die Gildenfrau war sparsam mit Lob, deshalb freute das Mädchen sich um so mehr darüber.

Dorkas reckte sich und gähnte herzhaft. Sie legte sich zurück und zog die Decke über ihr Gesicht.

»Diese Nebelwand – wieso ist das die Grenze?«, fragte Ida.

Mellis kämmte mit den krallenähnlichen Fingernägeln durch ihren buschigen Schweif und machte sich daran, die Kletten herauszuklauben, die sich in den Haaren verfangen

hatten. »Seit dem Krieg gegen den Schwarzen Orden markiert diese Nebelwand die Grenze zu der verlorenen Provinz«, erklärte sie beiläufig. »Zu manchen Zeiten ist sie zwar undurchsichtig, aber durchlässig. Dann wieder kann kein Lebewesen sie passieren. Niemand weiß, womit das zusammenhängt. Man hatte erwartet, dass mit dem Erlöschen des Schwarzen Ordens auch die Nebelwand wieder verschwinden würde, aber das war nicht der Fall. Es muss ein sehr mächtiger alter Zauber sein, der sie dort hält. Die Weiße Schwesternschaft beschäftigt sich schon seit Generationen damit, ohne der Lösung näher zu kommen.«

Sie blickte auf und lächelte Ida mit ihren spitzen weißen Zähnen an. »Allerdings ist es meinem Volk gelungen, einen der alten Talismane nachzubilden, mit dem ein solcher Zauber beschworen werden kann.« Sie nestelte den Anhänger hervor, der um ihren schmalen Hals hing, und hielt ihn Ida entgegen. Ida nahm ihn vorsichtig in die Hand und betrachtete ihn. Er ähnelte dem Schmuckstück, das Tante Ylenia gehörte, nur, dass dieser Anhänger hier mit geschliffenen Steinen in Blautönen von unterschiedlicher Intensität besetzt war. Sie erwähnte ihre Beobachtung, und Mellis nickte.

»Es ist die Nachbildung eines der verloren gegangenen Herzen«, sagte sie und stocherte mit einem Ast in der langsam verglimmenden Glut des Feuers. »Es gab einmal fünf von ihnen und eines, das es niemals hätte geben dürfen.« Sie wickelte sich in ihre Decke. »Soll ich dir die Geschichte erzählen, wie unsere Männchen sie den Kindern im Nest erzählen?« Mellis beugte sich ein wenig vor. Ihre leise Stimme wurde noch dunkler und gedämpfter, während die Nacht herniedersank und das leise Rauschen des Flusses ihre Worte untermalte.

»Einst, als sie noch über den Rücken der Welt schritten, schufen die Baumwesen das Volk der Kletterer«, hob sie geheimnisvoll raunend an. »Die Kletterer lebten auf ihren mächtigen Schultern, und sie vermehrten sich und priesen die Baumwesen, die sie geschaffen hatten. Doch dann drangen Fremde in die Berge ein und begannen damit, die Baumwesen zu töten, um aus ihren toten Leibern ihre Behausungen und allerlei alltägliches Gerät zu zimmern. Die Kletterer sahen dem Treiben hilflos zu, denn die Fremden waren riesenhaft von Gestalt, wenn auch nicht ganz so riesig wie die Baumwesen.

»Warum wehrt ihr euch nicht gegen das Treiben der Fremden?«, fragten die Kletterer. »Ihr seid so viel größer und mächtiger als sie. Zerschmettert sie und vertreibt sie von hier.«

Doch die Baumwesen wussten nicht, was Hass und Tod bedeuteten, denn sie existierten ewig, wenn sie nicht getötet wurden. Sie waren hilflos den Fremden ausgeliefert, und schließlich ergaben sie sich in ihr Schicksal. Sie nahmen Abschied von den Kletterern und trieben ihre Wurzeln tief in den Boden, in der Hoffnung, so dem Töten zu entgehen. Dann zogen sie ihren Geist zurück in das Herz, das tief in ihrer Brust verborgen war, und verstummten für immer.

Die Kletterer trauerten lange, lange um die Baumwesen. Und schließlich, in der Hoffnung, ihre Schöpfer und Freunde wieder erwecken zu können, schufen sie die fünf Herzen: Das Herz der Welt – das größte und mächtigste von ihnen –, das Herz des Feuers, das des Wassers, das der Luft und zuletzt das ihnen teuerste: das Herz der Erde,

das sie als Einziges heute noch hüten.

Doch zu ihrer Enttäuschung konnten die Baumwesen selbst durch die vereinte Kraft der zaubermächtigen Herzen nicht erweckt werden. Die Kletterer weinten wie an dem Tag, als ihre Schöpfer sich von ihnen zurückgezogen hatten, und nahmen schweren Herzens endgültig Abschied von den Baumwesen. Aber eine Frau ertrug den Gedanken nicht, für immer von den Schöpfern getrennt zu sein. Sie verließ ihr Volk und ging fort, weiter, als je eine von ihnen fortgegangen war. Ihre Familie und ihre Freundinnen trauerten um sie, als sie nicht wiederkehrte, und schlossen sie in ihre Gedanken wie die von ihnen gegangenen Baumwesen.

Sie lernten, sich mit den fremden Riesen abzufinden, und einige von ihnen schlossen sogar vorsichtige Bekanntschaft mit einigen der Fremden. Sie erkannten, dass die Fremden nicht böse waren, sondern gedankenlos; blind und fühllos gegenüber allen Lebewesen, die nicht ihrem eigenen Volk angehörten. Doch einige wenige von ihnen waren in der Lage, zu erkennen, welches Leid sie verursacht hatten. Sie waren die Ersten, die Freundschaft schlossen mit den Kletterern. Sie bereuten zutiefst, als sie erkannten, was ihr Volk den Baumwesen angetan hatte, und sie gelobten, alles zu tun, um ihre schrecklichen Taten zu sühnen. Sie kehrten voller Trauer zu ihrem eigenen Volk zurück, berichteten, was sie erfahren hatten, und beschworen die anderen, alles zu tun, um den Kletterern zu helfen.

Die Kletterer fassten Hoffnung, dass ihren beiden Völkern vereint gelingen möge, woran die Kletterer alleine gescheitert waren. Sie lehrten die Fremden alles, was sie über die Schöpfung und die Schöpfer wussten, und sie lehrten sie sogar ihre Magie. Die Fremden zeigten sich gelehrig und höchst eifrig, das wieder gutzumachen, was sie in ihrer Blindheit angerichtet hatten.

Doch dann kehrte die Frau zu ihnen zurück, die Jahrhunderte zuvor fortgegangen war. Sie hatte in der Fremde das sechste Herz geschaffen und war nun zurückgekommen, um es gegen die Fremden zu wenden. Es war das Schwarze Herz, das Herz des Todes.« Ida sah voller Erstaunen die hellen Tränen, die der Grennach über die Wangen liefen.

»Das Herz des Todes kam mit furchtbarem schwarzem Feuer über die Fremden. Sie starben alle unter schrecklichsten Qualen, bis auf ein Mädchen und einen Jungen, die in den Wurzeln des ältesten Baumwesens Schutz gesucht hatten. Doch etwas von dem Feuer hatte sie beide erfasst, ehe sie sich dort verstecken konnten, und von da an waren sie und alle ihre Nachkommen schwach und sterblich. Als die Schreie der Sterbenden nach einer Ewigkeit endlich verstummt waren, krochen die Kinder aus ihrem Versteck und flohen.

Die Kletterer-Frau, die das Schreckliche entfesselt hatte, triumphierte. Doch ihre Freundinnen und Geschwister wandten sich mit Grauen von ihr ab. Sie verbannten sie mitsamt dem Schwarzen Herzen für alle Zeiten aus ihrer Heimat. Die Frau verfluchte sie und ging zurück, woher sie gekommen war. Und die Kletterer machten sich an die mühevolle und traurige Arbeit, die verkohlten Leichen ihrer ehemaligen Feinde und späteren Freunde zu beerdigen. Von der Zeit an waren sie alleine in den Bergen.«

Mellis schwieg. Ida griff impulsiv nach ihren schmalen Händen.

»Stimmt diese Geschichte?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

»Stimmen alte Legenden?«, fragte Mellis zurück. »Es ist die älteste Geschichte, die mein Volk sich erzählt. Wer weiß, was daran wahr gewesen ist. Wahr allerdings ist die Existenz der fünf Herzen. Drei von ihnen gingen in den Jahrhunderten verloren, das letzte während des Krieges gegen den Nebelhört. Der Orden vom Herzen der Welt hat sich der Suche nach ihnen verschrieben, aber sie fanden keines davon. Die Weiße Schwesternschaft sucht auf geistigen Wegen nach ihnen, aber auch sie waren bisher erfolglos. Und mein Volk, die ›Kletterer‹«, sie lächelte, »wir bemühen uns seither, die Schmuckstücke wieder zu schaffen. Unsere besten Silberschmiedinnen arbeiten daran, aber auch wir haben wenig Glück.«

»Die beiden Herzen, die nicht verlorengegangen sind. Wo sind sie?«

»Eines, das Herz der Erde, wird im Großen Nest gehütet. Und das Herz aus Feuer bewachen seit langer Zeit die Feuerelfen.«

»Hättet ihr endlich die Güte, mit dem Schwatzen aufzuhören und euch hinzulegen?«, unterbrach Dorkas' unwirsche Stimme ihr gedämpftes Gespräch. »Ich versuche schon seit Stunden, zu schlafen, falls euch das entgangen sein sollte.«

»Du übertreibst wieder einmal maßlos, meine Gute«, erwiderte Mellis freundlich, aber sie rollte sich folgsam in ihre Decke. Ida tat es ihr nach.

»Du erzählst mir morgen mehr davon?«, bat sie flüsternd. Mellis nickte und schloss die Augen. Ida legte sich auf den Rücken und blickte in den sternklaren Himmel. Was hatte ihre Tante ihr über die Schöpfer erzählt? Sie bemühte sich, es in Einklang mit der Sage zu bringen, die Mellis ihr erzählt hatte. Die Schöpfer waren Wesen, die sich jeder menschlichen Beschreibung entzogen. Sie hatten die Welt und alles, was auf ihr lebte, geschaffen und waren dann zu den Sternen weitergezogen. Welche der beiden Geschichten mochte nun stimmen? Die der Grennach oder die der Menschen? Oder gab es gar eine Wahrheit, die jenseits dieser beiden Mythen lag?

Ida seufzte leise. Eine schmale Hand tastete nach ihr, und die dunkle Stimme der Grennach hauchte: »Schlaf, Kind. Wir haben morgen noch einen langen Ritt vor uns.«

Eddy

~ 6 ~

Es war einer dieser grauen, nieseligen Tage, an denen ich es wirklich bedauerte, keinen Platz zu haben, an den ich hätte flüchten können, um ein heißes Bad zu nehmen und mich in meinem eigenen weichen, warmen Bett zusammenzurollen. Stattdessen stand ich an einer zugigen Straßenecke, hatte die klammen Hände in den Taschen meiner zerschissenen Lederjacke vergraben und fror erbärmlich in den für diese Jahreszeit viel zu dünnen Hosen. Fast wünschte ich mir, von den Roten aufgesammelt zu werden und die nächsten Tage wegen Herumstreunens im Bau verbringen zu müssen – aber nur fast.

Kleine kalte Füße kratzten über mein Schlüsselbein. Eine zarte rosafarbene Nase rümpfte sich zitternd aus dem Kragen meines Pullovers, und schwarze Augen spähten aufmerksam in den Nieselregen hinaus. Ich tippte zärtlich auf die neugierige Nase. »Bleib bloß drinnen, Chloe. Das ist kein Wetter für dich.« Der braunweiß gefleckte Kopf zog sich zurück, nicht ohne ein missbilligendes Fiepen von sich gegeben zu haben. Natürlich gab sie mir wieder mal die Schuld an der ungemütlichen Nässe, die immer dichter vom bleigrauen Himmel sprühte. Ich spürte, wie die Kleine sich den Weg hinab zu meinem Hosenbund bahnte, wo sie es sich in meinem ausgeleierten Pullover gemütlich machte. Seufzend streichelte ich über die warme Beule, die sie über meinem leeren Magen verursachte, und entschied, einen Abstecher zum Shuttlebahnhof zu machen. Weniger als hier konnte dort auch nicht los sein.

»Eddy«, rief jemand hinter mir her. Ich ging etwas langsamer weiter und hörte, wie sich platschende Schritte eilig näherten. »Eddy, warte doch!« Jetzt hatte ich die Stimme erkannt, sie gehörte Dix, dem Kapper. Missmutig blieb ich stehen und wandte mich um, während es nass in meinen Kragen tropfte.

»Hi, Eddy«, japste er und schüttelte den Fuß aus, mit dem er gerade durch eine tiefe Pfütze getrampelt war. »Gehst du zum Bahnhof?«

»Yep«, erwiderte ich mürrisch und stiefelte wieder los. Dix trottete auf krummen Beinen neben mir her und sah aus seinen Dackelaugen treuherzig zu mir auf.

»Hast du was dagegen, wenn ich mitkomme?« Er grinste, wobei er sein äußerst lückenhaftes Gebiss enthüllte, und bot mir einen Kokaugummi an. Ich lehnte ab. Kokau ist okay, wenn man sich ein wenig entspannen will, und kostet weit weniger als eine Flasche Synalc. Aber ich hatte vor, heute noch ein paar Galacx zu machen, weil ich nicht scharf darauf war, schon wieder mit leerem Magen eine Nacht im Freien zu verbringen, und für diese Unternehmung brauchte ich nun mal einen halbwegs klaren Kopf.

Dix schob sich den Streifen in den Mund und suchte eine Weile lang stumm nach einer noch halbwegs intakten Kaufläche. »Wo pennst du heute Nacht?«, fragte er, als wir den Platz des Galaktischen Friedens überquerten. Ich antwortete nicht gleich, weil ich Ausschau nach den Roten hielt. Hier lagen sie oft auf der Lauer, um NonHabs wie Dix und mich aufzusammeln, ehe wir das unübersichtliche Gelände des Shuttlebahnhofs erreichten, wo es so viele Schlupflöcher wie Ratten gab – und ich kannte sie alle, die Schlupflöcher und die zwei- und vierbeinigen Ratten. Ich lebte jetzt schon seit meinem

elften Jahr so: ohne Wohnung, ohne festen Job, ohne Einkommen und fast ohne Freunde. Es gab hunderte wie mich in der Hauptstadt. Wir waren ein steter Dorn im Auge der ehrsamten Bürger, die nichts lieber gesehen hätten, als dass die Roten eine Strahlenkanone nehmen und uns alle mitsamt den Ratten zu Staub zerblasen würden.

»He, sag schon, Eddy. Pennst du auch am Recyx? Einauge sagt, da wär's schön warm, weil die Öfen wieder alle arbeiten.« Er machte einen kleinen Hüpfer. Ich musste wider Willen grinsen. Dix war eine geschwätzige kleine Kröte, aber irgendwie war er bei aller Lästigkeit ganz nett. Wenn ich überhaupt jemanden von den NonHabs als Freund bezeichnete, dann wahrscheinlich diesen krummen kleinen Penner. Außerdem sorgte er immer gratis für meine Stoppelfrisur und ihre Färbung – in dieser Woche war es ein schreiendes Grellrot – ein Service, der alle anderen, die ihn beanspruchten, zwei oder drei Galacx oder den Gegenwert dazu an Synalc kostete.

»Ich wollte eigentlich heute Nacht ins Tri gehen. Ich brauch dringend mal wieder 'ne Dusche und was Heißes in den Magen.«

Dix zog eine Grimasse. Das Tri genoss keinen besonders guten Ruf auf der Straße, weil die Schwestern vom Heiligen Triangel etwas zu eifrig darauf bedacht waren, ihre Übernachtungsgäste zur Ewigen Dreiheit zu bekehren. Mich störte das wenig. Nach der bemerkenswerten Fürsorge, die ich bei den Kathromani-Nonnen genossen hatte, deren Heim für Waisen mich nach dem Tod meiner Großmutter für ein paar Jahre aufgenommen hatte, konnten die ›Dreieckigen Schwestern‹ mich nicht mehr besonders schrecken.

Am Haupteingang des Shuttlebahnhofs lungerte die übliche Dreiergruppe von Roten herum und glotzte schläfrig in die Gegend. Aus einigen schmerzhaften Erfahrungen in der Vergangenheit wusste ich allerdings, dass dieser Eindruck übel täuschen konnte. Sollten Dix und ich versuchen, an ihnen vorbei in den Bahnhof zu gelangen, würden wir schneller eine Ladung aus ihren Lähmern verpasst bekommen, als ein Schneeball auf der Sonne seine Existenz beendet hätte.

Dix zupfte mich am Ärmel. »Gehen wir über eine Laderampe rein?« Ich nickte ungeduldig. Heute war nicht der Tag, an dem ich den kleinen Schwätzer gut ertragen konnte, das war mir schon klar. Ich würde im Gedränge zwischen den Shuttlesteigen versuchen, ihn loszuwerden.

Chloe regte sich über meinem Magen. Sie war wach und sicher ebenso hungrig wie ich. Unsere letzte schwesterlich geteilte Mahlzeit lag nun schon mehr als zwölf Stunden zurück und war nicht allzu reichhaltig gewesen. Trotzdem hätte ich eines meiner Augen dafür gegeben, noch so ein altbackenes Brötchen in meinen Magen zu bekommen.

Die Gepäckrampe war zwar auch bewacht, aber vom Bahnhofspersonal, nicht von der städtischen Sicherheitstruppe in ihren dunkelroten Uniformen. Ich marschierte auf den fetten Frachtarbeiter zu, der am offenen Tor lehnte und gelangweilt auf einem Kokau herumknatschte.

»Was willst du?«, quetschte er undeutlich an dem Gummi vorbei und spießte mich dabei mit seinen kleinen Augen auf. Ich grinste ihn an und kitzelte ihn unter dem untersten seiner Kinne. Gut, dass ich nicht gefrühstückt hatte, sonst wäre mir sicher bei seinem Gestank alles mögliche wieder hochkommen. Ich versuchte, durch den Mund zu atmen und die intensive Geruchsmischung aus altem Schweiß und billigem Synalc zu ignorieren,

und drückte mich auffordernd an seinen wabbeligen Bauch. Er grinste breit und erfreut und begann, meine Brüste zu betatschen. Ich machte Dix verzweifelt hinter seinem Rücken Zeichen. Der krummbeinige kleine Kerl zischte mit Raketenantrieb an uns vorbei und hinein in den Bahnhof. Der fette Frachtarbeiter riss die Augen auf und zog so hastig seine Pfoten aus meinem Pullover, als hätte Chloe ihn gebissen.

»He, stehen geblieben, du Ratte«, brüllte er und wuchtete seine Massen hinter Dix her. Ich stopfte lässig meine Hände in die Hosentaschen und marschierte gemütlich durch das Tor hinein. Der Fettwanst hatte keine Chance, Dix zu erwischen – schon allein, weil er in keines der Löcher, in die Dix sich auf seiner Flucht zwängen würde, auch nur mit dem Arm hineinpasste.

Auf der Frachtrampe herrschte wenig Betrieb, und ich machte, dass ich in den öffentlichen Teil des Bahnhofs kam. Einige Minuten lang schlenderte ich durch das Gewühl, besah mir die ankommenden und abfliegenden Passagiere und hielt alle meine Antennen draußen, für den Fall, dass eine Patrouille der Roten mir zu nahe kommen sollte.

Endlich lehnte ich mich an einer Erfolg versprechenden Ecke zwischen Cyberimbiss und Zeitungskiosk an die Wand und begann mir mein Opfer auszusuchen. Ich hatte mich gerade für einen geschniegelten jungen Mann mit dem wichtigtuerischen Aussehen und dem gedeckten violetten Anzug eines unbedeutenden Kleriker-Bürokraten entschieden, der am Imbiss erst nach längerem, umständlichem Wühlen seine Briefftasche gefunden hatte, als jemand mir auf die Schulter tippte. Ich wandte mich langsam und fluchtbereit auf die Seite und blickte in Dix' feuchte Hundeaugen.

»Idiot«, zischte ich entnervt. »Ich dachte schon, es wären die Roten.«

»Die klopfen nicht erst an«, erwiderte der kleine Kerl nüchtern und durchaus logisch. Ich musste grinsen. Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder dem Burschen zu, der gerade mit spitzen Zähnen von seinem Sojaburger abbiss, und deutete mit dem Kinn auf ihn. Dix sah ihn sich fachmännisch an und nickte dann. »Wo?«, fragte er.

»Ich dachte an die unübersichtliche Ecke hinter dem Kiosk. Du oder ich?«

»Du«, sagte er bestimmt. »Ich bin heute schon genug gerannt.« Ich nickte und stieß mich von der Wand ab, um meinen neuen Posten zu beziehen. Ohne mich umzublicken, wusste ich, dass Dix mir mit einigen Schritten Abstand folgte. Er stellte sich dicht neben dem Burschen in dem violetten Anzug auf und tat so, als würde er bei dem Mechnokellner ein SynAle bestellen. Dabei behielt er unser Opfer unauffällig im Auge. Der Mann hatte inzwischen seinen Imbiss beendet, wischte sich geziert mit einem Taschentuch den Mund und die fettigen Finger ab und nahm die Tasche auf, die er zwischen seine Beine geklemmt hatte. Er warf den Teller weg, samt den Resten, die er nicht gegessen hatte – das Zeug schmeckt wie Pappe, egal, wie viel Mühe die sich damit auch geben – und kam um die Ecke gestieft, genau auf mich zu. Ich lehnte mich etwas vor, und als er auf meiner Höhe war, rempelte Dix ihn an und brachte ihn zum Straucheln. Er prallte gegen mich. Ich umklammerte ihn und brachte ihn dadurch nur noch mehr aus dem Gleichgewicht. Wir gingen beide zu Boden, und Dix bremste ab und kam zurück, um uns aufzuhelfen. Er entschuldigte sich wortreich, klopfte den Burschen ab, hob seine Tasche auf, machte einen Riesenwirbel, und in der Zeit konnte ich in aller Gemütsruhe die

Taschen seines Anzugs ausräumen. Während Dix noch an dem Dummkopf herumfummelte, machte ich mich gemächlichen Schrittes aus dem Staub.

Anscheinend hatte uns niemand beobachtet. Ich schlenderte weiter und behielt meine Umgebung im Auge. Hinter mir erklangen weder Rufe noch schnelle Schritte, also schienen wir wahrhaftig Glück gehabt zu haben. Ich stopfte meine Beute in die Innentasche meiner Lederjacke und zog den Verschluss zu. Schließlich war man hier am Bahnhof nie wirklich sicher vor Taschendieben.

Dix stieß am Transittunnel zu mir und grinste mich atemlos an. »Hat es sich gelohnt?« Sein mageres, hässliches Gesicht leuchtete vor Freude über unseren Erfolg.

Ich grinste zurück und hob die Schultern. »Keine Ahnung, Kleiner. Aber es würde mich wundern, wenn nicht für uns beide ein Schlafplatz im Tri dabei herauspringen würde.«

Er schnitt eine wortlose Grimasse. »Dann los, lass uns zu Kerns Höhle gehen. Da können wir teilen.«

Ich nickte zustimmend. Kerns Höhle war ein Umschlagplatz für alles, was sich versilbern ließ. Dort würden wir höchstwahrscheinlich sogar Interessenten für den Creditchip finden, der mit Sicherheit in der Brieftasche des Tölpels gesteckt hatte. Mir würde er nichts nützen, weil meine Daumenabdrücke nun mal nicht dazu passten, aber wenn jemand das geeignete Werkzeug und ein wenig Geschick beim Manipulieren eines CreditComps besaß, war so ein Chip fast so gut wie Bargeld.

Wir passierten ungehindert den Osteingang. Die dort postierten Roten interessierten sich wie immer wenig dafür, wer den Bahnhof verließ. Dix stolperte auf seinen krummen Beinen neben mir her und redete unaufhörlich. Ich machte ab und zu ein zustimmendes Geräusch und dachte darüber nach, mir endlich ein Paar etwas neuerer Schuhe zuzulegen. Meine jetzigen wurden nämlich seit geraumer Zeit ausschließlich durch gute Wünsche und festgebackenen Schmutz zusammengehalten.

Kerns Höhle hieß eigentlich »Zum Ewigen Raumkoller« und war eine nicht gerade einladend aussehende Kaschemme in der Nähe des Shuttlebahnhofs. Kern, die Besitzerin des Lokals, war eine der wenigen Wirtinnen, die uns NonHabs nicht sofort rauswarfen, wenn wir einen Fuß über ihre Schwelle zu setzen wagten. Sie vertrat den Standpunkt, dass jeder Galacent zählt, und solange jemand sein Synalc bezahlen konnte, war er ihr so willkommen wie der Administrator persönlich. Nicht, dass sich der Administrator jemals in einen Laden wie Kerns Höhle verirrt hätte – und selbst wenn, wäre er von Kern sicherlich auch nicht freundlicher empfangen worden, als sie ihre Stammgäste zu behandeln pflegte.

Als wir in den düsteren, verräucherten Raum traten, übertönte gerade ihre unverwechselbare, heisere Bassstimme den Lärm, den ihre Gäste veranstalteten: »Jemmy, wenn du nicht augenblicklich deinen fetten Arsch in Bewegung setzt, kannst du dir deinen nächsten Lohn vom Amt auszahlen lassen! Tisch sieben, zack-zack!«

Ich drängte mich durch in die Ecke, die von der Tür aus am schlechtesten einzusehen war. Eine der Nischen war frei, und ich zwängte mich hinter den schmierigen Tisch. Dix quetschte sich zu mir auf die Bank und wischte sich erwartungsvoll über die tropfende Nase. Ich winkte der dicken Jemmy zu und orderte pantomimisch zwei SynAle, öffnete den Verschluss meiner Jacke und lehnte mich entspannt zurück.

Dix platzte beinahe vor Ungeduld. »Nun zeig doch schon«, drängelte er.

Ich klopfte ihm auf die schmutzigen Finger, die sich begehrllich meinem Ausschnitt näherten – nicht, dass ich es gewesen wäre, für die er sich interessiert hätte –, und murmelte: »Nicht so eilig, mein Junge. Erst einmal ein Schluck Ale, dann wird geteilt.« Jemmy wogte heran, wischte nachlässig mit einem schmuddeligen Lappen über die Tischplatte, was mit Sicherheit nur dafür sorgte, dass unzählige neue Bakterienkulturen es sich darauf gemütlich machen konnten, und knallte uns zwei schlecht eingeschenkte Krüge hin. Ihr phlegmatisches rundes Gesicht schwenkte langsam von Dix zu mir. Ich sah die langsamen Denkprozesse hinter ihrer breiten Stirn geradezu vorbeischleichen. Ich griff zu meinem Krug, trank einen großen Schluck daraus und sagte: »Wir bestellen gleich noch was zu essen, Schätzchen. Was gibt es denn heute?«

Diese komplizierte Aufgabe lenkte sie wie beabsichtigt von der momentan noch etwas heiklen Frage unserer Zahlungsfähigkeit ab. Sie legte die Stirn in Falten und begann mit leiernder Stimme aufzuzählen: »Bohneneintopf ... Spiegeleier und Synschinken ... Korellianische Spaghetti mit ... Korellianische Spaghetti mit ...«

»Ich nehme den Eintopf«, sagte ich eilig, ehe Jemmy sich endgültig das Hirn verstauchte. »Und du, Dix?«

»Spaghetti«, bestellte er. »Und noch ein Ale.« Jemmy bekam glasige Augen und schwang ihre breiten Hüften erstaunlich schnell herum, um unsere umfangreiche Bestellung bei Kern abzuliefern, solange sie sie noch im Kopf hatte.

Ich sah ihr staunend nach. »Wieso behält Kern diese Schwachsinnige bloß?«

Dix feixte. »Dreimal darfst du raten«, sagte er anzüglich. »Komm jetzt, Eddy sei nicht so gemein. Leg endlich das Zeug auf den Tisch.«

Ich ließ ihn noch zappeln, bis wir unser Essen hatten – erstaunlicherweise hatte Jemmy es geschafft, jedem von uns die richtige Bestellung vor die Nase zu stellen. Ich lockte Chloe mit einem Löffel voller Bohnen, den ich kurzerhand auf den Tisch kippte, aus meinem Pullover. Nicht gerade ihr Leibgericht, aber wenn sie Hunger hatte, war sie mir sehr ähnlich: Hauptsache, es füllte den Magen. Feinschmeckerei sparten wir beide uns für bessere Tage auf.

Dix hielt eine Gabel voll dunkelvioletter Nudeln, von denen eine senfgelbe Sauce tropfte, über seinem Teller in der Schwebe und starrte mich beschwörend an.

»Also gut«, gab ich nach und fischte die Briefftasche aus meiner Jacke. Dix stopfte die Spaghetti in seinen Mund und grabschte mit der anderen Hand nach unserem Beutestück, aber Chloe fühlte sich angesprochen und biss ihn beiläufig in den Daumen, ehe sie sich wieder ihren Bohnen widmete.

»Blödes Vieh!«, murmelte er, aber nur leise, und steckte den blutenden Daumen in den Mund. Er wusste zu genau, dass ich es gar nicht leiden konnte, wenn jemand an Chloe herummeckerte.

Ich schob meinen halb geleerten Teller zur Seite und breitete den Inhalt der Briefftasche auf dem Tisch aus. Im Hauptfach fand sich eine befriedigende Anzahl von Galacx, die ich sofort in zwei ordentliche Häufchen teilte – nicht ganz so viel, wie ich erwartet hatte, für ein Paar Schuhe würde es wohl wieder nicht reichen. Aber mein Schlafplatz im Tri ging klar. Dann räumte ich die Seitenfächer aus. Dix hatte in einem atemberaubenden Tempo

den größten Teil seiner Spaghetti in sich hineingestopft und schob nun seinen Anteil Galacx in die Hosentasche.

»Was hast du?«, fragte er und blickte auf die IdentiCard in meiner Hand. »Du machst ein Gesicht, als hättest du eine Dauerkarte für die Spiele gewonnen.«

»Und gleich wieder verloren«, murmelte ich und drehte den Ausweis in meinen Fingern. »Dix, wir haben einen Sonderkurier der Kaiserin beklaut.«

Sein Mund klappte auf. »Mierda«, stöhnte er. »Eddy, das ist doch hoffentlich nur wieder einer deiner faulen Witze?« Ich schob ihm den CreditChip rüber und widmete mich den anderen Gegenständen, die in der Tasche gewesen waren. Dix wurde kreidebleich. »Verdammt, Eddy, so was kann auch nur uns passieren. Wer kann denn ahnen, dass ein kaiserlicher Sonderkurier aussieht wie ein kleiner Beamter ...«

»... und sich derart leicht ausnehmen lässt!«, vollendete ich grimmig seinen Satz. »Jetzt haben wir nicht nur die Roten am Hals, alter Junge. Wahrscheinlich kämmt inzwischen schon die planetare Sicherheit die Clouds nach uns durch.«

Dix wollte voller Panik aufspringen, aber ich drückte ihn auf die Bank zurück. »Mach jetzt bloß kein Aufsehen! Hier müssen sie uns erst einmal finden. Gut, dass wir nicht zuerst in die Clouds zurückgegangen sind. Komm, Dix, reg dich ab. Wir brauchen jetzt vor allem einen klaren Kopf!«

»Wir müssen das Zeug loswerden!« Dix' hässliches kleines Gesicht hatte wieder etwas Farbe bekommen und war jetzt von einem grünlichen Grau, das ganz wunderbar mit dem Rest der kalten Nudeln auf seinem Teller harmonierte. »Am besten schmeißen wir das alles in den nächsten Recycler!«

»Denk doch mal nach! Die haben unsere Beschreibungen, Dix. Wir sind nicht gerade ein unauffälliges Paar, weißt du?«

Er sank in sich zusammen. »Was machen wir bloß?«, jammerte er. »Eddy, wir sind geliefert. Sie werden uns für den Rest unseres Lebens in ein Lager stecken!« Seine Augen flehten mich an, eine Lösung aus dem Ärmel zu schütteln.

Ich hielt Chloe geistesabwesend eine gefleckte rote Bohne hin und sah zu, wie sie sie gesittet zwischen ihre Pfoten nahm und verspeiste. Dann schob ich die Datenrollen wieder in die Tasche zurück und warf Dix den Creditchip zu. Er fing ihn auf und blinzelte verdutzt. Ich hielt Chloe die Hand hin, und sie kletterte an meinem Arm empor und auf meine Schulter, von wo sie vergnügt mit ihren schwarzen Knopfaugen hinunterzwinkerte.

»Verkauf den Chip, Dix. Wir werden jeden Galacent brauchen, den wir kriegen können. Wir treffen uns heute Abend ...« Ich zögerte. Das Tri konnte ich mir abschminken, die Roten würden alle bekannten NonHab-Schlafplätze überwachen. »Am Salzmarkt«, entschied ich. Da herrschte abends ein derart starkes Getriebe, dass selbst eine Hundertschaft der Sicherheit das Gelände nicht vollständig hätte abriegeln können. »Bei Serinas Bude, ab 26 Uhr. Bis dahin kriechst du am besten bei Mutter Gans unter und schneidest all ihren Mädchen und Jungs gratis die Haare. Hast du kapiert, Dix?«

Er nickte schwach und umklammerte den Chip. »Und du?«, fragte er jämmerlich. »Was tust du?«

Ich stand auf und machte meine Jacke zu. »Ich besuche den Geier.« Dix schnappte nach Luft und verdrehte die Augen, als wollte er in Ohnmacht fallen. Ich grinste und

klopfte ihm unsanft auf den struppigen Kopf. »Sieh zu, dass du einen guten Preis für den Chip bekommst, sonst lasse ich nachher Chloe ein bisschen an dir herumnagen.« Dix nickte nur stumm und starrte mir bedrückt nach, als ich mich durch die dicht besetzten Tische nach draußen schob.

Es regnete schon wieder. Entweder war die Klimakontrolle mal wieder abgestürzt, oder irgendein Bürohengst hatte beschlossen, dass Cairon City dringend einer Reinigung bedurfte. Nicht, dass dafür ein bisschen – oder auch viel – Wasser vom Himmel ausgereicht hätte. Eine Batterie Strahlenkanonen würde in der Angelegenheit wesentlich effektivere Dienste leisten. Ich klappte den Kragen meiner Jacke hoch und zog den Kopf zwischen die Schultern. Chloe klammerte sich auf dem brüchigen Leder fest und schniefte unbehaglich.

»Komm doch rein, Dummerchen«, schimpfte ich und zog den Reißverschluss wieder ein Stück auf. Sie verschwand mit dem Kopf zuerst in meiner Jacke, und ihr langer rosiger Schweif streichelte noch einmal an meiner Wange entlang, ehe auch er in den Tiefen meines Pullovers verschwand.

El Buitre, der Geier, war so etwas wie der inoffizielle Amtsbruder des Administrators, und es war schwieriger, bei ihm einen Termin zu bekommen als bei seinem ehrenwerten Kollegen. Er residierte am Rand der Clouds in einem heruntergekommenen Gebäude, das früher einmal ein nobles Hotel gewesen war. Damals hatte Cairon City noch einen echten Raumhafen besessen, nicht nur so einen armseligen Shuttlebahnhof, aber das war vor dem Krieg mit den Zern gewesen, also etliche Jahre vor meiner Geburt. Dementsprechend alt sah der »Galaktische Hof« inzwischen auch aus: Die protzige Fassade bröckelte, und die Empfangshalle starrte vor Schmutz.

Ich stieß die schwere Eingangstür auf, stieg über einen Haufen Schutt und Unrat hinweg, marschierte über einen zerfetzten, ehemals roten Läufer und betätigte die altmodische Klingel an der Rezeption. Nichts rührte sich, aber ich wusste, dass meine Ankunft nicht unbemerkt geblieben war. Neugierig blickte ich zur Decke hoch und entdeckte wie erwartet zwischen zerfallendem Stuck und Spinnweben das blinkende Auge einer hochmodernen Spionanlage. Wahrscheinlich konnten sie ungebetene Gäste, deren Gesicht ihnen nicht gefiel, damit auch direkt abservieren, ohne dass sie sich dafür vom Mittagessen erheben mussten.

»Ja?«, knurrte eine Stimme direkt neben mir. Ich zuckte zusammen, überrascht, keine sich nähernden Schritte gehört zu haben, und ärgerlich über mich selbst. Wenn ich weiter so unvorsichtig war, musste ich mir um meinen nächsten Schlafplatz wirklich keine Gedanken mehr machen. Ich starrte den vierschrotigen blonden Kerl, der so lautlos erschienen war, herablassend an, was mir insofern leicht fiel, als ich einen guten Kopf größer war als er, und verlangte mit aller Selbstverständlichkeit, die ich nur in meine Stimme zu legen fähig war, seinen Chef zu sehen.

»Ach ja?«, grinste der Gorilla und kratzte sich ausgiebig am Hintern. Seine unmodisch enge Jacke spannte über den muskelbepackten Schultern. Ich konnte sehen, wie sich der Umriss eines Lähmers in einem Schulterhalfter abzeichnete. »Und warum sollte der jef dich sehen wollen?«

»Das geht dich kaum etwas an«, erwiderte ich hochmütig. »Sag ihm nur, ich hätte

etwas gefunden, was ihn sicher interessieren wird.«

Er hielt mir schweigend und immer noch grinsend seine Pranke vor die Nase. Ich unterdrückte den Impuls, hineinzuspucken, und zog stattdessen eine Augenbraue hoch. Das hatte ich im Heim geübt, weil es da außer Gebeten und Küchenarbeit wenig zu tun gegeben hatte und weil ich so meinem Gesicht einen ungeheuer arroganten Ausdruck verleihen konnte. Nun, genau den wollte ich jetzt auch erzielen.

Der blonde Gorilla hörte auf zu grinsen und sah mich finster an. »Hör zu, muchacha, du bewegst jetzt besser freiwillig deinen Arsch hier raus, oder muss ich dir dabei behilflich sein?« Er ließ angeberisch seine Muskeln spielen.

Ich hob die Braue noch ein wenig höher. »Du wirst Ärger mit deinem Chef kriegen, wenn du mich nicht zu ihm bringst. Das, was ich ihm anzubieten habe, ist sehr wertvolle Ware!« Ich beugte mich ein wenig vor, so dass das Kameraauge mich gut im Blick hatte und ließ den Blonden kurz die IdentiCard des Kuriers sehen. Er starrte verständnislos darauf nieder und griff nach meiner Schulter, um mich zur Tür hinauszubefördern.

»Bring sie rauf, Hans«, erklang eine Stimme aus dem Comsystem. Der Gorilla zögerte und zuckte dann mit den Achseln.

»Sofort, jefe«, antwortete er mürrisch. Ohne mich loszulassen, wechselte er kurz den Griff auf meiner Schulter und drehte mich zum Lift. Er schien genauso kräftig zu sein, wie er aussah. Wahrscheinlich wäre es ihm ein Leichtes gewesen, mich mit einer Hand durch das nächste Fenster zu werfen, wenn man es ihm befohlen hätte.

Wir fuhren schweigend in einem alten, klappernden und ratternden Lift bis ins oberste Stockwerk hinauf. Der Gorilla stemmte die klemmende Lifttür auf und wies mir stumm den Weg. Ich trat in den Gang hinaus und bemühte mich, mir meine Überraschung nicht allzu deutlich anmerken zu lassen. Der Boden war mit einem königsblauen, lebenden regulanischen Teppich bedeckt, an den dezent beleuchteten cremefarbenen Wänden hingen einige der teuersten und berühmtesten Gemälde, die in den letzten fünf oder sechs Jahren aus Museen des Kaiserreiches verschwunden waren, und die Türen, an denen ich vorbeikam, waren mit kostbaren Intarsien aus Gold und rigelianischem Elfenbein verziert. El Buitre war allem Anschein nach ein Mann mit viel Geld und einem pompösen Geschmack.

Wir hielten vor der Tür am Ende des Korridors. Der Gorilla klopfte leise an, obwohl die Kamera über der Tür unsere Ankunft längst gemeldet haben durfte. »Herein«, erklang es gedämpft von drinnen. Er öffnete die Tür und bedeutete mir, einzutreten.

Auch dieses Zimmer, falls diese Bezeichnung einem Raum mit derartigen Ausmaßen überhaupt angemessen sein konnte, war mit dem leicht federnden lebenden Teppich bewachsen, diesmal in der Farbe von teurem altem Bordeaux. Auf einem der unzähligen Sofas, die überall im Raum verstreut standen, lagerte eine schlanke, in einen schwarz-goldenen Morgenrock gekleidete Gestalt und nippte aus einem überdimensionierten Cognacschwenker, den sie zwischen überaus langen, dünnen Fingern hielt.

El Buitre war angeblich ein illegitimer Spross eines Angehörigen des terranischen Hochadels und seiner stocellitischen Mätresse – ein unbestätigtes Gerücht, das allerdings einiges für sich zu haben schien, wenn man sich den Mann ansah. Er hatte die charakteristische bleiche Haut und die scharfen Gesichtszüge eines Stocelliten, allerdings

durch sein terranisches Erbe etwas gemildert. Dennoch sprang die riesige Nase vor wie der Schnabel eines Geiers – keine Frage, wie er an seinen Spitznamen gekommen war. Auch der überschlanke Körperbau deutete auf die nicht menschliche Abstammung hin, allerdings waren die dunklen, ironischen Augen in dem blassen Gesicht und die dichten schwarzen Haare wiederum eindeutig terranisch: Stocelliten waren gewöhnlich unbehaart und helläugig.

Ich bemühte mich, den Mann nicht allzu neugierig anzustarren, was mir nicht leicht fiel. Eine unbedeutende NonHab aus den Clouds stand schließlich nicht jeden Tag dem ungekrönten Herrscher des dunkleren Teils ihrer Welt gegenüber.

»Nimm Platz«, sagte der Geier freundlich. »Möchtest du eine Erfrischung?« Ich verneinte und versank in den weichen Polstern eines niedrigen Diwans. Stühle schien es in diesem Raum nicht zu geben. »Aber einen Kaffee darf ich dir doch anbieten?« Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern schenkte mir aus einer goldenen Kanne ein. Ich nahm die hauchdünne Porzellantasse dankend entgegen und wusste genau, dass ich mich entweder von oben bis unten mit Kaffee bekleckern oder die Tasse zerschmeißen würde. Ich hielt mich entschieden zu selten in einer solch luxuriösen Umgebung auf, um nicht mit Recht zu befürchten, dass ich mich bis auf die Knochen blamieren würde.

El Buitre sank zurück in die Kissen und wärmte sein Glas zwischen den Fingern. Er atmete genüsslich den Duft des Getränkes ein und sah mich währenddessen unverwandt an.

»Also, Eddy, was hast du Schönes für mich?« Ich zuckte zusammen, und etwas von dem heißen Kaffee landete auf meinem Bein. Ich hatte es ja geahnt. Woher wusste der Kerl bloß meinen Namen? Ich sah sein schmales Lächeln und riss mich zusammen. Wortlos schob ich die IdentiCard über den niedrigen Tisch, der zwischen uns stand. Der Geier sah reglos darauf nieder und nahm sie dann behutsam zwischen seine dünnen Finger, um sie nah an die Augen zu führen.

»Interessant.« Seine Stimme klang äußerst gelangweilt. Er warf mir die Card zu und widmete sich wieder seinem Cognac.

»Das ist noch nicht alles.« Ich führte meine Tasse zum Mund. Meine Hand war nicht die ruhigste, wie ich besorgt feststellen musste. »Ich habe seine komplette Brieftasche mit dem kaiserlichen Siegel und einigen verschlüsselten Botschaften, die für den Administrator bestimmt sind.«

Er rührte sich nicht, aber seine Augen schossen einen eisigen Blitz auf mich ab, der mich frieren machte. »Hast du ihn umgelegt?«, fragte er sachlich.

Ich schüttelte hastig den Kopf. »Nein, äh –«, mir fiel sein Name nicht ein, verflucht.

Er lächelte zynisch. »El Buitre«, sagte er mild. »Nenn mich ruhig so, wie mich alle nennen, Adina.« Ich ließ beinahe die leere Tasse fallen und stellte sie eilig auf dem Tischchen ab. Niemand in den Clouds kannte meinen richtigen Namen. Seit dem Tod meiner Großmutter hatte mich niemand mehr so genannt. Bei den Nonnen hatte ich hauptsächlich auf »Du da«, »Komm her«, »Ab ins Bett«, »Wisch das auf« und »Kleine Pestbeule« gehört.

Der Geier zwinkerte mir zu und freute sich offensichtlich über meine Verwirrung. »Also lebt er noch und hat somit deine Beschreibung längst an die Behörden gegeben. Richtig?«

Ich nickte stumm. Er trank seinen Cognac aus und stellte das Glas fort. »Es zeugt nicht gerade von Intelligenz, einen kaiserlichen Kurier auszurauben, meine Liebe.« Er setzte sich auf. Ich hatte nicht bemerkt, dass er geklingelt hätte, aber die Tür öffnete sich. Ein zweiter Gorilla trat ein und blieb schweigend neben der Tür stehen.

»Nassif, bring mir mein Terminal«, befahl El Buitre, ohne sich umzuwenden. »Und richte Moritz aus, dass ich pünktlich zu speisen wünsche.« Der Gorilla neigte den Kopf und verschwand wieder. Ich rutschte unbehaglich zwischen den weichen Polstern des Diwans herum und begann mich zu fragen, ob ich nicht einen Fehler begangen hatte. Der hagere Mann ließ mich nicht aus den Augen. Sein Blick war nachdenklich und überaus berechnend.

»Gib mir die Brieftasche«, forderte er mich auf. Ich zögerte. Was sollte ihn davon abhalten, mir das Ding abzunehmen und mich dann von seinen Leibwächtern auf die Straße setzen zu lassen, direkt in die Hände der Sicherheitstruppen des Administrators? Dann schimpfte ich mich eine Idiotin. Was sollte ihn davon abhalten, mich ohne viele Umstände umzulegen und mir dann die Brieftasche abzunehmen? Ich sah seinem Gesicht an, dass er meinen Gedankengang nachvollzogen – oder vorweggenommen – hatte, denn seine dunklen Augen funkelten amüsiert. Ich seufzte, griff in meine Jacke und warf ihm die Tasche in den Schoß.

Er neigte spöttisch dankend den Kopf und wies einladend auf die Kaffeekanne. Dann räumte er die Brieftasche aus und begutachtete ihren Inhalt. Ich nippte an dem bitteren Getränk und machte mein Testament. Nur zu dumm, dass ich wahrscheinlich keine Gelegenheit mehr bekommen würde, Dix zu warnen. Immerhin, der Kleine war gerissen genug, auf sich selbst aufzupassen. Und wenn ich nicht zu unserem Treffen erschien, war das wohl Warnung genug.

Die Tür schwang lautlos auf, und der dunkle Nassif kam über den weichen Teppich, ein Terminal in seinen behaarten Händen. Er stellte es vor seinem Herrn auf den Tisch und wartete. »Danke, Nassif«, sagte El Buitre geistesabwesend. Der Gorilla nickte und ging. Der Geier schob eine der Datenrollen in den Eingabeschacht des Terminals und wartete. Ich versuchte, einen Blick auf den Bildschirm zu werfen, aber ich saß ungünstig. Der hagere Mann warf mir einen flüchtigen Blick zu, und ich ließ mich wieder zurücksinken.

»Ah, ja«, murmelte er. In seiner bleichen Wange begann ein Muskel zu zucken. Ich hatte genug nackte Gier in anderen Gesichtern gesehen, um sie jetzt auch in verhüllter Form zu erkennen. Anscheinend war mein Fang sogar noch wertvoller, als ich vermutet hatte. Nur zu bedauerlich, dass weder Dix noch ich jemals davon profitieren würden.

Er wechselte die Datenrolle aus und schob eine der anderen in den Schacht. Wahrscheinlich verfügte er über sämtliche Decodierungsprogramme, die auch der Administrator besaß. Seine Augen klebten an dem Bildschirm, und ich sah die Galac-Zeichen in seinen Pupillen Tango tanzen. Endlich hob er den Blick und starrte mich durchdringend an. Jetzt, dachte ich. Jetzt ruft er seine Gorillas und lässt mich durch den Abfallkonverter hinausbefördern.

El Buitre schaltete das Terminal aus und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Also gut, Eddy. Was verlangst du dafür?« Ich starrte ihn sprachlos an. Er zupfte nachdenklich an seiner Nase. »Aber vergiss nicht, meine Liebe, du könntest hiermit nichts anfangen.

Also sei nicht zu gierig.«

Ich räusperte mich. »Ich, das heißt wir ...«

Seine Augenbrauen schossen in die Höhe. »Dieser Dix?«, fragte er.

Ich nickte. »Wir werden jetzt von den Roten und der planetaren Sicherheit gesucht. Ich brauche ausreichend Galacx, damit wir lange genug untertauchen können. Andere Kleider, eventuell eine chirurgische Veränderung. Und zwei Tickets für ein Shuttle, das uns hier rausbringt.« Ich leckte mir über die trocken gewordenen Lippen. Bescheiden war meine Forderung wirklich nicht zu nennen. Hoffentlich hatte ich meinen Kredit nicht zu stark überzogen.

Der Geier sah mich reglos an, den Kopf in die Hände gestützt. Ich erwiderte seinen Blick so fest, wie es mir möglich war. Endlich hob sich seine Brust in einem langen Atemzug, und er senkte zustimmend die Lider. »Einverstanden. Allerdings dürfte es schwierig werden, euch durch die Kontrollen zu schmuggeln, wenn ihr den Planeten verlassen wollt. Dafür muss ich zuerst einige Leute – nun ja – bearbeiten, und das braucht Zeit. Wo kannst du bis dahin untertauchen?«

Ich hob ratlos die Schultern. Die Clouds waren für uns nicht mehr sicher, die Roten würden die Gelegenheit nutzen, um gründlichste Razzien durchzuführen. Sie warteten ja förmlich auf derartige Anlässe, um das Viertel wieder einmal räumen zu können. Die Lager würden innerhalb weniger Wochen aus den Nähten platzen, bis sich die Situation endlich wieder normalisierte.

»Mir wird schon etwas einfallen«, sagte ich mit erheblich mehr Zuversicht in der Stimme, als ich wirklich empfand. El Buitre nickte. Über sein Gesicht glitt ein winziges, hinterlistiges Lächeln, das mir ausgesprochen missfiel.

»Ich werde dir Bescheid geben, sobald alles vorbereitet ist. Keine Sorge, ich werde dich zu finden wissen.« Er betätigte den Rufknopf, und mein erster Gorilla-Bekannter trat durch die Tür.

»Bring unseren Gast durch den Keller raus, Hans«, befahl El Buitre und wandte sich wieder seinem Terminal zu. Ich war offensichtlich entlassen. Der Gorilla hielt mir wortlos die Tür auf, und ich drückte mich an ihm vorbei in den Korridor.

Der Lift brachte uns in das Untergeschoss des Gebäudes, das sich erwartungsgemäß düster, schmutzig und voller Schutt und jahrzehntealtem Gerümpel präsentierte. Ich stolperte hinter Hans her, der eine Taschenlampe hervorgezaubert hatte und mir mit sicherem Tritt über den unebenen Grund vorauseilte. Wir durchquerten einige modrig riechende Gewölbe und erreichten schließlich den Fuß einer steilen, nicht besonders Vertrauen erweckend aussehenden Holztreppe. Hans blieb stehen. »Hier rauf«, sagte er knapp und wandte sich ab.

»He, wo komme ich da raus?«, rief ich ihm nach. Er antwortete nicht. Ich sah hilflos zu, wie sich der letzte Schimmer seiner Lampe mit ihm entfernte. Kurz darauf stand ich in absolut lichtloser Finsternis und ertastete mir fluchend den Weg zur Treppe. Der Aufstieg glich einem Alptraum. Das alte Holz knirschte und ächzte, und die schmale, steile Treppe bebte und zitterte unter meinen Füßen, dass ich befürchtete, mitsamt den morschen Stufen in die schwarze Tiefe zu stürzen. Ewigkeiten später gelangte ich schwitzend und keuchend an das Ende meines Aufstiegs. Meine Hände strichen über eine gemauerte

Fläche, und einige Sekunden lang glaubte ich, in einer Sackgasse gelandet zu sein. Dann glitten meine feuchten Finger über einen Holzrahmen. Voller Erleichterung ertastete ich eine niedrige Tür und den rostigen Riegel, der sie verschloss.

Ich packte fest zu, in der Erwartung, dass der Riegel sich meinen Bemühungen widersetzen würde, aber er glitt erstaunlich leicht und lautlos beiseite. Offensichtlich wurde dieser Ausgang regelmäßig benutzt. Ich schob die Tür auf und blickte hinaus. Vor mir lag eine unbeschreiblich schmutzige und heruntergekommene Gasse, in der sich außer einem struppigen, halb verhungerten Hund, der den Abfall durchschnüffelte, keine lebende Seele aufzuhalten schien. Also zwängte ich mich durch die niedrige Luke und drückte sie wieder zu. Innen fiel mit einem metallischen Klang der Riegel vor, und als ich probeweise an der Tür rüttelte, war sie wieder fest verschlossen.

Ich klopfte meine staubigen Hände an meiner Hose ab und richtete mich auf. Wenn ich mich nicht sehr irrte, war dies die Gasse, die hinter dem ehemaligen Hotel entlang zu den Clouds führte. Dort würde ich mich jetzt besser nicht blicken lassen, aber bis zu meinem verabredeten Treffen mit Dix blieben mir noch einige Stunden, die ich irgendwie totschiagen musste. Nach außen hin unbekümmert, aber höchst wachsam, schlenderte ich durch die Gasse und überquerte die schwach belebte Einkaufsstraße, in die sie mündete. Am besten blieb ich bis zum Abend einfach in Bewegung, das sollte meine Chancen verbessern, den Suchtrupps, die mit Sicherheit unterwegs waren, aus dem Weg zu gehen.

Ich kannte die Stadt wie meine Hosentasche, was mir die Sache erleichterte. An einem der vielen Imbissstände, die die schäbige Zweite Avenida säumten, kaufte ich einen doppelten Käseburger mit extra viel Salat und teilte ihn mir mit Chloe. Als ich die Serviette in den Abfallkonverter warf, beschlich mich zum ersten Mal das Gefühl, dass mich jemand beobachtete. Ich erstand noch eine Dose CoceUp und riss sie gleich auf, während ich unauffällig meine Umgebung musterte. Es schien sich auf den ersten Blick niemand besonders für mich zu interessieren, aber das kitzlige Gefühl in meinem Nacken, auf das ich mich bisher immer recht gut verlassen können, blieb.

Ich schlenderte, die Dose in der Hand, gemächlich eine der Treppen zum Strand hinunter. Chloe war wieder auf meine Schulter geklettert und hielt ihre zitternde Nase in die frische Brise, die vom Meer herwehte. Die Luft war angenehm salzig und roch ein wenig nach Tang. Hoch über uns fiel lautlos und von der tief stehenden Sonne hell angestrahlt ein Shuttle aus dem blassblauen Himmel und glitt auf den Shuttlebahnhof zu. Der rote Sand war feucht und klebte schwer an meinen durchgelaufenen Sohlen. Ich hockte mich auf einen der kleinen Stege, die ins Wasser hinausgingen, und zog umständlich die Schuhe aus, was mir erneut Gelegenheit gab, mich völlig absichtslos umzusehen.

Niemand war in meiner Nähe, aber oben auf der Promenade stand eine bullige Gestalt und schien mich anzustarren. Ich konnte das Gesicht nicht erkennen, weil es vollständig im Schatten einer Hutkrempe lag, aber ich glaubte dennoch zu wissen, um wen es sich handelte: Nassif, den dunkleren der beiden Gorillas aus dem Hotel. Ich fluchte lautlos und stopfte meine Schuhe hinten in meinen Hosenbund. Dann krepelte ich mir die Hosenbeine hoch, trank mein CoceUp aus und warf die Dose im hohen Bogen fort. Der

Geier hatte also beschlossen, mich beschatten zu lassen, aus welchen Gründen auch immer. Das Einzige, was mich die Nerven behalten ließ, war der Umstand, dass sein Gorilla es nicht allzu geschickt anstellte – anscheinend war es ihm egal, ob ich ihn bemerkte.

Durch den feuchten Sand stapfte ich weiter bis zu der Energiemauer, die den öffentlichen Teil des Strandes vom Privatbesitz des Administrators abtrennte. Dort stand ich eine Weile und sah hinaus aufs Wasser. Im Sommer wäre ich mit Chloe eine Runde schwimmen gegangen, aber dafür war es heute wirklich zu ungemütlich.

Ich kletterte wieder zur Promenade hinauf und stieg in meine widerlich klammen Schuhe. Der Gorilla war fort, aber ich traute dem ersten Augenschein nicht. Von hier aus gab es keine große Auswahl, wohin ich mich wenden konnte. Ich war relativ sicher, dass dieser Nassif unten an der Ecke auf mich warten würde, wo sich die Narn-Dealer mit ihren Kunden zu treffen pflegten.

Ich piffte zufrieden vor mich hin und blickte mich gründlich um. Die Sonne ging gerade in einer verschwenderischen Symphonie von Farben über dem Meer unter. Wer jetzt noch auf der Promenade war, statt sich in einem der teuren Strandrestaurants den Bauch vollzuschlagen, glotzte unter Ohs und Ahs zum Horizont. Ich spuckte in die Hände und schwang mich über die Umzäunung in den Hinterhof des »Weißen Barracudas«, der einer der angesagtesten der noblen Fressschuppen von Cairon City war. Hier speiste der Administrator persönlich zweimal in der Woche, und ich betete, dass nicht ausgerechnet heute einer dieser Abende war. Es wäre wohl äußerst ungeschickt von mir, ausgerechnet seiner Leibgarde in die erwartungsvoll ausgebreiteten Arme zu laufen.

Ich drückte mich durch den Kücheneingang und schaffte es, unbemerkt hinter dem Rücken eines aufgebracht auf seinen Gehilfen einfluchenden Koches in den Gang zwischen Küche und Nebeneingang zu schlüpfen. Dort lauschte ich einen Moment lang, ob sich draußen irgendwas tat, und drückte die Tür auf. Sekunden später spazierte ich die Vierte lang und beglückwünschte mich selber zu meiner Gerissenheit. Sollte der Gorilla doch Wurzeln schlagen, da, wo er auf mich wartete. Vielleicht geriet er sogar in eine der regelmäßig stattfindenden Razzien, die die Roten dort veranstalteten, und durfte die Nacht im Bau verbringen.

In mich hineinkichernd bog ich um die Ecke, und die nächsten Stunden drückte ich mich als Zuschauerin bei einem Laserhockeyspiel herum, das mitten auf der eigens dafür gesperrten Allee der Glorreichen Zweiten Dynastie stattfand. Zwar waren bei solchen Gelegenheiten immer auch reichlich Rote unterwegs, aber die hatten alle Hände voll zu tun, Schlägereien zwischen den Anhängern der drei Mannschaften zu verhindern und Taschendieben auf die Finger zu klopfen. Ich behielt sie im Auge und bemühte mich, immer in Bewegung zu bleiben.

Kurz bevor die letzte Spielrunde ihrem Ende entgegenging, war es endlich an der Zeit, mich auf den Weg zu meiner Verabredung zu machen. Ich schob mich durch die Menge, die die Spieler anfeuerte, und tauchte in das Dunkel der kleinen Gassen rund um den Salzmarkt ein. Meine Schritte hallten laut auf dem feuchten Pflaster. Es hatte wieder zu regnen begonnen, und ich bemerkte erst kurz vor meinem Ziel, dass das Echo, das sie begleitete, gar keines war. Anscheinend war mein Verfolger gewitzter, als ich ihm

zugebraut hatte.

Ich versuchte gar nicht erst, ihn hier abzuschütteln, dazu würde das Gedränge auf dem Markt mir sehr viel bessere Gelegenheit bieten. Ich beschleunigte nur meine Schritte und hielt die Ohren offen. Mein Schatten hielt meine Geschwindigkeit, blieb aber immer knapp außerhalb meiner Sicht.

Der Salzmarkt war ein riesiges Areal aus engen Budengassen, in denen sich Tag und Nacht dicht an dicht Kauf- und Schaulustige von überallher drängten. Der Markt war die eigentliche Attraktion dieser Stadt. Kaum ein Tourist, der hier Station machte, verzichtete darauf, wenigstens einmal darüber zu schlendern und sich nach Strich und Faden ausnehmen zu lassen. Wenn es überhaupt einen Ort auf diesem Planeten gab, an dem jemand sich vor der Sicherheit und den Roten verstecken konnte, dann war es hier.

Ich machte mir weiter keine Gedanken über meinen Verfolger – wenn er es in diesem Gedränge schaffte, mir auf den Fersen zu bleiben, würde mir auch der Versuch, ihn abzuschütteln, wenig nützen. Ich holte tief Luft, warnte Chloe, sich gut festzuhalten und warf mich todesmutig in das Gewühl der engen Gassen. Noch nicht einmal das ungemütlich nasse Wetter schien die Leute davon abhalten zu können, sich hier großartig zu amüsieren. Nur wenige der Budengassen waren mit einem teuren Schirmfeld überdacht, und von den Schirmen und Planen, mit denen die meisten Händler sich und ihre Waren schützten, tropfte es mir unangenehm in den Kragen. Ich drängte mich durch die Gasse mit den Schmuckständen, weil die Kauflustigen dort meist ihre Nasen an den Vitrinen platt drückten und deshalb der Gang etwas mehr Luft und weniger dicht gepacktes Fleisch enthielt als in den meisten anderen Gassen.

Im Vorbeigehen winkte ich der kleinen, verwachsenen Tallis zu, einer wahren Künstlerin auf ihrem Gebiet. Sie verkaufte wunderschöne und erstaunlich preiswerte Schmuckstücke aus Silberdraht und Steinen und machte damit einen ganz beachtlichen Umsatz, bewohnte aber dennoch nur ein abbruchreifes Haus in den Clouds. Ich kannte sie schon so lange, wie ich in den Clouds lebte, und war auch schon oft bei ihr zu Hause gewesen, um mit ihr Kaffee zu trinken und ein Schwätzchen zu halten.

»Eddy, ich muss unbedingt mit dir sprechen«, rief sie mir über die blütenbewachsenen Köpfe eines berianischen Pärchens hinweg zu, die sich mit zischenden Stimmen über den Kauf einer rötlich funkelnden Schlangenbrosche berieten.

»Jetzt nicht, Tallis. Ich bin verabredet«, erwiderte ich ohne anzuhalten und deutete unbestimmt auf das Zentrum des Marktes.

»Bei mir zu Hause, morgen Mittag?«, hörte ich ihre hohe Stimme hinter mir herrufen.

»Geht in Ordnung«, brüllte ich und schob mich rücksichtslos durch eine kichernde Traube von facettenäugigen Touristinnen aus dem Rigel-System.

Serinas Stand war so umlagert wie immer. Kein Wunder, sie verkaufte den anerkannt besten Gondrach von ganz Cairon, und das wollte etwas heißen, wo fast jeder auf diesem Planeten dieses Zeug in seinem Keller hatte. Gondrachs wuchsen so gut wie überall, wenn sie nur genug Feuchtigkeit bekamen, aber eigentümlicherweise ließen sie sich nicht auf anderen Welten ansiedeln. Die verschiedenen Spezialitäten, die aus diesen hässlichen, schrumpeligen Pilzen hergestellt wurden, waren überall im Kaiserreich überaus begehrt. Getrockneter Gondrach war ein mild aphrodisierendes Gewürz, das wie

eine scharf-aromatische Curry-Mischung roch, eingelegte Gondrachs dagegen schmeckten eher mild und nussähnlich und waren sehr reich an Eiweiß, und der dunkelbraune, dickflüssige Gondrach-Met schmeckte auf undefinierbare Weise fruchtig, hatte eine angenehme Schärfe und sorgte je nach Art der Herstellung und Menge des Konsums für alle Schattierungen zwischen leichter Anregung und handfestem Rausch, dem aber niemals ein schwerer Kopf folgte. Der Geheimtipp unter Kennern war eine Kombination aller drei Gondrach-Erzeugnisse, was dem Vernehmen nach für schöne bunte Träume sorgte. Leider hatte sich mir noch nie die Gelegenheit geboten, das einmal selbst auszuprobieren. Der Erwerb von Gondrach, in welcher Form auch immer, lag weit außerhalb meiner finanziellen Möglichkeiten.

Ich begrüßte Serina. Sie unterbrach kurz ihr temperamentvolles Verkaufsgespräch mit einem fettleibigen, gegen den Wind nach unredlich erworbenen Galacx stinkenden Angeber und deutete lächelnd auf den struppigen dunklen Scheitel eines Mannes, der neben ihrem Stand auf dem Boden hockte und allem Anschein nach fest zu schlafen schien. Ich quetschte mich an dem Dicken in seinen pompösen Klamotten vorbei und klopfte Dix auf den Kopf. Er schrak aus seinem Nickerchen und blinzelte verschlafen zu mir auf. Ich hockte mich neben ihn, und während über uns lautstark das Feilschen weiterging, steckten wir die Köpfe eng zusammen. Ich erlaubte sogar, dass Dix seinen Arm um meine Schulter legte. Es sollte ruhig so aussehen, als wären wir in eine heftige Knutscherei vertieft.

»Und?«, fragte Dix leise. Sein Atem wehte über meine Wange und transportierte eine kräftige Portion billigen Syngeruchs mit sich.

»Du warst hoffentlich nicht unvorsichtig, Kleiner. Du weißt, dass du dein Mundwerk nicht unter Kontrolle halten kannst, wenn du was getrunken hast!« Ich konnte nicht verhindern, dass mein Flüstern vorwurfsvoll klang. Dix rückte noch etwas näher, und seine Finger kamen dabei ganz entschieden vom erlaubten Weg ab. Normalerweise hätte ich ihn dafür kastriert, aber hier und jetzt wollte ich lieber auf Aufsehen verzichten. Ich packte nur sein Handgelenk und hielt es fest.

Er wechselte leicht die Farbe und wimmerte: »Lass mich bitte los, Eddy. Es kommt nicht wieder vor, Ehrenwort.« Ich schnaubte und lockerte meinen Griff. Er rieb sich über das Gelenk und brummte beleidigt vor sich hin. Er schien ganz ordentlich einen in der Kanne zu haben. Wahrscheinlich hatte er sich seine Dienste im Haus von Mutter Gans in Naturalien bezahlen lassen.

»Jetzt bleib mal auf dem Teppich, Dix«, fuhr ich ihn flüsternd an. »Wir haben schließlich das eine oder andere klitzekleine Problem am Hals, zum Beispiel die Planetare Sicherheit ...« Er war augenblicklich klar. Das war eine Eigenschaft, die ich an dem krummen kleinen Kerl zu schätzen wusste: egal, wie viel er intus hatte, wenn es ernst wurde, war er sofort wieder so nüchtern wie der Oberste Kleriker des Heiligen Triangels persönlich.

»Warst du beim Geier?«, fragte er. Ich nickte und erzählte ihm alles. Er zog eine bedenkliche Miene. »Warum hat er dich verfolgen lassen? Glaubst du, er will dich linken?«

Ich hob die Schultern. »Was weiß ich, was in seinem hässlichen Kopf vorgeht? Ich wäre verrückt, wenn ich ihm trauen würde, aber wir haben kaum eine andere Chance, heil aus der Sache rauszukommen. Oder?« Er schwieg.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte er nach einer Weile ganz verzagt.

Ich tätschelte ihm beruhigend die Schulter. Der Dicke neben uns hatte endlich bezahlt und zog hochbefriedigt mit seinem Kauf und dem Gefühl, Serina ordentlich übers Ohr gehauen zu haben, ab. Glücklicherweise wusste er nicht, dass er etwa das Doppelte von dem auf den Tisch gelegt hatte, was Serina gewöhnlich für ihre Ware verlangte.

»Wir müssen noch für ein paar Tage untertauchen, am besten getrennt«, erklärte ich Dix. »Meinst du, du kannst bei Mutter Gans bleiben?«

»Ich denke ja. Eins ihrer Mädchen schuldet mir noch einen Gefallen.« Er grinste dreckig. Dann wurde er schlagartig wieder ernst und sah mich besorgt an. »Die Roten haben angefangen, das Viertel abzuriegeln. Ich bin so gerade eben noch rausgeschlüpft, aber ob wir so ohne weiteres wieder reinkommen ...«

»Wäre auch wohl kaum ratsam. Wenn sie so vorgehen wie immer, sind sie morgen sicher damit beschäftigt, die Clouds auszuräumen. Verdammter Mist!«

Wir schwiegen eine Weile. Über uns schwatzte Serina einem Tattergreis in kaiserlicher Livree einen großen Beutel mit pulverisiertem Gondrach auf. »Habt ihr Hunger?«, rief sie uns zu. »Greift mal hinter euch, da steht mein Abendessen. Ich bin heute nicht hungrig, nehmt euch ruhig ordentlich was davon.« Sie beugte sich vor und hielt einer unschlüssig um ihre eingelegten Pilze herumstreichenden Kundin auffordernd eine Gabel hin. »Hier, meine Gnädigste, überzeugen Sie sich selbst von der Qualität. Solche süß-sauer eingelegten Gondrachs bekommen Sie nirgendwo sonst auf Cairon, nur hier bei mir!«

Dix grub schon eifrig in dem Beutel herum. Er reichte mir ein eingewickeltes Päckchen, aus dem es verlockend nach Betanischem Käse roch, und biss selbst gierig in eine faustgroße Fleischbeere, dass ihm der weiße Saft über das Kinn rann und auf sein schmutziges Hemd tropfte. Ich lockte Chloe aus meinem Pullover, wo sie ein Schläfchen gehalten hatte. Sie nahm mir den Brocken Brot und Käse aus den Fingern und verschwand damit wieder in die Tiefen meiner Kleidung. Das bedeutete mal wieder Krümel an allen möglichen und unmöglichen Körperstellen, falls ich nicht endlich zu meiner Dusche kam.

»Wir sollten uns für diese Nacht auf jeden Fall einen Schlafplatz außerhalb der Clouds suchen«, setzte ich unsere Beratung fort, als wir Serinas Imbisspaket um etliche Leckerbissen erleichtert hatten. »Was denkst du, werden sich die Roten heute um das Fischviertel kümmern?«

Dix schnitt eine angewiderte Grimasse. »Kein Mensch, der noch im Vollbesitz seiner funktionierenden Nasenschleimhäute ist, kümmert sich um das Fischviertel. Du willst doch nicht etwa vorschlagen, dass wir uns da heute Nacht ein Quartier suchen sollen?«

»Doch, genau das wollte ich vorschlagen. Oder fällt dir etwas Besseres ein?« Natürlich fiel ihm nichts Besseres ein. Wir bedankten uns artig bei Serina, die uns nur stumm zuwinkte, während sie einem ratlos aussehenden und offensichtlich nasenlosen Insektoiden eine Prise Gondrach-Pulver anbot. Serina gehörte zu den Händlerinnen, die nie aufgaben.

Wir drängelten uns durch die Schmuckgasse zurück, und ich machte kurz an Tallis' Stand halt. Sie stand wie immer auf dem Podest, das es ihr trotz ihrer winzigen Statur erlaubte, in etwa gleicher Augenhöhe mit ihren Kunden zu verhandeln, und sah müde auf

ihre Auslage.

»Eddy.« Ihr knittriges kleines Gesicht leuchtete auf, als sie mich erblickte. Ich nahm die winzige, vierfingrige Hand, die sie mir reichte, und drückte sie vorsichtig.

»Tallis, ich könnte Schwierigkeiten bekommen, morgen zu unserer Verabredung zu erscheinen. Die Roten haben wieder mal das Viertel abgeriegelt.«

Sie sah mich aus ihren riesigen, dunkelbraunen Augen an, die so erstaunlich klug in ihrem faltigen dunklen Gesicht lagen. Eine rosige Zunge leckte schnell über spitze Zähne, und sie tippte mir mit ihrem scharfen Zeigefingernagel auf die Hand. »Du steckst in Schwierigkeiten, Eddy.« Ich nickte unbehaglich. Sie blinzelte nachdenklich. Ihre schwarze Haarmähne schien sich ein wenig zu sträuben. Die zwergenhafte Frau erinnerte mich mehr als je zuvor an ein seltsames, kleines Tier, das in dem Schmuckstand wie in seinem Bau hockte.

»Du kommst zu mir. Ich werde auf dich warten. Wir haben etwas zu besprechen.« Ihre hohe Stimme klang bestimmt und ließ keinen Raum für Widerspruch. Ich nickte resigniert. Irgendwie würde es mir schon gelingen, mich zu ihrem Haus durchzuschlagen.

Wir verließen das Gelände des Salzmarktes nicht, ohne uns vorher gut nach den Sicherheitskräften, die hier sicherlich patrouillierten, umgesehen zu haben. Aber das Glück ließ uns nicht im Stich: Die Straße, die vom Markt ins Fischviertel führte, lag still und verlassen vor uns. Mein alter Freund, der Verfolger vom »Galaktischen Hof«, schien meine Spur auf dem Markt verloren zu haben, jedenfalls hörte und sah ich nichts mehr von ihm.

Wir nahmen die Beine in die Hand. Ich hielt Ohren und Augen offen und die Nase fest mit den Fingern verschlossen – die einzige Methode, wie man den durchdringenden Gestank dieses Viertels wenigstens so lange ertragen konnte, bis der Geruchssinn die Waffen streckte und betäubt aufgab.

Dix ging vor, weil er sich hier besser auskannte als ich. Er hatte vor Jahren für ein oder zwei Monate in einem der Lagerhäuser als Nachtwächter gearbeitet – etwas, worüber er sich heute noch zu ärgern schien. »Das einzige Mal in meinem Leben, dass ich versucht habe, mein Geld auf anständige Art und Weise zu verdienen«, hatte er mir einmal in einer sentimental Synlaune anvertraut. »Ich habe gestunken wie ein ganzer Schuppen voll vergammeltem Fisch, die Mädchen wollten mich noch nicht einmal mehr im Keller übernachten lassen. Eine Woche, bevor ich vom Amt meine IdentiCard bekommen hätte, habe ich in den Sack gehauen. Ich habe es nicht mehr ausgehalten, Eddy. Ich kann heute noch keinen Fisch riechen.«

Er blieb vor einem Blechschuppen mit halb eingefallenem Dach stehen. Ich riskierte eine Nase voll ungefilterter Luft und musste würgen. Er schob den Riegel hoch, der die Tür inzwischen mehr symbolisch als wirksam verschlossen hielt. Ich grinste anerkennend. Es gab kein mechanisches Schloss, das dem Burschen gewachsen war. Eine wahre Schande, dass seine Kenntnisse auf dem Gebiet der elektronischen Schlösser nicht ebenso umfassend waren, aber Dix war und blieb nun mal ein altmodischer kleiner Gauner.

Wir schlüpfen in das feuchtdunkle Innere des Schuppens, und Dix manipulierte das Türschloss so, dass es bei oberflächlicher Untersuchung immer noch abgeschlossen

wirken würde. Ich sah mich um. Durch das löchrige Dach tropfte es melancholisch hinein, und auf dem unebenen Boden hatten sich riesige, nach Fisch stinkende Pfützen breitgemacht. Das langgestreckte Gebäude war vollkommen leer bis auf ein paar modrige Kisten und den allgegenwärtigen Gestank. Ich machte mich auf eine lange Nacht gefasst.

»Komm mit, Eddy. Da hinten ist vielleicht noch eine trockene Ecke.« Dix griff nach meinem Ellbogen und lotste mich durch die Halle. Wir machten es uns unter einem der wenigen unbeschädigten Teile des Daches bequem. Trotz der klammen Kälte zog ich meine Jacke aus und rollte sie unter dem Kopf zusammen. Ich war wahrhaftig nicht mehr allzu pingelig, was die Auswahl meiner Schlafplätze anging, aber mit dem schmierigfeuchten, stinkenden Bodenbelag dieses ehemaligen Lagerschuppens wollte ich meinen Kopf nicht allzu direkt in Kontakt bringen. Dix rollte sich wie ein struppiger kleiner Köter neben mir zusammen, aber er hielt dabei respektvollen Abstand. Ich hörte ihn so flach wie möglich atmen und musste mir das Lachen verbeißen. Dem armen Kerl musste der penetrante Gestank hier noch mehr an die Nerven gehen als mir.

»Schlaf gut, Dix«, sagte ich freundlich. Er knurrte nur und rollte sich noch etwas enger zusammen. Ich gähnte und schloss die Augen. Und natürlich piekten mich die Krümel, die Chloes Abendessen auf meinem Bauch hinterlassen hatten, dass es zum Verrücktwerden war. Mit dem sehnsüchtigen Gedanken an eine schöne, lange, heiße Dusche glitt ich hinüber in einen Traum, der von einer Flucht auf dem Meeresboden handelte, verfolgt von Schwärmen atemberaubend stinkender Fische.

Am anderen Morgen ging ich in einer Wolke von Fischgestank dicht an der Hafenmauer vorbei auf die Clouds zu. Dix und ich hatten uns in aller Frühe getrennt. Er wollte versuchen, sich durch die Kanalisation zum Haus von Mutter Gans durchzuschlagen. »Schlimmer als ich jetzt rieche, kann es dadurch auch nicht mehr werden«, hatte er mit seinem schiefen Grinsen bemerkt. Ich konnte ihm nur zustimmen. Es war ein Wunder, dass Chloe es noch mit mir aushielt.

Ich verabedete mit ihm, dass ich mich unverzüglich melden würde, wenn ich etwas Neues von unserem Gönner hörte. Bis dahin sollte Dix sich nicht aus dem Haus rühren. Er bekam ganz glasige Augen bei dem Gedanken daran.

»Weißt du, was die Mädchen von mir übrig lassen werden? Eddy, ich flehe dich an! Wenn El Buitre länger für seine dubiosen Vorbereitungen braucht als eine Woche, kannst du mich einäschern lassen!«

Ich lachte und klopfte ihm aufmunternd auf den Rücken. »Gib dein Bestes, mein Alter. Mutter Gans' Mädchen hängen nun mal an dir, weiß der Himmel, warum.«

Ich hatte mich entschieden, es sozusagen durch den Hintereingang zu versuchen. Um mich wie Dix durch die Kanalisation zu drücken, war ich eine Schuhnummer zu groß. Aber ich konnte im Gegensatz zu ihm gut schwimmen. Das gab mir außerdem die Möglichkeit, den penetranten Fischgestank loszuwerden, der so langsam anfang, mir richtig auf den Nerv zu gehen.

Die Clouds grenzten mit ihrem südlichen Bezirk an das aufgegebene Hafenviertel. Der Alte Kanal, der Cairon City mit unzähligen Armen durchzog, durchquerte auch die Clouds und endete hier in dem verfallenen Hafenbecken. Von hier aus müsste ich problemlos in das Viertel hineinkommen. Es war unwahrscheinlich, dass die Roten auch den gesamten

Kanal bewachten. Wenn überhaupt, dann hatten sie einen Posten an seiner Mündung stationiert, und das würde ich gleich feststellen.

Ich drückte mich eng an die Hafenmauer und versuchte, weniger zu stinken. Über mir kreisten einige verdutzte Möwen, die sich wahrscheinlich fragten, was da so appetitanregend roch. Langsam schob ich mich um die Ecke und beobachtete aufmerksam die Mündung des Alten Kanals. Das Glück schien mir noch immer hold zu sein, ich konnte nichts ausmachen, das auch nur entfernt nach einer Patrouille aussah. Dumm von den Jungs, immerhin konnte ihnen auf diesem Weg einiges von ihrer Beute durch die Lappen gehen. Andererseits waren die bisherigen Razzien immer so schnell und ohne Vorwarnung vor sich gegangen, dass die Bewohner der Clouds für gewöhnlich vollständig davon überrumpelt worden waren. Man nahm es inzwischen hin wie den frühjährlichen Orkan, der so nach und nach die baufälligen Häuser und schäbigen Hütten des Viertels einriss. Die Razzien der Roten erschienen dagegen auch nicht viel schlimmer. Zumindest pflegten sie für gewöhnlich wenigstens die Dächer auf den Häusern zu lassen.

Ich zog mich aus und rollte meine Sachen eng zusammen. Es ließ sich nicht vermeiden, dass sie nass wurden, aber wenigstens wollte ich nichts verlieren. Dann nahm ich die ungnädig fiepende Chloe in die Hand und sah ihr sehr ernst in die Augen.

»Du hältst dich schön an mir fest, hörst du? Sonst kannst du hinter mir herschwimmen.« Sie blinzelte und bleckte die scharfen gelben Zähne. Ich küsste sie schmatzend zwischen die rosigen Ohren, was sie überaus verabscheute, und setzte sie auf meine Schulter. Ihre spitzen Krallen bohrten sich schmerzhaft in meine Haut. Ich ließ mich in das kalte, trübe Wasser gleiten und versuchte, nicht allzu laut mit den Zähnen zu klappern. Herrschaftszeiten, warum war mir das alles nicht im Sommer passiert? So lautlos wie möglich schwamm ich in den Kanal hinein. Bloß nicht darüber nachdenken, was sich unter der ölig schimmernden Wasseroberfläche alles verbergen mochte! Chloe hielt sich wacker auf meinem glatten, nassen Rücken. Normalerweise schwamm sie auch durchaus gerne mal, aber sie war klüger als ich und beschränkte sich bei dieser Art der sportlichen Betätigung auf heißere Tage.

Ich schwamm etliche hundert Meter in den Kanal hinein, bevor ich mich an der Böschung emporzog und durch all den Müll hindurch zur Straße hochkraxelte. Ich war beinahe blau vor Kälte und beeilte mich, in meine nassen Kleider zu kommen. Chloe pffte empört und kletterte auf meinen Kopf. Sie grub ihre Krallen in meine Kopfhaut und weigerte sich, wieder herunterzukommen, bevor ich nicht dafür gesorgt hatte, wieder trocken und warm zu werden, wie es sich für ihren Lieblingsschlafplatz gehörte.

Anscheinend waren die Roten nicht von ihrer Routine abgewichen und von außen nach innen durch das Viertel gewalzt. Sie schienen sogar den überall herumliegenden Müll durchsucht zu haben. Ich stakste zwischen grünlichen Lachen irgendwelcher schimmlichen Flüssigkeiten, zerbrochenem Glas, geplatzten Plastiktüten, aus denen undefinierbare faulende Massen quollen, und Myriaden von unvollständig geleerten Verpackungen von Fertigimbissen herum, über denen Wolken von Herbstfliegen standen, und wünschte mich ernstlich ins Fischviertel zurück. Meinen Schuhen war das Bad überhaupt nicht bekommen, sie begannen sich in ihre chemischen Bestandteile aufzulösen. Ich schlüpfte in einen Hauseingang, dessen Tür zerbrochen in den rostigen Angeln hing, und streifte sie

mir von den Füßen.

Hinter mir kreischte eine Stimme: »Sieh zu, dass du Land gewinnst, dreckige NonHab!« Eine angefaulte Kartoffel flog haarscharf an meinem Ohr vorbei und klatschte mitten in einen riesigen Haufen menschlicher Scheiße neben der Tür.

Ich knurrte nur: »Keine Aufregung, Lady. Ich hab nicht vor, hier einzuziehen«, und ließ als Dank für den warmen Empfang meine alten Latschen im Eingang zurück. Etwas vorsichtiger als vorher suchte ich mir meinen weiteren Weg. Ich hatte keine Lust, in irgendwelche Scherben zu treten und mir zu allem Überfluss auch noch eine Blutvergiftung zu holen. Das heruntergekommene Haus, in dem Tallis wohnte, befand sich glücklicherweise am südwestlichen Rand der Clouds, deshalb konnte ich davon ausgehen, dass die Suchtrupps hier ebenfalls schon durchgekommen waren.

Ich klopfte an die ordentlich grün gestrichene Haustür. Wenig später hörte ich die leichten Schritte der Zwergin die Treppe herabeilen. »Komm rein, Kind.« Tallis warf einen misstrauischen Blick an mir vorbei auf die Straße. »Sie sind vor einer Stunde hier gewesen, und ich hoffe, sie kommen nicht wieder zurück.« Sie griff mit erstaunlich kräftigen Fingern zu und zog mich über die Schwelle. »Eddy, du bist ja klatschnass!« Sie schlug die kleinen Hände zusammen. »Zieh sofort deine Sachen aus, du holst dir doch den Tod!«

Tallis zerzte mich in ihre riesige Küche. Ich sah ihr amüsiert und ein wenig gerührt zu, wie sie leise schimpfend das Feuer in einem der anachronistischen Kamine entfachte, die anscheinend in jedem bewohnten Zimmer ihres Hauses installiert worden waren.

»Zieh dich aus!«, befahl sie wieder, noch eine Spur energischer. »Ich habe Kleider für dich«, setzte sie sanfter hinzu, als sie mein Zögern richtig deutete. »Komm, ich helfe dir.« Ihre zierlichen Finger mit den seltsam gebogenen, schmalen Nägeln nestelten den Verschluss meiner abgetragenen Hose auf. »Noch nicht einmal Schuhe hast du an den Füßen!« Ich sah auf ihre schwarze Haarmähne hinunter und überließ mich der ungewohnten Fürsorge.

»Deinen Pullover musst du dir schon selbst ausziehen, da reiche ich nicht ohne Leiter heran.« Sie trippelte über den schwarzweiß gekachelten Boden und verschwand im Nebenzimmer. Chloe flitzte durch die Küche und steckte ihre neugierige Nase in jede einzelne Ritze. Ich ließ mich auf die Holzbank neben dem Herd fallen und streckte die Beine aus. Die Küche erinnerte mich an die meiner Großmutter: Elaina war genauso altmodisch wie Tallis gewesen und hatte, solange sie lebte, darauf bestanden, alle unsere Mahlzeiten auf einem offenem Herdfeuer frisch und eigenhändig zuzubereiten. Bevor ich ins Heim kam, hatte ich nicht gewusst, wie Fertigmahlzeiten schmeckten. Es hatte die Kathromani-Nonnen einiges an Schweiß und Überredung gekostet, bis ich mich endlich damit abgefunden hatte.

Ich ließ meine Augen wandern und bewunderte das Geschick, mit dem die zwergenwüchsige Frau die Küche ihrer Behinderung angepasst hatte. Überall standen Schemel und Fußbänke, die es ihr erlaubten, problemlos an alle Schränke und Arbeitsflächen heranzukommen. Flüchtig fragte ich mich, warum sie nicht einfach Möbel in ihrer Größe gekauft hatte, denn Geld genug hatte sie ja, auch wenn sie rätselhafterweise darauf bestand, in den Clouds zu wohnen. Vielleicht verband sie irgendeine alte

Erinnerung mit diesem Elendsviertel. Es war früher, bevor es so heruntergekommen war, sicher eine nette, wenn auch bescheidene Wohngegend gewesen. Ich wickelte mich in die weiche Decke, die sie mir hingelegt hatte, und lehnte mich an die warme Wand des Kamins. Meine Augenlider sanken herab, und ich spürte, wie Chloe zu mir unter die Decke schlüpfte.

Wie alt mochte Tallis sein? Ihr zerknittertes kleines Gesicht erschien vollkommen alterslos und war beinahe hübsch zu nennen, wenn man sich an seine Eigentümlichkeiten gewöhnt hatte. Die riesigen, langbewimperten Augen mit den seltsam geschlitzten Pupillen schienen manchmal einem jungen Mädchen zu gehören. Dann wieder waren sie von einer uralten Klugheit, die mich beinahe erschreckte. Das dichte, dicke Haar, das ihr weit über den Rücken fiel, glänzte pechschwarz und zeigte nicht eine einzige weiße Strähne. Ihr winziger Körper, der beinahe einem Kind hätte gehören können, verbarg sich unter weiten, bodenlangen Kleidern. Ich hatte niemals ihre Beine zu Gesicht bekommen, aber sie schienen im Gegensatz zu ihren Armen und ihrem Oberkörper viel zu kurz zu sein, was Tallis aber allem Anschein nach überhaupt nicht behinderte. Sie bewegte sich im Gegenteil mit einer Flinkheit und Gewandtheit eines munteren Äffchens.

»Da sind deine Kleider«, sagte sie fröhlich. Ich schrak auf. Ich musste wohl ein wenig eingnickt sein, denn ich hatte sie nicht hereinkommen hören. Ihre riesigen Augen blinzelten zu mir auf, und ich musste unwillkürlich lächeln.

»Danke, Tallis.« Ich nahm das Kleiderbündel aus ihren Händen entgegen.

Sie nickte und wandte sich dem Herd zu. »Was hältst du von einer schönen heißen Tasse Kaffee?« Sie nahm, ohne meine Antwort abzuwarten, den verbeulten Kupferkessel von seinem Haken. »Danach mache ich dir eine Suppe. Suppe ist immer gut, wenn man nass und durchgefroren ist.« Sie sumnte zufrieden vor sich hin, während sie den Kessel aus der Wasserleitung füllte. Ich schlüpfte verwundert in die Sachen, die sie mir gebracht hatte.

»Wieso hast du Kleider in meiner Größe im Schrank?« Ich bewegte wohligh meine Zehen in den dicken Strümpfen. Lieber Himmel, wann hatte ich das letzte Mal Strümpfe an meinen Füßen gehabt? Das und ein heißes Bad – der reinste Luxus!

Sie drehte sich auf ihrem Fußschemel um und sah mich mit gerunzelten Brauen an. »Liebes Kind, ich bin doch wirklich eine dumme alte Frau. Möchtest du zuerst ein Bad nehmen?«

Ich zuckte zusammen. Konnte sie auch noch Gedanken lesen? »Nein, nein, danke. Später gerne, Tallis. Aber jetzt wäre ein Becher Kaffee genau das Richtige. Ich hatte heute noch kein Frühstück, weißt du?«

Ein blitzendes Lächeln erhellte ihr dreieckiges Gesicht. Sie hüpfte mit dem Kessel in der Hand von dem Schemel. »Kommt sofort, kommt sofort«, sang sie und hob den schweren Kessel auf die Feuerstelle. Ich hütete mich, ihr meine Hilfe anzubieten, denn in dem Fall konnte die sonst so lebenswürdige kleine Frau ausgesprochen giftig werden. Wenig später hielt ich eine riesige Tasse mit wunderbar duftendem Milchkaffee zwischen meinen Händen und atmete genießerisch den aufsteigenden Dampf ein.

»Tallis, du machst den besten Kaffee der Stadt.« Ich blies darüber, ehe ich den ersten Schluck nahm. Sie kicherte und schwang sich mir gegenüber in den großen Schaukelstuhl.

Sie zog ordentlich den weiten dunkelgrünen Rock über ihre Füße und sah mir beim Trinken zu. Ihr Gesicht war nachdenklicher als sonst.

»Warum sind sie hinter dir her, Eddy? Hast du etwas angestellt?«

Ich hob ein wenig kläglich die Schultern. »Ja und nein.«

Tallis legte den Kopf schief und musterte mich scharf. »Jedenfalls kann es keine Bagatelle sein, wenn sie deinetwegen bei diesem Wetter eine Razzia machen. Komm, rück raus damit. Vielleicht finden wir gemeinsam eine Lösung.«

»Tallis, ich will dich da nicht mit reinziehen. Bitte, lass mich ein oder zwei Nächte hier bei dir schlafen, damit ist mir schon mehr als geholfen.«

Sie erwiderte nichts, aber ihre großen, dunklen Augen bewölkten sich. »Wie du willst«, sagte sie schließlich sanft. Sie kletterte auf die Fußbank vor dem Herd und begann, in der leise köchelnden Suppe zu rühren. Ich sah ihr unbehaglich zu. Es tat mir leid, sie verletzt zu haben, aber ich wollte sie nicht in Gefahr bringen. Es war schon schlimm genug, dass ich hier in ihrem Haus war. Ich hegte die Hoffnung, dass ich längst wieder verschwunden sein würde, ehe es jemandem auffiel.

»Ich habe es dir schon einmal gesagt«, sagte Tallis, ohne sich umzuwenden. »Du kannst hier bei mir wohnen, Eddy. Du musst nicht da draußen auf der Straße leben.«

Ich schwieg. Es stimmte, Tallis hatte es mir angeboten, mehr als einmal sogar. Sie hatte Platz genug hier in ihrem Haus, und auch wenn es klein war, war es geräumig genug für zwei. Ich könnte mich sogar offiziell hier anmelden. Es war eine Möglichkeit, all den Dreck hinter mir zu lassen, und fast die einzige legale Chance, an eine IdentiCard und Arbeit zu kommen. Das Amt verlangte für den Ausweis einen ständigen, festen Wohnsitz. Eine Wohnung kostete Galacx, und überdies wurde heutzutage selbst das mieseste Loch nur an Personen vermietet, die nachweisen konnten, dass sie einer regelmäßigen Arbeit nachgingen. Und eine feste Anstellung bekamst du nur, wenn du eine IdentiCard hattest ... die Ratte biss sich da unweigerlich in den Schwanz. Warum also nahm ich das gut gemeinte Angebot nicht an?

Tallis sprang von ihrem Schemel und stellte einen großen Teller mit Gemüsesuppe vor mich hin. Ich sah ihre traurigen Augen und griff nach ihrer Hand.

»Sei mir nicht böse, Tallis. Ich könnte es nicht aushalten. Ich fühle mich hier nicht zu Hause. Seit dem Tod meiner Großmutter weiß ich, dass ich von Cairon fort muss, woanders hin ...« Ich verstummte, von meinen eigenen Worten überrascht.

Tallis drückte meine Finger und schüttelte leicht den Kopf. »Iss deine Suppe, Kind.« Ich spürte, dass sie etwas anderes hatte sagen wollen, aber sie hatte sich schon wieder abgewandt und hantierte am Herd herum.

»Kann ich nachher mal dein Terminal benutzen, Tallis?«, fragte ich, nachdem ich brav meinen Teller geleert hatte. Sie saß wieder in ihrem Schaukelstuhl und bog mit geschickten Fingern einen dünnen Silberdraht zu verschlungenen Ornamenten. Tallis benutzte selten Werkzeug für ihre Schmuckstücke, allenfalls, wenn es etwas zu löten gab. Die Zange brauchte sie nur, um den Draht von der Rolle abzuzwicken, alles andere schaffte sie allein mit ihren starken, schmalen Fingern.

»Du brauchst doch nicht zu fragen, Kind«, erwiderte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken. »Du weißt, wo es ist.«

Ich stand auf und reckte mich. »Aber zuerst würde ich gerne baden«, sagte ich sehnsüchtig. Tallis sah auf und zwinkerte mir zu.

»Das Wasser ist heiß, und ich habe dir ein schönes großes Badetuch zurechtgelegt. Seife und alles andere findest du am gewohnten Ort.« Ich beugte mich zu ihr und küsste sie auf die Wange. Sie roch ganz schwach nach Holz und süßen Gewürzen, ein Geruch, der mich aus unerfindlichen Gründen immer an meine Kindheit erinnerte.

In Tallis' Badezimmer fühlte ich mich immer wie in einem Dschungel: Es war warm und feucht, und auf jedem freien Fleck standen grüne und blühende Pflanzen. Ich ließ mich in die Wanne gleiten, ein uraltes Monstrum, das auf vier Löwenfüßen aus Metall mitten im Badezimmer stand. Ein riesiger Farn ließ seine Blätter fast bis ins Wasser hängen. Ich tauchte bis zur Nase in das heiße, duftende Wasser ein und ließ meine Seele baumeln.

Sehr viel später hockte ich in ein riesiges weiches Badetuch gehüllt vor Tallis' Terminal. Vor mir lagen zwei Datenrollen, deren Existenz ich El Buitre verschwiegen hatte. Der Kurier hatte sie nicht wie die anderen in seiner Brieftasche, sondern in einem unauffälligen kleinen Tütchen in seiner Hosentasche befördert. Ich schob die Datenrollen mit schrumpeligen Fingern auf dem Tisch hin und her und dachte nach. Wahrscheinlich machte ich einen großen Fehler. Das hier konnte durchaus eine Sache sein, an der ich mir gründlich die Pfoten verbrennen würde. Dann schob ich entschlossen die erste Rolle in den Eingabeschacht des Terminals. Was auch immer er enthalten mochte, die Sache wurde dadurch nicht ungefährlicher, dass ich ihn mir nicht ansah. Vielleicht war es ja auch nur ein neues Computerspiel für die lieben kleinen Kurier-Kinderchen. Oder, noch wahrscheinlicher, war der Inhalt ohnehin verschlüsselt und somit für mich vollkommen wertlos.

»Was hast du da?«, fragte Tallis, die lautlos hinter mir aufgetaucht war. Ich stieß einen kleinen Schrei aus und fegte beinahe die andere Datenrolle vom Tisch. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass meine Nerven in einem derart schlechten Zustand waren. »Es tut mir leid, Kind«, sagte die winzige Frau schuldbewusst. »Ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Schon gut«, winkte ich ab, obwohl mein Herz es sich kurzfristig in der Hose, die ich gar nicht anhatte, bequem gemacht hatte.

Tallis hielt die Datenrolle zwischen den Fingern und sah mich an. »Ist es das, weswegen sie hinter dir her sind?« Ich nickte, weil es keinen Zweck hatte, Tallis nicht die Wahrheit zu sagen. Sie merkte es seltsamerweise immer. Manchmal glaubte ich, sie konnte es irgendwie riechen, wenn jemand sie belog. Sie beugte sich über das Terminal. »Also, was ist drauf?«, fragte sie pragmatisch.

Ich gab den Einlesebefehl, und wir warteten. Das kaiserliche Wappen erschien in all seiner Pracht auf dem Bildschirm. Tallis piffte leise durch die Zähne. »Du hast da anscheinend einen Tiger am Schweif.« Der Bildschirm wurde wieder leer, und dann zeigte sich das Bild eines kahlköpfigen, massigen Mannes, der eine schlichte, graue Uniform ohne jedes Abzeichen trug.

»Heiliger Kometenschwanz«, entfuhr es mir. »Entschuldige, Tallis. Das ist Mariscal Terenz, der Oberste Sicherheitschef!« Tallis ächzte nur.

Das Bild auf dem Schirm belebte sich, und der Mariscal öffnete seinen Mund. »Seien Sie begrüßt, Administrator Teixeira«, sagte er steif. »Ihre Alteza hat ihren Bericht erhalten

und wünscht die sofortige Säuberung der bewussten Stadtviertel. Sie erkennt die Dringlichkeit Ihrer Bitte an und ist bereit, Ihnen die Unterstützung des Sicherheitsdienstes zu gewähren, da Ihre eigene Planetare Sicherheit offensichtlich nicht fähig ist, die Lage in den Griff zu bekommen.« Seine Stimme klang teils herablassend, teils gelangweilt. Ich sah in die kalten Augen des zweitmächtigsten Mannes im Kaiserreich und fröstelte.

»Ich erwarte Ihren Einsatzplan und werde dementsprechend die Truppenstärke einrichten. Die Aktion dürfte nicht länger als einen oder zwei Tage in Anspruch nehmen. Es werden Transportschiffe bereitstehen, die die überlebenden Subjekte zu einer unserer Strafkolonien bringen werden. Sollten Sie noch Fragen bezüglich unseres gemeinsamen Vorgehens haben, so teilen Sie sie meinem Kurier mit. Ich melde mich wieder bei Ihnen, wenn alles vorbereitet ist.« Wieder erschien das pompöse kaiserliche Emblem, dann war der Bildschirm leer. Tallis und ich starrten uns an.

»Prüf die andere Rolle«, befahl sie schließlich. Ich tat, was sie sagte, aber bei diesem Exemplar hatten wir weniger Glück. Ohne das richtige Decodierprogramm würde es uns freiwillig nichts von seinem Inhalt verraten. Ich nahm beide Datenrollen und hielt sie einen Moment lang in der Hand.

»Was für eine Säuberung?«, fragte ich hilflos. »Überlebende Subjekte«, die in eine Strafkolonie gebracht werden sollten, das klang jedenfalls nicht nach einer friedlichen Stadtteilsanierung. Eher nach einer groß angelegten Schädlingsbeseitigung. Menschliche Schädlinge. NonHabs?

»Die Clouds«, folgerte Tallis finster. Ihre Gedanken waren anscheinend in eine ganz ähnliche Richtung gegangen.

»Was tun wir?« Einen Moment lang hatte ich die Vision von Truppen der Galaktischen Sicherheit, die unaufhaltsam die Clouds überrollten und dann wie ein Flohkamm die restliche Stadt durchkämmten, damit ihnen ja kein Ungeziefer entging. Ich schüttelte mich.

»Heute gar nichts mehr. Wir gehen schlafen.« Ich wollte protestieren, aber sie ließ mich nicht zu Wort kommen. »Heute können wir ohnehin nichts mehr ausrichten, Eddy. Wir werden morgen mit klarem, ausgeruhtem Kopf über alles nachdenken. Du wirst mir genau erzählen, wie du an diese Nachricht gekommen bist und wer alles hinter dir her ist. Morgen!«

Ich fügte mich ihrem entschiedenen Ton und ließ mich von ihr sogar zu Bett bringen. Das hatte seit dem Tod meiner Großmutter keiner mehr für mich getan. Sie stopfte die Decke um mich herum und gab mir einen Kuss. Erst jetzt merkte ich, wie erschöpft ich war.

»Schlaf gut, Eddy. Morgen wird uns etwas einfallen, das verspreche ich dir.« Ich glaubte ihr. Meine Augen fielen zu, und ich war schon eingeschlafen, während sie noch auf dem Weg zur Tür war.

Ich wurde von verlockendem Kaffeeduft geweckt, der durch das Haus zog und dabei eine längere Rast in meiner Nase einlegte. Blinzelnd und gähmend reckte ich mich und versuchte, den entschwindenden Rest eines Traumes zu erhaschen, der mich in der Nacht besucht hatte. Ich erinnerte mich, das Gesicht meiner Großmutter vor mir gesehen zu haben. Neben ihr stand ich selbst, allerdings einige Jahre jünger, als ich heute war.

Seltsamerweise trug ich einen langen geflochtenen Zopf – so ziemlich das Einzige, was ich noch nie in meinem Leben mit meinen grässlichen Haaren angestellt hatte, und ich hatte weiß der Himmel schon genug Verrücktes mit ihnen ausprobiert. Ich verschränkte die Arme hinter dem Kopf und bemühte mich, noch mehr Einzelheiten dieses Traumes aus meinen trägen Hirnwindungen zu kratzen.

Die beiden Gesichter, meins und das meiner Großmutter, sahen mich reglos wie durch eine schlierige Flüssigkeit hindurch an. Großmutter sah eigenartig fremd aus und jünger, als ich sie in Erinnerung hatte. Aber sie war es, auch wenn sie ein seltsam altertümliches weißes Gewand zu tragen schien. Während ich die beiden Frauen betrachtete, begannen sie sich zu verwandeln. Großmutters Gesicht wurde glatter und jünger, und mein Gesicht begann genauso schnell zu altern. Bald standen wir wie Zwillingsschwestern nebeneinander und hielten uns an den Händen, an denen schmale Silberringe schimmerten. An dieser Stelle war ich wohl erwacht. Eigentlich schade, es hätte mich interessiert, wie der Traum weiterging.

»Das Frühstück ist fertig«, erklang Tallis' Stimme von unten. Ich schwang die Beine aus dem Bett und beeilte mich, in meine Kleider zu kommen. Tallis schenkte mir Kaffee ein und schob mir den Brotkorb hin. Ich nahm ein knuspriges Brötchen und schnitt es auf.

»Wie hast du geschlafen?«, fragte Tallis. Ich erzählte ihr von meinem Traum. Sie starrte eine Weile lang durch mich hindurch in die Ferne. »Das ist erstaunlich«, sagte sie schließlich zu sich selbst. Sie erläuterte ihre Worte nicht, und ich fragte nicht nach. Irgendwann würde sie mir schon erklären, was sie damit gemeint hatte.

Tallis ließ mich erzählen, wie ich an die Datenrollen gekommen war. Ihre Augen ließen mich währenddessen nicht los, und als ich meine Geschichte beendete, war ich vor Anspannung schweißgebadet. Tallis äußerte kein Wort der Missbilligung, aber trotzdem fühlte ich mich, als hätte sie mir eine ordentliche Standpauke gehalten. Ihre schmalen Finger tasteten nachdenklich über die silberne Brosche, die sie am Kragen ihrer Bluse trug. Sie folgte den verschlungenen Linien mit den Fingern und schien dabei ihre Gedanken zu ordnen. Zum ersten Mal betrachtete ich das Schmuckstück etwas genauer, das sie ständig trug und das zu ihr zu gehören schien wie ihre Nase. Es war eine uralte Arbeit, obwohl ich nicht genau sagen konnte, woher ich dieses Wissen nahm. In die verschlungenen Windungen des Silberdrahtes waren winzige geschliffene Steine eingearbeitet, die in allen möglichen Schattierungen grün aufblitzten. Mir war, als würde ich die Brosche zum ersten Mal in meinem Leben sehen, und gleichzeitig schien ich sie schon seit meiner Geburt zu kennen.

Tallis bemerkte meinen Blick und lächelte beinahe schmerzlich. Sie löste seltsam widerstrebend das Schmuckstück von ihrem Kragen und legte es mir in die Hand. Ich schloss die Finger darum. In meinem Kopf blitzte eine schnelle Folge von Bildern auf, die ich nicht einordnen konnte. Ich sah Reiter auf Pferden und lautlose, blendend helle Entladungen, die sie zu Boden schmetterten. Ich sah Frauen, die mit erhobenen Händen bläuliche Blitze zu schleudern schienen, und dunkelgewandete Gestalten, die das blaue Feuer von sich abprallen ließen, um ihrerseits rötlich glosende Feuerbälle auf die Frauen abzuschießen. Männer in altertümlichen Kleidern und mit Schwertern und kleine, tierähnliche Wesen mit langen Schwänzen und spitzen Ohren, die seltsamerweise

Kleidung zu tragen schienen, lagen zwischen den feuerspeienden Fronten reglos auf dem Boden. Ich konnte nicht erkennen, ob sie tot oder am Leben waren.

»Eddy, komm zurück«, rief eine Stimme, die fremd und vertraut zugleich klang. Ich schüttelte mich und ließ die Brosche auf den Tisch fallen. In meiner Handfläche hatte sich rot und schmerzhaft brennend ihr Umriss abgedrückt.

»Tallis, was war das?« Ich hatte Mühe, mich zu orientieren. Die Küche nahm langsam wieder Gestalt an, und eine sehr beunruhigt aussehende Tallis blickte mir in die Augen.

»Es ist zu früh. Das hätte gar nicht passieren dürfen, Eddy. Es ist noch viel zu früh. Der richtige Zeitpunkt, darauf kommt es an.«

Ich schüttelte benommen meinen schmerzenden Kopf. »Was redest du da? Süßer Iovve, Tallis, hast du mir irgendwas in den Kaffee getan?«

Tallis wurde schneeweiß unter ihrer dunklen Haut. Sie schoss aus ihrem Schaukelstuhl hoch, als hätte sie etwas gebissen. Einen kurzen, verwirrten Augenblick lang glaubte ich unter dem Saum ihres langen Rockes ein drittes schwarzbestrumpftes Bein hervorblitzen zu sehen. Ich kicherte albern und deutete darauf, aber da hockte sie schon neben mir auf der Bank und hielt meine Hand.

»Tallis, ich fühle mich, als hätte ich zu viel getrunken.« Ich begann wieder zu kichern. »Du hast aber spitze Ohren, Großmutter. Und so scharfe Zähne, oje, wie fürchte ich mich ...«

Eine kühle Hand legte sich über meine überfließenden Augen. Es wurde still und dunkel um mich. »Sei ruhig, Adina. Es ist noch nicht an der Zeit«, murmelte eine beruhigende Stimme. »Schlaf, mein Kind. Es wird alles wieder gut.«

Etwas wirbelte mich herum und schleuderte mich in das dunkle Verlies, aus dem ich gerade erst entkommen war. Ich schrie vor Wut und Entsetzen, aber die grobe Hand, die mich gepackt hatte, war stärker als ich. Mein Schrei verhallte ungehört. Ich fand mich in Tallis sonnendurchfluteter Küche wieder, eine Tasse heißen Kaffees zwischen den Händen und damit beschäftigt, einen Ausweg aus der verfahrenen Situation zu suchen, in die ich mich und Dix gebracht hatte.

»Vielleicht sollte ich noch einmal den Geier aufsuchen.«

Tallis sah von der Datenrolle auf, die sie ratlos zwischen ihren Fingern drehte. Ihr zerknittertes kleines Gesicht war besorgt. »Meinst du, das wäre ratsam? Nach dem, was du mir erzählt hast, wird er sich mit dir in Verbindung setzen, sobald er etwas erreicht hat. Ich könnte mir vorstellen, dass es nicht ungefährlich für dich wäre, wenn du vorher versuchen würdest ...«

»Wahrscheinlich hast du Recht«, unterbrach ich sie. Das war nicht besonders höflich, aber ich hatte plötzlich üble Kopfschmerzen, und das machte mich ungeduldig.

Tallis war nicht beleidigt. »Du siehst elend aus, Eddy. Möchtest du dich lieber wieder hinlegen? Du hast eine schlimme Zeit hinter dir.«

Einen Moment lang fand ich ihren Vorschlag verlockend. Dann schüttelte ich etwas zu energisch den Kopf. »Nein danke, Tallis. Gib mir eins deiner Wundermittelchen gegen Kopfschmerzen. Ich muss einen Weg finden, diese Säuberungsaktion zu verhindern, der Himmel weiß, wie ich das anstellen soll.«

Schließlich überredete sie mich doch, mich mit einem kühlen Umschlag auf der Stirn ein

wenig hinzulegen. Wo hatte ich nur diesen verfluchten Brummschädel her? Ich hatte in den letzten Tagen weder zu viel getrunken noch irgendwelche Drogen genommen, aber einen Kopf, als wäre die ganze Nacht lang ein übler Syncocktail durch meine Ganglien getrampelt. Erst gegen Nachmittag lichtete sich mein seltsamer Kater.

Tallis hatte es gewagt, durch das Viertel zu gehen, vorgeblich, um einzukaufen. »Die Roten sind anscheinend fort«, berichtete sie, während ich auf ihrem Sofa lag. »Aber es schleichen einige Kerle dort draußen herum, die ich hier noch nie zu sehen bekommen habe.«

»Sicherheitsleute?«, spekulierte ich. Sie hob die Schultern.

»Mag sein. An deiner Stelle würde ich noch ein wenig hier bleiben. Dein Freund ist doch in guter Obhut dort, wo er sich befindet, oder?«

Ich grinste und dachte an Mutter Gans und ihre Mädchen. »Ich denke, mehr oder weniger schon. Also meinetwegen, ich kann ohnehin nichts tun.« Sie brummte zufrieden und machte Anstalten, sich zu erheben.

»Tallis, meinst du nicht, wir sollten die Leute warnen?« Diese verdammte Datenrolle nagte an mir wie Chloe, wenn sie schlechte Laune hatte. Tallis sah mich nur an. Sie brauchte nicht zu antworten, ich erkannte die Dummheit meiner Frage selbst. Wovor warnen? Und was dann? Letztlich konnten die Bewohner der Clouds, gewarnt oder nicht gewarnt, ohnehin nicht viel anderes tun, als alles auf sich zukommen zu lassen. Schlechtes Wetter, Razzien, Wirbelstürme, rationiertes Wasser, die Versuche des Administrators, die Häuser und Hütten zu räumen – das alles ging seit Jahren über die Clouds und ihre Bewohner hinweg. Man duckte sich und versuchte davonzukommen.

Kleine Füße kratzten über meine Schulter, und eine rosafarbene Nase schnüffelte zur Begrüßung zart an meinen Lippen. »Oh, hallo, Chloe. Ich dachte schon, du hättest mich verlassen«, murmelte ich abgelenkt und erwiderte den Kuss.

»Ich habe ihr zu fressen gegeben«, sagte Tallis beinahe entschuldigend. »Das war doch in Ordnung, oder?«

Ich setzte mich auf und umarmte die winzige Frau. »Du bist viel zu lieb zu einer Streunerin wie mir. Warum tust du das alles bloß?«

Sie streichelte mir sacht über den Rücken. »Du wirst deiner Großmutter immer ähnlicher«, sagte sie gedankenverloren. »Wir haben uns sehr geliebt ...« Sie unterbrach sich und strich mit einer fahrigen Handbewegung ihr Haar zurück.

»Aber«, stotterte ich konsterniert. »Du willst doch nicht behaupten, dass du meine Großmutter gekannt hast!«

»Das ist eine sehr lange Geschichte. Wenn wir das hier hinter uns haben, werde ich sie dir erzählen.« Ich bedrängte sie, aber sie blieb unnachgiebig. »Nicht jetzt, Kind, ich bitte dich«, sagte sie nur, selbst als ich darauf hinwies, dass ich nicht mehr lange auf Cairon sein würde, falls alles so verlief, wie ich es geplant hatte.

Ich gab auf. Tallis hatte den härtesten Dickkopf, den ich je an einer Frau bewundert hatte, und ich wusste aus Erfahrung, dass ich nicht in der Lage sein würde, sie von ihrem Standpunkt abzubringen. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, und Tallis würde selbst entscheiden, wann es soweit sein würde. »Jedes Ding hat seine richtige Zeit«, wie sie immer sagte.

In den nächsten Tagen gammelte ich im Haus herum. Ich schlief lange und genoss den Luxus, das in einem richtigen Bett tun zu können. Ich badete so oft, dass Tallis mich bat, sie sofort zu informieren, wenn mir Kiemen und Schwimmhäute wachsen sollten, und ich ließ zu, dass sie mir pausenlos etwas Leckeres zum Essen hinstellte.

»Tallis, hör auf«, stöhnte ich am dritten oder vierten so verbrachten Tag, als sie mich mit einem Teller voller geschälter Pfirsiche lockte. »Wenn ich so weiterfresse, wird kein Shuttlepilot mich noch mitnehmen, ohne mich wegen Übergewicht ordentlich draufzahlen zu lassen.«

Tallis kicherte und schob mir einen Pfirsichschnitt in den Mund. »Du bist so mager, dass man sich blaue Flecken an dir holt, Eddy. Komm Kind, es macht mir doch Spaß, dich ein wenig aufzupäppeln.« Sie hockte sich neben mich auf das durchgesessene Sofa und fütterte mich wie einen Säugling. Chloe wurde wach und kam aus meinem Hemdausschnitt gekrabbelt, um sich ebenfalls verwöhnen zu lassen. Es würde ein ordentliches Stück Arbeit werden, die Kleine wieder an das Leben auf der Straße zu gewöhnen, das war sicher.

»Hast du wieder Alpträume gehabt?«, fragte Tallis behutsam zwischen zwei Bissen, die sie mir in den Mund steckte.

Ich nickte unbehaglich. Das war der einzige bittere Geschmack an dieser Praline von Ruhezeit. Ich schlief fest und tief und durchaus erholsam, aber einmal in jeder Nacht meldete sich ein Alptraum, der mich schwitzend und zitternd aufwachen ließ. Es war immer derselbe Traum, das wusste ich, obwohl ich mich nach dem Aufwachen nie an ihn erinnern konnte. Tallis machte sich Sorgen deswegen, das konnte ich ihr deutlich ansehen. Und sie wirkte fast ein wenig schuldbewusst, als hätte sie etwas mit den bösen Träumen zu tun.

Sie leckte sich die klebrigen Finger ab und stellte den leeren Teller beiseite. Chloe schnüffelte noch einmal enttäuscht daran und verzog sich wieder an ihren Schlafplatz. Ich fühlte, wie sie sich über meiner Magengrube zusammenrollte, und streichelte sacht mit meinem Zeigefinger über die warme kleine Beule.

»Ich muss mit dir reden.« Tallis blickte auf ihre Hände und schien nach Worten zu suchen. Jetzt setzt sie mich vor die Tür, dachte ich und bemerkte unbehaglich, wie sehr der Gedanke mich erschreckte. Tallis griff Halt suchend nach der Brosche, die sie am Kragen trug. Ich musterte sie unaufmerksam, sie kam mir auf seltsame Weise bekannt vor. Hatte meine Großmutter nicht eine ganz ähnliche Brosche besessen?

»Zunächst einmal«, begann Tallis zögernd, »ich habe mich doch dafür entschieden, die Nachricht von der bevorstehenden Säuberungsaktion vorsichtig bei einigen zuverlässigen und vernünftigen Bewohnerinnen des Viertels anklingen zu lassen. Ich weiß nicht, ob das im Ernstfall irgendetwas nützen wird, aber zumindest, denke ich, schadet es auch nicht. Und wenn ein Teil der Leute auf der Hut ist, wird vielleicht das Schlimmste verhindert.« Ich nickte erleichtert. Zumindest linderte das ein wenig den schlechten Geschmack, den ich seit Tagen im Mund hatte, weil ich hier herumsaß, es mir gut gehen ließ und nichts unternahm.

»Aber das ist es nicht, worüber ich mit dir sprechen wollte«, fuhr die kleine Frau fort. Ich spitzte die Ohren wie Chloe, wenn sie sichergehen wollte, dass ihr nichts entging.

»Deine Großmutter ...« Tallis unterbrach sich mit einer hilflosen Handbewegung. »Kind, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, sagte sie unglücklich.

»Vielleicht am Anfang?«, schlug ich vor.

Sie musste lächeln und tätschelte meine Hand. »Mach dich nur über mich lustig, ich habe es wahrscheinlich verdient. Nein, Eddy, am Anfang zu beginnen ist in diesem Fall nicht der richtige Weg, glaube mir.« Sie strich wieder nervös mit ihren schmalen Fingern über die altertümliche Brosche. »Als deine Großmutter starb, war ich gerade einige Monate nicht in der Stadt. Ich kam zurück und du warst fort. Niemand konnte mir sagen, wohin man dich gebracht hatte. Ich habe es versucht, Eddy, das musst du mir glauben. Aber das Amt konnte oder wollte mir keine Auskunft geben, und im staatlichen Waisenhaus war kein Mädchen aufgenommen worden, auf das deine Beschreibung gepasst hätte.«

»Tallis«, unterbrach ich sie ungeduldig. »Bitte, du hörst dich an, als hättest du meine Großmutter und mich gut gekannt. Aber ich kann mich beim besten Willen nicht an dich erinnern. Ich erinnere mich nur daran, immer mit meiner Großmutter alleine in einem kleinen Haus mitten in der Stadt gelebt zu haben. Und dann ist sie gestorben, und die Nachbarn haben mich bei den Kathromani-Nonnen abgeliefert, weil sie nicht wussten, was sie sonst mit mir machen sollten.«

Tallis blinzelte voller Unbehagen. »Ach, beim Großen Nest«, sagte sie seufzend. »Das ist alles so kompliziert. Erinnerst du dich gut an euer kleines Haus?«

»Ja klar«, entgegnete ich empört. »Ich – es war – ich bin oft dort vorbeigegangen, es liegt direkt ...«, ich stockte. Natürlich erinnerte ich mich an das Haus. Ich sah es deutlich vor mir, oder jedenfalls versuchte ich, es deutlich vor mir zu sehen. Was war nur mit meinem Kopf los? Alles schien zu verschwimmen, und wenn ich versuchte, es festzuhalten, löste es sich in seltsame neblige Schemen auf.

»Eddy«, sagte Tallis dringend. »Eddy, hör auf, dich zu quälen. Du kannst dich nicht daran erinnern, dafür hat schon deine Großmutter gesorgt. Bitte, Kind, du wirst nur wieder schreckliche Kopfschmerzen bekommen. Euer Haus, das Haus, in dem wir drei gelebt haben, ist dieses Haus hier.« Ich muss sie angestarrt haben wie eine Geisteskranke, und, ehrlich gesagt, ich fühlte mich auch so. Sie knetete ihre Hände und sah mich nicht an. »Du gehörst nicht hierher, genausowenig wie ich. Deine Großmutter wollte, dass wir hier bleiben, aber ich habe es immer gehasst. Mag sein, dass es sicherer war, uns hier zu verstecken, aber genauso gut hätten wir das zu Hause tun können, in den Bergen oder ...«

»Tallis«, unterbrach ich sie. »Ich verstehe kein Wort. Könntest du nicht vielleicht doch am Anfang beginnen?«

Sie zuckte irritiert mit den Augenlidern. Hatte ich die alte Frau jemals so verstört gesehen? Ich begann mir ernstliche Sorgen um sie zu machen. Ich wollte mich gerade vorbeugen, um sie beruhigend in den Arm zu nehmen, als es kurz und nachdrücklich an der Haustür klopfte. Ich zögerte und sah Tallis an, die an einem völlig anderen Ort zu weilen schien. Als sie keine Anstalten machte, die Tür zu öffnen, ging ich hin und blickte durch das kleine vordere Fenster auf die nächtliche Straße. Es stand niemand vor der Tür, aber als ich sie öffnete, lag auf der Fußmatte ein weißer Briefumschlag. Ich hob ihn auf

und trat auf die Straße, um mich umzusehen, aber sie lag leer und still da, nur schwach erleuchtet von der einzigen noch halbwegs funktionierenden Straßenlampe, die am unteren Ende der Straße vor sich hinflackerte. Ich ging ins Haus zurück und schloss die Tür.

»Wer war es?«, fragte Tallis von drinnen.

»Niemand«, antwortete ich zerstreut und betrachtete den Umschlag. Er war in akkuraten Druckbuchstaben an mich adressiert: Eddy. Im Flur unter der gelblichen Hängelampe riss ich ihn auf und las die wenigen Zeilen mehrmals durch.

»Heute Nacht um 27:30 bei der ›Qester‹. Bring die beiden fehlenden Datenrollen mit, sonst ist das Geschäft geplatzt.«

Keine Unterschrift, aber das war auch nicht nötig. Woher wusste der Geier, dass ich ihm zwei der Rollen unterschlagen hatte? Neben mir raschelte Tallis' langer Rock. Sie sah fragend zu mir auf. Ich reichte ihr die Nachricht. Sie las sie und sah dann auf ihre Uhr. »Es ist 26:50«, sagte sie nur. Ich nickte. Die »Qester« war das Wrack eines beinahe prähistorischen Fischkutters, der bei den alten Docks vor sich hinrostete. Ein beliebter Treffpunkt für Geschäftsleute, die sich nicht gerne bei ihren Transaktionen beobachten ließen.

Tallis knetete ihre Hände. »Soll ich nicht lieber mitkommen?«

Ich kniete mich hin und umarmte sie. Sie legte ihre langen Arme um mich und drückte ihre Wange gegen meine. »Pass für mich auf Chloe auf, bis ich wieder zurück bin«, wisperte ich ihr ins Ohr. Sie nickte. Ich stand auf und holte meine Jacke. Meine Hand schwebte einige Sekunden zögernd über den beiden Datenrollen, die auf dem Küchentisch lagen. Was, wenn ich nur die eine mitnahm und die andere als eine Art von Lebensversicherung hierließ? Allerdings hatte der Geier bewiesen, dass er meinen Aufenthaltsort kannte. Höchstwahrscheinlich würde ich nur Tallis damit in Gefahr bringen, wenn ich ihn reizte. Ich seufzte und ließ beide Datenrollen in meine Tasche gleiten. Vielleicht war ich auch einfach übervorsichtig. Der Geier hatte mir bisher keine Veranlassung gegeben, ihm zu misstrauen.

»Pass auf dich auf«, rief Tallis mir nach, als ich das Haus verließ. Ich winkte ihr beruhigend zu und hörte, wie sie zögernd die Tür hinter mir schloss.

Es war neblig, wie meist in dieser Jahreszeit. Ich mochte den Nebel. Er verbarg den allgegenwärtigen Schmutz und ließ die verfallenen Gebäude der Clouds geheimnisvoll und beinahe romantisch erscheinen, selbst wenn man nur zu genau wusste, wie sie bei Tageslicht aussahen. Ich schob die Hände in die Taschen meiner Lederjacke und zog den Kopf ein. Als Frau alleine zu dieser Tageszeit und in dieser Gegend unterwegs zu sein, war eigentlich nicht ratsam, aber meine Größe und Hagerkeit hatten zumindest den Vorteil, dass sie mich nicht allzu weiblich aussehen ließen. Außerdem war ich durchaus in der Lage, mich zu verteidigen, wenn jemand den Fehler beging, sich mit mir anzulegen. Das immerhin hatten mich meine Jahre auf der Straße gelehrt.

Die Docks waren eine selbst für die Clouds übel beleumundete Gegend. Ich bemühte mich, meine Schritte nicht allzu laut auf dem nebelfeuchten Pflaster widerhallen zu lassen und war Tallis einmal mehr dankbar für die weichen Schuhe, die sie mir gegeben hatte.

In der Nähe der »Qester« drückten sich wie immer einige zerlumppte Narn-Dealer

herum. Die meisten von ihnen drückten das Zeug selbst und hatten die typische fleckig gerötete Haut und die gelben Augen der unheilbar Narnsüchtigen. Ich wimmelte einen von ihnen unsanft ab, der mir »garantiert unverschnittene Ware von echten wildlebenden Narns aus dem Procyon-Sektor« verkaufen wollte. Das erzählten sie immer, dabei kam das Zeug mit Sicherheit aus einem der Labors des Geiers und nicht aus einem Molluskenhintern. Ich hatte die rötlichen Kristalle ein paarmal probiert, wie fast alles, was auf dem Markt angeboten wurde und meinen Geldbeutel nicht allzusehr belastete, aber es hatte mir niemals mehr als einen Rausch und einen üblen Kater am anderen Morgen beschert. Den gleichen Effekt konnte ich wesentlich billiger mit einem Liter Synalc erzielen.

Über mir ragte das rostige Wrack auf. Die »Qester« musste einst ein imposantes Schiff gewesen sein, damals, als der Fischfang noch eine der Haupteinnahmequellen der Caironer gewesen war. Das war natürlich, bevor sie es geschafft hatten, ihren riesigen Ozean, der beinahe neunzig Prozent der Planetenoberfläche bedeckte, vollkommen leer zu fischen. Dazu kam die ungeheure Verschmutzung des Meeres. Die Caironer hatten einfach ihren gesamten Müll ins Wasser gekippt, in dem Glauben, sie hätten ja mehr als genug davon, und es würde schon mehr als den Dreck und Müll von ein paar Milliarden Menschen brauchen, um so viel Wasser zu verschmutzen. Tja, Irrtum. Inzwischen gab es angeblich sogar wieder Leben im Ozean, aber bei weitem nicht genug, um deswegen die gigantische Fischindustrie wieder anzukurbeln. Cairon hatte inzwischen einige Millionen Einwohner weniger und war zu einem dieser lausigen, vom Universum vergessenen Randgebiet-Planeten geworden, die es im Kaiserreich wohl zu Tausenden gab. Ich trat wütend gegen eine zerbeulte CoceUp-Büchse und vergaß ganz, dass ich mich eigentlich unauffällig hatte verhalten wollen. Was würde ich nicht dafür geben, aus diesem Dreckloch von einem Planeten herauszukommen!

Im Schatten neben dem löchrigen Rumpf der »Qester« regte sich eine massige Gestalt. Ich blieb stehen, alle Systeme auf Fluchtbereitschaft geschaltet. Der Mann trat einen Schritt vor und musterte mich aus kleinen, misstrauischen Augen.

»Oh, hallo, Hans«, sagte ich munter. »Auch auf einem kleinen Spaziergang?« Der Gorilla grunzte nur und hielt mir seine Pranke hin. Irgendwie kam die Situation mir bekannt vor. Ich grinste ihn breit an, aber er verzog keine Miene.

»He, komm schon«, zog ich ihn auf. »Dein Herrchen ist weit weg. Lächle doch mal.« Er grunzte wieder, und in seinen Augen glomm ein winziger, gefährlicher Funke auf. »Gib mir die Datenrollen«, knurrte er.

Ich steckte die Hände in die Taschen und sah ihn abwartend an. »Woher weiß ich, dass du mich nicht bescheißt? Dein Herr und Geier hat dir sicher was für mich mitgegeben, lass es mich mal sehen.«

Er öffnete wortlos seine Jacke und griff in eine Innentasche. Ich erhaschte einen kurzen Blick auf sein Schulterhalfter und den Griff eines Strahlers. Er zog einen dicken weißen Umschlag hervor und hielt ihn hoch. Dann hatte ich wieder seine riesige Hand unter der Nase.

»Was ist in dem Umschlag?« Ich konnte sehr stur sein, wenn ich wollte. Er aber auch, denn er würdigte mich keiner Antwort. Ich starrte auf die plumpen Finger hinab und

dachte in aller Gemütsruhe nach. Dann drehte ich mich um und ging fort. Oder, sagen wir, ich wollte mich umdrehen und fortgehen, aber ein Schraubstock, den ich vollkommen übersehen haben musste, klammerte sich um meinen Oberarm und hielt mich fest. Der Gorilla sagte immer noch nichts, aber seine Pranke auf meiner Schulter sprach eine deutliche Sprache. Ich seufzte und schnippte ihm die Datenrollen zu. Was für ein Pech, dass ich dabei etwas zu kurz zielte. Während er die Rollen vom Boden aufsammelte, rieb ich mir unauffällig die Schulter und bewegte probeweise meinen Arm. Anscheinend funktionierte er sogar noch einigermaßen, obwohl ich einen Eid darauf geleistet hätte, dass er nicht mehr vollständig an mir dranhing.

»Okay«, knurrte der Gorilla. Er steckte die Datenrollen sorgfältig ein und reichte mir den Umschlag. Ich sah ihn fragend an. Er deutete auf den Umschlag und sagte: »Geh zu Anibal. Du kennst seinen Laden?« Ich nickte. Jeder in der Stadt kannte Anibals Laden. Na gut, fast jeder. Zumindest jeder, der mal in finanziellen Nöten gewesen war. Anibal war ein großzügiger, liebenswerter Mensch, der seinen notleidenden Mitbürgern gerne aus der Patsche half – gegen den entsprechenden Zinssatz, versteht sich. Man munkelte, dass Anibal eine erstaunliche Sammlung von mehr oder weniger entbehrlichen Körperteilen derjenigen Unglücklichen in seinem Hinterzimmer hortete, die das Pech gehabt hatten, beim Abzahlen der Raten in Verzug zu geraten.

»Anibal hat, was du verlangt hast. Er gibt es dir im Tausch für diesen Umschlag. Er erwartet dich heute noch.«

Das war typisch für die Art, wie El Buitre seine Geschäfte abwickelte. Ich brachte etwas zu Anibal, was er dringend haben wollte, dafür hatte er meine Flugtickets und das Geld und wahrscheinlich ein paar Namen und Adressen. Ich würde mit Sicherheit nichts von dem brauchen können, was in diesem Umschlag war, und Anibal hatte keine Verwendung für Shuttletickets. Für die paar Galacx würde er es nicht riskieren, sich mit dem Geier anzulegen. Eine schöne, sichere und saubere Transaktion. Für den Geier.

Der Gorilla hatte sich grußlos abgewandt und verschwand auf seinen platten Füßen in einer der schmalen Gassen, die zum Zentrum führten. Ich sah ihm kurz nach, dann stopfte ich den dicken Umschlag in meine Jacke und zog den Verschluss zu. Auf in die Nerbangasse, mein Ticket wartete auf mich.

Die Clouds waren kein Stadtviertel, das reich mit öffentlichen Terminals gesegnet war. Ich hätte gerne Tallis benachrichtigt, wohin ich unterwegs war. Sie wanderte jetzt sicher unruhig durch ihr Haus und machte sich Sorgen um mich. Fatalistisch zuckte ich mit den Achseln. Sie musste sich nur noch ein wenig länger sorgen. Die Transaktion würde schließlich nicht die ganze Nacht dauern.

Anibals Laden war dunkel. Hinter der schmutzigen Scheibe des Schaufensters erahnte ich einige billige Schmuckstücke und Uhren. Kein Pfandleiher oder Trödler in diesem Viertel wäre so verrückt, etwas Wertvolles in einer solchen Klau-mich-Auslage zu deponieren. Und Anibal war sicher zu geizig, um sich eine Klarstahlscheibe für sein schäbiges Schaufenster zu leisten. Ich trommelte mit den Fingern an die Tür. Wenig später öffnete sie sich einen Spalt breit, und misstrauische Augen blinzelten mich an. »Ja?«, krächzte eine Stimme.

»Eddy«, sagte ich kurz. »Ich habe eine Lieferung für Anibal.«

Die Tür schwang auf, und ich trat ein. Der unscheinbare, harmlos aussehende Anibal mit seinem schütterten, staubbraunen Haar und den kurzsichtigen Augen schloss die Tür hinter mir, ohne die Kette vorzulegen, und starrte mich dann stumm und auffordernd an. Ich zog den Reißverschluss meiner Jacke auf und griff nach dem Umschlag.

»Mit den besten Grüßen«, begann ich, als hinter mir die Türe aufsprang und eine rot uniformierte Menschenmenge aus zwei riesenhaften Personen sich in den winzigen Laden ergoss.

»Verdammter Mist«, war das einzig Konstruktive, was mir dazu auf die Schnelle einfiel. Ich schob Anibal unsanft beiseite und stürmte durch die Hintertür. Es stand allerlei Gerümpel im Weg, über das ich kurzerhand weghechtete. Dann rüttelte ich an der Tür zum Hof, aber dieses Mal war sowohl die Kette vorgelegt, als auch abgeschlossen. Ich sah mich hektisch nach einem Fenster oder etwas Ähnlichem um, als der erste Rote mich erwischte. Er schmetterte mich gegen die Wand, dass meine Rippen knirschten, und trat meine Beine auseinander. Ich wollte mich umdrehen, um ihm wenigstens ein paar blaue Flecken zu verpassen, als sein Kollege mir schon seinen Strahler gegen den Kopf hielt.

»Hände an die Wand, Junge«, befahl der erste gelangweilt. Er tastete mich schnell und routiniert ab, knurrte: »Umdrehen« und begann die Prozedur von vorne. Für einen kurzen Moment sah er etwas verdutzt aus, als seine Hände meine Brüste berührten, und ein dreckiges Grinsen zuckte über sein dunkles Gesicht. Dann griff er zielstrebig in meine Innentasche und zog den Umschlag hervor.

»Da ist es«, sagte er befriedigt. »Danke für den Tip, Anibal.« Er riss den Umschlag an einer Ecke auf und schüttelte einige winzige Tütchen in seine Hand. Mit hochgezogenen Brauen sah er mich an. Ich machte mir gar nicht erst die Mühe, etwas dazu zu sagen. Der Geier hatte mich wie ein Wickelkind in die Falle gelockt, indem er mich mit einer Hunderte von Galacx schweren Lieferung Narn hierher geschickt hatte.

»Sie war vorgestern schon einmal hier und hat versucht, mir das Zeug anzudrehen«, krächzte Anibal. »Ich habe gedacht, ich halte sie hin und alarmiere die Sicherheit. Das war doch richtig, nicht wahr, Officer?«

Der Rote, der mich festhielt, steckte seinen Strahler ein und machte mir ein Zeichen, ihm meinen Arm hinzuhalten. Er ließ das Armband etwas oberhalb meines Ellbogens einschnappen und wies stumm auf die Tür. Seine Kiefer mahlten unablässig auf einem Kokau herum, ein nicht gerade mustergültiges Verhalten für einen städtischen Sicherheitsbeamten. Ich wies ihn darauf hin, und er schlug mir sachlich und ohne Groll seinen haarigen Handrücken ins Gesicht. Sein Kollege ließ in der Zwischenzeit Anibal noch irgendwelches amtliche Zeug auf einer Datentabla unterschreiben.

»Ab mit dir«, sagte der Rote, der mich geschlagen hatte. Er schob mich zur Tür. Ich sträubte mich ein wenig, obwohl ich wusste, dass das Schockarmband jeden ernsthaften Widerstand meinerseits schon im Ansatz wirksam unterbinden würde.

»He, ich will telefonieren«, protestierte ich, während sie mich zu ihrem Gleiter schoben, der mit blinkendem Rotlicht vor dem Laden parkte. »Ich habe das Recht, einen Anruf zu machen.«

»Aber klar doch«, sagte der Rote, der den Umschlag in der Hand hielt. »Sobald du im Lager bist, kannst du telefonieren, soviel du willst.« Er und sein Kollege amüsierten sich

köstlich über diesen Witz. Laut wiehernd schoben sie mich hinten in den Gleiter und knallten die Tür zu.

Ich sank auf den stinkenden, schmutzigen Wagenboden und wischte mir fahrig das Blut aus meiner aufgeplatzten Lippe vom Kinn. Ich würde keine Verhandlung bekommen, die bekamen NonHabs nie. Sie würden mich ohne Zwischenstop ins Lager bringen und da verrotten lassen. Dix würde bei Mutter Gans alt und grau werden – zumindest wünschte ich ihm das. Der Geier kreiste vielleicht jetzt schon auch über seinem ahnungslosen Kopf. Und Tallis würde nie erfahren, was mit mir geschehen war. Entmutigt ließ ich den Kopf auf die Knie sinken und fing an zu heulen.

Auf dem Großen Hof des Gildenhauses herrschte das emsige Treiben, das gewöhnlich darauf hindeutete, dass eine Gruppe von Frauen sich anschickte, zu einer längeren Reise aufzubrechen.

Die hoch gewachsene Frau, die in dieser Saison das Amt der Stallmeisterin bekleidete, überwachte die Vorbereitungen und achtete besonders streng darauf, dass die Packpferde nicht zu schwer beladen wurden.

»Sibil, wie oft habe ich dir gesagt, dass du die Packtaschen nicht nur mit einem einfachen Riemen festschnallen sollst?« Das gescholtene Mädchen zog den Kopf ein und schlug die Augen nieder. »Nun?«, fragte die große Frau grimmig nach. Sie trug nur den einfachen Silberreif im linken Ohr, der zeigte, dass sie ihren Schwur noch nicht abgelegt hatte und damit kein Vollmitglied der Gilde war.

»Bitte, ich habe es vergessen«, nuschelte das Mädchen unter Tränen. »Es kommt nicht wieder vor, bestimmt.«

Die Stallmeisterin schnaubte ungläubig und befahl dem Mädchen barsch, sich zu sputen. Aus dem Tor des Haupthauses trat bereits die kleine Gruppe der Reisenden, die von Catriona, der zierlichen weißhaarigen Gildenmeisterin, persönlich verabschiedet wurde. Catriona schien ihnen noch einiges an Ratschlägen mit auf den Weg geben zu wollen, stellte die Stallmeisterin belustigt fest. Leja, die nicht zum ersten Mal in ihrem Leben eine Reisegruppe leitete, blickte ausnehmend entnervt drein.

Die Stallmeisterin winkte den Abreisenden nach und wandte sich wieder den Stallungen zu. Hinter ihr erklang erneuter Hufschlag. Zwei Frauen ritten in den Hof ein und zügelten dicht vor ihr ihre Tiere.

»Dorkas!«, rief die Stallmeisterin erstaunt und freudig. »Mellis! Ihr seid endlich wieder da! Wir dachten schon, es sei euch etwas zugestoßen.«

Die grauhaarige Dorkas sprang von ihrem Pferd und umarmte die Stallmeisterin herzlich. »Lass dich ansehen.« Sie hielt die große Frau auf Armeslänge von sich weg. »Du bist gewachsen, Ida, gib es zu.« Lachend kniff sie die Augen zusammen. »Und sie hat immer noch nicht ihren grünen Stein«, setzte sie vorwurfsvoll hinzu. »Sieh nur, Mellis, es ist doch nicht zu fassen!«

Die winzige Grennach stieg gemächlich von ihrem Reittier. »Ich wette, sie hat auf uns gewartet«, sagte sie mit ihrer sanften, dunklen Stimme und ließ zu, dass Ida sie hochhob und auf beide Wangen küsste. Dorkas ließ sich von einem der Stallmädchen ihr Pferd abnehmen und sah mit hochgezogenen Brauen dem Schauspiel zu.

»Ich glaube, du bist die Einzige, die sich das erlauben darf«, bemerkte sie spöttisch. »Jeder anderen hätte Mellis schon bei dem Versuch das Fell über die Ohren gezogen.«

»Aber sie hat Recht«, verteidigte die große Frau sich ein wenig kläglich. »Ich habe wirklich auf euch gewartet. Ihr wart beinahe vier Jahre fort, Dorkas.«

Die drei gingen nebeneinander auf das Haupthaus zu. Ida musterte Dorkas. Die stämmige Frau schien in den vergangenen Jahren nur noch zäher und stärker von Wind und Wetter gegerbt worden zu sein. Ihre dunkle Haut erinnerte an altes Leder, von dem sich nur die Narbe auf ihrer Wange hell abhob. Das kinnlange Haar war beinahe

vollständig ergraut und die Falten um ihre hellen Augen tiefer eingekerbt und zahlreicher als zuvor.

Die winzige Grennach riss sie aus ihrer Betrachtung. »Du willst wirklich immer noch, dass wir deine Schwurschwester sein sollen?«, fragte sie. »Ich dachte, du hast Mengen von Freundinnen, die sich darum reißen, das für dich zu tun.«

»Ja, das stimmt wohl. Aber ihr beide habt mich hierher geleitet und euch um mich gekümmert, und ich habe euch sehr gern.« Ida errötete ein wenig unter ihrer braunen Haut. »Ihr seid meine engste Familie«, setzte sie verlegen hinzu.

Dorkas legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich fühle mich sehr geehrt. Und ich freue mich, dass du den Schwur endlich ablegen willst. Ich fürchtete schon ...« Sie unterbrach sich und lachte trocken auf. »Jetzt werde ich auf meine alten Tage auch noch rührselig«, knurrte sie. »Also abgemacht, Kleine. Und jetzt müssen wir uns schleunigst bei Catriona zurückmelden. Sehen wir uns heute Abend in der Halle?«

»Heute Abend in der Halle. Ihr müsst mir erzählen, was ihr alles erlebt habt«, erwiderte die Stallmeisterin herzlich.

»Bis heute Abend, Ida«, winkte Mellis und beeilte sich, auf ihren kurzen, flinken Beinen hinter ihrer Freundin herzulaufen, die bereits energisch den langen Gang entlangschritt. Ihre Pflichten hielten sie am nächsten Vormittag genügend in Atem, dass sie nicht zum Grübeln kam. Die Hufschmiedin und ihr Lehrling waren wieder einmal in die Schmiede des Gildenhauses eingezogen, beschlugen die jungen Pferde und erneuerten die schadhaft gewordenen alten Eisen.

Mittags zog sich Ida ermattet in den kleinen Innenhof zurück, in dem einige Büsche und eine Birke neben einer plätschernden künstlich angelegten Quelle für etwas Schatten und frischere Luft sorgten. Im Hochsommer war es trotz des salzigen Windes, der vom Meer her kam, oft so drückend heiß in der Stadt, dass es sogar ihr zu viel wurde, obwohl sie doch die viel heißeren Sendrasser Sommer gewöhnt war. Sie streckte sich im Schatten des Baumes auf dem Gras aus und schloss für einige Minuten die Augen.

»Störe ich?«, fragte eine Stimme. Ida schreckte hoch und rieb sich verlegen die Augen.

»Nein, nein«, nuschelte sie. »Ich wollte eigentlich nicht einschlafen.«

Sie reckte sich, und Dorkas ließ sich neben ihr auf den Boden sinken. »Ah, das war immer mein liebster Platz.« Dorkas zog ihre Hand durch das kühle, klare Wasser und bespritzte Ida, die mit angezogenen Knien dasaß.

»Ich habe dich wirklich vermisst«, sagte Ida. »Es fühlt sich einfach nicht richtig an, wenn du nicht hier bist.«

Dorkas lachte. »Ich bin doch höchstens zwei Monate im Jahr in Tel'krias, wenn überhaupt. Deine Tante hetzt mich schließlich andauernd kreuz und quer durchs Land.«

»Das meine ich nicht«, erwiderte Ida. »Du und Mellis, ihr wart noch nie so lange fort, ohne dass wir wussten, was mit euch ist, ob es euch gut geht, ob ihr überhaupt noch am Leben seid.« Sie verstummte und blickte auf das Büschel Gras in ihren Fingern, das sie gedankenlos ausgerupft hatte. Dorkas sah sie an, ohne zu blinzeln. Ida ließ die Halme zu Boden rieseln und schwieg.

»Du hast mir auch gefehlt, Kleine«, sagte Dorkas schwerfällig. Ihre hellen Augen verschwanden fast in dem Faltenkranz der ledrigen Haut, als sie Ida anlächelte. »Willst

du jetzt die Geschichte hören?«, fragte sie. Ida nickte, und Dorkas lehnte sich gegen den Stamm der Birke.

»Deine Tante hatte uns beauftragt, ein wenig für den Weißen Orden zu spionieren. Das haben wir schon öfter getan, aber diesmal war der Auftrag schwieriger als sonst. Ylenia wollte, dass wir uns bis zur Schwarzen Zitadelle durchschlagen und so viel darüber herausfinden wie möglich, weil Gerüchte kursierten, dass die Zitadelle zum ersten Mal seit Jahrhunderten wieder bewohnt sei. Die weiße Schwesternschaft war sehr beunruhigt darüber. Die Zitadelle war schließlich die Hochburg des Schwarzen Ordens.« Dorkas kniff die Augen zusammen und schien in Gedanken in die Vergangenheit zurückzugehen.

»Es gibt ein Sicheres Haus in Korlebek, das Gasthaus ›Zum Herzen der Welt‹«, fuhr sie nach einer Weile fort. »Der Wirt ist ein übler, versoffener Halsabschneider, der nicht allzu viel für die Gilde übrig hat. Aber wenn er genug Silber zu sehen bekommt, hält er seinen Mund und tut, wofür er bezahlt wurde. Die Sorte Gauner, der für einen guten Preis auch die eigene Mutter verkaufen würde.«

Korlebek. Ida runzelte nachdenklich die Stirn. Wo war ihr der Name dieses Städtchens zuvor begegnet?

»Dieser Wirt, Marten ist sein Name, hat vor etlichen Jahren als Söldner im Dienst eines Khans vom Nebelhort gestanden – kaum zu glauben, wenn man sich den fetten Kerl jetzt ansieht – und kennt sich dementsprechend gut dort aus. Er hat immer noch Beziehungen dorthin. Er schafft Leute aus der Verlorenen Provinz über die Grenze.« Sie grinste. »Wahrscheinlich müssen sie ihm dafür ihr gesamtes Hab und Gut und ihre Erstgeborenen überlassen. Ich denke, er schmuggelt auch, allerdings in etwas größerem Rahmen, als wir es Matelda zuliebe getan haben. Wir haben ihn fürstlich entlohnt, und er hat uns Namen von Kontaktpersonen genannt und uns sogar selbst auf einem Teil unserer Reise begleitet.«

Ida hatte schweigend gelauscht, konnte jetzt aber eine Frage nicht mehr zurückhalten: »Wie hat Mellis sich getarnt? Sie ist doch nicht gerade unauffällig.«

Dorkas nickte. »Es gibt Grennach im Nebelhort. Sie leben sehr zurückgezogen, fast noch mehr als hier bei uns, aber sie sind kein so ungewöhnlicher Anblick, dass man Verdacht geschöpft hätte.«

Dorkas und Mellis hatten es wirklich geschafft, sich in den verschiedenen Bezirken der Verlorenen Provinz genau umzusehen. Der Wirt Marten hatte ihnen geraten, sich als herumreisende Tagelöhnerinnen auszugeben, etwas, das dort für allein stehende Frauen der unteren Kasten als durchaus üblich und schicklich galt. Sie hatten sich derart sogar problemlos ihren Lebensunterhalt verdient, und da sie niemals lange an einem Ort blieben, fiel auch niemandem auf, dass sie sich mit den Sitten und Gebräuchen des Landes nicht besonders gut auskannten.

»Ist es dort denn so anders als bei uns?«, fragte Ida gespannt.

Dorkas verdrehte die Augen. »Ich wollte es zuerst auch nicht glauben, aber wir sind in der ersten Zeit von einem Fettnapf in den nächsten getreten. Zwei- oder dreimal mussten wir zusehen, dass wir schleunigst das Dorf verließen, weil man uns sonst wahrscheinlich eingesperrt oder gleich am nächsten Baum aufgehängt hätte. Sie sprechen dort zwar die gleiche Sprache wie wir, aber nicht alle Worte haben auch dieselbe Bedeutung. Und was

die Sitten und Verhaltensregeln angeht ...« Dorkas schüttelte den Kopf.

An ihrem zweiten Tag im Nebelhört hatten sie das Pech, auf einer der Straßen ins Landesinnere einem Angehörigen der Ersten Kaste zu begegnen. Er wurde von einem Trupp von Soldaten begleitet, und wer nicht schnell genug an den Straßenrand auswich und die Stirn demütig in den Staub drückte, wurde erbarmungslos von ihnen ausgepeitscht.

»Ich hatte noch tagelang blaue Flecken, weil Mellis nichts Besseres eingefallen ist, um mich schnell auf den Boden zu bekommen, als mir in die Kniekehlen zu treten. Und ich musste ihr zu allem Überfluss noch dankbar dafür sein, dass sie mir die nähere Bekanntschaft mit diesen ekelhaften Peitschen erspart hatte.« Die grauhaarige Frau schüttelte sich angewidert. »Sie kneten spitze Steine in die Lederschnüre. Das reißt dir die Haut in Fetzen vom Leib, kann ich dir sagen. Ich hatte später Gelegenheit genug, solche Auspeitschungen mitanzusehen. Es ist dort so eine Art Volksbelustigung, genau wie die öffentlichen Hinrichtungen.« Dorkas versank wieder in nachdenkliches Schweigen.

»Und, was habt ihr rausgefunden?«, fragte Ida schließlich. Dann sah sie hinauf und prüfte den Sonnenstand. »Ach, Mist«, entfuhr es ihr. »Ich habe der Hufschmiedin versprochen, dass ich ihr helfe. Ihr Lehrling hat heute Nachmittag Unterweisung bei Catriona.«

Dorkas stand auf. »Das trifft sich gut, ich muss mich nämlich auch sputen. Ich bin mit Mellis verabredet, wir wollten zu den Docks gehen. Gestern soll ein Schiff mit Handelsgütern aus dem Nebelhört angelegt haben.« Sie lachte auf. »Mit legalen Handelsgütern, versteht sich. Möglicherweise ist eine Nachricht für uns mitgekommen. Es gibt nämlich eine Reihe von Menschen in der Verlorenen Provinz, die lieber vom Hierarchen beherrscht würden als vom Padischah und seinen Khanen. Wir haben auf unserer Mission etliche Unzufriedene kennen gelernt.«

»Du willst also wirklich dorthin zurück?«, fragte Ida Dorkas, als sie nach dem gemeinsamen Abendessen über den Hof schlenderten. Dorkas hatte vorgeschlagen, in Kassies Schenke einen Schlummertrunk zu nehmen. Dorkas wartete mit ihrer Antwort, bis sie das Hoftor passiert hatten und auf der Gasse standen.

»Ja, ich denke schon«, sagte sie zögernd. Mellis gab einen kleinen, knurrenden Laut von sich, der ihr Unbehagen deutlicher ausdrückte, als ein Fluch es getan hatte. »Kommt, lasst uns erst einmal etwas trinken«, lenkte Dorkas ab.

Sie gingen wortlos nebeneinander her durch die dämmrigen Gassen des Hafenviertels. Vom Meer her wehte eine salzige Brise, die angenehme Kühle nach einem heißen Tag mit sich brachte. Auf den engen Straßen herrschte mehr Betrieb als sonst, auch die anderen Bewohnerinnen des Viertels schienen es vorzuziehen, der Schwüle ihrer Behausungen zu entfliehen. Kassies Schenke lag direkt am unteren Hafenbecken. Die breite Tür stand einladend offen, aber der Schankraum war nahezu leer. Kassies Gäste drängten sich um die wenigen Tische, die sie auf dem Gehweg aufgestellt hatte, und saßen in kleinen Gruppen auf der niedrigen Mauer, die das Hafenbecken von der Straße trennte.

Dorkas erbot sich, ihre Getränke zu holen. Ida und Mellis entdeckten ein ruhiges Plätzchen etwas weiter die Gasse hinunter und hockten sich dort auf die Mauer.

»Du bist nicht glücklich über Dorkas' Pläne, hab ich Recht?«, fragte Ida. Mellis zupfte an

den Haaren in ihrem Schweif herum, wie sie es immer tat, wenn sie sich in ihrer Haut nicht recht wohl fühlte.

»Nein, das bin ich nicht«, sagte sie schließlich. »Der Nebelhort ist ein gefährlicher Platz, und Dorkas ist nicht jünger geworden, wie du sicher bemerkt hast. Sie lässt sich bei dieser Sache zu sehr von ihren Gefühlen leiten, und das ist gar nicht gut.«

»Wirst du mit ihr gehen?«, fragte Ida eilig, weil sie Dorkas mit ihren Getränken nahen sah. Mellis presste die Lippen zusammen und schüttelte dann nur kurz den Kopf. Ida wusste nicht, ob sie damit die Frage beantwortete oder nur andeuten wollte, dass sie jetzt nicht darüber sprechen konnte.

»Die Damen hatten Wein bestellt?«, flachste Dorkas und reichte die leeren Becher herum. Dann füllte sie sie aus der Kanne, die sie in der anderen Hand gehalten hatte, und schwang sich auf die Mauer. »Was ist los, warum sitzt ihr an einem so schönen Abend da und blast Trübsal?«, fragte sie neckend. Ida trank und musterte ihre Freundin. Zäh und knorrig wie eine alte Baumwurzel saß sie zwischen ihnen und ließ die stämmigen Beine in ihren abgetragenen hellen Hosen baumeln. An den Füßen trug sie dem warmen Wetter angemessen leichte Stoffschuhe, und das geschlitzte Obergewand war aus weicher, gelblich schimmernder Fischseide.

Ida streifte mit ihren Fingern leicht über Dorkas' Arm. »Ich musste einfach mal fühlen«, beantwortete sie ihren verwunderten Blick. »Hast du das Hemd von dort?«

Dorkas nickte und schob die Ärmel hoch. Ihre kräftigen Arme hoben sich dunkel von dem hellen Stoff ab. »Sie haben großartige Weberinnen im Nebelhort. Alle aus der untersten Kaste. Die werden nicht einmal mehr aus dem Weg gescheucht, wenn ein Höherer vorbei will, sondern direkt niedergepeitscht, falls sie nicht schnell genug sind.«

Ida zuckte vor der Bitterkeit in Dorkas' Stimme zurück. Mellis warf mir einen schnellen Seitenblick zu. »Siehst du, was ich meine?«, schien sie zu fragen. Dorkas trank ihren Becher aus und schenkte sich nach. Sie sah fragend zu ihren Freundinnen hin, aber die beiden hatten ihre Becher noch nicht zur Hälfte geleert. Dorkas hob den Becher an den Mund und trank.

»Dorkas«, sagte Mellis leise mahnend.

»Halt dich raus, Mellis«, fuhr Dorkas sie herb an. Mellis' Schweif zuckte, aber sie schwieg.

»He«, sagte Ida laut. »Kinder, wir haben uns so lange nicht gesehen. Lasst uns doch einfach feiern, ja?« Dorkas knurrte nur, aber ihr grimmiges Gesicht entspannte sich. Ida warf Mellis einen flehenden Blick zu, versuchte, ihr zu signalisieren, dass sie später darüber reden würden. Mellis senkte zustimmend die Lider und hielt Dorkas versöhnlich ihren Becher hin.

Die drei stießen an und begannen, alte Erinnerungen aufzufrischen. Als sie spät in der Nacht nach Hause schlenderten, die schwankende Dorkas in der Mitte, war die Verstimmung des frühen Abends beinahe vergessen. Mellis und Ida brachten Dorkas zu Bett und standen noch eine Weile in einträchtigem Schweigen vor der Tür zusammen.

»Ich gehe dann auch schlafen«, sagte Ida schließlich. »Süßer Iovve, Catriona wollte doch morgen früh mit mir sprechen. Hoffentlich bin ich bis dahin wieder klar!«

Mellis gluckste. »Komm, Kleine, gib nicht so an. Du hast doch von uns dreien mit

Abstand am wenigsten intus.«

Ida grinste. Dann wurde sie wieder ernst und fragte leise: »Sag mal, Mellis, seit wann trinkt Dorkas so viel?«

Die winzige Frau seufzte und schlug unmutig mit dem Schweif gegen den Türpfosten. »Sie hat schon immer was für einen guten Schluck übrig gehabt«, erwiderte sie mit verhaltener Wut. »Aber seit diesem verfluchten Nebelhört ...« Sie spie aus.

»Ich würde gerne deine Version eurer Erlebnisse hören.«

Mellis schnaubte. »Warum? Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von Dorkas' Fassung.«

»Ich glaube, doch«, beharrte Ida sanft. Sie legte der Grennach die Hand auf die Schulter und schüttelte sie sanft. »Komm schon, Mellis. Ihr seid beide aus dem Gleichgewicht, das sehe ich doch. Meinst du nicht, es würde dir gut tun ...«

»Das wird es nicht! Spar mir dein Gerede!« Mellis machte sich grob los und stapfte den Arkadengang hinunter. Ida blickte ihr reglos nach.

»Verdammter Nebelhört«, murmelte sie schließlich und ging zu den Stallungen hinüber, um ihren Rundgang zu machen.

Natürlich fühlte sich Ida alles andere als frisch und ausgeruht, als sie am anderen Morgen der gestrengen Catriona gegenüber saß. Sie hatte sich noch einige Stunden schlaflos hin- und hergewälzt und war erst mit der Morgendämmerung eingeschlummert. Prompt hatte sie verschlafen und gerade noch Zeit gefunden, sich einen Eimer kaltes Wasser über den dumpf pochenden Kopf zu gießen, ehe sie zu ihrem Treffen mit der Gildenmeisterin aufbrach. Catriona musterte mit hochgezogenen Brauen Idas zerknautschtes Äußeres und enthielt sich glücklicherweise jedes Kommentars.

»Du hast dein Dienstjahr bald hinter dir«, begann sie ohne Umschweife. »Wie, denkst du dir, soll danach dein Weg aussehen?«

Ida bemühte sich um Sammlung. Das hier war wichtig. Sie wollte nicht nur wegen eines dummen Katers ihren weiteren Verbleib in der Gilde aufs Spiel setzen.

»Ich würde gerne den Schwur ablegen, wenn die Gilde mich haben will«, erwiderte sie.

Catrionas Gesichtsausdruck blieb ernst, fast böse. »So, das würdest du gerne«, sagte sie nur.

»Ich denke, dass ich in der Zeit, in der die Gilde mich beherbergt und ausgebildet hat, einiges gelernt habe. Ich möchte nun endlich meine Schulden im Dienst der Gilde zurückzahlen.«

Catrionas Miene blieb verschlossen. »Du schuldest der Gilde nichts. Du hast immer für deinen Lebensunterhalt gearbeitet, Ida. Du kannst uns jederzeit verlassen, wenn du das willst. Oder du kannst in deinem jetzigen Status weiter für uns arbeiten, wie das viele andere Frauen im Viertel auch tun. Die Wahl steht dir vollkommen frei. Du bist nicht gezwungen, Vollmitglied der Gilde zu werden, das weißt du.«

Ida nickte. »Das weiß ich, Mutter Catriona.«

Ein kurzes Zucken hob die Mundwinkel der alten Frau, dann war sie wieder ernst. »Also, wofür entscheidest du dich, Kind?«

»Ich möchte den Schwur ablegen«, wiederholte Ida. »Die Gilde ist meine Familie. Meine Freundinnen sind hier, meine Arbeit ist hier. Und mein Herz ist zweimal hier. Ich

denke, dass ich zu euch gehöre.«

Catriona senkte den weißen Kopf und blickte auf ihre Hände nieder, die entspannt vor ihr auf dem Tisch ruhten. Ida sah den grünen Stein an ihrem Ohr funkeln und hielt den Atem an.

»Du hast sehr lange für diese Entscheidung gebraucht, Ida«, begann die Gildenmeisterin. Sie hob den Kopf und blickte Ida in die Augen. Ida zwang sich, den Blick zu erwidern und ihre Augen nicht niederzuschlagen. »Wovor hast du dich gefürchtet?«

Ida zuckte leicht zusammen. Die gleiche Frage hatte Mellis ihr gestellt. Aber dieses Mal konnte sie nicht so leicht ausweichen. »Der Schritt erschien mir lange Zeit so endgültig«, sagte sie stockend. »Mein Vater ...« Sie verstummte, selbst erstaunt über das Beben, das in ihrer Stimme plötzlich mitklang. Sie setzte neu an.

»Mein Vater hat sich von mir losgesagt, als er erfuhr, dass ich hier bei euch bin. Er hat mir geschrieben, dass ich nicht mehr seine Tochter bin, weil die Tochter des Lords von Sendra niemals eine von euch ...« Ida unterbrach sich. Sie wollte das Wort, das Joris in seinem Zorn benutzt hatte, nicht vor der Gildenmeisterin wiederholen.

»Warum hast du dann den letzten Schritt gescheut, Kind?« Catrionas Miene und Stimme waren sanft und mitfühlend.

»Ich habe gehofft, dass er es sich noch einmal überlegt. Mein Vater ist aufbrausend und schnell zornig, aber er ist nicht nachtragend. Ich dachte, es täte ihm irgendwann leid und er würde mir sagen, dass er es nicht so gemeint hat.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Natürlich war das dumm von mir, Catriona. Aber es hat mir wirklich wehgetan, so plötzlich keine Familie mehr zu haben.«

Die alte Frau legte leicht ihre schmalen Finger auf Idas große Hand. »Tut es denn immer noch weh?«

Ida wollte verneinen, aber sie zögerte unter Catrionas wachem Blick. »Ein wenig«, gab sie zu. »Es ist nicht mehr so schlimm, weil ich wirklich hier meine Familie gefunden habe. Aber trotzdem schmerzt es immer noch, wie eine alte Narbe, an die ich immer erinnert werde, wenn das Wetter umschlägt.«

Catriona nickte und ließ ihre Hand auf Idas Hand ruhen. »Ich werde deinen Schwur abnehmen«, sagte sie endlich. »Aber du musst zuvor noch einmal zurück zu deiner Familie und dich von ihnen verabschieden. Das hast du damals nicht getan. Es wird dich immer ein wenig dort festhalten und dich bedrücken.«

Ida schüttelte den Kopf. »Aber nein«, wehrte sie ab. »Es ist wirklich nicht nötig, dass ich zurückgehe. Es würde nichts nützen.«

Catriona lächelte nicht. »Das war keine Bitte, mein Kind, sondern ein Befehl deiner Gildenmeisterin«, sagte sie kühl. »Außerdem wünsche ich, dass du dir die Halskette deiner Mutter zurückholst.«

Ida fuhr auf. »Das ist unmöglich«, sagte sie heftig. »Wie soll ich Simon nach all den Jahren wieder finden? Catriona, das war die dumme Schwärmerei eines kleinen Mädchens. Es ist nicht wichtig, wirklich!«

»Es ist die Kette deiner Mutter und eine ungelöste Bindung«, erwiderte Catriona hart. »Du wirst den Schwur nicht ablegen, solange du noch ungelöste Bindungen mit dir herumschleppst. Es sind Fesseln, die dich an dein altes Selbst ketten, Ida, sieh das doch

ein. Du wirst erst dann wirklich frei und an Leib und Seele gesundet sein, wenn du diese verrotteten alten Fesseln abgeworfen hast. Danach steht es dir frei, mit all diesen Menschen neue Bindungen einzugehen, die allerdings auf anderen Regeln und Grundlagen beruhen. Verstehst du das?« Ida nickte niedergeschlagen.

Die Gildenmeisterin lächelte schwach. »Komm, Ida, Kopf hoch. Ich erlasse dir den Rest deines Dienstjahres, das hast du in den letzten zehn Jahren mehr als reichlich abgeleistet. Geh, löse deine Fesseln. Und dann komm zurück und mach einer alten Frau die Freude, dir den Schwur abnehmen zu dürfen.« Sie erhob sich, und Ida beeilte sich aufzustehen. Catriona stellte sich auf die Zehen und küsste sie rechts und links auf die Wangen. Dann schob sie sie zur Tür hinaus und schloss sie lautlos hinter ihr.

Ida blieb einige Sekunden vor der Tür stehen und versuchte, den Aufruhr in ihrem Inneren zu beruhigen. Anscheinend war sie gerade sehr sanft und sehr bestimmt vor die Tür des Mutterhauses gesetzt worden. Ordne deine Angelegenheiten, Ida, dann – und nur dann – darfst du wiederkommen. Ida entschied, dass Catriona damit nicht gemeint haben konnte, dass sie unverzüglich aufbrach. Sie wollte erst noch mit Mellis reden und, falls sie ansprechbar war, auch mit Dorkas.

Nach der Unterredung mit ihrer Stellvertreterin Greet, die sie umarmte und ihr eine glückliche Reise wünschte, machte sie einen letzten Rundgang durch die Ställe und verabschiedete sich von den Tieren. Ida hatte diese Arbeit wirklich geliebt, das wurde ihr jetzt erst richtig klar. Sie tätschelte die breite Stirn der alten Butterblume, die nicht mit den anderen auf der Weide war, weil die Heilerin sie nach einer Entzündung ihres Euters noch ein wenig unter Beobachtung halten wollte, und sah sich noch einmal Abschied nehmend um.

»Was ist denn mit dir los?«, fragte die brummige Stimme von Dorkas. »Du ziehst ein Gesicht, als hätte dir jemand einen Frosch in die Suppe gesetzt.«

Ida schloss die Stalltür hinter sich und sah die Freundin mit hochgezogenen Brauen an. »Und du siehst aus, als hätte jemand mit dir den Hof aufgewischt.«

Dorkas machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das ist nicht der erste Kater, den ich morgens auf den Schultern trage, keine Sorge. Gib mir ein anständiges Frühstück, und alles ist in Ordnung.«

»Früh ist gut«, murmelte Ida und begleitete Dorkas zur Küche hinüber. Die Köchin ließ sich wirklich Brot und Schinken abschwatzen, obwohl es schon kurz vor der Mittagszeit war. Dorkas zog sich damit in den Schatten des hinteren Laubenganges zurück und kaute schweigend.

Ida hockte sich neben sie auf den Boden und suchte nach einem Aufhänger für das, was sie Dorkas fragen wollte. »Meinst du wirklich, es ist richtig, dorthin zurückzugehen?«, platzte sie schließlich hinaus. Dorkas schluckte lustlos den letzten Bissen und klopfte sich die Krümel vom Schoß.

»Fang du nicht auch noch an«, drohte sie. »Mellis mit ihren Predigten reicht mir wahrhaftig!«

»Warum?«

Dorkas gab ein leises Knurren von sich. »Weil sie mir den ganzen Tag die Ohren vollschwätzt, ich sollte das Ganze Jüngeren überlassen ...«

»Nein, ich meinte, warum willst du unbedingt zurückgehen?« Ida war sich sehr sicher, dass Dorkas ihre Frage auch schon beim ersten Mal richtig verstanden hatte.

Dorkas seufzte und faltete ihre Hände um die Knie. »Ich wäre dort nützlicher als hier«, sagte sie leise. »Die Menschen im Nebelhort können jede Hilfe brauchen, die sie kriegen können. Ich bilde mir nicht ein, die Verhältnisse im Alleingang ändern zu können, aber ich kann den Frauen das Gefühl geben, dass sie nicht alleine sind, dass es hier bei uns Menschen gibt, denen es nicht gleichgültig ist, was mit ihnen geschieht. Du hast es nicht gesehen, Ida! Wir würden kein Tier so behandeln, wie dort mit den untersten Kasten umgegangen wird, vor allem mit den Frauen. Sie sind Dreck, und sie werden behandelt wie Dreck. Und das alles hat sich noch verschlimmert, seit der Schwarze Orden wieder ...« Sie biss sich ärgerlich auf die Zunge. Anscheinend hatte sie in ihrer Erregung etwas verraten, was geheim bleiben sollte.

Ida riss die Augen auf. »Ist das wahr? Dann stimmen die Gerüchte wirklich?«

Dorkas rieb sich durch das Gesicht. »Vergiss, was ich gesagt habe, Ida. Ich werde wirklich alt, das wäre mir früher nicht passiert. Bitte, Kleine, das muss unter uns bleiben. Ylenia weiß es, Catriona selbstverständlich auch, und Mellis wird ihre Nestältesten benachrichtigen, aber darüber hinaus sollte es niemand erfahren.« Sie griff nach Idas Hand und sah sie beschwörend an. »Versprich es mir, Ida.«

Ida nickte und drückte Dorkas' Hand. »Versprochen. Bei der Halskette meiner Mutter.« Sie verstummte, entsetzt über das, was sie gesagt hatte. Musste Catriona denn immer Recht behalten?

Dorkas musterte sie. »Was ist denn jetzt passiert? Du bist weiß wie die Wand.«

Ida schüttelte mit einem schwachen Lächeln den Kopf. »Das hat mit dem zu tun, was Catriona heute früh von mir wollte. Sie hat mich vor die Tür gesetzt.« Nun war es an Dorkas, die Augen aufzureißen. Ida beruhigte sie und berichtete über ihre Unterredung mit der Gildenmeisterin.

»Sie hat Recht, weißt du?«, war Dorkas' einziger Kommentar. Ida rollte mit den Augen. »Wann willst du gehen?«

»Ich denke, morgen früh«, erwiderte Ida. »Auch wenn es mir schwer fällt. Wenn ich daran denke, meinem Vater und meiner Tante nach so langer Zeit unter die Augen zu treten, wird mir ganz schwindlig. Wahrscheinlich werden sie mir gar nicht die Gelegenheit geben, mit ihnen zu sprechen, sondern mich gleich zur Tür hinauswerfen.«

Dorkas legte ihr den Arm um die Schulter. »Es kommt, wie es kommt. Die Zeit heilt manches«, sagte sie erstaunlich mild. »Meine Eltern haben mich damals verflucht, als ich zur Gilde ging, aber als ich sie nach Jahren besuchte, war alles vergeben und vergessen. Na ja, fast alles.« Ida nickte unglücklich. Dorkas nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und sagte eindringlich: »Was auch immer geschieht, du weißt, wo du zu Hause bist, Ida. Denk immer daran, hier bist du immer willkommen.«

»Aber du wirst fort sein«, erinnerte Ida sie, und Dorkas erwiderte nichts darauf. Ida verabschiedete sich nicht von allen ihren Freundinnen im Mutterhaus. Catriona hatte ihr am Abend noch einmal eine glückliche Reise gewünscht. Als sie frühmorgens mit ihrem schmalen Bündel über dem Rücken zu den Stallungen hinüberging, warteten Dorkas und Mellis schon auf sie. Ida sattelte ihre Stute Nebel und sah erstaunt, wie die

beiden Frauen ebenfalls ihre Tiere aus dem Stall holten.

»Ich dachte, ich begleite euch noch ein Stück«, erklärte Dorkas. Mellis setzte hinzu: »Ich muss ohnehin in deine Richtung. Ich habe noch im Großen Nest Bericht zu erstatten.«

Dankbar griff Ida nach den Händen ihrer Freundinnen. Das bedeutete, dass sie den größten Teil des Weges Begleitung haben würde, denn wenn Mellis zum Grennach-Gebiet wollte, würden sich ihre Wege keine Tagesreise von Sendra entfernt erst in Weidenau trennen.

Sie übernachteten selbstverständlich in der »Silberweide«. Matelda bereitete ihnen einen fürstlichen Empfang. Sie saßen bis tief in die Nacht zusammen, und es tröstete Ida, als sie sah, dass Dorkas und die zierliche Wirtin sich immer noch so zugetan waren wie zu dem Zeitpunkt, als sie die beiden kennen gelernt hatte. Vielleicht war die praktische Matelda in der Lage, Dorkas von ihrem Vorhaben abzubringen.

Da sie spät ins Bett gekommen waren und Ida es ohnehin nicht eilig hatte, brachen sie nicht in aller Frühe auf. Nach dem geruhsamen Frühstück packte Ida ihre Sachen zusammen und stand noch eine Weile mit Dorkas auf dem Hof.

»Ich bleibe ein paar Tage hier«, sagte Dorkas. »Mir wird etwas Ruhe gut tun. Matelda hat versprochen, mich nach Strich und Faden zu verwöhnen.«

Ida sah in ihr verwittertes Gesicht und zwinkerte. »Dann lass dich aber auch verwöhnen und spring der Armen nicht mit dem Hintern ins Gesicht, wenn sie es versucht.«

»Ich bin eine alte Knurrhenne, das willst du doch damit andeuten, oder?«

Ida legte ihr den Arm um die Schultern und drückte sie fest an sich. »Du sagst es, aber du wärst nicht meine liebe Dorkas, wenn du nicht stachlig und knurrig wärst.«

»Seltsame Komplimente machst du«, brummte die stämmige Gildenfrau, aber sie lächelte. Dann griff sie in ihre Hosentasche. »Ich wollte dir noch etwas mit auf den Weg geben. Du wirst es später sicher brauchen.« Sie nahm Idas große Hand und legte etwas Winziges hinein.

Ida blickte auf ihre Handfläche und starrte dann Dorkas an. »Du – das ist deiner!«, sagte sie fassungslos. Zwischen ihren Fingern blitzte ein kleiner grüner Stein.

Dorkas neigte den Kopf. An ihrem Ohr hing nur noch der schlichte silberne Reif. »Ich habe Catriona gebeten, mich von meinem Eid zu entbinden.«

»O Dorkas!« Ida fühlte, wie ihr die Tränen kamen. Sie umarmte die Ältere ungestüm. Dorkas tätschelte ihr unbehaglich die Schultern.

»Nun komm schon, Kleine, das ist doch kein Weltuntergang. Ich komme bestimmt eines Tages wieder. Du musst halt eine andere bitten, deine Schwurschwester zu sein. Deshalb dachte ich, ich gebe dir wenigstens meinen Stein.«

Die rührselige Szene wurde glücklicherweise von Mellis unterbrochen, die mit munter den Hof fegendem Schweif zu ihnen kam und beide in die Seiten boxte. »Ida, meine Lieblingsriesin, wollen wir aufbrechen?«

Ida wischte sich verlegen die feuchten Augen und nickte. »Wenn wir noch länger warten, sind wir erst nach Mitternacht in Weidenau. Lass uns also gehen, meine Lieblingszwergin.«

Sie ritten eine lange Zeit in Gedanken versunken nebeneinander her durch den sacht

fallenden Sommerregen. »Ich werde sie schrecklich vermissen«, sagte Ida unvermittelt.

Mellis seufzte. »Ich habe alles versucht, um sie davon abzuhalten, aber sie war so stur wie meine Distel hier.« Sie stupste die Eselin zärtlich in die Seite.

»Vielleicht hat Matelda mehr Glück«, sagte Ida hoffnungsvoll.

»Glaubst du?«

Ida hob die Schultern. »Warum gehst du eigentlich nicht mit ihr, wenn du dir solche Sorgen um sie machst?«, fragte sie schärfer, als sie beabsichtigt hatte.

»Weil es eine Sache ist, als Menschenfrau dort im Untergrund zu arbeiten, und eine andere, das als Grennach zu versuchen«, gab Mellis hart zurück. »Es war unvernünftig genug, dass ich beinahe vier Jahre lang dort als Wanderarbeiterin herumgereist bin. Keine Nebelhört-Grennach würde jemals auf diese Idee kommen. Ich werde jetzt mit den Nestältesten beraten, wie wir mit unseren Schwestern im Nebelhört Kontakt aufnehmen können. Ich verstehe ohnehin nicht, wieso das nicht schon längst geschehen ist.«

Sie klang aufgebracht. Ida lenkte ihre Stute näher an die Eselin heran und griff entschuldigend nach Mellis' Schulter. »Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht kränken, Mellis. Du warst dort, ich nicht.« Mellis nickte knapp, und sie schwiegen wieder, bis in der späten Dämmerung die Mauern von Weidenau in Sicht kamen.

Der Abschied von Mellis am nächsten Morgen fiel Ida nicht so schwer wie der von Dorkas, vielleicht, weil er ihr nicht gar so endgültig erschien. Sie sah der kleinen Frau auf ihrem eigensinnigen Reittier noch eine Weile hinterher, dann lenkte sie schweren Herzens ihre Stute auf den Weg nach Sendra. Der Tag hatte schwül begonnen, und der Himmel, der über der hügeligen Landschaft lag, war von einer dichten Wolkendecke verhüllt. Dennoch stach eine beinahe unsichtbare Sonne auf ihren Kopf herab. In der drückend feuchten Luft lief ihr bald der Schweiß am ganzen Körper herunter.

»Was mache ich hier bloß?«, schimpfte sie unterdrückt vor sich hin, als die strohgedeckten Dächer von Sendra-Dorf gegen Abend in der Talsenke vor ihr auftauchten. Sie zügelte ihr Pferd und blickte auf die Häuser des Dorfes. Sie erinnerte sich an die ersten Wochen im Mutterhaus, als Dorkas und Mellis sie dort allein unter lauter Fremden zurückgelassen hatten und sie sich vor Heimweh jeden Abend in den Schlaf geweint hatte wie ein kleines Kind. Wie oft hatte sie dann im Halbschlaf das friedliche Bild vor sich gesehen, das sie jetzt betrachtete. Mehr als einmal hatte sie in der ersten Zeit in Tel'krias darüber nachgedacht, ob sie einfach auf ihre alte rote Stute steigen und im Galopp nach Hause zurückkehren sollte.

Ida stieß Nebel die Fersen in die Flanken. Gehorsam machte sich die Graue auf den Abstieg ins Tal. Sie ging langsam und ließ ein wenig den Kopf hängen, denn Ida hatte ihr an diesem letzten Tag der Reise nur wenig Rast gegönnt.

Idas Heimweh hatte sich dann im Laufe der Tage gelegt, je mehr sie sich im Gildenhaus eingewöhnt und die anderen Mädchen dort kennen gelernt hatte. Und dann, nach einigen Wochen, es war kurz nach dem Winteranfang, hatte Catriona sie in ihren Raum rufen lassen und ihr wortlos den Brief ihres Vaters übergeben. Danach war es eine Zeitlang wieder sehr schlimm gewesen, aber sie hatte gelernt, darüber hinwegzukommen. Ihre neuen Freundinnen hatten ihr dabei geholfen. Fast alle von ihnen kannten das, was Ida gerade durchlebte, aus eigener Erfahrung. In den letzten vier oder

fünf Jahren hatte sie nur noch sehr selten an Sendra und an ihre Familie gedacht.

Gedankenverloren ritt Ida in das Dorf ein. Sie hatte sich entschieden, an diesem Abend nicht mehr zum Haus ihres Vaters weiterzureiten, sondern die Nacht bei Marisa zu verbringen, die sie sicher gerne aufnehmen würde. Die alte Hebamme wartete bestimmt begierig auf Nachrichten aus dem Mutterhaus, und Ida hatte einen ganzen Sack voller Grüße für sie dabei. Sie stieg vor der winzigen Kate aus dem Sattel und klopfte an die Tür. Drinnen bewegte sich jemand. Schnelle Schritte näherten sich. »Ich komme«, rief eine Stimme. »Wer ist es denn? Jella, ist es etwa schon soweit?«

Die Tür öffnete sich, und eine mollige junge Frau mit krausen schwarzen Haaren blickte die große Fremde auf ihrer Schwelle fragend an.

»Ich möchte zu – ist Marisa nicht daheim?«, fragte Ida überrascht. Die junge Frau riss die Augen auf und schüttelte den Kopf.

»Nein, sie ist – ach du liebe Güte – seid Ihr eine Freundin von ihr?« Sie hielt die Tür einladend auf und ließ Ida eintreten. Ida zog automatisch den Kopf ein und folgte der Frau in die Küche.

»Ich bin Nanna«, stellte die Unbekannte sich vor und deutete beinahe schüchtern auf die Küchenbank.

Ida setzte sich und sah Nanna mit wachsendem Unbehagen an.

»Wo ist Marisa? Kommt sie heute noch wieder, oder wurde sie wieder mal in eine der Nachbargemeinden gerufen?«

Nanna ließ sich auf einen Schemel sinken und faltete nervös die Hände. »Es tut mir leid«, sagte sie unglücklich. »Marisa ist im letzten Winter gestorben.«

»Oh«, sagte Ida und verstummte. »Oh nein«, setzte sie leise hinzu und strich zittrig mit der Hand über die samtweiche Oberfläche des alten Holztisches. »Warum hat niemand das Mutterhaus benachrichtigt?«, fragte sie mit brüchiger Stimme.

Nanna sah sie verwirrt an. »Welches Mutterhaus?«, fragte sie verständnislos. »Kommt, Ihr seht ganz bleich aus. Ich mache Euch einen Tee.«

Sie stand geschäftig auf und wandte sich zum Herd. Ida atmete tief ein und wischte etwas Feuchtigkeit aus ihren Augen. Sie war sicher keine enge Freundin der alten Hebamme gewesen, aber als Halbwüchsige hatte sie sehr an ihr gehangen. Es schmerzte sie, dass Marisa gestorben war, ohne ihre Freundinnen aus Tel'krias noch einmal gesehen zu haben.

»War sie krank?«, fragte sie. Nanna drehte sich um, den Wasserkessel in ihrer Hand, und offensichtlich erleichtert, eine Frage gestellt zu bekommen, die sie beantworten konnte.

»Es passierte ganz plötzlich«, sagte sie. »Ich war schon seit einem knappen Jahr hier bei ihr, weil sie meinte, dass sie langsam eine junge Hebamme zu ihrer Unterstützung und als Nachfolgerin brauchen konnte. Sie fing an, ein wenig klapprig zu werden, und wollte sich langsam aus dem Geschäft zurückziehen. Eines Morgens, es war gerade der erste Schnee gefallen, ging sie hinaus, um Holz zu holen. Sie kam nicht wieder. Ich ging ihr nach, weil ich dachte, sie wäre vielleicht gestürzt und hätte sich etwas getan. Und da lag sie neben der Haustür, ganz friedlich. Sie muss einfach umgefallen sein.« Die leise Stimme der jungen Frau verstummte. Sie wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. Ida

nickte nur stumm.

»Ja, dann gehe ich jetzt wohl besser wieder«, sagte sie schwerfällig und erhob sich. Nanna sah sie an und biss sich auf die Unterlippe. Dann schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch, dass es klatschte, und rief: »Jetzt weiß ich es: Ihr seid Adina, richtig? Die Tochter von Lord Joris.«

»Anida«, korrigierte Ida. »Entschuldigt, ich hatte mich nicht vorgestellt.«

»Ich habe etwas für Euch«, sagte Nanna eifrig. »Wartet, ich muss es nur eben holen.« Sie ging ins Nebenzimmer. Ida blieb unschlüssig mitten in der Küche stehen. Der Wasserkessel summt, und sie ging hinüber, um das kochende Wasser auf die bereitstehende Teekanne zu gießen.

»Danke«, sagte Nanna hinter ihr. Sie hielt ihr ein kleines, in Papier gewickeltes Päckchen hin. »Das hier hat Marisa mir gegeben. Sie sagte, Ihr würdet bestimmt eines Tages wieder hierher kommen, und falls sie dann nicht da sein sollte, müsste ich darüber Bescheid wissen und es Euch geben.« Ida nahm es entgegen und sah Nanna fragend an. Die junge Hebamme nahm zwei Becher vom Bord. »Seht es Euch in Ruhe an. Hier ist Euer Tee.«

Ida drehte das leichte Päckchen in der Hand. Dann wickelte sie die sorgsam darumgeschlungene und verknotete Schnur ab und schlug das Papier auseinander. Zwei schmale Ringe und ein zusammengefalteter Briefbogen fielen auf den Tisch. Nanna hatte sich taktvoll abgewandt und sah aus dem Fenster. Ida griff nach den Ringen und betrachtete sie genauer. Sie waren aus feinem verschlungenem Silber. Jeden der beiden identischen Ringe schmückte ein verschnörkeltes, wie eine Blüte geformtes »A«. Ida legte sie beiseite und widmete sich dem Brief.

»Mein liebes Kind«, begann er in der etwas zittrigen Schrift einer alten Hand. »Ich weiß nicht, welche von euch beiden zuerst hierher kommen wird, um diese Ringe abzuholen. Aber ich denke, dass du es sein wirst, Ida, mein Liebes. Wenn du das hier liest, bin ich wahrscheinlich nicht mehr auf dieser Welt. Trauere nicht um mich, ich habe ein langes und glückliches Leben gehabt, und ich wünsche dir und deiner Schwester von ganzem Herzen, dass auch ihr das einmal von euch sagen könnt.

Die beiden Ringe wurden mir bei eurer Geburt von eurer Großmutter gegeben, mit der Bitte, sie euch auszuhändigen, wenn ihr erwachsen seid.

Mögen sie euch immer an eure gute Großmutter erinnern und ein wenig auch an mich, Eure euch liebende Marisa.«

Ida sah von dem Brief auf und trank einen Schluck von ihrem Tee. »Seltsam«, sagte sie zu sich.

»Was ist seltsam?«, fragte die zurückhaltende Nanna und drehte sich zu ihr um. Ida sah sie grübelnd an.

»Was hat Marisa gesagt, wem Ihr dieses Päckchen geben sollt?«, fragte sie. Die junge Hebamme runzelte verwirrt die Stirn.

»Na, Euch. Oder Eurer Schwester, je nachdem, wen ich von Euch zuerst sehen würde«, erwiderte sie ein wenig eingeschnappt. »Warum? Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Nein, nein«, beeilte sich Ida, ihr zu versichern. »Es ist alles ganz in Ordnung. Ich bin Euch sehr dankbar. Aber ich habe mich gewundert, dass Amali in all den Jahren nicht ein

einziges Mal hier gewesen sein soll. Süßer Iovve, Marisa hat doch ihre Kinder entbunden – sie hätte ihr die Ringe doch schon tausendmal geben können!«

»Nein«, sagte Nanna geduldig und ein wenig erstaunt. »Natürlich war Amali oft hier, auch nach Marisas Tod. Nein, ich sollte das Päckchen ausdrücklich Euch geben oder Eurer Zwillingschwester, Adina.«

Ida starrte sie an, als wären ihr plötzlich Flügel gewachsen. »Da müsst Ihr etwas falsch verstanden haben, Nanna. Ich habe keine Zwillingschwester. Amali ist drei Jahre älter als ich.«

Nanna hob die Schultern und entschied sich augenscheinlich dafür, der großen Frau mit den unschicklich kurz geschnittenen Haaren nicht weiter zu widersprechen. »Wie Ihr meint. Hauptsache ist, Ihr habt endlich Euer Eigentum, nicht wahr?«

Ida nickte unzufrieden und erhob sich. »Danke für den Tee«, sagte sie. »Ich mache mich jetzt lieber auf den Weg, ehe es ganz dunkel ist.« Nanna brachte sie zur Tür und sah ihr kopfschüttelnd nach, wie sie davonritt.

Die Nacht war unmerklich auf sanften Flügeln herangekommen, als Ida endlich vor dem Hoftor vom Pferd stieg. Das Tor war geschlossen. Ida zögerte einen Moment lang, bevor sie es öffnete. Sie trat in den Hof, Nebel am Zügel hinter sich führend, und sah sich beinahe ängstlich um. Es schien sich nichts verändert zu haben. Da waren die Ställe, die Viehtränke, der Brunnen, selbst der Misthaufen war noch am selben Platz. Und da stand auch immer noch die alte Buche mitten im Hof. Vielleicht war ihr Stamm ein wenig dicker geworden, aber sie erschien Ida vollkommen unverändert.

In den unteren Fenstern des Hauses schimmerte warm und gelblich das Lampenlicht. Ida tat einen zögernden Schritt darauf zu und hielt inne, von plötzlicher Panik gepackt. Sie umklammerte die Zügel und griff nach dem Steigbügel. Gerade, als sie den Fuß hineinschob, öffnete sich die Haustür, und jemand sah heraus.

»Wer ist da?«, erklang der scharfe Anruf. »Kommt ins Licht, damit ich Euer Gesicht sehen kann.«

Ida rang den Impuls nieder, sich aufs Pferd zu schwingen und aus dem Hof zu galoppieren. Sie drehte sich zu der kleinen, rundlichen Frau in der Tür um.

»Hallo, Tante Ysabet«, sagte sie heiser. »Darf ich einen Moment hereinkommen?«

Die Frau schrie leise auf. Dann fühlte Ida sich von einem Paar weicher Arme umfassen und an einen üppigen Busen herabgezogen, während sie auf die Wangen und auf die Stirn geküsst wurde.

»Ida«, stammelte ihre Tante, während Tränen über ihr rundes Gesicht rollten. »Ida, Kind, lass dich ansehen. Du bist ja richtig erwachsen geworden, ach du meine Güte! Und was hast du bloß mit deinen Haaren gemacht?« Sie zog die überwältigte Ida mit sich ins Haus.

»Mein Pferd«, sagte Ida schwach.

»Egin wird sich darum kümmern. Wieke, lauf, sag Egin, dass er sich tummeln soll. Nun lauf schon, Kind!« Eine großäugig staunende Magd drückte sich an ihnen vorbei und rannte zum Gesindehaus hinüber. Ysabet drückte Ida auf die Bank neben dem Küchenherd und blieb vor ihr stehen, die Hände vor der Brust gefaltet. Ihr Gesicht strahlte vor Freude.

»Du siehst noch genauso aus, wie ich dich in Erinnerung hatte«, sagte Ida. Ysabet schüttelte den Kopf.

»Ich werde nur mit jedem Tag älter und klappriger«, sagte sie fröhlich. »Aber du, Kind, du hast dich verändert. Groß bist du ja schon immer gewesen, aber jetzt ...« Sie sah Ida aus zusammengekniffenen Augen kritisch an. »Du bist viel kräftiger als damals. Ach Kind, wie konntest du nur einfach so fortlaufen! Es war sicher sehr hart für dich bei diesen ...«

»Nein, Tante«, unterbrach Ida sie sanft. »Ich habe es sehr gut gehabt bei meinen Schwestern.« Sie sah das entsetzte Zucken, das über Tante Ysabets rundes Gesicht ging, aber Ysabet erwiderte nichts. Sie setzte sich schwerfällig neben Ida und griff nach ihrer Hand. Ida überließ sie ihr und sah fragend in das halb abgewandte Gesicht ihrer Tante. »Meinst du, ich kann Vater noch eben guten Abend sagen?«, fragte sie unter Herzklopfen. »Er schläft doch bestimmt noch nicht.«

»Ach, Ida«, sagte ihre Tante und begann zu weinen.

Ida umarmte sie erschrocken und fragte: »Was ist denn? Ist er denn immer noch so böse auf mich? Tante Ysa, sag mir doch bitte, was du hast!«

Die rundliche Frau wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen trocken und lächelte Ida an. »Ich bin eine dumme alte Frau«, sagte sie weich. »Nein, Ida, ich denke nicht, dass wir deinen Vater heute noch stören sollten. Wir werden uns ein wenig zusammensetzen und erzählen, und dann mache ich dir dein Bett. Du siehst müde aus. Möchtest du etwas essen?«

Ida überließ sich widerspruchslos Ysabets Fürsorge. Es stimmte, sie war wirklich müde, sie spürte alle ihre Knochen, und ihre Glieder waren bleischwer. Sie erzählte Tante Ysabet ein wenig von der Gilde und gab ihr einen kurzen, sorgfältig bereinigten Abriss ihres eigenen Werdegangs – nicht alles, womit sie ihre letzten Jahre verbracht hatte, würde die Billigung der Tante finden. Ysabet hörte nickend und mit kleinen Lauten des Erstaunens zu. Dann klopfte sie energisch mit ihren Knöcheln auf den Tisch und sagte: »Ab ins Bett mit dir, Fräulein! Ich brauche meinen Schlaf, und du auch. Morgen ist ein neuer Tag.« Ida schmunzelte verhalten. Wie oft hatte sie das von ihrer Tante zu hören bekommen.

»Wo ist eigentlich Albi?«, fragte sie neugierig, während Ysabet ihr das Lager in ihrem alten Zimmer bereitete. Die Tante beugte sich tief über das Bett und steckte sorgfältig das Laken fest.

»So, du wirst schlafen wie ein Mäuschen«, sagte sie munter. »Und morgen werden wir Amali und ihre Kleinen besuchen. Sie hat jetzt fünf Kinder, stell dir vor! Drei Mädchen und zwei kräftige kleine Jungen.« Ihre Augen wichen Idas forschendem Blick aus.

»Also gut«, sagte Ida geduldig. Sie küsste ihre Tante auf die weiche Wange. »Bis morgen dann, Tante Ysabet. Aber morgen wirst du mir erzählen müssen, was hier los ist.«

Die Tante presste die Lippen zusammen und sah aus, als würde sie wieder anfangen zu weinen. Aber sie nickte nur und wünschte Ida eine gute Nacht, ehe sie hinausging und die Tür leise hinter sich schloss.

Ida blieb noch einen Moment mitten in der Kammer stehen und fragte sich, was ihre sonst so unerschütterliche Tante derart aus der Fassung bringen mochte. Dann seufzte

sie halb ärgerlich, halb gerührt und ging zum Fenster. Zumindest hatte dieser Empfang sich sehr angenehm von dem unterschieden, den sie sich in ihren verzagteren Momenten ausgemalt hatte. Sie öffnete das Fenster weit und setzte sich für einige tiefe Atemzüge auf die Fensterbank. Der Garten lag still und dunkel unter ihr. Es duftete betäubend süß nach Rosen. Ida beugte sich weit hinaus und strengte ihre Augen an. Tanzten dort Funken in der nächtlichen Luft? Sie rief leise: »Fiamma!«, aber niemand antwortete. Über sich selbst lächelnd rutschte sie vom Fensterbrett und ging zu Bett.

Ida wurde von den altvertrauten, fast vergessenen Geräuschen des erwachenden Hauses geweckt. Ein misstönend krähender Hahn begrüßte die aufgehende Sonne, und aus der Küche klang das leise Schelten ihrer Tante herauf.

Ida reckte sich und sprang aus dem Bett. Sie tappte auf bloßen Füßen zum Fenster und stieß die Läden weit auf. Sich hinausbeugend, sog sie tief die frische, noch kühle Luft der Morgendämmerung ein, die nach feuchtem Gras und Sommer schmeckte, und stieß sie in einem langen Atemstoß wieder aus. Die alten Apfelbäume standen dicht belaubt und voller reifender Früchte, und im dunklen Grün der Johannisbeersträucher blitzte es rot. Ida kam es vor, als wäre sie niemals fortgewesen. Sie zog sich an und sprang die Treppe hinunter.

Erst jetzt, im Licht des Morgens, fielen ihr die vielen weißen Strähnen in Ysabets Haar auf, und die Falten und Kerben, die ihr einst so glattes Gesicht durchzogen. Sie umarmte ihre Tante, die mit mehlbestäubten Armen vor ihr in der heißen Küche stand, und stibitzte sich einen der Wecken, die zum Abkühlen auf dem langen Holztisch lagen.

Ysabet klappte ihr auf die Finger und schimpfte: »Wirst du wohl bis zum Frühstück warten, du ungezogenes Kind?« Ida warf den heißen Wecken von einer Hand in die andere und tänzelte lachend beiseite. Sie hockte sich mit angezogenen Beinen auf die Eckbank und sah zu, wie Ysabet und die Küchenmagd ein weiteres Blech mit dem duftenden Backwerk aus dem riesigen gemauerten Herd zogen. Vergnügt brach Ida den knusprig braunen, dampfenden Wecken auseinander und roch an seinem weißen, lockeren Inneren. Sie langte über den Tisch und zog sich die Butter heran, die goldgelb in der Sonne leuchtete.

»Du verdirbst dir noch mal den Magen«, brummelte Ysabet und lächelte sie an. Dann wandte sie sich an die Magd: »Mach dem Herrn sein Frühstückstablett fertig, Wieke.« Sie drehte sich, die Hände an der Schürze abtrocknend, zu Ida um und bedeutete ihr wortlos, mit ihr die Küche zu verlassen. Ida faltete neugierig ihre langen Glieder auseinander und folgte Ysabet hinaus in den Küchengarten. Ihre Tante blieb einen Moment lang unschlüssig an der Tür stehen und setzte sich dann auf die kleine Bank, die unter dem Fenster stand.

»Komm her zu mir, Kind. Ich denke, ich muss dir noch die eine oder andere Sache erklären, ehe du deinen Vater aufsuchst.«

Ida ließ sich neben ihr nieder und sah sie aufmerksam an. Sie hatte Ysabets gestriges Verhalten der Aufregung über ihr plötzliches Erscheinen zugeschrieben und nicht weiter darüber nachgedacht. Aber jetzt sah sie die Schatten, die auf dem freundlichen runden Gesicht ihrer Tante lagen, und begann sich vor dem zu ängstigen, was sie nun hören würde.

»Es gibt wohl keinen Weg, es dir schonend beizubringen.« Ysabet sah Ida mütterlich und besorgt an. »Du weißt, dass dein Vater sich damals schrecklich darüber aufgeregt hat, dass du fortgelaufen bist. Er war sehr traurig und sehr besorgt um dich – und sehr, sehr wütend.« Sie lächelte schwach. »Er hat sich davon erholt, obwohl ich mir eine

Zeitlang große Sorgen um ihn gemacht habe. Aber er weigerte sich, dir eine Nachricht zu schicken, dass er dir vergibt, obwohl ich sicher bin, dass er es schließlich noch getan hätte.« Sie stockte, und ihr Gesicht verzog sich ein wenig. »Dann, als wir alle dachten, es wäre ausgestanden, und das Leben hier endlich wieder begann, seinen ruhigen, geregelten Gang zu gehen, verschwand dein Bruder.«

Ida tat einen entsetzten Ausruf. Ysabet hob eine mollige Hand und erzählte auf ihre schwerfällige Art weiter: »Er war rücksichtsvoller als du, denn er hinterließ uns zumindest eine Nachricht. Er schrieb, Magister Ugo sei nicht mehr in der Lage, ihn etwas Neues zu lehren. Er habe einen neuen Meister gefunden, dem er nun folgen werde, damit er in seinen Studien weiterkomme. Kein Wort davon, dass es ihm leid tut, deinen Vater so zu verletzen, nichts davon, mit wem er fortgeht und wohin, und ob er überhaupt vorhat, jemals wiederzukommen. Nein, nur die dürre Nachricht, dass er Sendra verlässt. Wir haben natürlich diesen Hexer befragt, aber der schien genauso überrascht zu sein wie wir.« Sie kniff die Lippen zusammen. »Obwohl ich sagen muss, ich glaube, dass dieser graue Uhu uns nicht alles gesagt hat, was er weiß. Diese Zauberer sind ein verschlagenes, hinterhältiges Volk.«

»Habt ihr Tante Ylenia um Hilfe gebeten?«, fragte Ida ruhig. Ysabet hob in einer resignierten Geste die Hände und ließ sie kraftlos wieder in den Schoß sinken.

»Natürlich haben wir das. Ach, Kind, was wir nicht alles getan haben! Dein Vater war außer sich. Sein Erbe, sein einziger geliebter Sohn! Er war wochenlang wie von Sinnen. Deshalb ist das Unglück auch nur passiert, da bin ich mir ganz sicher ...« Sie brach in Tränen aus. Ida war es eiskalt geworden vor Schreck. Sanft nahm sie die Hände ihrer Tante in die ihren.

»Was ist passiert, Tante Ysa?«, fragte sie leise. Ysabet sah sie aus schwimmenden Augen an und kämpfte um ihre Fassung.

»Dein Vater ist ausgeritten zur Jagd. Du weißt, wie leidenschaftlich er immer gejagt hat, es war ja beinahe das Einzige, was ihm immer Freude gemacht hat, ganz gleich, welcher Kummer ihn bedrückte. Er ritt früh aus und nahm nur einige Knechte mit.« Sie schniefte jämmerlich und wischte sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. »Sie brachten ihn mittags zurück. Sein Pferd war nach einem Sprung über ein Hindernis böse gestürzt. Das war vor fünf Jahren. Er hat seitdem das Bett nicht mehr verlassen können, sein Rücken und seine Beine ...« Ihre Stimme versagte, und sie schlug die Hände vor das Gesicht.

Ida nahm sie in die Arme und wiegte sie, wie Ysabet sie als Kind gewiegt hatte. »Warum hast du mir nicht geschrieben? Ich wäre doch sofort zurückgekommen, wenn ich davon gewusst hätte.«

Ysabet putzte sich die Nase. »Joris wollte es nicht«, gab sie zu. »Er sagte, seine Kinder hätten entschieden, ihn zu verlassen, und das wäre nicht mehr zu ändern. Du weißt doch, wie starrköpfig er sein kann, Kind. Du bist doch ganz genauso.« Sie seufzte und sah nach unten, um Idas vorwurfsvollem Blick zu entgehen.

»Die Kinder deiner Schwester haben ihm sehr viel Freude bereitet«, setzte sie gedankenverloren hinzu. »Ich glaube, seine Enkel sind jetzt das Einzige, was ihn noch am Leben hält.« Sie putzte sich energisch die Nase und stand auf. »Komm jetzt, Ida. Bring

deinem Vater sein Frühstück.«

Ida stand einige Atemzüge lang vor der geschlossenen Tür zum Zimmer ihres Vaters. Sie hielt das Tablett mit Tee und frischem Backwerk in den Händen und spürte, wie sie leise bebten. Dann schloss sie die Augen, sandte ein Stoßgebet zu den Schöpfern und verlagerte das Tablett auf eine Hand, um anzuklopfen.

»Ja doch, herein«, erklang es brummig von drinnen. »Mach doch nicht immer so ein Getue, Ysabet.«

Ida drückte die Tür mit dem Fuß auf und schob sich mit dem Tablett hindurch. Joris lehnte aufrecht mit etlichen Kissen im Rücken in seinem Bett und blickte aus dem Fenster. Ida blieb einen Moment lang stehen und sah ihn an. Sein schütteres Haar leuchtete weiß in der Sonne. Die ehemals so breiten und starken Schultern hatten sich kraftlos gerundet, und die Umrisse seiner nutzlos gewordenen Beine zeichneten sich wie ein Paar dürrer Stöcke unter der Decke ab und bildeten einen grotesken Gegensatz zu seinem schweren Leib.

»Steh da nicht so an der Tür herum«, knurrte er. »Du wirst auf deine alten Tage wohl noch närrisch, Weib?«

Ida trat wortlos ans Bett und stellte das Tablett auf dem niedrigen Tischchen ab. Joris hatte sich immer noch nicht zu ihr umgedreht, aber von hier aus konnte sie sein Gesicht sehen. Es war von tiefen, bitteren Falten durchzogen und zeigte nichts als den heftigen Groll, den er dem Geschick zollte. Einzig seine hellen Augen schienen etwas von der Trauer zu verraten, die in seinem Gemüt wohnte, und das wohl schon seit Jahren.

Ida tat einen zitterigen Atemzug. Joris wandte erstaunt den Kopf. Seine Augen weiteten sich, und die scharfen Falten um seinen Mund wurden tiefer, doch er sagte kein Wort. Er musterte Ida wie einen fremden Eindringling, den er in seinem Zimmer überrascht hatte, kalt und ohne ein Zeichen von Zuneigung. Ida ließ die Musterung über sich ergehen, ohne zu blinzeln. Die Sekunden dehnten sich unerträglich, bis sie schließlich nervös mit den Augen zuckte. Joris hielt ihren Blick noch einen Lidschlag länger fest, dann wandte er sich wieder ab und sah aus dem Fenster. »Was willst du hier?«, fragte er gleichgültig.

»Vater«, sagte Ida hilflos.

Er regte sich nicht. Sein abgewandtes Gesicht war eine teilnahmslose, starre Maske uralten Zorns, der im Laufe der Zeit schal und kalt geworden war. Ida wusste nicht, was sie zu ihm sagen sollte. Sie hockte sich auf einen Schemel, der neben dem Bett stand, und blickte stumm auf den kranken Mann. Seine Hände bewegten sich unruhig auf der Decke, zupften daran, strichen sie wieder glatt, die einzigen Zeichen, dass er ihre Anwesenheit zur Kenntnis nahm und dass sie ihn trotz aller zur Schau gestellten Gleichgültigkeit in Aufregung versetzte.

»Vater, es tut mir leid«, sagte Ida mit aller Festigkeit, die ihr zur Verfügung stand. »Ich hätte nicht einfach so davonlaufen dürfen, das stimmt. Aber ich war noch sehr jung und sehr hilflos. Ich wusste damals nur, dass du mir niemals erlauben würdest, den Weg zu gehen, den ich gewählt hatte.« Er würdigte sie immer noch keines Blickes und keiner Reaktion, aber sie sprach dennoch weiter.

»Ich werde fortgehen und niemals zurückkehren, wenn du das wünschst. Ich möchte dir nur sagen, dass ich dich immer geliebt habe. Ich habe nicht gewusst, was hier geschehen

ist. Ich hätte dich nicht allein gelassen, wenn ich es gewusst hätte, bitte glaube mir. Ihr habt mir nie geschrieben, wie es euch geht ...« Ihre Stimme versagte. Sie stand hastig auf. »Ich wünschte, ich hätte dir helfen können. Leb wohl.« Sie wartete eine Sekunde lang und wandte sich dann zur Tür.

»Ida«, erklang seine knarrende Stimme. Sie drehte sich ungläubig um, die Hand auf dem Türknauf. Er hatte sich nicht geregt, aber sie hatte sich doch nicht eingebildet, seine Stimme gehört zu haben.

»Vater?«, fragte sie unsicher und ging zurück zum Bett. Joris starrte noch immer zum Fenster hinaus. Sein Blick war blind geworden, und auf seinen Wangen glänzte es feucht.

»Du siehst aus wie ein Mann«, sagte er heiser, ohne sie anzusehen. »Du trägst Männerkleider, und dein Haar ist kurz wie das eines Mannes. Deine Schwester ist ihrem Gatten eine gute Ehefrau, sie hat ihm Kinder geboren. Sie macht ihm und mir Ehre. Was bist du, Ida?«

Ida ballte die Hände. »Ich bin eine Frau«, sagte sie ruhig. »Ich mag mich anders kleiden als Amali oder Ysabet. In vielem lebe ich mein Leben sicherlich anders als sie, aber dennoch bin ich eine Frau, Vater. Ich bin deine Tochter, Erinnerst du dich an mich?« Eine gewisse Schärfe schwang in ihrer Stimme mit, die sie vergeblich zu unterdrücken suchte.

Joris mied immer noch ihren Blick. »Wahrscheinlich tust du auch Arbeit wie ein Mann, trägst eine Waffe, treibst dich überall herum und liegst des Nachts bei einer Frau, hm? Was willst du hier, warum bist du zurückgekommen?« Auch seine knarrende Stimme hatte sich vorwurfsvoll erhoben. Ida zuckte leicht zusammen.

»Vater«, sagte sie leise. »Wenn ich sage, es tut mir leid, dass ich davongelaufen bin, so heißt das nicht, dass ich es bereue. Meine Entscheidung war richtig. Ich würde sie heute genauso treffen wie damals.« Sie zögerte. »Aber ich würde mich nicht mehr bei Nacht und Nebel davonstehlen«, setzte sie hinzu. »Ich würde dich bitten, mich gehen zu lassen.«

Er wandte ihr erstmals sein Gesicht direkt zu. Die Feuchtigkeit, die sie eben noch in seinen Augen gesehen hatte, war spurlos verschwunden, und ein kalter, harter Glanz war an ihre Stelle getreten. »Ich hätte dich totgeschlagen, wenn du das getan hättest«, sagte er flüsternd. »Lieber hätte ich dich tot von meinen eigenen Händen zu meinen Füßen gesehen, als jetzt das Monstrum ansehen zu müssen, das du aus dir gemacht hast ...«

»Vater!«, schrie Ida entsetzt auf und griff nach seiner Hand. Seine kalten Finger zuckten heftig, als wollte er sie zurückziehen, aber dann lagen sie still in ihrem Griff. Er hatte sein Gesicht von ihr so weit abgewandt, wie er nur konnte. Sie sah, wie seine Kiefer mahlten, und hörte seine schweren Atemzüge.

»Vater«, sagte Ida mühsam nach einer Weile, die sie gebraucht hatte, um sich zu fassen. »Ich glaube, dass du nicht wirklich meinst, was du gesagt hast. Ich glaube, dass du krank und enttäuscht und wütend bist. Nicht nur auf mich. Wenn es irgendetwas gibt, was ich für dich tun kann ...«

»Ja«, unterbrach er sie schroff. »Du kannst gehen, Ida. Geh, befreie mich von deinem unnatürlichen Anblick. Solltest du jemals wieder zur Vernunft kommen und dich kleiden und betragen, wie es sich für die Tochter eines Lords ziemt, dann kannst du meinetwegen

wieder hierher kommen. Aber bis dahin ...«

Ida sprang auf und stürmte zur Tür. Sie blieb noch einmal stehen und sagte tonlos, ohne zurückzublicken: »Dann werden wir uns wohl nicht mehr sehen. Leb wohl.« Sie schloss die Tür hinter sich und lehnte sich kraftlos dagegen. Ihre Knie waren weich geworden, und sie brauchte einige Minuten, um sich zu fassen.

Ysabet sah ihr Gesicht und eilte voller Mitgefühl zu ihr hin. Sie zog Ida in ihre Arme. Ida verbarg ihr Gesicht an ihrer Schulter und biss ihre Zähne so hart aufeinander, dass sie knirschten. Sie wollte nicht weinen. Sie hatte im Mutterhaus geweint, damals, als sie glaubte, nie mehr nach Hause zurückkehren zu können. Sie hatte es gewusst, sie hatte damit gerechnet, dass er sie hinauswerfen würde. Warum tat es also immer noch weh?

»Er meint es nicht so«, murmelte Ysabet beschwörend und strich hilflos über Idas verkrampfte Schultern. »Er ist krank, er weiß nicht, was er sagt. Er meint es nicht so, Kind, glaube mir!«

Ida hob ihren Kopf, die Augen so trocken wie das sandige Bett des Weidenflusses im Hochsommer. »Oh, doch, Tante Ysabet. Er hat jedes Wort genau so gemeint, wie er es gesagt hat. Ich werde tun, was er wünscht, ich werde euch von meiner verhassten Gegenwart befreien. Ich reise sofort wieder ab, Tante.«

Ysabet jammerte wortlos und rang die Hände. Ihr rundes Gesicht sah plötzlich alt und eingefallen aus. »Ida, um meinetwillen, tu das nicht. Kind, ich bitte dich, sei ein einziges Mal nicht bockig und stur. Vergib deinem Vater. Es ist der Schreck darüber, dass du so plötzlich wieder hier erschienen bist, der ihn so hartherzig macht. Du weißt, dass er dich liebt!«

Ida schüttelte unwillig den Kopf. Ysabet klammerte sich an ihre Hände und flehte: »Du bist doch die Einzige, die uns helfen kann. Wenn du es nicht tust, wird dein Vater an seinem Gram sterben, das ist gewiss. Ida, ich bitte dich!«

Ida starrte sie finster an. »Wie sollte ich euch helfen können?«, fragte sie ungehalten. Ysabet seufzte erleichtert, als hätte Ida schon eingewilligt. »Albuin«, sagte sie. »Jemand muss ihn finden und zurückbringen. Dein Vater würde dich niemals darum bitten, dazu ist er zu stolz – und viel zu bockig und stur!« Sie versuchte ein zittriges Lächeln, aber Idas Miene ließ sich nicht erweichen.

»Ich bin sicher, dass dieser Uhu von Magister etwas über Albuins Verbleib weiß«, fuhr Ysabet hastig fort. »Dein Vater hat ihn damals nicht allzu zartfühlend befragt. Die beiden haben sich schrecklich beschimpft. Er hätte es niemandem mehr verraten, nicht, nachdem dein Vater ihn so angebrüllt und beleidigt hat. Aber jetzt, nach dieser ganzen Zeit, und wenn du es bist, die ihn fragt ...« Sie sah Ida hoffnungsvoll an.

Ida seufzte. Sie sah das Gesicht der Gildenmeisterin vor sich. Was sollte sie Catriona sagen? Meine Tante hat mich um meine Hilfe gebeten, und ich habe ihr geraten, sich damit an die Schöpfer zu wenden?

»Tante Ysa«, sagte sie sanft. »Ich kann unmöglich auf der Suche nach meinem Bruder das ganze Land durchkämmen. Aber ich werde zumindest Magister Ugo aufsuchen, das verspreche ich dir. Falls er mir mehr als euch damals dazu sagen kann, werde ich der Fährte auch folgen. Aber das Ganze ist jetzt schon einige Jahre her, und ich kann mir kaum vorstellen, dass ich Albis Spur noch finden werde. Außerdem bin ich selbst auf der

Suche nach jemanden, und das ist überaus wichtig für mich. Ihr, Vater und du, solltet euch damit abfinden, dass Albi fort ist. Er war nie glücklich hier, das weißt du.«

Ysabet nickte traurig. »Es ist ja auch nicht so, dass es hier nicht ohne ihn ginge. Amalis Mann, der liebe Eiliko, kümmert sich um alles. Er ist inzwischen wie ein Sohn für Joris. Und dennoch ...« Sie verstummte.

Ida tätschelte ihre Schulter. »Ich gehe zu Ugo«, versprach sie. »Aber vorher würde ich gerne ein wenig durch den Garten spazieren. Ich war so elend lange fort, und wer weiß, ob ich all das hier jemals wieder sehen werde.« Ihre Stimme klang bitter, und ihre Tante sah sie hilflos an.

»Geh nur, Kind. Und, Ida«, sie hob energisch das Kinn, »solange ich lebe, wirst du hier immer willkommen sein. Und wenn dein Vater deswegen platzt!«

Ida musste wider Willen lächeln. Sie beugte sich zu ihrer Tante hinunter und küsste sie auf die weiche Wange. »Danke, Tante Ysa«, sagte sie sanft. »Das bedeutet mir sehr viel.« Ysabet nickte nur und schickte sie mit einem Klaps hinaus. Als Ida die Küchentür hinter sich schloss, hörte sie ihre Tante schon wieder mit der Magd zanken, weil sie vergessen hatte, das letzte Blech mit Wecken rechtzeitig aus dem Ofen zu nehmen.

Ida ging langsam durch den alten Obstgarten und atmete tief den betäubenden Duft all der reifenden Früchte ein. Das hier war für sie der Geruch des Sommers. In Nortenne roch es im Sommer nach Tang und heißem Staub, nach Fisch und Salz und Teer. Sie hatte sich mit den Jahren daran gewöhnt, dennoch vermisste sie jedes Jahr aufs Neue die grüne Pracht, die Sendra ihrer Nase und ihren Augen zu bieten hatte. Sie setzte sich auf die alte, zerfallende Mauer des Gartens und schloss die Augen. Was auch immer letztlich Albuin bewogen haben mochte, seine Heimat zu verlassen, sie wusste, dass keine Macht der Welt ihn zurückbringen würde. Er hatte sich entschieden, und sein Schädel war nicht weniger hart als der ihre. Aber vielleicht, wenn sie ihn denn finden sollte, konnte sie ihn dazu bewegen, ihren Vater wenigstens noch einmal zu besuchen. Ob Joris wohl seinen Sohn ebenso harsch zurückweisen würde, wie er es mit ihr getan hatte? Ida seufzte.

»Was machst du für ein aschiges Gesicht an so einem schönen Tag?«, fragte eine helle Stimme. Schwacher Brandgeruch drang in Idas Nase. Sie schlug erschreckt die Augen auf und blickte sich um. Fiamma Feuernorn hockte neben ihr auf der Mauer, die Füße ordentlich nebeneinandergestellt und die Hände sittsam im Schoß gefaltet. Ida starrte sie ungläubig an.

»Du siehst noch ganz genauso aus wie vor zehn Jahren«, sagte sie beinahe vorwurfsvoll. Fiamma kicherte und legte den Kopf schief.

»Du nicht«, entgegnete sie. »Ihr Menschen verändert euch aber wirklich schnell. Bist du jetzt schon richtig alt?«

Ida lachte. »Nein, noch nicht ganz, auch wenn ich mich manchmal so fühle.« Sie sah auf die winzige Feuerelfe hinunter. »Wie ist es dir ergangen, Fi? Warst du die ganze Zeit über hier?«

Fiamma sah sie verständnislos aus ihren riesigen, flammenfarbenen Augen an. »Was meinst du damit, ›die ganze Zeit‹? Ich bin doch immer hier, wo hätte ich denn sonst sein sollen? Du warst ein paar Tage weg, nicht? Hast du deine andere Tante besucht?«

Jetzt war es Ida, die verständnislos dreinsah. »Fi, ich war ganze zehn Jahre von hier

fort. Das musst du doch bemerkt haben.«

Fiamma blinzelte nur ein wenig verdutzt. »Schau mal, was ich inzwischen gelernt habe«, sagte sie so eifrig und sprunghaft wie immer. Sie schloss die Augen und holte tief Luft, dass ihre kleine Brust sich aufblähte. Die Luft schien sich zu erhitzen und begann zu flimmern. Fiammas Umrisse verschwammen und dehnten sich aus. Ida sah gebannt zu, wie die Feuerelfe in die Höhe schoss. Ein lautes Schnaufen verriet, dass sie die angestaute Luft aus ihren Lungen entließ. Die zitternde, wabernde Luft beruhigte sich. Eine zierliche kleine Frau saß neben Ida und strahlte sie aus lothfarbenen Augen an.

»Fiamma«, stotterte Ida verblüfft. »Wie geht das, wie hast du das gemacht?«

Die Elfe wedelte unbestimmt mit der Hand und blies die Backen auf. »Oh, das können doch alle«, antwortete sie. »Aber schau mal, du kannst mich jetzt sogar anfassen. Ich bin ganz kalt!«

Ida streckte vorsichtig die Hand aus und berührte Fiamma am Handgelenk. Es stimmte, die Feuerelfe hatte nahezu menschliche Temperatur. Fiamma strahlte sie zufrieden an. »Ich kann jetzt bloß nicht mehr fliegen«, sagte sie. »Dazu bin ich zu abgekühlt.« Sie runzelte die Stirn. »Und wahrscheinlich auch zu schwer«, setzte sie nachdenklich hinzu. Sie drehte eine Locke ihres flammroten Haars um einen Zeigefinger, steckte sie in den Mund und kaute darauf herum, während sie über die Frage ernstlich nachzugrübeln schien.

Ida blickte die Elfe an und begann zu lachen. »Fi, du hast dich wirklich nicht verändert.«

Sie beugte sich zu der Elfe hinüber und nahm sie in den Arm, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben, der von der Elfe schüchtern erwidert wurde.

»Ich muss wieder zurück«, erklärte sie dann ein wenig atemlos. »Ich kühle sonst zu sehr ab. Ich hatte die Temperaturregelung noch nie besonders gut im Griff, wie du weißt.« Ida schmunzelte und sah zu, wie die Feuerelfe wieder zu ihrer normalen Größe schrumpfte und ihre Flügel aufflammen ließ. Sie schwirrte in die Höhe und kreiste übermütig um Idas Kopf.

»Ich muss nach Hause, ich habe Küchendienst«, rief das klare Stimmchen. »Bis dann, Ida.« Ida sah Fiamma nach, wie sie davonflog, und fühlte sich plötzlich wieder richtig zu Hause.

»Ida«, erklang es noch schwach aus der Ferne, »meine Mutti hat etwas für dich, ein Geschenk. Sehen wir uns morgen?«

Ida rief eine bestätigende Antwort und rutschte entschlossen von der Mauer. Auf in den Kampf mit Magister Ugo. Je eher sie das hinter sich brachte, desto schneller konnte sie sich auf die Suche nach Simon machen.

Die kleine Kate, in der der Dorfmagier hauste, hatte ein tief gezogenes Strohdach, das beinahe bis auf den Boden reichte. Es war zu einem großen Teil von üppigem Grün überwuchert, aus dem große, sonnengelbe Blüten herauschauten. Es sah aus, als trüge die Kate ein groß gepunktetes, verrutschtes Kopftuch und blinzele fröhlich und etwas schief darunter hervor.

Ida lächelte unwillkürlich und pochte leise an die altersdunkle Tür. Sie wartete eine Weile und klopfte wieder. Drinnen raschelte etwas und huschte über den Boden. »Mäuse«, dachte Ida erheitert. Die Türangeln knarrten, und die Tür öffnete sich einen Spalt breit für

ein dunkles, tränendes Auge, das sie misstrauisch anblinzelte.

»Ja?«, krächzte eine Stimme. »Was gibt es?«

Ida unterdrückte ein Lachen und fragte: »Darf ich einen Moment zu Euch hineinkommen, Magister? Ich brauche Eure Hilfe.«

Der alte Mann knurrte unwillig, aber er schob die Tür weiter auf. Ida zwängte sich durch den Spalt und blieb kurz stehen, um ihre Augen nach dem hellen Glanz des Sommermorgens an das Dämmerlicht zu gewöhnen.

Magister Ugo schloss die Tür hinter ihr und schlurfte auf seinen dünnen Beinen über den schmutzigen Lehm Boden zum Kamin. Der Stickigkeit zum Trotz, die in der winzigen Kate mit den kleinen, fest geschlossenen Fenstern herrschte, entfachte er ein hoch loderndes Feuer und hängte den Wasserkessel darüber. Dann ließ er sich ächzend auf sein ungemachtes Lager nieder und fuhr sich durch das gefurchte Gesicht und sein strähniges Haar. Ida stand geduldig mitten im Raum und ließ ihn erst einmal wach werden.

Er gähnte herzhaft. Ida musste die Kiefer zusammenbeißen, um sich nicht von ihm anstecken zu lassen. Dann wischte er sich die tränenden Augen und sah zu Ida auf.

»Setzt Euch um der Schöpfer willen irgendwo hin«, sagte er unwirsch. »Ich hole mir ja einen steifen Hals, wenn ich an Euch Bohnenstange hochsehen muss.«

Ida grinste und zog sich einen Schemel heran. Der alte Mann kam schwerfällig auf die Füße und begann, mit einigen verbeulten Dosen und nicht allzu sauberem Geschirr herumzuhantieren. Ida betrachtete seine gebeugte Gestalt, die schmalen Schultern und den langen, faltigen und graustoppeligen Hals, der aus einem schmutzigen und ungeschickt geflickten Nachthemd ragte, und fand den Magier alles in allem nicht besonders beeindruckend.

Er bereitete schweigend Tee und füllte ihn in zwei angeschlagene Becher, von denen er einen wortlos Ida reichte. Sie nahm ihn dankend entgegen und blickte etwas besorgt auf den bräunlichen Rand des Bechers, ehe sie mit Todesverachtung einen Schluck von dem heißen Gebräu herunterzwang. Magister Ugo hatte sich wieder auf sein Bett gesetzt und beobachtete sie, während er trank. Der Blick seiner alten Augen war nun von erschreckender Wachheit, und Ida bemühte sich, ihn angemessen zu erwidern.

»Ich kenne Euch doch. Ihr seid das unvernünftige Mädchen, das seiner Familie damals solche Schande bereitet hat, hm?«, fragte er unvermittelt. Ida zog die Brauen zusammen. Er hob einen seiner Mundwinkel, was dem unrasierten Gesicht einen spöttischen Ausdruck verlieh, und kratzte ausgiebig über seine rosige Kopfhaut, die durch das schütterere Haar schimmerte. »Was treibt Euch wieder hierher?«, fuhr er fort und faltete wieder seine Finger um den Becher. »Ich dachte, Ihr hättet damals nicht schnell genug von hier wegkommen können, genau wie Euer Bruder.« Bitterkeit schwang in seiner Stimme mit. Er trank hastig einen Schluck von seinem Tee, als er bemerkte, dass es Ida nicht entgangen war.

Ida setzte den klebrigen Becher, aus dem sie nach dem ersten gallebitteren Schluck nicht mehr getrunken hatte, vorsichtig ab und beugte sich vor. »Ich bin hier, weil ich Euch nach meinem Bruder fragen wollte.«

Der alte Magier zuckte mit den faltigen Lidern, aber er erwiderte nichts. Der scharfe Blick wurde nur noch etwas wacher.

»Ich wüsste gerne, wo Albi hingegangen ist.«

Ugo zuckte gleichgültig mit seinen mageren Schultern und stand auf, um sich einen weiteren Becher von dem ungenießbaren Gebräu zu holen. »Er hat es mir nicht verraten. Das habe ich damals doch schon Eurem liebenswürdigen Herrn Vater gesagt.«

Ida sah ihn unverwandt an. Er blinzelte wieder wie ein Uhu und trank. Sein Adamsapfel hüpfte an dem mageren Hals auf und ab. »Ich glaube, dass Ihr meinem Vater nicht alles gesagt habt«, bemerkte Ida freundlich. »Ich kenne ihn zu gut, wenn er wütend ist. Er hört dann ohnehin nicht zu, weil er viel zu sehr damit beschäftigt ist, andere zu beschimpfen.«

Ein winziges Lächeln glitt über das Gesicht des alten Mannes. »Nun ja, wir haben uns ein wenig angebrüllt. Ich hatte danach wirklich keine große Lust mehr, ihm behilflich zu sein, selbst wenn ich es gekonnt hätte.«

»Hättet Ihr ihm denn helfen können? Seht, Magister, ich will Euch nichts Böses. Aber ich möchte meiner Tante Ysabet helfen. Sie ist außer sich vor Sorge und Kummer, und sie ist eine wirklich gute Seele. Wenn ich nur irgendetwas wüsste, womit ich sie beruhigen könnte ...« Ida ließ ihre Stimme aufmunternd verklingen und wartete.

Magister Ugo saß da und dachte nach. Er hatte die Augen zu Schlitzeln zusammengekniffen und betastete gedankenlos seine schnabelartige Nase. »Also meinetwegen«, sagte er schließlich. »Immerhin habt Ihr mir nichts getan und könnt auch nichts für das Benehmen Eures Vaters.« Er stand auf und ging zu einer Holzlade hinüber, die in der Ecke des Raumes stand. Er klappte den Deckel auf und wühlte murmelnd darin herum. Endlich drehte er sich zu Ida um, die ihn gespannt beobachtet hatte, und drückte ihr einen zusammengefalteten Bogen Papier in die Hand.

»Er wusste, dass Ihr eines Tages hier auftauchen würdet«, erklärte er beinahe vergnügt. »So ein kluger Junge, dieser Albuin. Nur schade, dass ich ihm nicht mehr genügt habe als Lehrer.«

Ida entfaltete das brüchig gewordene Papier und blickte mit Staunen auf die Anrede: Kleine neugierige Ida, stand da zu lesen. Ich dachte mir, dass du deine Nase nicht aus meinen Angelegenheiten heraushalten kannst. Wer hat es dir aufgetragen? Unsere Tante, denke ich. Vater dürfte dasitzen und vor sich hingrollen, wie ich ihn kenne.

Also, da ich dich ja anders nicht loswerde, sollst du erfahren, was dein unartiger Bruder plant. Wie Magister Ugo dir sicher schon berichtet hat – ist der alte Uhu immer noch beleidigt? –, habe ich mich entschieden, mir einen mächtigeren Meister zu suchen. Ich habe schließlich nicht vor, mein Leben als mittelmäßiger Dorfzauberer zu beschließen. Wie du weißt, habe ich einen gewissen Ehrgeiz.

Ich gehe mit Simon nach Westen. Du staunst? Ja, liebes Schwesterherz, der gute alte Simon ist wieder hier erschienen. Er hat sich sehr vorsichtig umgesehen, ob Vater ihm hinter irgendeiner Ecke auflauert, und sich bei mir sehr eingehend nach dir erkundigt. Sag, Ida, hast du mir da etwa einige interessante Details verschwiegen? Du solltest dich wirklich schämen.

Simon war bitter enttäuscht, dich an die Gildenweiber verloren zu haben. Aber da sich nun seine Pläne geändert hatten und er nichts Besseres zu tun hatte, war er bereit, mir meinen damaligen Streich zu verzeihen und mich auf meiner Reise zu begleiten.

Du siehst, ich bin in den besten Händen. Vielleicht sehen wir uns ja irgendwann einmal

wieder. Leb wohl und gib Acht, dass Vater dich nicht am Ende einfängt und doch noch verheiratet.

Albuin

Ida musste heftig schlucken. Magister Ugo hatte still dagesessen, während sie den Brief las, und sie beobachtet. »Schlechte Neuigkeiten?«, fragte er.

Ida blickte zu ihm auf und schüttelte ein wenig verlegen den Kopf. »Nein, das nicht. Ein wenig unerwartet, das ist alles.« Sie lächelte gequält. »Leider hilft mir das hier nicht viel weiter. Er schreibt nicht, wo er hingehen wollte.« Nach Westen. Das war vage genug. Und Simon war mit ihm gegangen. Simon. So war er wirklich zurückgekehrt. Das überraschte sie allerdings. Sie riss sich zusammen und steckte den Brief ein. Ugo beobachtete sie noch immer.

»Ich danke Euch, Magister. Albi hat Euch auch nicht verraten, an wen er sich wenden wollte?«

Ugo schüttelte den Kopf und verzog pikiert den Mund. »Ich habe ihm angeboten, ihm ein Empfehlungsschreiben für den Großmeister meines Ordens mitzugeben. Er hat gelacht und es abgelehnt. Wahrscheinlich dachte er, die Empfehlung eines unbedeutenden Dorfhexers würde ihm eher hinderlich sein.«

Ida betrachtete ihn zum ersten Mal voller Mitgefühl. Der alte Mann hatte sich wirklich rührend um Albuins Ausbildung gekümmert und, wie es aussah, wenig Dank dafür geerntet. »War er wirklich so begabt?«, fragte sie.

Ugo seufzte und nickte. Er blickte auf seine mageren Hände hinab und runzelte die Stirn. »Begabt«, sagte er versonnen. »Mehr als das, junge Dame. Er hatte ein großes Potential in sich, das konnte sogar ich spüren.« Er hob den Kopf und blickte Ida direkt an. »Ich bin wirklich nur ein kleines Licht. Aber ich habe versucht, ihn auf den Weg zu bringen. Es war gut, dass er von hier fortgegangen ist. Ich habe ihm schon lange nichts mehr beibringen können. Was sollte er also noch hier?« Die alten Augen glänzten verräterisch.

Ida stand impulsiv auf und nahm seine magere Hand. »Ich danke Euch«, sagte sie warm. »Ihr seid sehr gut zu ihm gewesen, Magister Ugo.«

»Dummes Zeug«, sagte er grob und entzog ihr seine Hand. Aber seine Augen sahen sie freundlicher als zuvor an. »Ich habe es gerne getan. Euer Bruder war schon als Kind ein anregenderer Gesprächspartner als diese Bauerntölpel, mit denen ich sonst nur zu tun habe.« Er stand wieder auf und begann, in einem wurmstichigen Kasten herumzuwühlen.

»Kann ich sonst noch etwas für Euch tun?«, fragte er, ohne sie anzusehen. »Ich würde mich jetzt gerne anziehen.«

Ida dankte ihm eilig und verabschiedete sich. Vor der Tür nahm sie einen tiefen Atemzug. Die dumpfe, stickige Luft in der Stube hätte es beinahe geschafft, sie wieder müde werden zu lassen. In Gedanken versunken ging sie den staubigen Weg zum Haus ihres Vaters entlang. Sie wusste immer noch nicht, wohin ihr Bruder sich damals gewandt hatte. Aber immerhin hatte sich ein neuer Gesichtspunkt ergeben: Da sie ohnehin nach Simon suchen wollte, konnte sie mit ein wenig Glück vielleicht zwei Kaninchen in einer Falle fangen. Wenn Simon ihr verriet, wo er Albuin das letzte Mal gesehen hatte, ergab sich daraus vielleicht ein kleiner Anhaltspunkt für seinen jetzigen Aufenthaltsort.

Ida blickte zum Himmel auf. Es war immer noch recht früh am Tag, obwohl es ihr nach all den anstrengenden Begegnungen dieses Morgens eher so vorkam, als müsste sich der Abend schon nähern. Sie riss ein Blatt von der Pfefferweide ab, neben der sie stand. Im Weitergehen steckte sie es in den Mund, kaute darauf herum und genoss den frischen, scharfen Minzgeschmack.

»Tante Ysa«, rief sie, kaum dass sie das Haus betreten hatte. »Tante, wo bist du?«

Eine gedämpfte Antwort erscholl aus dem Küchengarten. Sie fand die rundliche Frau neben dem Zwiebelbeet, wie sie sorgenvoll eine der Knollen begutachtete, die sie in der erdigen Hand hielt. »Sieh mal, Ida, wofür hältst du das?«, fragte sie, ohne aufzublicken.

Ida warf einen uninteressierten Blick auf die beanstandeten Zwiebeln. »Kartoffelkäfer?«, riet sie. »Tante, du weißt doch, dass ich nichts von Ungeziefer verstehe.« Ysabet blickte auf und warf ihr ein schnelles Lächeln zu. »Tante Ysa, ich reite morgen weiter«, eröffnete Ida ihr.

Das Lächeln verschwand und wich einer zutiefst enttäuschten Miene. »Aber du wolltest doch ...«, stammelte sie. »Albuin ...«

»Ich denke, ich habe eine winzige Spur. Keine sehr hoffnungsvolle, wie ich zugeben muss, aber zumindest eine Spur. Und ich kann dabei meine eigene Suche weiterverfolgen, Tante.«

Ysabet nickte wenig überzeugt und klopfte ihre Hände ab. Die Zwiebel mit den seltsamen schwarzen Flecken auf der Schale lag vergessen zu ihren Füßen. »Wenn du es sagst, Kind. Ich hatte nur gehofft, dich wenigstens noch ein paar Tage ... Ach, was soll's.« Ihr Gesicht verzerrte sich zum Weinen, und sie wandte sich schnell zum Haus.

Ida holte sie mit wenigen ausgreifenden Schritten ein und hielt sie fest. Sie drehte die kleinere Frau zu sich herum und drückte sie an sich. »Ich komme wieder zurück, Tante Ysa, das verspreche ich dir. Weine doch nicht, Liebe. Ich habe nicht gewusst, dass du mich vermisst hast.«

Ysabet schniefte ärgerlich und schob Ida von sich. »Ach was, vermisst«, sagte sie heftig. »Ich hatte endlich mal meine Ruhe, als du Nervensäge aus dem Haus warst!« Ida lachte und hakte sie unter.

Ysabet wollte Ida nicht fortlassen, ohne ihr die passende Ausrüstung mitzugeben, obwohl ihre Nichte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trat. »Es ist viel zu gefährlich, in dieser Jahreszeit in den Norden zu reisen«, jammerte sie, als wäre schon tiefster Winter und nicht der schöne, warme und sonnige Nachsommer, den sie gerade erlebten.

»Ich bin doch kein Kind mehr, Tante Ysa. Ich werde schon aufpassen, dass mich nicht der Schneewolf frisst«, neckte Ida ihre besorgte Tante.

Ysabet schniefte gekränkt und begann eigenhändig damit, warme, pelzgefütterte Kleidungsstücke aus den Truhen auf dem Dachboden herauszusuchen. »Das hier müsste dir passen.« Sie wischte einige Spinnweben aus ihrem Gesicht. Missmutig darauf niederblickend, machte sie sich im Geiste die Notiz, die Mägde demnächst zu einer Putzaktion auf den Dachboden abzukommandieren.

»Süßer Iovve, wo hast du das Zeug her?«, fragte Ida entgeistert und hielt einen pelzgefütterten Umhang hoch, der neben einer dicken, mit etlichen Mottenlöchern verzierten Wollhose gelegen hatte.

»Die Sachen haben einem Onkel deiner Mutter gehört.« Ysabet inspizierte geistesabwesend das zerschlissene Futter eines dicken, kragenlosen Hemdes. Mit ein wenig Ausbesserung würde es sicher noch gute Dienste tun.

»Tante Ysa, ich habe keine Expedition ins Hochgebirge vor mir«, protestierte Ida lachend.

»Man weiß nie, was passiert. Das Wetter in den Bergen kann in dieser Jahreszeit tückisch sein, Kind.« Sie tauchte wieder tief in die alten Truhen.

Ida seufzte und entschied, die Zeit zu nutzen, um noch einmal durch den alten Obstgarten zu spazieren. Als sie die überwucherten Wege entlangschlenderte und sich mit selbstvergessener Freude ein paar der Kirschbeeren in den Mund steckte, die ihre ordentliche Tante und die geplagten Mägde übersehen hatten, fiel ihr wieder ein, was Fiamma ihr gestern nachgerufen hatte.

Sie hockte sich neben den Feuerbohnenbusch und sagte sanft: »Frau Feuern, entschuldigt. Ich suche Eure Enkelin Fiamma.«

Es raschelte leise im Laub. Eine runzlige alte Elfe steckte den Kopf hervor und blinzelte Ida kurzsichtig und fragend an. »Ach, die kleine Ida«, sagte sie schließlich mit altersdünner Stimme. »Das ist aber eine nette Überraschung. Du hast mich schon lange nicht mehr besucht.«

Ida lächelte die alte Feuerelfe herzlich an. »Ich war lange fort, Frau Feuern. Wie geht es Euch?«

»Oh, danke, gut.« Fiammas Großmutter setzte sich bequem auf einem Ast zurecht. »Aber die alten Knochen werden doch langsam ein wenig kalt. Du suchst mein Glutstückchen, die kleine Fiamma? Sie wollte mich eigentlich heute besuchen, sie vergisst ihre Oma nicht. Ganz wie ihre liebe Mutter«, plauderte die alte Elfe. »Wenn du ein wenig Zeit mit einer alten Frau verbringen magst, wirst du sie bestimmt treffen.«

Ida folgte dem Beispiel der Elfe und hockte sich etwas bequemer hin. Vom Boden stieg schon herbstliche Kühle auf. Sie dachte bedauernd an die alten, kälteempfindlichen Glieder der Elfe. Der Winter musste für sie doch eine wahre Qual bedeuten.

»Hallo, ihr beiden Hübschen«, zwitscherte es über ihren Köpfen, und Fiamma landete anmutig zwischen Ida und dem Busch. »Hast du es ihr schon gegeben?«, fragte sie ihre Großmutter und klatschte in die Hände, dass die Funken nur so stoben. »Ich bin so gespannt auf ihr Gesicht, wenn sie es auspackt.«

»Ach ja, das«, sagte die alte Elfe. »Ich bin doch wirklich ein vergesslicher alter Glühwurm. Einen Moment, Kinder.« Sie tauchte in den Busch. Fiamma hüpfte von einem Fuß auf den anderen und gab kleine, aufgeregte Laute von sich. Ida sah sie lachend an.

»Was ist es denn?«, fragte sie neckend. »Ein paar von den köstlichen Keksen, die deine Mutter backt?«

»Nein, ganz kalt«, rief Fiamma und sprang vor Entzücken hoch in die Luft. Ihre winzigen flammenden Flügel flatterten wild.

»Ach so, dann ist es sicher der schäbige Glühstein, den du mir schon vor Jahren andrehen wolltest«, gab Ida sich uninteressiert.

Die Feuerelfe schlug einen Purzelbaum in der Luft und jubilierte: »Immer kälter, eisig, eisig. Du rätst es nie, Ida, nie!«

Es raschelte wieder, und Fiammas Großmutter tauchte auf, mit vor Anstrengung gerötetem Gesicht und zerzaustem weißem Haar. »Du liebe Güte«, keuchte sie. »Hilf mir doch, Kind, ich hänge irgendwo fest.« Fiamma tauchte in den Busch ein. Lautes Knacken und das Brechen von Zweigen scholl alsbald daraus hervor. Der gesamte Busch geriet in heftige Bewegung und sah bald beinahe so zerzaust aus wie seine Bewohnerin. Endlich ertönte ein abschließendes Blätterrauschen und Fiamma schoss hervor, eine Ecke eines Paketes in den Händen, das im Vergleich zu ihren zarten Proportionen riesig war. Ida nahm es den beiden Elfen vorsichtig und verwundert ab und drehte das Päckchen zwischen den Fingern. Es war flach, kleiner als ihre Handfläche und nicht besonders schwer.

»Pack es aus«, pustete Fiamma und kämmte sich mit den winzigen Fingern Stückchen von Borke und Blättern aus den Haaren. Ihre Großmutter saß schweigend auf ihrem Ast, und ihre lohfarbenen Augen blickten in die Ferne.

»Meine Mutti war die Hüterin und meine liebe Oma hier vor ihr und ihre Mutter davor, und ich wäre die nächste Hüterin geworden, aber jetzt ist es deins«, plapperte Fiamma stolz und atemlos.

Ida wickelte behutsam das weiche, feuerfeste Material ab. Etwas fiel silbern blitzend und rötliche Lichtreflexe sprühend auf ihre Handfläche. »Das ist ...«, stammelte Ida, »das ist ... Süßer Iovve, was ist das?« Fiamma starrte stumm und andächtig auf das Schmuckstück, dessen geschliffene Steine sich in allen Tönen des Rotspektrums in ihren Augen spiegelten.

»Das Herz des Feuers«, sagte ihre Großmutter leise. »Das höchste Kleinod, das mein Volk zu bewahren hat.« Sie hob eine zittrige Hand und berührte es voller Ehrfurcht.

Ida sah immer noch reglos darauf nieder. »Warum gebt Ihr es mir?«, fragte sie nach einer langen Weile ergriffen.

»Du bist als die nächste Hüterin auserwählt worden«, sagte die alte Elfe. »Mein Volk hat seine Aufgabe erfüllt. Nun seid ihr Menschen an der Reihe.«

»Aber was bedeutet das?«, fragte Ida verzweifelt, während das Herz des Feuers in ihrer Hand das Licht der untergehenden Sonne vertausendfachte und seine roten Funken wie züngelnde Flammen durch den ganzen Garten schickte.

»Du wirst es herausfinden«, erwiderte die alte Elfe streng. »Das ist ein Teil deiner Aufgabe, Hüterin.«

Sie verschwand in ihrem Busch, und Fiamma schoss mit einem entschuldigenden Blick auf Ida hinter ihr her. Ida stand plötzlich allein gelassen im Garten, das blitzende Schmuckstück in der Hand, und kratzte sich am Kopf. »Na so was«, murmelte sie verdutzt. Dann wickelte sie das Kleinod behutsam wieder in seine weiche Umhüllung und barg es in ihrem Hemd. Vom Haus her rief ihre Tante nach ihr. Mit einem wütenden Blick auf den völlig unschuldigen Feuerbohnenbusch drehte Ida sich herum und lief zum Haus zurück. Tante Ysabet hatte inzwischen den Kleidersack und einen riesigen Proviantbeutel für sie gepackt und winkte ihr noch nach, bis Ida hinter der Biegung des Weges verschwunden war.

Gegen Abend erreichte Ida den südlichsten Ausläufer der Ewigkeitsberge. Die Strahlen der tief stehenden Sonne beleuchteten die weißen, fernen Gipfel des sich weit nach

Norden erstreckenden Bergrückens. Wenn sie sich von hier aus östlich hielt, würde sie in wenigen Tagesreisen das Mutterhaus des Weißen Ordens erreichen. Sie zügelte ihre Stute und stützte sich matt auf den Sattelknauf. Es wäre schön, Ylenia wieder zu sehen, mit der sie in den letzten Jahren ausschließlich brieflichen Kontakt gehalten hatte. Wann immer eine der vielen Botinnen der Gilde, die im Dienst des Weißen Ordens unterwegs waren, zum Ordenshaus aufbrach, trug sie einen langen Brief Idas mit sich, der dann später eine ebenso lange, herzliche Erwiderung fand.

Ida seufzte und schnalzte mit der Zunge, um Nebel wieder antraben zu lassen. Es war ein verlockender Gedanke, aber sie musste diesen Besuch auf später verschieben. Jetzt galt es, die westlich der Ewigkeitsberge gelegene Ordensburg der Ritter vom Herzen der Welt aufzusuchen.

Falkenhorst, die kleine Stadt, über der die Mauern der trutzigen Ordensburg grau und abweisend aufragten, lag verschlafen im Morgenlicht vor ihr. Sie hatte dort eigentlich am Abend zuvor eintreffen wollen, um einer weiteren frostigen Nacht im Freien zu entgehen, aber das war ihr nicht vergönnt gewesen. Stattdessen war sie noch vor Morgengrauen aufgestanden, steif und knochenkalt, und hatte sich wieder in den Sattel geschwungen. Obwohl sie nur etwas über vier Tagesritte vom sonnigen Sendra entfernt war, war es hier doch schon empfindlich kalt in den Nächten, so heiß es auch bei Tage sein mochte. Und Ida fror ohnehin leicht, da sie nun einmal kein nennenswertes Fettpolster vor der emporkriechenden Nachtkälte schützte.

Sie ritt durch die friedliche Ortschaft und hielt nach einem offenen Gasthaus oder wenigstens einer Garküche und einem Badehaus Ausschau. Ihr Sinn stand nach einer schönen heißen Tasse Tee und einem ebensolchen Bad. Sie wollte keinesfalls über und über vom Staub der Reise bedeckt vor die gestrengen Augen des Hochmeisters der Ordensritter treten.

Zwei erquickliche Stunden später schwang sie sich gestärkt und mit einem angenehmen sauberen Gefühl unter ihrer zerdrückten Kleidung wieder in den Sattel und lenkte Nebel hinauf zur Burg. Der Torwächter schenkte ihr einen verächtlichen Blick, ließ sich aber, nachdem sie ihm ihren Namen genannt hatte, dazu herab, die kleine Pforte in dem riesigen, dunklen Tor für sie zu öffnen. Sie führte ihr Pferd am Zügel hinein und band es an einem Pfosten fest, während ein junger Ordensritter, den der Torwächter herbeigerufen hatte, geduldig auf sie wartete.

»Ich werde nachhören, ob der Hochmeister Euch empfangen kann, edle Dame«, sagte er höflich. »Wenn Ihr so freundlich sein wollt, hier zu warten.« Er öffnete die Tür zu einer spartanisch eingerichteten Kammer, die augenscheinlich sonst einem Schreiber als Arbeitsstube diente. Ida dankte ihm und trat ein. War dieser große Orden wirklich so wenig auf Besucher eingerichtet, dass er sie in einem solchen Raum auf ihre Audienz warten lassen musste? Es war wohl eher so, dass sie allzu offensichtlich eine Gildenfrau war, die man sich lieber schnell aus den Augen schaffte.

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Sie wanderte unruhig durch die Kammer, nahm eines der herumliegenden Bücher zur Hand, das sich als langweilige Lektüre entpuppte, außer man mochte endlose Zahlenkolonnen, und nickte schließlich auf dem einzigen Hocker ein, schwer gegen die kalte Wand gelehnt.

Als die Tür sich endlich wieder öffnete, schrak sie empor. Ein anderer Ritter, nicht der junge, der sie hierher geführt hatte, stand vor ihr und lächelte sie an.

»Ihr müsst einen sehr schlechten Eindruck von unserer Gastfreundschaft bekommen haben«, sagte er entschuldigend, während er sie durch lange Gänge tiefer in die Burg führte. Sie blickte von der Seite in sein anziehend hässliches, wettergegerbtes Gesicht und überlegte, dass er wohl etwa im gleichen Alter sein mochte wie Simon.

»Ich suche einen Ritter, Herrn Simon. Kennt Ihr ihn zufällig?«, fragte sie ihn spontan. Er antwortete ihr nicht, aber sie sah, dass seine Lider sich schmerzlich zusammenzogen. Er hielt vor einer Tür an und hob die Hand, um anzuklopfen.

»Herein«, erklang es von drinnen.

»Wenn Herr Gareth Euch entlassen hat, fragt nach mir, ich heiße Torben«, sagte der Ritter leise, bevor er ihr höflich die Tür öffnete und sie eintreten ließ.

Das Gemach, das sie nun betrat, war zwar größer, aber beinahe genauso sparsam eingerichtet wie die Kammer, in der sie so lange gewartet hatte. Der Hochmeister stand am Fenster und streute Brotkrumen für eine gurrende Schar von Tauben hinaus auf das breite Sims. Er blickte noch einige Sekunden auf die eifrig pickende Schar und wandte sich dann mit sparsamen Bewegungen zu Ida um. Ohne Eile betrachtete er sie. Seine kühlen Augen zeigten keinerlei Regung, auch nicht die Verachtung, die der Torwächter so deutlich gezeigt hatte.

Ida erwiderte ebenso kühl seine eingehende Musterung. Soviel sie wusste, war der edle Hochmeister des größten und ältesten Ritterordens ein Enkel des alten Hierarchen. Sie waren wahrhaftig miteinander verwandt, und das noch nicht einmal allzu entfernt, dachte sie gelinde erheitert.

»Nehmt Platz«, sagte der graublond Mann schließlich und wies einladend auf einen hochlehnigen Stuhl. Er selbst ließ sich hinter seinem Schreibtisch nieder und sah sie abschätzend an. »Ihr seid die jüngste Tochter des Lords von Sendra, ist das richtig?«, fragte er mit einer angenehmen, hohen Stimme. Er griff nach einem filigranen Schmuckstück, das auf seiner weiß gekleideten Brust hing, und strich mit schlanken Fingern darüber. Ida erkannte den Zwilling des Anhängers, der ihrer Tante Ylenia gehörte.

»Das stimmt. Ich bin Anida, Tochter von Lady Aurika.«

Er nickte schwach, und ein unwilliges Zucken hob die Winkel seines schmalen Mundes. Er faltete die Hände zum Spitzgiebel und tippte sacht mit den Zeigefingern gegen seine Lippen. »Was kann ich für Euch tun, Anida, Tochter von Aurika?« Leiser Hohn klang in seiner gelassenen Stimme mit.

Ida lächelte schwach und begann: »Herr Gareth, ich habe ein vielleicht etwas ungewöhnliches Anliegen. Ich suche einen Eurer Ritter, Simon, der vor Jahren der Erzieher meines Bruders gewesen ist.«

Hochmeister Gareths Augen wurden noch ein wenig kälter. Er legte die Hände flach vor sich auf den Tisch und fixierte sie nicht allzu freundlich. »Ich denke nicht, dass ich ausgerechnet einer Gildenfrau Auskunft über einen meiner Ritter schuldig bin«, sagte er schroff. »Allerdings ist Herr Simon schon seit langem nicht mehr Mitglied dieses Ordens. Ihr seht, dass Eure Reise hierher leider ganz umsonst war.« Er stand auf und wartete. Ida

begriff, dass die Audienz beendet war.

»Ihr könnt mir nicht mitteilen, wo Simon sich jetzt aufhält?« Der Hochmeister schüttelte nur schweigend den Kopf und geleitete sie höflich, aber bestimmt zur Tür.

Ida fand sich auf dem Gang wieder und fluchte lautlos und erbittert. Leise Schritte ließen sie sich zusammenreißen. Sie wandte sich zu dem hell gekleideten Ritter Torben um, der sie mit verschränkten Armen eigenartig reserviert anblickte, ehe er ihr mit einer höflichen Handbewegung bedeutete, ihm zu folgen.

»Herr Gareth hat Euch nicht helfen können?«, fragte er nach längerem gespanntem Schweigen. Ida hob die Schultern und ließ sie resigniert wieder fallen. Torben presste die Lippen zusammen und blieb stumm, bis Ida ihr Pferd losgebunden hatte.

»Lasst uns miteinander reden, vielleicht kann ich Euch weiterhelfen«, sagte er beinahe widerwillig. »Aber nicht hier. Heute Abend im ›Kleinen Nest‹. Die Grennach-Schenke am Markt«, setzte er hinzu, als er Idas fragende Miene sah. Er blickte sich um, ob jemand sie beobachtete, und trat einen Schritt näher an sie heran.

»Seid Ihr die Jungfer, die Simon entehrt hat?«, fragte er gedämpft.

Ida riss zuerst empört den Kopf hoch, begann dann aber, breit zu grinsen. »Nein, Herr Torben, die bin ich wohl nicht. Sehe ich so sehr nach einer entehrten Jungfer aus?«

Der Ritter besaß den Anstand, beschämt die Augen niederzuschlagen. »Verzeiht, das war ungebührlich«, murmelte er.

»Entschuldigt Euch nicht, Herr Torben. Bis heute Abend.«

Ida führte die Stute durch die kleine Pforte hinaus und stieg in den Sattel. Vielleicht konnte dieser Ritter ihr wirklich weiterhelfen. Zumindest schien er über Simons Fehltritt informiert zu sein. Das gab ihr wieder ein wenig Hoffnung, nachdem der Hochmeister sie derart abgefertigt hatte.

Bis zu ihrem Treffen mit Torben hatte sie genügend Zeit, sich in Falkenhorst umzusehen. Der mürrische Wirt des Gasthauses, bei dem sie sich einquartiert hatte, hatte ihr kurz angebunden den Weg zum Markt erklärt. Als sie durch die steilen Gassen und Sträßchen des Ortes streifte, bemerkte sie schnell, dass er sich die Mühe hätte sparen können. Der Markt war das Zentrum des Städtchens, und jeder Weg führte irgendwann dorthin. Sie aß einen Happen in einer blitzsauberen kleinen Garküche, die von einer hübschen braunhaarigen Grennach geführt wurde. Zum ersten Mal, seit sie in Falkenhorst eingetroffen war, fiel ihr auf, wie viele dieser kleinen Leute hier zu leben schienen. Sie fragte die Grennach danach, als sie die säuberlich geleerte Essschale abräumte.

»Das hier ist altes Grennach-Land«, erwiderte die Wirtin freundlich, aber knapp. Sie wischte mit einem Lappen über den dunklen Steintisch und wandte sich geschäftig dem Nachbartisch zu. Ihr dichter, dunkelbrauner Schwanz streifte sanft an Idas Knöchel vorbei.

Nichts in Falkenhorst schien auf die hier anwesenden Ordensritter hinzudeuten, allein die hoch aufragenden, abweisenden Mauern der Ordensburg bildeten eine beständige stumme Mahnung. In den Straßen des kleinen Ortes jedenfalls traten die Ritter nicht auffällig in Erscheinung. Ida betrat die Schenke, in der sie mit Torben verabredet war, und setzte sich in einen ruhigen Winkel, nachdem sie mit einem schnellen Blick in die Runde festgestellt hatte, dass der Ritter nicht vor ihr eingetroffen war.

Die zimtfarben behaarte Grennach-Wirtin servierte ihr einen Humpen Würzbier. Ida

lehnte sich behaglich zurück. Eigentlich seltsam, selbst hier, im Grennach-Land, hatte sie noch kein einziges männliches Mitglied des kleinen Volkes zu Gesicht bekommen. Woran mochte das liegen? Sie versuchte, sich die wenigen vagen Äußerungen ins Gedächtnis zu rufen, die Mellis über die Grennach-Männchen gemacht hatte, als sie Torben mit suchendem Blick die Schenke betreten sah. Ida hob die Hand. Er nickte zum Zeichen, dass er sie erkannt hatte, und steuerte auf sie zu. Ida sah erheitert, dass der Ritter seine helle Ordenstracht abgelegt und gegen ein etwas schäbiges Lederwams und eine verschossene und mehrfach geflickte dunkle Hose ausgetauscht hatte.

»Incognito, edler Ritter?«, zog sie ihn auf, als er sich ihr gegenüber auf die Bank fallen ließ.

Er sah sie mürrisch an, musste dann aber wider Willen lächeln. »Nun ja«, gab er zu. »Der Hochmeister sieht es nicht gerne, wenn seine Ritter sich in Schenken herumtreiben.« Er hob die Hand und signalisierte der Wirtin, dass er das Gleiche wünschte wie Ida. Sie tranken schweigend und musterten sich nicht ohne Sympathie.

Torben wischte sich den Mund und verschränkte die Arme. Er sah Ida unter zusammengezogenen Brauen her an und schien über etwas nachzugrübeln. Ida ließ ihm Zeit. Sie trank gelassen von dem kräftigen Würzbier und ließ ihre Blicke durch die sich füllende Schenke wandern.

»Also gut«, sagte Torben endlich und beugte sich vor. »Warum erkundigt ihr Euch nach Simon? Was wollt Ihr von ihm?« Ida sah das Misstrauen in seinen lichtbraunen Augen und schürzte die Lippen. Wahrscheinlich kam sie mit der Wahrheit am weitesten.

»Ich bin die Tochter des Lords von Sendra«, begann sie und legte dem Ritter warnend eine Hand auf den Unterarm, da er aufgebracht hochfahren wollte. »Nicht die >entehrte Jungfer<«, setzte sie hastig hinzu. »Ich habe Euch nicht belogen, Herr Torben. Ich bin Amalis Schwester Ida.«

»Die Prinzessin«, sagte Torben überrascht. »Ich hatte mir Euch anders vorgestellt.«

Jetzt war es an Ida, verblüfft dreinzuschauen. »Woher ...«, begann sie und lachte dann ärgerlich auf. »Hat er sich über uns im Orden das Maul zerrissen?«

Torben schüttelte sehr ernst den Kopf. »Im Gegenteil«, sagte er. »Ich bin – ich war sein Freund. Wir waren zusammen Novizen und haben auch gemeinsam unser Gelübde abgelegt.« Sein hässliches, angenehmes Gesicht zeigte einen bedrückten Ausdruck. Ida sah ihn abwartend an. »Er hat mir ein wenig von dem erzählt, was auf Sendra vorgefallen ist«, fuhr Torben fort. »Wobei ich glaube, dass ich nur eine bereinigte Fassung zu hören bekommen habe. Selbstkritik war noch nie Simons starke Seite.« Er verstummte ein wenig verlegen und leerte seinen Humpen.

»Er ist schon lange nicht mehr beim Orden?«, fragte Ida behutsam nach. Torben schüttelte den Kopf und deutete fragend auf Idas geleerten Krug, bevor er der Wirtin winkte. »Und bringt uns auch noch etwas Brot und Käse«, rief er der Grennach hinterher.

»Er hat uns verlassen, nicht lange, nachdem er aus Sendra zurückgekehrt ist. Ich weiß es nicht sicher, aber ich glaube, er ist nicht freiwillig gegangen. Wahrscheinlich hat Hochmeister Gareth es ihm nahe gelegt. Sein Lebenswandel war – nun ja – nicht ganz makellos.«

»Das ist sicher noch milde ausgedrückt«, sagte Ida ironisch. »Seine Auslegung der

Ordensregeln erschien sogar mir damals etwas eigenwillig.« Über Torbens dunkles Gesicht glitt ein hilfloses Lächeln. Die Wirtin brachte ihre Bestellung. Sie schwiegen gedankenverloren, während sie von dem groben, nach Nüssen schmeckenden dunklen Brot und dem bröckeligen weißen Schafskäse aßen.

»Warum sucht Ihr ihn?«, wiederholte Torben schließlich seine anfängliche Frage. »Geht es immer noch um Eure Schwester? Nach all den Jahren, dachte ich ...«

»Nein, nein«, beruhigte Ida ihn. »Mein Vater hat sich alle Mühe gegeben, die Sache zu vertuschen, und Amali ist längst verheiratet. Glücklicherweise war Amalis Verlobter sehr viel nachsichtiger, als sie es meiner Meinung nach verdient hatte.«

Torben regte unbehaglich die Schultern. »Ich bin erleichtert, das zu hören«, sagte er leise. »Es hat mich bedrückt, obwohl ich doch eigentlich nichts damit zu tun hatte.«

Ida lächelte ihm zu. »Das spricht für Euch, Herr Torben. Nein, ich suche nach Simon, weil ich etwas von ihm zurückhaben will, das ein dummes, junges und blind verliebtes Ding ihm damals gegeben hat. Eine Halskette.«

Torben blickte sie mitfühlend an. »Davon hat er mir allerdings nichts erzählt. Dieser verdammte ...« Er unterbrach sich und drückte in einer Abbitte leistenden Geste seinen Daumen gegen die Stirn. »Ich habe noch eine Nachricht von ihm bekommen, als er etwa ein Jahr fort war«, berichtete er. »Er ist zum Nebelhört gegangen und hat sich dort als Söldner verdingt.« Er zog eine Grimasse des Abscheus. »Er schrieb, da er wenig Lust und Talent verspüre, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, und das Einzige, was er in seiner Zeit beim Orden wirklich gelernt habe, das Kämpfen gewesen sei, sei das wohl oder übel die einzige Laufbahn, die ihm noch offen stünde. Noch dazu sei der Khan, dem er diene, außerordentlich großzügig in der Entlohnung seiner Männer.«

Ida nahm einen großen Schluck von dem frischen Humpen und verdaute die Neuigkeit. »Verdammt«, sagte sie aus tiefstem Herzen. »Wenn er immer noch im Nebelhört ist, habe ich keine große Chance, ihn aufzustöbern.«

»Ich habe danach nicht wieder von ihm gehört«, sagte Torben bedauernd.

»Aber ich«, fiel es Ida ein. »Ich bin doch wirklich vernagelt! Mein Bruder hat ihn vor etwa fünf Jahren in Sendra wieder gesehen. Er treibt sich also möglicherweise doch wieder hier in der Hierarchie herum.«

Torben zuckte mit den Achseln. »Das Reich ist groß. Wo wollt ihr anfangen, nach ihm zu suchen?«

Ida schwieg nachdenklich. »Wo kommt er her?«, fragte sie schließlich.

»Hier aus Beleam«, erwiderte Torben erstaunt. »Er ist nahe der Grenze zum Nebelhört geboren, in Korlebek.«

»Süßer Iovve«, fluchte Ida. Torben tippte wieder erschreckt mit dem Daumenknöchel gegen seine Stirn. Ida entschuldigte sich mit einer schnellen Geste bei ihm. »Ich habe doch gewusst, dass ich dieses Kaff mit etwas in Verbindung bringe. Sein Vater war dort Schmied, nicht wahr?«

Torben nickte und grinste in der Erinnerung. »Und was für einer«, sagte er. »Ich habe ihn in unserem ersten Novizenjahr kennen gelernt, als ich mit Simon für ein paar Tage seine Familie besucht habe. Der alte Marten, sein Vater, war die beeindruckendste Figur, die ich je zu Gesicht bekommen habe. Ein wahrer Riese an Gestalt und dabei ungeheuer

fett. Er schwang den Hammer, als wäre er eine Hühnerfeder. Einmal habe ich gesehen, wie er den Amboss einfach anhob und an einen anderen Platz stellte, nur weil das Dach undicht war und der Regen ihn bei seiner Arbeit störte.« Er schüttelte den Kopf, immer noch hellauf darüber entzückt wie der halbwüchsige Junge, der er damals gewesen war.

Ida schnalzte mit der Zunge. »Gut, dann werde ich dort mit meiner Suche nach ihm fortfahren. Vielleicht gibt es ja noch Verwandte oder Freunde von Simon dort, die etwas über seinen Verbleib wissen.« Sie grinste. »Zumindest weiß ich, dass es dort ein Gasthaus gibt, in dem ich übernachten kann. Auch wenn der Wirt angeblich keine allzu hohe Meinung von der Gilde hat. Aber wer hat die schon«, setzte sie bitter hinzu, als sie an die Verachtung in den Gesichtern der Ordensritter dachte, denen sie heute begegnet war.

Torben trank seinen Humpen leer und stand auf. »Ich muss zurück. Ich wünsche Euch viel Glück, Prinzessin.« Er blinzelte verlegen, weil ihm der alte Spitzname, den Simon ihr gegeben hatte, entschlüpft war. Ida lachte und reichte ihm die Hand, die er herzlich drückte.

»Falls Ihr den alten Halunken wirklich findet, grüßt ihn bitte von mir. Er soll mal wieder von sich hören lassen.«

»Ich werde es ausrichten«, versprach Ida und sah ihm nach, wie er sich seinen Weg zur Tür bahnte. Sie warf einige Münzen auf den Tisch und erhob sich, ohne auszutrinken. Ihr Kopf war jetzt schon schwer genug. Sie wollte sich morgen in aller Frühe auf den Weg machen. Ihre Tante und das Große Nest mussten noch warten, entschied sie schweren Herzens. Zuerst kam die Pflicht.

Den Weg nach Korlebek hätte ein Säugling im Schneesturm finden können. Ida musste nur einige Tage lang dem Falkenfluss folgen, der sie direkt von der Ordensburg zur Grenze führte. Die Tage begannen kürzer zu werden, und morgens lag schon ein leichter Dunst über den Wiesen, der den nahenden Herbst ankündigte. Ida erreichte den Grenzflecken am frühen Nachmittag. Ihre Stute hatte in der letzten Stunde leicht zu lahmen begonnen, weil ein Hufeisen sich gelockert hatte.

»Wie bestellt«, sagte Ida. »Halte noch ein wenig durch, meine Brave, dort unten gibt es einen Schmied.«

Korlebek war kaum größer als Falkenhorst. Ida ließ sich den Weg zur Schmiede von einem schmuddeligen, mit nackten Füßen durch die Gosse platschenden Bengel erklären, der ihr mit weit offenem Mund nachstarrte, als ihm endlich aufging, dass sie kein Mann war.

Die vagen Hoffnungen, die Ida sich gemacht hatte, zerstoben, als der Schmied auf ihr Rufen heraus auf den Hof trat. Er war blond, beinahe so groß wie sie, aber untersetzt, mit mächtigen Muskelpaketen an Armen und Schultern. Er erfasste mit einem distanzierten Blick ihre Kleidung und ihren Ohrring und wandte sich dann dem Pferd zu.

»Jo«, er spuckte aus. »Das ist 'ne Kleinigkeit, fehlt nur'n Nagel.« Er ließ den Huf los und sah sie mit zusammengekniffenen Augen abschätzend an. »Wollter nich' lieber 'n paar neue Eisen für die Stute, Lady? Die alten sin' nich' mehr lang gut.« Ida zollte ihm innerlich Beifall für seine Geschäftstüchtigkeit.

»Gut, einverstanden«, sagte sie. »Darf ich Euch im Austausch ein paar Fragen stellen?« Er führte die Stute in die Schmiede und warf Ida einen schrägen Blick zu.

»Was für Fragen?« Seine Stimme klang misstrauisch.

»Über den alten Besitzer der Schmiede«, erwiderte Ida und hockte sich auf den Rand einer Wassertonne.

Der Schmied schnaubte und begann, die alten Eisen zu lösen. »Kann ich Euch nich' viel zu sagen.« Ida musste sich anstrengen, den zähen Dialekt des Mannes zu verstehen. »Ich bin ers' hergekommen, als der alte Schmied nich' mehr lebte.« Ida nickte resigniert. »Aber da is' der Wirt vom ›Herzen‹«, fuhr der Schmied nach einer Weile konzentrierter Arbeit fort. »Der is' wohl irgend 'n Verwandter von mei'm Vorgänger. Kann Euch sicher eher weiterhelfen, Lady.«

Ida sprang von der Tonne. »Danke, das ist ein guter Rat«, sagte sie erleichtert. »Kann ich mein Pferd bei Euch lassen?«

Der Schmied spuckte wieder aus. »Jo«, sagte er kurz. »Ihr findet's ›Herz‹ zwei Ecken von hier.« Er beschrieb ihr knapp den Weg, und Ida versprach, ihre Stute am Abend wieder abzuholen.

»Gasthaus zum Herzen der Welt«. Ein hochtrabender Name für eine fragwürdige Schenke, dachte Ida, als sie vor dem schäbigen Fachwerkhaus stand. Dann weiteten sich ihre Augen, als ihre Erinnerungen an den richtigen Platz rutschten. Das hier war das Sichere Haus, von dem aus Dorkas ihre Reise nach Nebelhört angetreten hatte. Und bei dem

Wirt, der ›irgendein Verwandter‹ von Simons Vater war, musste es sich um den besagten »üblen, versoffenen Halsabschneider« handeln, von dem Dorkas ihr erzählt hatte. Ida lachte kopfschüttelnd über den Zufall. Sie würde sich diesen zwielichtigen Menschen lieber erst einmal ansehen, ehe sie ihn mit Fragen löcherte.

Das Innere der Schenke war nicht ganz so verwahrlost wie ihr Äußeres. Ida schob sich an einen freien Ecktisch und blickte sich wachsam um. Außer ihr waren nur eine Hand voll Gäste in dem vom Rauch des offenen Herdfeuers dunkelgebeizten Raum; ohne Ausnahme Männer. Einigen von ihnen würde sie lieber nicht ohne eine Waffe in der Hand des Nachts über den Weg laufen, wenn sie die Wahl hätte. Eine schlampige Schankmaid erkundigte sich knurrig nach ihren Wünschen und knallte ihr wenig später einen immerhin gut eingeschenkten Humpen eines erstaunlich guten Bieres vor die Nase.

Ida streckte die Beine aus und trank langsam, wobei sie den Schankraum und die Leute darin nicht aus den Augen ließ. Sie schien heute kein Glück zu haben, offensichtlich war keiner der Anwesenden der Wirt. Sie seufzte und kramte nach ihrem Geldbeutel, als die Hintertür krachend aufschwang und eine hünenhafte Gestalt hereingestampft kam. Der Riese trug scheinbar mühelos ein volles Fass in den muskelbepackten Armen und ließ es hinter der Theke auf den Boden donnern.

»Alles klar, Leni?«, dröhnte er und klatschte der aufquietschenden Schankmaid fest auf den Hintern. Ida richtete sich ein wenig auf und musterte den Mann scharf. Er war ungeheuer fett, neben seiner Körpergröße wohl das auffälligste Merkmal an ihm. Er hatte einen mächtigen Brustkorb und einen riesigen Bauch, der die Riemen seiner speckigen Lederweste beinahe zu sprengen drohte. Seine muskulösen Schultern und Arme zeugten von roher Kraft, und der feiste Nacken unter dem kurz geschorenen rötlichen Haar verlieh ihm eine Aura schierer Gewalttätigkeit.

Er ertappte sie dabei, wie sie ihn anstarrte, und sie senkte hastig den Blick. Das bedrohlich kalte Funkeln der schwerlidrigen Augen, die beunruhigend hell aus dem fleischigen Gesicht blickten, sprach eine deutliche Sprache. Als Ida das nächste Mal wagte, zu ihm hinüberzublinzeln, hatte er sich abgewandt und beugte sich zu einem der verdächtig aussehenden Männer an dem Tisch neben der Tür. Er redete leise und eindringlich auf ihn ein und unterstrich seine Worte mit bekräftigenden Gesten seiner plumpen Hand.

Ida entspannte sich und lehnte sich wieder zurück, damit ihr Gesicht im Schatten lag. Unter gesenkten Lidern behielt sie den riesigen Wirt im Auge und überdachte ihr Vorgehen. Die Schankmaid brachte ihr unaufgefordert den zweiten Humpen Bier, und Ida dankte zerstreut. Sie versuchte abzuschätzen, wie der Wirt ihre Fragen nach Simon oder seinem Vater aufnehmen würde. Fragen, welcher Art auch immer, waren in einem Sicheren Haus nicht willkommen. Der Wirt dieses Gasthauses machte ihr noch dazu einen besonders argwöhnischen Eindruck.

Ida seufzte unhörbar und entschied, das Problem auf den nächsten Tag zu verschieben. Sie würde den Wirt am Vormittag aufsuchen und hoffen, dass das freundliche Licht der Sonne dazu beitragen würde, sein Misstrauen zu zerstreuen. Vielleicht war es nicht ungünstig, Dorkas zu erwähnen. Sie schien ja allem Anschein nach irgendwie mit dem Kerl zurechtgekommen zu sein.

Ida leerte den Humpen. Es war ihr dritter, stellte sie amüsiert fest, die Schankmaid war genauso geschäftstüchtig wie der Schmied. Inzwischen spürte sie unangenehm ihre übervolle Blase. Als sie aufstand, bemerkte sie auch noch die andere, eher benebelnde Wirkung, die das starke, herbe Bier auf sie hatte. Sie grinste ein wenig beschämt und entschied, sich um den Teil ihrer körperlichen Beeinträchtigungen zu kümmern, gegen den sie sofort etwas unternehmen konnte.

Sie ging zur Hintertür, die sie auch einige der anderen Gäste in der letzten Stunde häufiger hatte frequentieren sehen, und trat hinaus in einen kleinen ummauerten Hof, in dem sich allerlei Gerümpel und leere Fässer stapelten. Ihre Nase wies ihr unfehlbar den Weg in eine der Ecken.

Es war kühl geworden, und die ersten Sterne funkelten über ihr am tiefblauen Himmel. Eilig richtete sie ihre Kleider und wandte sich zurück zur Tür, als unvermutet ein mächtiger Bauch ihr den Weg versperrte. Sie warf einen flüchtigen Blick in das Gesicht seines Besitzers und murmelte: »Entschuldigt«, während sie versuchte, sich an dem riesenhaften Wirt vorbeizudrängen. Er hob beiläufig einen baumstammdicken Arm und versperrte ihr den Eingang.

»Was fällt Euch ein?«, fuhr sie verärgert auf und griff nach seinem dicken Handgelenk, um den Arm beiseite zu schieben. Ihre Finger waren kaum in der Lage, das Gelenk zu umspannen. Der Arm bewegte sich keinen Zentimeter, und der riesige Mann blickte keineswegs wohlwollend über seinen stattlichen Bauch hinweg auf sie herab. Ida trat einen Schritt zurück, um dem Gemisch aus Schweißgeruch und schalem Bierdunst zu entgehen, und fragte mühsam beherrscht: »Warum lasst Ihr mich nicht passieren, Wirt?«

Seine hellen, verschlagenen Augen musterten sie misstrauisch vom Kopf bis zu den Füßen. Er ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Wer schickt Euch?«, fragte er schließlich. »Ich habe bemerkt, dass Ihr mich den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen habt. Wer hat Euch beauftragt, mir hinterherzuspionieren?« Seine heisere, tiefe Stimme klang gelassen, aber eine unausgesprochene Drohung schwang darin mit.

»Ich weiß nicht, warum Ihr Euch verfolgt fühlen müsst, Wirt, und es interessiert mich auch nicht. Aber Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, dass ich Euch beobachtet habe. Ich suche jemanden. Der Schmied hier sagte mir, dass Ihr mir vielleicht weiterhelfen könnt.«

Das Misstrauen wich nicht aus den fleischigen Zügen des riesigen Mannes. Er kniff seine Augen zusammen und verzog den erstaunlich fein geschwungenen Mund zu einem höhnischen Lächeln. »Euch helfen, Gildenweib? Warum sollte ich das wohl tun?«

Ida starrte ihn mit plötzlichem Erschrecken an. Licht aus einem der seitlichen Fenster fiel auf sein Gesicht und malte scharfe Schatten darauf. Vertraute Züge waren unter all dem Fett begraben. »Simon?«, ächzte sie konsterniert. »Simon, du bist es?«

Er glotzte sie einen Moment lang mit offenem Mund an. Dann klappte er ihn hörbar zu. »Ihr müsst Euch irren, Lady«, erwiderte er steif. »Ich heiße Marten.«

Wie zum Beweis rief es von drinnen: »Marten, was treibst du da draußen?« Der Wirt rief eine barsche Erwiderung und wandte sich zum Gehen, aber Ida hielt ihn zurück.

»Ich bin es, Ida. Erinnerst du dich nicht mehr an mich?«

Er blieb stehen und wandte sich halb zu ihr um. Sie konnte sein Profil sehen, die scharf hervorspringende Nase und die schwerlidrigen Augen, und war sich nun vollkommen

sicher, den Gesuchten vor sich zu haben.

»Ida«, sagte der dicke Mann nachdenklich. »Eine der Töchter dieses Lords unten in Sendra, richtig?« Er senkte seine schweren Kinne auf die Brust. Ein schwaches Lächeln glitt über seine Züge. »Kommt herein, Lady, setzt Euch ein wenig zu mir. Ihr sucht meinen Bruder, nicht mich. Simon ist mein kleiner Bruder.«

Ida folgte ihm sprachlos in die Gaststube. Er deutete befehlend mit einem fetten Zeigefinger auf ihren Tisch in der Ecke und ging selbst zur Theke hinüber. Dort wechselte er gedämpft einige Worte mit dem zwielichtig aussehenden Mann und schickte ihn dann offensichtlich fort. Der finstere Kerl warf Ida einen äußerst anzüglichen Blick zu und schob sich aus der Tür.

Der Wirt schenkte zwei Krüge mit schäumendem Bier ein und kam damit zu ihr an den Tisch. Er ließ sich schwer neben sie auf die Bank sinken, die ächzend unter seinem Gewicht nachgab, und schob Ida wortlos einen der Krüge hin. Sie fühlte sich neben dem fetten, scharf nach Schweiß riechenden Mann unangenehm eingezwängt, verzog aber keine Miene. Stattdessen griff sie nach dem Krug und nahm einen tiefen Zug daraus. Als sie sich den Schaum aus den Mundwinkeln wischte, begegnete sie dem lauernden Blick aus hellen Augen.

»Ihr seht Eurem Bruder wirklich erstaunlich ähnlich«, bemerkte sie.

Der Wirt warf den Kopf in den Nacken und lachte dröhnend. »Das zu hören, würde meinen hochnäsigen Bruder sicher wenig erfreuen.« Er wischte sich über die Augen. »Ich meine mich zu erinnern, dass der eitle Bursche immer etwas zu sehr auf sein hübsches, gut trainiertes Äußeres bedacht war.«

Ida grinste und trank. »Das könnte stimmen«, sagte sie. »Aber dennoch: Ihr und Simon habt große Ähnlichkeit. Eure Augen und die Nase und die Stimme, sogar etwas in Eurer Gestik erinnert mich an ihn.« Sie schwieg und versuchte sich Simons Gesicht zu vergegenwärtigen.

Der dicke Mann trank schweigend und sah sie unter gesenkten Lidern scharf an. »Was wollt Ihr von meinem Bruder, Lady?« In seiner Stimme schwang immer noch unverhohlener Argwohn mit.

Ida senkte den Blick und suchte nach einer unverfänglichen Antwort. Ihr benebelter Kopf war ihr dabei keine große Hilfe. »Entschuldigt, Wirt, aber könnte ich etwas zu essen bekommen? Etwas Brot würde genügen. Ich bin nicht mehr allzu nüchtern. Euer Bier ist wirklich ausgezeichnet.«

»Das will ich meinen«, dröhnte der Mann geschmeichelt. »Ich braue es immerhin selbst. Leni, bring der Lady einen anständigen Happen und mir auch.«

»Also?«, fragte er, als die riesige Holzplatte mit kaltem Braten, Würsten, hellem Käse, geräuchertem Schinken und einem angeschnittenen, wagenradgroßen Laib Brot vor ihnen auf dem Tisch stand. Er säbelte sich einen ordentlichen Batzen davon ab und spießte dazu eine der dunkelroten Würste auf. »Greift zu.« Er wies auf die Platte. Aus vollen Backen kauend, blickte er sie auffordernd an.

»Also«, wiederholte Ida und biss nachdenklich von dem dunklen, leicht gesäuerten Brot ab. »Eigentlich habe ich sogar zwei Gründe, aus denen ich nach Eurem Bruder suche, Marten. Zum einen besitzt er etwas von mir, was ich gerne wiederhätte. Und zum

anderen ist er der Letzte, der meinen Bruder gesehen hat. Ich will ihn fragen, ob er eine Ahnung hat, wohin Albuin verschwunden ist.«

Erstaunen blitzte für einen Moment in den verschlagenen Augen des Wirtes auf. »Er hat Euch beklaut, der feine Herr Ritter?« Er lachte grollend.

Ida schüttelte hastig den Kopf. »Nein, nicht bestohlen. Ich habe ihm damals etwas zur – Aufbewahrung gegeben, als er von Sendra fortging. Ich möchte ihn nun bitten, es mir zurückzugeben.«

»Ihr wollt mir nicht sagen, worum es sich dabei handelt, hm?« Der Wirt griff nach dem Schinken und schnitt sich eine dicke Scheibe ab, die er ganz in den Mund steckte. »Wäre Euch nicht böse«, fuhr er kauend fort. »Ich würde mir an Eurer Stelle auch nicht trauen.«

Ida sah ihn mit plötzlicher Sympathie an. Er grinste und wies wieder einladend auf das sich stetig leerende Brett. Ida nahm sich noch eine Hühnerkeule, obwohl sie bereits satt war. Es war unglaublich, was für Mengen dieser Fettwanst verdrücken konnte.

»Nun, ich wüsste nicht, warum ich Euch misstrauen sollte. Es ist nur so, dass die Sache mir ein wenig peinlich ist.« Sie lächelte schief. »Ich habe Eurem Bruder damals eine Halskette gegeben, die einmal meiner Mutter gehört hat. Es sollte eine Art von Pfand sein.« Sie verstummte und sah den Wirt drohend an. Er sollte es nur wagen, sich über sie lustig zu machen. Aber Martens helle Augen blickten erstaunlich verständnisvoll.

»Ihr müsst damals noch ein Kind gewesen sein«, sagte er sanft. »Der gute Simon war niemals sehr rücksichtsvoll, was seine Weibergeschichten anging.« Er schnaubte angewidert.

Ida war plötzlich sehr müde. Sie gähnte herzhaft und rieb sich das Gesicht.

»Habt Ihr schon einen Schlafplatz?«, fragte der Wirt.

Ida verneinte schleppend. Darum musste sie sich jetzt kümmern. Sie stemmte sich hoch und murmelte: »Können wir uns morgen weiter unterhalten? Ich falle um vor Müdigkeit.«

»Ihr könnt hier übernachten«, bot der dicke Mann an. Er machte keinerlei Anstalten, sich zu erheben und sie vorbeizulassen. »Ich habe freie Gästezimmer.«

»Das glaube ich«, bemerkte Ida wenig höflich. Marten lachte dröhnend. »Hört, Wirt, ich muss sowieso noch mein Pferd abholen, es steht beim Schmied.«

»Ach, da steht es gut«, winkte Marten ab und griff wieder nach seinem Humpen. »Kommt schon, seid nicht ungemütlich. Trinkt Euer Bier aus, während Leni Euch das Zimmer bereitet. Der Schmied ist in Ordnung, er wird Euer Pferd schon anständig versorgen.« Ida gab sich geschlagen und sank wieder auf die Bank zurück. Die Schankmaid kam mit zwei frischen Humpen, und Marten gab ihr die Anweisung, das »schöne« Zimmer herzurichten.

Ida sollte es später nie mehr gelingen, den weiteren Verlauf der langen Nacht zu rekonstruieren. Irgendwann war der Wirt zur Theke geschwankt und hatte einen Krug mit zurückgebracht, der eine besondere Spezialität enthielt, wie er augenzwinkernd sagte. Die »Spezialität« entpuppte sich als grünlicher Nebelhorte Schnaps. Er stieg klar und stark in ihren schon vom Bier benebelten Kopf und hüllte die schäbige Schenke und den fetten Mann neben ihr schnell und gründlich in einen freundlich glühenden Dunst. Sie bekam nur noch am Rande mit, dass die Schenke sich nach und nach leerte.

Dann wurde die Schankmaid nach Hause geschickt, die Tür der Schenke verschlossen, und sie saß und trank und redete und lachte, wobei sie das vage Gefühl nicht verließ, dass ihre Zunge in den letzten Stunden auf seltsamem Wege gelernt haben musste, eine fremde Sprache zu sprechen, die ihr selbst unverständlich in den Ohren klang. Aber der dicke Mann neben ihr schien sie allem Anschein nach zu verstehen, und so amüsierten sich alle drei köstlich: Ida, ihre fremde Zunge und der Wirt.

Ein zweiter und dritter Krug mit der hochprozentigen Spezialität aus dem Nebelhort erschienen auf geheimnisvolle Weise vor ihnen auf dem Tisch und wurden beherzt in Angriff genommen.

»Ich glaub', ich sollt' ins Bett«, riss Ida irgendwann energisch wieder die Kontrolle über ihre Sprachwerkzeuge an sich und inspizierte traurig ihren geleerten Becher. »War'n langer Tag.« Sie versuchte sich hochzustemmen und sank kichernd wieder zurück. »He, Mann, hassu mir meine Füße geklaut?«, beschwerte sie sich lachend und erbot sich. Der Wirt griff nach der Tischkante und versuchte, einen Blick unter die Bank zu werfen, was bei seinem Leibesumfang eine komplizierte akrobatische Übung darstellte.

»Seh nix«, tauchte er mit hochrotem Kopf wieder auf. »Bissu sicher, daschu – hupp – dassu sie dabei hatte', alssu reinkams'?«

Ida kratzte sich ratlos am Kopf. »Nee«, musste sie beschämt zugeben. »Nee, bin ja den ganzen Weg geritten. Habse v'leich' z'Haus' vergessen.«

Marten lachte und entließ einen donnernden Rülps. »Mach' nix, ich trag dich«, verkündete er großartig und versuchte aufzustehen. Zweimal fiel er schwer wieder auf die Bank zurück, dann gelang es ihm, indem Ida von hinten kräftig anschob, seine Massen in einen unsicheren Stand zu wuchten. Er reichte ihr eine schinkengroße Hand und zog sie auf die Beine. Sie stolperte vorwärts und blickte mit schwimmendem Blick zu Boden.

»Da seiter ja wieder«, freute sie sich. »Wo warter denn, ihr beid'n?« Sie begann ganz langsam vornüber zu kippen. Marten schwenkte einen Arm aus und hielt sie auf. Er packte sie unter den Achseln und bewegte sich schlingernd mit ihr auf die Treppe zu, wobei er zweimal über ihre schleifenden Beine stolperte.

»He, lass mich los, du Trampel«, schimpfte Ida. »Kann absolut allein' lauf'n. Ab-so-lut!«

Der Wirt griff nur noch etwas fester zu. »Aber ich nich'«, erwiderte er ernsthaft. Ida stolperte kichernd gegen ihn und versank in seinem Bauch wie in einem großen weichen Federbett.

»Schön«, verkündete sie begeistert der Welt. »Hier bleib ich. Weck mich morgen.« Sie sank langsam in die Knie.

Marten zerrte sie wieder hoch und die Treppe hinauf. Oben angekommen, lehnte er sie vorsichtig gegen die Wand und öffnete nach mehreren Anläufen die Tür zu ihrem Zimmer. Ida rollte mit den Augen und schnitt ihm eine fürchterliche Grimasse.

»Du bis' ja betrunken«, sagte sie vorwurfsvoll. »Schäms' du dich nich'?«

»Nee«, erwiderte er kurz und zog wieder ihren Arm um seine massigen Schultern. Ida gluckste und fiel schwer gegen ihn. Da war die warme Berührung von Händen und Lippen, und für einige versunkene Momente überließ sie sich ihnen hingerissen.

»Nich'«, protestierte sie schließlich undeutlich. Sie stemmte ihre Hände gegen seinen massigen Brustkorb und schob. »Geh weg. Du bis' nich' mehr mein Freund.«

»Binnich doch«, brummte er beleidigt, aber er ließ sie gehorsam los. Kurz bevor sie auf dem Boden auftraf, fingen die starken Arme sie wieder auf und hoben sie hoch. »Mensch, du bis' aber schwer für so'n knochiges Weib«, beschwerte er sich stöhnend und ließ sie unsanft halb auf das Bett fallen.

»Ach, hau doch ab, Dicker«, knurrte Ida. Sie zog sich ganz auf die schwindelerregend rotierende Matratze und drückte ihr Gesicht in das weiche Kissen. Undeutlich fühlte sie noch, wie jemand ihr ungeschickt die Stiefel von den Füßen zog, dann ging das Licht aus. »Na, gut geschlafen?«, wurde Ida fröhlich empfangen, als sie am Vormittag in die riesige sonnendurchflutete Küche getappt kam. Sie knurrte wortlos und hielt eine schützende Hand über die schmerzenden Augen. Langsam und vorsichtig brachte sie ihren Körper am Tisch in eine sitzende Position. Ein üppig gefüllter Teller mit goldgelbem Rührei und gebackenem Schinken landete vor ihrer gepeinigten Nase, und sie starrte so entsetzt darauf nieder, als wären es lebende Schlangen. »Nehmt das weg«, flüsterte sie heiser. Sie presste eine Hand vor den Mund und versuchte, ganz flach zu atmen.

»Au weh, das sieht ja wirklich böse aus«, sagte die unverschämt fröhliche Stimme mitleidlos. »Und ich dachte noch, Donnerwetter, die Prinzessin kann aber einen ordentlichen Stiefel vertragen!«

»Ob ich den Stiefel vertragen habe, ist derzeit noch sehr fraglich«, flüsterte Ida und verdrehte verzweifelt die Augen. »Nehmt das da weg, ich bitte Euch!« Eine riesige Hand schob den Teller beiseite und stellte stattdessen einen Becher vor sie hin. Ida kniff die lichtempfindlichen Augen zusammen und sah fragend auf.

Der dicke Wirt blickte sie drohend an und zeigte auf den Becher. »Runter damit«, befahl er grob.

Ida presste die Lippen zusammen und schüttelte heftig den Kopf. Als der Kreisel in ihrem Hirn aufhörte, sich zu drehen, sagte sie schwach: »Nein.«

»Runter damit, sage ich!« Die heisere Stimme hatte einen unverkennbar gewalttätigen Klang. Ida seufzte schwer und kippte das Zeug mit Todesverachtung herunter.

Er klopfte ihr auf den Rücken, bis sie aufhörte zu husten und nach Luft zu ringen. »Besser?«, fragte er aufmunternd.

Sie nickte und wischte sich die tränenden Augen. »Das war iovveverflucht scharf«, keuchte sie und stopfte sich einen Löffel Rührei in den Mund, um das Feuer zu löschen. Es schmeckte erstaunlich gut. Sie zog den Teller heran und begann zu löffeln.

»Nachschlag?«, fragte Marten zwinkernd, als sie den leeren Teller mit einem tiefen Seufzer beiseite schob. Sie winkte ab und griff dankend nach dem Tee, den er ihr hingestellt hatte. Sie sahen sich schweigend an. Ida zermartete sich den Kopf, um etwas Licht in das Dunkel der letzten Nacht zu bringen, aber die wenigen Erinnerungsfetzen, die kläglich in der weiten Leere flatterten, trugen nur dazu bei, dass ihre Kopfschmerzen zurückzukehren drohten. Martens grünliche Augen blickten ausdruckslos, und die belustigten Kringel in seinen Mundwinkeln boten ihr auch keine brauchbaren Hinweise.

»Ich war ziemlich blau«, begann sie vorsichtig. Die Kringel vertieften sich. Wieder hatte sie das unheimliche Gefühl, unter all den verhüllenden Fleischmassen deutlich die feinen Züge des jungen Ritters Simon erkennen zu können.

»Ziemlich«, bestätigte der Wirt ungerührt. Er schenkte ihr von dem starken Tee nach.

Sie versenkte ihren Blick Hilfe suchend in die bräunliche Tiefe ihres Bechers.

»Warum seid Ihr bloß so unverschämt frisch und munter?«, sagte sie vorwurfsvoll. Marten lachte rollend und klatschte sich selbstzufrieden mit der Hand auf den fetten Bauch.

»Ich habe etwas mehr Masse als Ihr, Prinzessin. Und wahrscheinlich auch etwas mehr Übung«, setzte er zwinkernd hinzu. Das Weiß seiner Augen war gerötet, das einzige Anzeichen für die schwere Zecherei der letzten Nacht. »Ich habe Eure Packtaschen abholen lassen«, fuhr er in geschäftsmäßigem Ton fort und wies mit dem Daumen unbestimmt in Richtung des Schankraums. »Euer Pferd kann beim Schmied untergestellt bleiben, er hat genügend Platz.« Ida dankte ihm leicht verwirrt und ließ sich noch einen Becher Tee geben. Das starke, bittere Aroma tat ihr wohl.

»Wollt Ihr wirklich nichts mehr essen?«, fragte Marten ungläubig. Ida schüttelte den Kopf und sah dem dicken Mann zu, wie er das Geschirr zusammenräumte und hinüber zum Spülzuber brachte. Er bewegte sich mit erstaunlicher Leichtfüßigkeit für seine beträchtliche Körperfülle, dachte sie müßig. Fast wie ein Kämpfer. Sie grinste in sich hinein bei dieser absurden Vorstellung.

»Was meint Ihr, sollen wir unsere schweren Köpfe ein wenig auslüften?«, schlug der Wirt vor und trocknete sich die Hände ab. »Ich finde, wir könnten ebenso gut bei einem kleinen Spaziergang miteinander reden.«

»Eine gute Idee«, stimmte Ida erleichtert zu. Die von Essensgerüchen geschwängerte Küchenluft machte ihr ein wenig zu schaffen. Marten band die schmuddelige Schürze ab, die er um seine enorme Mitte geschlungen hatte, und warf sie in die Ecke. Einladend wies er auf die Hintertür und ließ Ida höflich den Vortritt.

Sie gingen schweigend durch die belebten Gassen der Ortschaft. Ida bemerkte, dass sie neugierig gemustert wurde. Viele grüßten den Wirt, der stumm und friedlich neben ihr hertappte wie ein riesiger Tanzbär.

»Habt Ihr etwas von Dorkas gehört?«, brach Ida das Schweigen, als sie die letzten Häuser des Städtchens hinter sich gelassen hatten. Marten sah sie mit zusammengekniffenen Augen von der Seite an.

»Von wem?«, fragte er brummig.

Ida blinzelte zu ihm auf und schob die Ärmel ihres Hemdes über die Ellbogen. »Dorkas«, wiederholte sie geduldig. »Ihr habt Ihr vor einigen Jahren geholfen, zum Nebelhort ...«

»Ach, dieses scharfzüngige alte Gildenweib«, unterbrach der Wirt sie ungehobelt. »Nein, die hab ich seitdem nicht mehr zu Gesicht bekommen, den Schöpfern sei Dank.« Ida erwiderte nichts auf diese Grobheit. Nachdenklich spitzte sie die Lippen.

»Was habt Ihr jetzt vor?«, fragte der Wirt. Sie durchquerten ein niedriges, liches Gehölz und näherten sich dem Rand eines kleinen Wäldchens.

»Ich will Euren Bruder finden, Ihr erinnert Euch?«, erwiderte Ida mit leisem Spott.

Marten grunzte missbilligend. »Kommt, rasten wir einen Moment«, schlug er schnaufend vor. Ida blickte mit hochgezogenen Brauen zu ihm hinüber. Sein Gesicht war gerötet, und er atmete schwer. Schlechte Kondition, dachte Ida mitleidlos. Kein Wunder bei dem Gewicht, das er mit sich rumschleppt.

Sie ließ sich auf ein sonnenbeschienenes Moospolster fallen und streckte sich wohligh. Marten hockte sich auf einen vom Sturm gefällten Baumstamm, die massigen Schenkel gespreizt, damit sein Bauch zwischen ihnen Platz fand. Er grub in seiner Jackentasche und förderte eine stummelige Pfeife zutage, die in seiner riesigen Pranke beinahe zu verschwinden drohte. Aus einem kleinen Lederbeutel begann er, den abgegriffenen Kopf der Pfeife mit krausem, dunklem Kraut zu füllen. Ida sah ihm interessiert bei der Zeremonie zu. Sein Daumen passte nicht in den Pfeifenkopf, und auch der fette Zeigefinger hatte alle Mühe, den Tabak festgestopft zu bekommen. Marten setzte die Pfeife paffend mit einem Glühstein in Brand und entließ einige graublaue Rauchkringel in die stille, warme Luft. Ein Kuckuck rief, und Ida zählte unwillkürlich mit.

»Sehr alt werden wir beide anscheinend nicht mehr«, bemerkte Marten, als der Vogel nach wenigen Rufen verstummte. Ida musste lachen.

»Euer Bruder hat mir das erzählt, als ich ein Kind war.« Sie verschränkte die Hände vor den Knien. »Ich habe ihn damals dafür ausgelacht, aber trotzdem ertappe ich mich seitdem immer wieder dabei, dass ich mitzähle.«

Er brummte zustimmend und blies eine kleine Rauchwolke in die Luft. »Jetzt lasst hören. Ihr habt gestern angedeutet, dass Simon etwas mit dem Verschwinden Eures Bruders zu tun hat?«

»Nun, jedenfalls nicht direkt. Ich hege allerdings die Hoffnung, dass er weiß, wohin Albi gegangen ist, nachdem er Sendra verlassen hat.« Sie erzählte ihm von dem Brief ihres Bruders. Martens misstrauischer und ungläubiger Blick wich nicht von ihrem Gesicht.

»Hört, das kann nicht sein«, sagte er knapp, als sie geendet hatte. »Euer Bruder hat Euch belogen.« Seine Stimme klang aufgebracht, und seine Miene war feindselig.

Ida zog die Brauen empor. »Was bringt Euch zu diesem Schluss?«, fragte sie mild. Er klatschte mit der Hand auf den Baumstamm, dass es laut durch den stillen Wald schallte. Ein Eichelhäher stob mit einem erschreckten Ruf aus einem der Baumwipfel auf. »Ich weiß es. Mein verdammter Bruder hat den Nebelhort seit Jahren nicht verlassen.« Er schloss die Lippen um das Mundstück der Pfeife und paffte grimmig.

Ida seufzte ungeduldig. »Also gut, erzählt mir, was Simon treibt«, sagte sie, um seinen sichtlichen Unmut zu besänftigen. Marten rückte seinen massigen Leib auf dem Baumstamm zurecht und legte die Hände auf seine gepolsterten Knie.

»Ich war Söldner drüben im Hort«, begann er. »Mein hochnäsiger Herr Bruder, der edle Ritter, der einen gemeinen Söldner sonst nicht eines Blickes gewürdigt, geschweige denn sich mit ihm abgegeben hätte, kam nach seinem unrühmlichen Abgang aus dem Orden angekrochen, ob ich ihm nicht helfen könne. Ich habe ihn bei meinem Dienstherrn untergebracht, obwohl ich wusste, dass das nur Ärger geben würde.« Er schwieg und biss erbittert auf dem Mundstück seiner Pfeife herum. Ida sah ihn ungläubig an. Er bemerkte ihren Blick, und seine Wut verrauchte. Er grinste und deutete mit der Pfeife auf sie.

»Diesen Blick kenne ich«, sagte er fast triumphierend. »Du willst als Söldner gearbeitet haben?« Er lachte. »Ich war nicht mein Leben lang Wirt, Prinzessin. Und ich hatte damals auch noch nicht ganz mein jetziges Format erreicht, obwohl ich schon sehr eifrig daran gearbeitet habe.«

Ida musste sein Grinsen wider Willen erwidern. »Ihr liebt Euren Bruder nicht gerade,

scheint mir.«

Mit einem abfälligen Knurren stieß Marten eine Rauchwolke durch die Nase aus. »Das unterschreibe ich Euch sofort, Lady.« Er fuhr sich mit der Hand durch das kurz geschorene zimtfarbene Haar. »Wir haben uns unser Leben lang gehasst wie den Roten Tod. Und deshalb weiß ich auch, dass er niemals gewagt hätte, seine Nase wieder über die Grenze zu stecken. Ich habe ihm damals sehr deutlich zu verstehen gegeben, dass ich sie ihm abschneide, wenn er es versucht.« Ida starrte ihn schockiert an. »Glaubt nicht, ich hätte es nicht erfahren, wenn er den Hort verlassen hätte, Prinzessin. Meine Verbindungen dorthin sind immer noch gut, und auch hier in der Hierarchie gibt es kaum etwas, das mir entgeht. Simon weiß das. Er würde es niemals riskieren, mich herauszufordern. Das hat er ein Mal gewagt, und er hat es teuer bezahlen müssen.«

Ida schluckte hart. Da war wieder dieser kalte, gewalttätige Ausdruck in seinem Gesicht, der sie daran erinnerte, den fetten Mann nicht zu unterschätzen. »Warum sollte Albi mich belügen?«, fragte sie kühl.

Marten fixierte sie böse. »Weil Euer Bruder ein hinterhältiges, falsches und verlogenes Aas ist.«

Ida sprang auf und stemmte zornbebed die Fäuste in die Seiten. »Was maßt Ihr Euch an? Ihr sitzt da und äußert die ungeheuerlichsten Sachen über jemanden, den Ihr nicht einmal persönlich kennt! Ich habe nicht vor, mir Euer Geschwätz noch länger anzuhören, Wirt!« Sie drehte sich auf dem Absatz herum und marschierte davon.

Sie kam nicht weit. Hinter ihr erbebte der Boden unter stampfenden Schritten. Eine schinkengroße Pranke griff unsanft nach ihrem Ellbogen und wirbelte sie herum. »Lasst mich los«, fauchte sie und ballte die Fäuste. Der Wirt schüttelte sie kräftig durch und löste dann schwer atmend seinen Griff. Ida rieb sich den schmerzenden Arm und funkelte Marten böse an.

»Entschuldigt, Lady«, sagte er unvermutet sanft. »Kommt, setzen wir uns wieder. Ich hatte kein Recht, so zu Euch zu sprechen.« Sie folgte ihm widerwillig zu ihrem Rastplatz zurück. Die kleine Stummelpfeife lag achtlos fortgeworfen auf der Erde. Der Wirt bückte sich ächzend, um sie aufzuheben. Dann hockte er sich wieder auf den bemoosten Baumstamm und klopfte schweigend die Pfeife aus.

»Könnt Ihr mir helfen, Euren Bruder im Nebelhort zu finden?«, fragte Ida mühsam beherrscht. Es hatte keinen Zweck, die beleidigte Mohrrübe zu spielen. Sie hatte die Hilfe dieses ungehobelten Klotzes, der da so wuchtig vor ihr auftrat, dringend nötig.

Er schüttelte wortlos den Kopf. Ida presste die Lippen zusammen und versuchte es erneut: »Sagt mir zumindest, wo ich beginnen muss, nach ihm zu forschen. Ich schaffe das auch alleine.«

»Es hat keinen Sinn, Prinzessin.«

Allmählich ging es ihr auf die Nerven, dass er so unbekümmert von Simons Spitznamen für sie Gebrauch machte. »Warum nicht?«, fragte sie scharf.

»Ihr kennt den Hort nicht«, erwiderte Marten nicht minder scharf. »Ihr würdet nach einer Stunde schon aufgegriffen werden. Der Hort ist kein Tummelplatz für eine Frau!«

»Ach«, fuhr Ida ihn an. »Was hat denn das mit meinem Geschlecht zu tun, Ihr fetter, hinterlistiger ...«

Sie verschluckte, was sie hatte sagen wollen, und rief sich zur Ordnung. Auf diese Art würde sie diesem gewissenlosen Halunken kaum beikommen.

Er grinste Ida breit an. »Ja?«, provozierte er sie. »Was bin ich?«

Ida winkte ab. »Kommt, Marten, seid nicht albern. Dorkas hat es geschafft, sich fast vier Jahre im Nebelhort aufzuhalten. Mit Eurer Hilfe. Ich verlange nicht einmal das, und ich bin bereit, Euch gut zu bezahlen.«

Ein grünlicher, habgieriger Funke blitzte in den schwerlidrigen Augen auf. »So«, sagte er lauernd. »Das hört sich allerdings nicht übel an. Aber ich mache Euch einen anderen Vorschlag. Ihr bezahlt mich gut, und dafür finde ich heraus, wo Euer Bruder abgeblieben ist. Und die Kette hole ich Euch auch zurück. Wie klingt das?«

Ida sah nachdenklich zu Boden. Wie wichtig war es ihr, Simon selbst noch einmal zu treffen und mit ihm zu sprechen? Nach dieser unerfreulichen Begegnung mit seinem Bruder verspürte sie weniger Lust dazu als zuvor. »Also gut«, gab sie nach. »Aber wenn Ihr erfolglos bleibt, verlange ich von Euch, dass Ihr selbst mich zum Nebelhort bringt.«

Er hielt ihr schweigend und mit einem schiefen Grinsen die Pranke hin. Ida schlug ein. Seine dicken Finger schlossen sich fest und warm um ihre Hand. Sie begegnete seinem Blick und wusste nicht zu deuten, was sie darin las.

»Ich weiß nicht, wie es Euch geht, aber ich habe Hunger.« Marten wuchtete seinen massigen Körper in den Stand. Er legte einen schweren Arm um ihre Schultern und schob sie auf den Weg. »Kommt, ich koche uns was Feines. Was haltet Ihr von einem Auflauf? Feiern wir unsere Geschäftspartnerschaft.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Ihr ein so großartiger Koch seid.« Ida lehnte dankend einen Nachschlag ab. Sie lockerte ihren Hosenbund und rülpste leise.

Marten füllte seinen Napf ein weiteres Mal hoch auf und schob sich einen riesigen Bissen in den Mund. »Ich koche eben gerne. Sieht man das nicht?«, fragte er kauend.

Ida legte die Füße auf die Bank und schüttelte schläfrig den Kopf. »Nein, man sieht nur, dass ihr gerne esst.«

Marten prustete und schaufelte weiter den Auflauf in sich hinein. »Was macht Ihr jetzt? Wo kann ich Euch erreichen, wenn ich etwas herausgefunden habe?«

Ida hob ihren Becher, in dem noch ein Rest Wein war, und trank ihn aus. Dann rollte sie den leeren Becher nachdenklich zwischen ihren Handflächen. »Ins Mutterhaus kann ich erst zurück, wenn ich meine Kette wiederhabe. Also besuche ich jetzt zuerst Tante Ylenia, bevor ich nach Sendra zurückkehre. Ich werde Euch auf dem Laufenden halten, Marten.«

Der Wirt grunzte zustimmend und stand auf, um sich noch eine Portion zu holen. Fasziniert sah Ida zu, wie auch dieser hoch gefüllte Napf in seinem anscheinend unersättlichen Schlund verschwand.

»Ihr könnt gerne noch ein paar Tage bleiben«, bot er an. »Wir hatten doch einen recht netten Abend gestern, warum sollten wir das nicht wiederholen?«

Ida lächelte ihn breit an und gurrte: »Guter Mann, falls Ihr Wert darauf legt, Eure Finger auch in Zukunft noch an Eurer Hand und nicht lose in der Tasche mit Euch zu führen, solltet Ihr Eure verdammte Pfote schleunigst von meinem Bein nehmen.«

Marten grinste lüstern und verzog dann schmerzlich das Gesicht. »Biest«, sagte er friedlich und saugte an dem Schnitt in seinem Handrücken. Ida zwinkerte ihm zu und

steckte ihr Messer wieder in den Gürtel zurück. Marten stand auf und schichtete das Geschirr übereinander. »Es wird Zeit, dass ich mich um meine Gäste kümmere. Leni kommt zwar tadellos alleine zurecht, aber es gibt das eine oder andere Geschäft, das meiner persönlichen Aufmerksamkeit bedarf.«

»Wie regeln wir Eure Bezahlung für die Dienste, die Ihr mir leisten werdet?«, fragte Ida nüchtern. »Ich trage im Moment keine große Barschaft mit mir herum.«

Er wischte es mit einer großen Geste beiseite. »Ich vertraue auf Eure Ehrlichkeit, Prinzessin. Zahlt, wenn ich die ersten Ergebnisse bringe.« Er lehnte sich vor und stützte sich auf der Tischplatte ab. Ida wich ein wenig zurück. Seine grünlichen Augen bohrten sich in ihre. »Ich kann doch auf Eure Ehrlichkeit vertrauen, oder?«, setzte er leise hinzu. Die unverhüllte Drohung in seiner Stimme ließ Ida einen winzigen Schauer den Rücken herunterlaufen.

»Das könnt Ihr, Wirt«, sagte sie grob. »Ihr habt mein Wort, habt Ihr das vergessen? Ich hoffe, ich kann genauso auf Euer Wort vertrauen.«

Seine Haltung veränderte sich nicht. Einige Lidschläge lang starrten die beiden sich eisig an. Dann begann der Wirt breit zu lächeln und schlug Ida auf die Schulter. »Ihr seid schon ein tolles Weib«, sagte er. »Ewig schade, dass Ihr so dürr seid. Was meint Ihr, bleibt doch ein paar Wochen hier und lasst Euch von mir ein wenig mästen. Na?«

Ida rümpfte die Nase. »Na, ich danke«, erwiderte sie und stand auf. »Macht mir meine Rechnung fertig, Wirt. Ich will morgen in aller Frühe aufbrechen.«

Ida blickte düster in den dicht fallenden Schnee hinaus und tappte voller Ungeduld mit den Fingerspitzen gegen das dicke, blasendurchzogene Glas der Fensterscheibe. Selbst dieser verzerrte Blick ins Freie zeigte ihr nur zu deutlich den bleigrauen Himmel, aus dem beständig große, lautlos fallende Flocken herabrieselten. Die Sicht betrug nicht mehr als ein paar Schritte. Ida erinnerte sich mit Schauern an den gestrigen Abend, als sie es nicht mehr im Gästehaus des Ordens ausgehalten hatte und sich draußen ein wenig die Füße vertreten wollte. Innerhalb von wenigen Minuten war sie bis auf die Knochen durchgefroren und nahezu erblindet durch den nassen, schweren Schnee, der in ihrem Gesicht, in ihren Wimpern und Haaren klebte, an ihren Kleidern haftete und sie innerhalb kürzester Zeit aussehen und sich fühlen ließ wie eine wandelnde Schneewehe. Was von drinnen so harmlos und idyllisch ausgesehen hatte, war, als sie erst einmal den Windschutz des Hauses verlassen hatte, zu einer pfeifenden, tobenden Hölle aus Schnee, Wind und Dunkelheit geworden. Sie hatte alle erdenkliche Mühe gehabt, das Haus in dem Schneetreiben überhaupt wieder zu finden.

Der Herbst hatte sich hier im Norden allzu schnell seinem Ende entgegengeneigt. Ida dachte mit Sehnsucht an das Gildenhaus. Zwar wurden auch dort die Tage inzwischen kürzer, und erste Stürme fegten durch die Straßen von Nortenne, aber es war am Tage immer noch sommerlich warm, und die Bäume erglühten in kräftigen, herbstlichen Farben. Hier gab es nur karge Felsen, einige windgepeitschte Nadelbäume und die Obstbäume im Garten des Ordens, die ihre Äste kahl und winterlich in den grauen Himmel reckten, dessen tief hängende Wolken den ersten Schnee ankündigten.

Ylenia hatte sie freudig überrascht und überaus herzlich empfangen und im bequemsten Zimmer des Gästehauses einquartiert. Die weiße Hexe schien in den langen Jahren, die

Tante und Nichte sich nicht gesehen hatten, kaum gealtert zu sein. Ida und sie hatten einen langen, friedlichen Abend am Kaminfeuer zusammengesessen, Apfelwein getrunken und geplaudert. Dann wollte Ida ihrer Tante von ihrem Anliegen berichten, aber Ylenia hatte sie mit einer knappen Geste zum Schweigen gebracht.

»Nicht mehr heute Abend«, sagte sie bestimmt. »Ich weiß, dass dich nicht allein die Sehnsucht nach deiner alten Tante hierher getrieben hat, noch dazu so kurz vor Einbruch der Kalten Zeit. Aber du bist müde von der Reise, und ich kann mir vorstellen, dass wir für das, was du mir erzählen willst, beide einen klaren Kopf benötigen.« Ida hatte notgedrungen genickt und sich wie ein gehorsames Kind ins Bett schicken lassen.

Danach musste sie mit steigender Ungeduld auf das nächste Wiedersehen mit ihrer Tante warten. Ylenia war unvorhergesehen in wichtigen Angelegenheiten des Ordens abberufen worden, wie eine der freundlichen, aber reservierten Bediensteten ihr am nächsten Morgen ausgerichtet hatte. Also schickte sich Ida in die aufgezwungene Tatenlosigkeit. Bis der anhaltende Schneefall es ihr unmöglich machte, durchstreifte sie die Umgebung des Ordenshauses und wagte sich sogar an eine zweitägige Expedition, die sie ein Stück in die Berge führte.

Dann setzte das heftige Schneetreiben ein, das sie ans Haus fesselte. Sie entdeckte die Bibliothek des Ordens und bat eine der älteren Frauen, die dort über alten Schriftrollen saßen, um die Erlaubnis, sich etwas zu lesen auszuleihen. Es wurde ihr mit aller Freundlichkeit von der Leiterin des Archives genehmigt, wobei diese Ida darum bat, sie bei jedem Buch erst einmal zu fragen, da einige davon nicht für die Augen einer Nichteingeweihten gedacht waren. Ida fand zwischen all den geschichtlichen und naturkundlichen Werken auch einen Band mit Überlieferungen der Grennach, den sie begeistert an sich nahm. Die Archivarin erzählte ihr, dass dieses Buch eine Rarität sei: aufgezeichnet vor Generationen von einer Angehörigen der Weißen Schwesternschaft, die jahrelang zwischen den Nestern gereist war und sich die Erzählungen des Grennach-Volkes angehört hatte.

Ida vertiefte sich in den Band, der in altertümlicher Schrift und Sprache abgefasst und nicht leicht zu entziffern war. Sie entdeckte auch jene Sage wieder, die Mellis ihr vor Jahren erzählt hatte, und staunte darüber, dass sie in diesem Buch, soweit sie sich daran erinnern konnte, nahezu mit den selben Worten aufgezeichnet war. So vertrieb sie sich die Wartezeit, während ihre Ungeduld mit jedem verstreichenden Tag wuchs.

Ylenia und ihre Eskorte trafen zu Tode erschöpft und dem Erfrieren nahe während eines heftigen Schneesturms in der fünften Woche nach Idas Ankunft wieder im Ordenshaus ein. Ida machte sich auf eine weitere ermüdende Spanne des Wartens gefasst, doch schon am nächsten Vormittag ließ Ylenia sie zu sich rufen. Ida trat in das Gemach, das von einigen Wachlichtern und dem flackernden Kaminfeuer heimelig erleuchtet war, und fand ihre Tante in eine Pelzdecke gewickelt vor dem Kamin, ihre weiße Katze auf den Knien. Sie streckte Ida die Hände entgegen und ließ sich von ihr umarmen. Dann zog Ida sich den zweiten Lehnstuhl heran und streckte die Füße zum Feuer hin.

Ylenia sah immer noch erschöpft aus, aber ihre Augen funkelten lebhaft, als sie Ida anblickte. »Verzeih mir, Kind, ich war dir eine schlechte Gastgeberin«, sagte sie lächelnd. »Sich einfach grüßlos davonzumachen und dich hier zurückzulassen!«

»Entschuldige dich nicht, bitte. Man hat mir gesagt, du seist in wichtigen Angelegenheiten fortgerufen worden.«

Ylenia blickte in die tanzenden Flammen des Kaminfeuers und streichelte mit besorgter Miene die schläfrig aus goldenen Augen blinzelnde Katze auf ihrem Schoß. »Das ist richtig. Ich musste mich dringend mit Hochmeister Gareth beraten, deshalb bin ich über den Pass hinüber nach Falkenhorst geritten. Und von dort zur Grenze ...« Ihre Stimme verklang. Sie starrte grübelnd ins Feuer. Dann schien sie die düsteren Gedanken abzuschütteln, die sie belasteten. Sie zeigte Ida ihr wieder lächelndes Gesicht und nickte ihr auffordernd zu. »Jetzt bist du endlich an der Reihe, meine arme geduldige Ida. Erzähl, was hat dich hierher geführt?«

Ida hielt sich nicht mit langen Erklärungen auf. Sie holte schweigend das eingewickelte Schmuckstück hervor und reichte es ihrer Tante. Ylenia schlug die Umhüllung beiseite und blickte fassungslos auf das Herz des Feuers nieder. Sie saß lange so da, reglos in den Anblick des Kleinods versunken, das sein Feuer blitzend durch das Gemach schickte.

Endlich tat Ylenia einen tiefen Atemzug, als erwachte sie aus einem langen Schlummer, und hob den Blick. Ida sah voller Staunen, dass Tränen in den Wimpern der Weißen Hexe hingen. Ylenia bat sie stumm um eine Erklärung, und Ida erzählte ihr leise von dem Nachmittag im alten Obstgarten von Sendra. Ylenia lauschte, ohne sie zu unterbrechen, und dann schüttelte sie ratlos den Kopf. Ihre schmalen Finger schlossen sich voller Ehrfurcht um das Herz aus Feuer, von dem sie, während Ida sprach, keinen Moment die Augen gewandt hatte. Ihre Katze warf Ida einen rätselhaften Blick zu und begann sich mit einer blassrosa Zunge das schneefarbene Fell zu lecken.

»Ich verstehe es nicht«, sagte Ylenia leise. »Ich werde versuchen herauszufinden, wie die Hüterschaft der Feuerelfen in der Überlieferung beschrieben ist. Aber ob das erklären kann, warum du jetzt das Kleinod in deiner Obhut hast ...« Ihr Blick verschleierte sich. »Ich sollte die Schale befragen. Aber ich möchte es nicht noch einmal riskieren, dich hineinblicken zu lassen.« Sie zog grübelnd die dichten dunklen Brauen zusammen. Die weiße Katze hörte auf, sich zu putzen, streckte sich gähnend und sprang geschmeidig von ihrem Schoß.

Ida schlang die Arme um den Körper und senkte das Kinn auf die Brust. Wenn noch nicht einmal Ylenia ihr raten konnte, war sie wieder am Anfang der Reise angelangt. »Das ist ja noch nicht alles«, sagte sie beunruhigt. »Da sind auch noch die beiden Ringe von Großmutter.«

Ylenia blickte hastig auf, und ein goldener Blitz aus ihren Augen traf Ida bis ins Mark. »Welche Ringe?«, fragte die Hexe scharf.

Ida fischte sie mit unsicheren Fingern aus ihrer Hemdtasche hervor und legte sie Ylenia in die fordernd ausgestreckte Handfläche. Hatte die Hexe beim Anblick des Kleinodes fassungslos gewirkt, so schien sie jetzt zu Eis zu erstarren. Sie schloss die Augen und legte den Kopf gegen die Sessellehne. Ihr altersloses Gesicht war von müden Linien durchzogen, die Minuten vorher noch nicht dagewesen waren. »Wie kommst du an diese Ringe?«, fragte sie nach einigen Minuten. Ida berichtete von dem Schreiben ihrer Großmutter, und Ylenia lauschte wie zuvor, schweigend und mit geschlossenen Augen.

»Warum geschieht das alles jetzt?«, murmelte die Hexe wie im Selbstgespräch. »Das

und die Nebelgrenze ... Das muss doch etwas zu bedeuten haben!«

»Was ist mit der Nebelgrenze?«, fragte Ida, hellhörig geworden. Ylenia öffnete immer noch nicht die Augen. Träumerisch, wie im Halbschlaf, antwortete sie: »Die Nebelgrenze rückt langsam vor. Zwei Gildenfrauen in unseren Diensten haben es bemerkt, als sie ganz in ihrer Nähe übernachteten und beinahe eingeschlossen worden wären. Der Nebelhort dehnt sich aus, und niemand weiß, wieso und was dagegen zu tun ist.« Ida verschlug es die Sprache. Ylenia richtete sich auf, mit einem Male hellwach.

»Vertraust du mir?«, fragte sie ihre Nichte eindringlich. Ida nickte, von einer bösen Vorahnung gepeinigt. »Würdest du noch einmal mit mir die Schale befragen, trotz deiner schmerzhaften Erfahrungen? Ich verspreche dir, dass ich dieses Mal gewappnet bin und dich besser schützen werde.« Wieder nickte Ida, diesmal etwas zögernder. Sie spürte, wie ihr Mund vor Angst trocken wurde. Ylenia sah sie voller Mitgefühl an und zog sie an ihre Brust. »Du musst es nicht tun, wenn es dich zu sehr ängstigt. Ich werde sicherlich noch einen anderen Weg finden.«

»Nein.« Ida machte sich frei. »Aber lass es uns lieber schnell tun, ehe ich Zeit finde, darüber nachzudenken.«

Ylenia ging zu einem Wandbord hinüber und hob eine schwere Kristallschale herab, die sie vorsichtig auf dem Tisch am Fenster abstellte und aus einem Krug mit Wasser füllte. Dann trocknete sie sich sorgfältig die Hände ab und griff nach einem versiegelten, aus einem großen Bergkristall geschnittenen Fläschchen. Sie hob es in das Licht der Lampe, die auf dem Tisch flackerte, und drückte es dann ehrfürchtig gegen ihre geneigte Stirn. Sodann entfernte sie das Siegel und den Wachsstopfen und gab den klaren Inhalt des Fläschchens in die Kristallschale. Ida sah voller Staunen, wie ein regenbogenfarbener Dunst einen Augenblick lang über der Wasseroberfläche hing und dann sacht in die Flüssigkeit eindrang, bis diese in allen Farben erstrahlte. Aber nur einige Lidschläge lang, dann war das Wasser wieder klar; nur ein feiner, ölicher Schimmer lag noch darauf.

Ylenia bedeutete ihr, sich an den Tisch zu setzen. Ida folgte der Aufforderung mit weichen Knien. Zwar hatte sie ihre Angst vor Zauberei und Magie in den letzten Jahren weitgehend verloren, aber sie hegte dafür immer noch keine große Liebe.

Ylenia griff nach ihren Händen und sah ihr beschwörend in die Augen. »Wir können es lassen, Ida. Ich will dich nicht dazu zwingen, das weißt du.«

Ida nickte und schauderte ein wenig. »Bringen wir es hinter uns.«

Ylenia legte ihre Hand über Idas Augen und ließ sie die Lider schließen. »Höre auf meine Stimme und folge dem, was ich dir sage«, drang ihre leise Stimme wie der Ruf einer dunklen Glocke an Idas Ohren. »Vergiss deine Furcht, beruhige deine Gedanken, und versetze dich an einen Ort, an dem du dich sicher und geborgen fühlst.«

Ida tat einen tiefen, zitternden Atemzug und nickte nach einer Weile. Um sich herum spürte sie wie einen schützenden Arm die warme, ruhige Stille der Ställe von Tel'krias. Sie roch den schweren, etwas scharfen Geruch der Tiere. Fast meinte sie, den sanften Atem der Pferde und hin und wieder das schläfrige Muhen einer Kuh zu vernehmen.

»Gut, Ida. Öffne jetzt deine Augen und blicke in die Schale. Denk daran, ich beschütze dich.« Ida tat, wie ihr geheißen wurde. Sie senkte den Blick in die funkelnde, endlose Tiefe der Kristallschale.

»Was siehst du?«, fragte Ylenia.

Ida öffnete willenlos den Mund und murmelte: »Nichts – ich sehe – nichts ...« Ein Flattern von Schwingen und ohrenbetäubendes Gekreisch war um sie herum. Die Flügel machten sie blind, und das Schreien der Vögel betäubte ihre Sinne. Weiche Federn strichen über ihr Gesicht und ihren Körper. Sie breitete die Arme aus und lachte vor Freude laut auf. In großen, gleichmäßigen Kreisen zog sie über dem Gipfel dahin. Weit unter sich sah sie eine kleine Gruppe von Menschen, die sich schwerfällig durch den Schnee kämpften. Sie stieß neugierig hinab und erkannte ohne Überraschung, dass ein kleiner dürrer Mann und eine alte Grennach ihre eigene, leblose Gestalt auf einem improvisierten Schlitten durch den tiefen Schnee zogen. Sie verlor schnell das Interesse an dem ermüdenden Schauspiel und stieg in einer warmen Strömung wieder empor. Hoch, immer höher. Die vom ewigen Schnee bedeckten Gipfel der Berge blieben weit unter ihr zurück. Die Luft wurde dünner und immer eisiger. Bald begann das tiefe Blau über ihr einem bedrohlichen Violett zu weichen, das in die Schwärze der Nacht überging. Sterne funkelten bleich auf sie herab, und sie stieg immer noch. Ihre Lungen rangen vergeblich nach Luft. Die Sinne begannen ihr zu schwinden, aber sie stieg weiter. Um sie war Gesang, höher, als es menschlichen Stimmen möglich war, und beinahe schmerzhaft in ihre Ohren stechend. Sie öffnete den Mund, um die Sängerinnen zu rufen, und ahnte die kaum hörbare Antwort auf alle ihre Fragen.

Höher, dachte sie verbissen. Ich muss noch höher, dann kann ich sie besser hören. Sie verdoppelte ihre Anstrengungen, aber ihre kräftigen Schwingen waren plötzlich wieder Arme, die nutzlos durch die luftlose Atmosphäre pflügten. Mit einem lautlosen Schrei des Entsetzens begann sie den langen Weg zur Erde zurückzustürzen.

Ida fand sich in den Armen ihrer Tante wieder, die mit aufgerissenen Augen auf sie herabsah. Sie fühlte immer noch den rasenden Fall in ihrem Körper. Ihr Blick verschwamm, als sie begann, das Bewusstsein zu verlieren. Starke Hände zwangen ihren Kiefer auf. Eine bittere, scharfe Flüssigkeit rann durch ihre Kehle. Hustend und spuckend richtete sich Ida auf und schob die Hand mit dem Becher beiseite. »Widerlich«, hörte sie sich durch das Summen in ihren Ohren keuchen.

»Ich bringe dich zu Bett«, sagte die besorgte Stimme ihrer Tante. Idas Augen fielen zu. »Ich habe es schon wieder verdorben, Kind. Bei den Schöpfern, du musst mich hassen.«

»Dummes Zeug«, murmelte Ida und schlief ein.

Ylenia saß lesend neben ihrem Bett, als sie wieder aufwachte. Das unbestimmte graue Licht, das durch das Fenster fiel, ließ weder Rückschlüsse auf die Tageszeit zu, noch darauf, wie lange Ida geschlafen hatte. Sie reckte sich und knurrte zufrieden. Sie fühlte sich wohler als seit langer Zeit. Ylenia ließ ihr Buch sinken und sah freundlich besorgt auf sie herab. »Wie geht es dir?«

»Wunderbar, danke«, erwiderte Ida etwas erstaunt. »Was machst du eigentlich hier?«

Die Hexe runzelte die Stirn. »Du erinnerst dich nicht?«, fragte sie behutsam und ein wenig enttäuscht. »Das wäre schade, weil ich dir aus irgendeinem Grund nicht in die Schale habe folgen können.« Die Schale. Ida ließ sich in die Kissen zurücksinken und die Erinnerungen über sie herfallen wie eine hungrige Meute Wölfe. Ylenia sah sie erwartungsvoll an.

»Süßer Iovve«, hauchte Ida. Dann begann sie stockend von ihrer Vision zu erzählen. Ylenia lauschte konzentriert mit in die Hand gestützter Stirn.

»Jetzt sind wir nicht viel klüger als vorher«, sagte sie schließlich enttäuscht. Dann schüttelte sie ungeduldig den Kopf und rief sich selbst zur Ordnung. »Das stimmt nicht. Ich verstehe es nur noch nicht, das ist alles. Es ist immerhin sehr interessant, dass ich dir wieder nicht habe folgen können. Wir werden das nicht mehr wiederholen, Ida, bis ich dahintergekommen bin, wieso du derartig auf die Schale reagierst.«

Ida nickte erleichtert. Nach diesem Erlebnis, auch wenn es nicht ganz so erschreckend gewesen war wie das erste Mal, war sie nicht allzu begierig auf einen weiteren Versuch.

»Du hast übrigens Besuch«, erwähnte Ylenia, während sie aufstand. »Fühlst du dich schon erholt genug, oder soll ich sie noch mal wegschicken?«

»Besuch?« Ida schwang die Beine aus dem Bett. Ylenia zwinkerte nur und ging hinaus. Ida stieg in ihre Kleider und bürstete sich mit einigen energischen Strichen das Haar.

Die Tür klappte, und Ylenia trat wieder ein, ein voll beladenes Frühstückstablett in den Händen. Ihr auf den Fersen folgten die hungrig maunzende weiße Katze und eine rothaarige Grennach, die Ida fröhlich anblinzelte.

»Mellis«, rief Ida und ließ die Bürste fallen. Sie umarmte die Grennach und küsste sie auf beide Wangen.

»Kommt, ihr habt beide ein verspätetes Frühstück verdient«, warf Ylenia ein, die in der Zwischenzeit den Tisch gedeckt hatte. »Mellis ist spät in der Nacht hier eingetroffen«, erklärte sie auf Idas fragenden Blick hin. Nach dem Frühstück, das genau genommen ein spätes Mittagessen war, kam das Gespräch auf die abwesende Dorkas.

»Warum hast du sie eigentlich jahrelang kreuz und quer durch den Nebelhört gejagt? Was hast du damit bezweckt?«, fragte Ida ihre Tante ein wenig vorwurfsvoll. Mellis verschluckte sich und begann zu husten.

Ylenia sah Ida erstaunt an. »Wie meinst du das? Dorkas hat mir einige nützliche Informationen über die Schwarze Zitadelle beschafft, aber das war eine Sache von vielleicht drei oder vier Monaten. Sie hat durchaus schon langwierigere Reisen für mich unternommen.«

»Aber ...«, stotterte Ida. Ihr Blick fiel auf Mellis, die sich hinter einer großen Serviette zu verstecken suchte. »Ihr habt mich belogen! Ihr habt mir erzählt, Dorkas wäre in Ylenias Auftrag vier Jahre lang durch den Hört gereist, aber das war gelogen!« Sie schnappte empört nach Luft.

Ylenia wandte den beunruhigenden Blick ihrer topasfarbenen Augen interessiert zu der verlegenen Grennach-Frau. »Also?«, forderte sie Mellis sanft auf. »Was habt ihr zwei dort drüben getrieben, das so schrecklich ist, dass ihr es keinem sagen könnt?«

Mellis seufzte. »Dorkas und ich haben uns getrennt, nachdem wir deinen Auftrag erledigt hatten. Ich bin beinahe drei Jahre lang alleine im Grennach-Gebiet des Nebelhört umhergereist und habe endlich wieder eine feste Verbindung mit unseren Leuten dort gewebt. Wir hatten nach dem Krieg jeden Kontakt mit ihnen verloren, und es hat nie jemand für nötig gehalten, ihn wieder aufzunehmen. Meine Nestmütter sind sehr zufrieden mit mir«, setzte sie beinahe verteidigend hinzu.

»Und Dorkas?«, fragte Ida gespannt. »Was hat sie in all der Zeit getrieben?«

Mellis hob unbehaglich die Schultern und schlug verlegen mit ihrem Schweif gegen das Tischbein. »Ich weiß es nicht«, gab sie schließlich leise zu. »Sie wollte nie darüber erzählen. Sie hat sich sehr verändert in der Zeit. Unsere alte Vertrautheit ist seither so gut wie zerbrochen.« Ida beugte sich zu der traurigen kleinen Frau und strich ihr mitleidig über die Hand.

Ylenia verabschiedete sich, weil sie noch über das eine oder andere nachdenken musste, wie sie mit einem Lächeln zu Ida sagte. Mellis und die junge Frau wechselten zu einem unverfänglicheren Thema, weil Ida bemerkte, wie sehr es Mellis bedrückte, über Dorkas zu sprechen. Mellis erzählte ihr einige Anekdoten über den fetten Wirt Marten, der die beiden Gildenfrauen ein Stück weit in den Hort begleitet hatte. Ida erkannte ihn zweifellos in Mellis Schilderung wieder: verfressen, verlogen, unerträglich selbstverliebt und voller abfälliger Sprüche über die »Gildenweiber« und ihre mangelnden Fähigkeiten. Niemand, dem man auch nur so weit trauen durfte, wie man gegen den Wind spucken konnte, wie Mellis lachend sagte.

Der Tag glitt während ihres Gespräches leise in den Abend hinüber, und die beiden Freundinnen saßen in vertrautem Schweigen am Kamin und hingen ihren Gedanken nach. Endlich gähnte Ida und schlug vor, schlafen zu gehen.

Mellis blinzelte schläfrig und stimmte zu.

Ida lag trotz der bleiernen Müdigkeit, die sie so plötzlich überfallen hatte, noch eine Weile wach und starrte ins Dunkel. Was konnte Dorkas im Hort erlebt haben, das sie so weit von ihren Gefährtinnen getrennt hatte? Noch nicht einmal Mellis, die wohl ihre engste Vertraute war, konnte sich einen Reim darauf machen. Ida brummte missvergnügt und schloss die Augen. Im Einschlafen meinte sie, seltsam fremdartigen, hohen Gesang zu hören, der süß und lockend an ihre Ohren drang. Darüber nachsinnend, wieso dieser Gesang ihr so vertraut erschien, schlummerte sie endlich ein.

Lange vor dem Morgengrauen erwachte sie und schlüpfte in mehrere Schichten ihrer wärmsten Kleider. Sie packte ihr Bündel zusammen und steckte die Reste des gestrigen Abendessens hinein, die noch auf dem Tisch standen. Dann warf sie sich den schweren, warmen Umhang um, den Ysabet für sie geflickt hatte, und blickte sich in der Kammer um. Sie hatte alles, was sie brauchte.

Leise schloss sie die Tür des Gästehauses und trat in die kalte, stille Nachtluft hinaus. Ihr Atem stand in einer weißen Wolke vor ihrem Mund. Sie schlug fröstelnd den Kragen des Umhangs vor ihr Gesicht. Dann schlüpfte sie in die Schneeschuhe und begann zielstrebig, den steil ansteigenden Weg in die Berge hochzustapfen.

Als die besorgte Mellis am anderen Tag Ylenia von Idas rätselhaftem Verschwinden benachrichtigte, konnte ein Suchtrupp ihre Spuren noch weit in die Berge hinauf verfolgen, ehe er sie im neu einsetzenden Schneegestöber endgültig verlor. Ida war fort und blieb auch in den folgenden Tagen trotz aller Bemühungen der Weißen Schwesternschaft, sie ausfindig zu machen, verschwunden.

Eddy

~ 10 ~

Ich fror erbärmlich. Seit ich hier im Lager C eingeliefert worden war, hatte ich ordentlich an Gewicht verloren. Wenn jemals in meinem Leben die Beschreibung »Haut und Knochen« auf mich zugetroffen haben sollte, dann jetzt.

Zumindest hatte es in den ersten Wochen hier keiner geschafft, mir meine Lederjacke abzunehmen, obwohl es einige ernsthafte Versuche gegeben hatte. Meinem letzten Angreifer hatte ich den Kiefer gebrochen, und wenn Big Mama mich nicht aus irgendeinem Grund in ihr schwarzes Herz geschlossen hätte, wäre ich dafür sicherlich sofort in Dunkelhaft gewandert. Aber Big Mama hatte sich vor dem Aufseher aufgebaut und ihm klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass er seine dreckige Nase gefälligst aus internen Angelegenheiten heraushalten solle. Kenny sei gestolpert und auf die Fresse gefallen, sonst nichts. Selbst die Aufseher legten sich lieber nicht mit Big M an, und dieser hier machte darin keine Ausnahme. Er zog den Schwanz ein und verpisste sich. Kenny und sein gebrochener Kiefer wurden zum Hospital gebracht und nicht mehr gesehen. Es ging das Gerücht, dass ernsthaft verletzte Internierte sofort eine Dosis L bekamen, aber ich nahm eher an, dass sie ihn nur in einen anderen Block verlegt hatten, um weitere Konflikte zu vermeiden.

Ich hatte Glück, in diesem Lager und in Block Vier gelandet zu sein. Big Mama war in Ordnung, und sie sorgte für Ordnung in ihren Blocks. Der alte Stinker, der sich die andere Hälfte des Lagers unter den Nagel gerissen hatte, legte weit weniger Wert auf einen gesitteten Umgangston, hatte ich mir sagen lassen.

»He, Eddy«, hörte ich Stell rufen. Ich drehte mich um und sah ihr entgegen. Die Kleine war ein echter Schatz, sie teilte sogar hin und wieder eine ihrer kostbaren Zigs mit mir. Dafür gab ich jedem eins auf die Nase, der es wagte, sie zu belästigen. Ein guter Deal, nicht zuletzt, weil wir uns nachts gegenseitig warm hielten. Sie kam eilig auf mich zu, und ich sah, wie ihre zerrissenen Hosen in dem scharfen Wind um ihre dünnen Beine flatterten. Süßer Iovve, so kalt wie in diesem Winter war es schon seit Jahren nicht mehr gewesen!

»Eddy«, wiederholte sie atemlos und ließ sich von mir in den Arm nehmen. Sie schmiegte ihren strohblonden Kopf in meine Achselhöhle und fuhr mit den Händen unter meine Jacke. Ich rubbelte über ihren Rücken und drückte sie eng an mich.

»Warum bist du nicht bei der Arbeit?«, fragte ich. Stell gehörte zu den Glücklichen, die ihre zwei Jahre Probezeit ohne Strafen hinter sich gebracht hatten und damit berechtigt waren, sich zehn Stunden am Tag in einer der Baracken irgendwelchen stumpfsinnigen Tätigkeiten hinzugeben. Trotzdem beneidete ich sie. Es war immerhin eine Art von Abwechslung, davon gab es hier im Lager nicht allzu viel. Außerdem verdiente sie dabei etwas, einen Hungerlohn zwar, aber sie konnte sich Zigs kaufen oder eine Extraration Brot, und ab und zu sogar etwas Synalc, das auf geheimnisvollen Wegen ins Lager gelangte. Eine Frisch-Internierte wie ich, die noch in der Probezeit war, stand völlig ohne Galacx da und damit ohne jede Möglichkeit, sich etwas Vergnügen oder auch

Lebensnotwendiges zu kaufen. Noch dazu waren meine Aussichten, jemals eine Arbeitsgenehmigung zu bekommen, mehr als fragwürdig. Ich hatte schon fünf Ermahnungen und zweimal eine Woche Dunkelarrest hinter mir, was meine Probe- und Haftzeit automatisch um ein halbes Jahr verlängert hatte.

»Sie haben uns eine Pause genehmigt«, berichtete Stell. »Der Zentralcomputer ist mal wieder abgestürzt, schon das vierte Mal in diesem Monat.« Sie rieb ihre kalte Nase an meinem Hals und ließ mich dann los, um ein zerdrücktes Päckchen Zigs aus ihrer Hosentasche zu fingern. Sie steckte sich eins der Röllchen zwischen die Lippen und sog daran, bis es sich entzündete. Dann drückte sie es mir in die Finger und schob ihre Hände wieder unter meinen Pullover. Ich atmete dankbar den scharfen, ein wenig betäubenden Rauch ein und steckte ihr die Zig wieder zwischen die Lippen. Früher hatte ich nicht geraucht, aber hier war man dankbar für alles, was einen vom Hunger und von der Langeweile ablenkte, selbst wenn es ein stinkendes, qualmendes Röllchen Gift war.

Wir standen eine Weile lang aneinander gelehnt da und rauchten. Dann zog sie meinen Kopf zu sich und küsste mich. Ich erwiderte ihren Kuss erstaunt. Normalerweise war Stell in der Öffentlichkeit sehr zurückhaltend mit solchen Zärtlichkeiten.

»Heute Abend nach dem Zählappell in Baracke Dreizehn«, flüsterte sie in meinen Kuss hinein. Ich blinzelte verwirrt, war aber inzwischen klug genug, mir nichts anmerken zu lassen. Wir lösten uns voneinander, und sie schlug mir zum Abschied noch einmal fest auf den Hintern, ehe sie wieder zu ihrer Arbeit verschwand. Ich stopfte die Hände in meine Taschen und lehnte mich gegen die Barackenwand. Vielleicht wäre es das Klügste, mich einfach bis zum Abend in meine Decke zu rollen und zu versuchen, den lausigen Tag zu verschlafen. Dann musste ich wenigstens nicht ständig an meinen knurrenden Magen denken.

In den ersten Monaten hatte ich noch gehofft, dass es Tallis oder Dix irgendwie gelingen würde, mich hier rauszuholen, oder dass sich alles als Irrtum herausstellen und der Geier persönlich erscheinen, sich bei mir entschuldigen und mir mein Flugticket in die Hand drücken würde. Natürlich waren das peinliche, kindische Wunschträume. Niemand würde kommen, um mich zu befreien. Und wie lange es dauern mochte, bis ich meine Zeit hier abgedient hatte, stand in den Sternen. Bei guter Führung wären es zwanzig Jahre, hatte der Lagerkommandant mir nach meiner Ankunft erklärt.

Ich stand damals zum ersten Mal in seinem Büro, noch halb unter Schock und mit weichen Knien. Er bot mir keinen Platz an. Er saß gemütlich in seinem Kontursessel, spielte mit dem Schockarmband der Roten, das die Wache mir gerade abgenommen hatte, und erklärte mir die Spielregeln. Ich bekam nur die Hälfte mit, aber das reichte mir schon vollkommen aus. Ich starrte ihn an und hätte am liebsten meine Faust mitten in seine gut aussehende Visage geschmettert. Groß, wohl genährt, muskulös und breitschultrig saß er da, die dunklen, leicht gewellten Haare mit dekorativen grauen Strähnen durchzogen, das kantige Gesicht gelangweilt zum Fenster oder zum Monitor seines Terminals gewandt, und leierte die Lagervorschriften herunter. Ein in die Jahre gekommener Athlet mit einem fetten Kugelbauch unter der gut geschnittenen Uniform.

»Hast du alles verstanden?«, fragte er abschließend und wandte mir seinen Blick wieder zu. »Zwanzig Jahre, wenn du dir nichts zuschulden kommen lässt. Eine einfache

Ermahnung hat nur den zeitweiligen Entzug der Privilegien zur Folge, Verweise verlängern je nach Schwere des Vergehens deine Strafe. Du hast zwei Jahre Probezeit vor dir, wie alle. Wenn du dich gut führst, bekommst du danach die Arbeitserlaubnis. Alles andere erklären dir sicher gerne die anderen Internierten. Der Aufseher gibt dir eine Decke, deinen Schlafplatz musst du dir selbst organisieren. Neulinge haben es hier nicht allzu leicht, aber du siehst aus, als könntest du dich durchsetzen.« Ein beleidigender Blick glitt über mich hinweg und wanderte dann wieder aus dem Fenster.

»Die Internierten haben eine Art von eigener Verwaltung. Die Aufseher kümmern sich nicht um eure Streitigkeiten, außer, es gibt Verletzte. Du kommst in Block vier, zu den Asozialen.« Er drückte auf den Rufknopf. Eine der grau uniformierten Aufseherinnen kam herein und blieb schweigend an der Tür stehen. Der Kommandant nickte ihr zu, und sie griff nach meinem Arm, um mir ein anderes Schockarmband mit einer grünen Markierung umzulegen. Während sie mich aus dem Büro schob, erklärte sie, dass ich die Signale des Armbands jederzeit unverzüglich zu befolgen hätte. Wecken, Schlafen, einmal am Tag Essensausgabe, Zählappelle und so weiter. Und natürlich Bestrafungen. Die kleinen Vergehen wurden sofort und per Schock bestraft.

»Kann ich mal telefonieren?«, fragte ich sie, als wir an einem öffentlichen Terminal in der Eingangszone des Verwaltungsgebäudes vorbeikamen. Sie nickte und sah mir zu, wie ich vor dem Terminal stand und voller Wut und Verzweiflung auf die Creditanzeige starrte. Fünf Galacx. Ich hatte keinen müden Galacent mehr in der Tasche, dafür hatten die beiden Roten gesorgt, die mich eingeliefert hatten. Das hieß, dass ich zwei Jahre lang vollkommen von der Außenwelt abgeschnitten war, so lange, bis ich arbeiten und Geld verdienen durfte. Ich drehte mich mit Tränen der Wut in den Augen zu der Aufseherin um und ließ mich von ihr in den Block eskortieren, der für die nächsten Jahre meine Heimat sein würde.

Ich lag da und starrte an die Decke. Das obere Bett in der Ecke hatte ich mir wie alles hier, was ein wenig Erleichterung brachte, hart erkämpfen müssen. Als ich damals von der Aufseherin in die Baracke geschoben worden war, waren alle Betten schon belegt. Zwei Frauen, Neuzugänge wie ich, hatten sich auf dem Boden in der Nähe der Tür zusammengerollt und blickten wachsam auf, bereit, ihr Territorium mit Zähnen und Klauen gegen mich zu verteidigen.

Ich drehte mich auf die Seite und versuchte einzuschlafen. Außer mir lebten noch sechzig andere Asoz in dieser Baracke, davon waren jetzt über Tag vielleicht zehn oder fünfzehn im Raum. Eine gute Gelegenheit, sich eine Mütze ungestörten Schlaf zu holen. Nachts, wenn alle hier waren, gab es ununterbrochen Unruhe: Schnarchen, Murmeln, Stöhnen, Husten, Umherwälzen, Fürze, und dauernd stand einer auf, um zur Latrine zu gehen. In der ersten Zeit hatte ich geglaubt, wahnsinnig zu werden, obwohl ich doch Schlafsäle seit meiner Kindheit wahrhaftig gewöhnt war.

Ich wälzte mich wieder auf den Rücken und zog die muffige Decke über den Kopf. Der Schlaf flutete heran und befreite mich für kurze Zeit aus dem Lager.

Es war wieder einmal mein alter Alptraum, den ich inzwischen begrüßte wie einen alten Freund. Ich stand auf einem hohen, schneebedeckten Gipfel und starrte auf eine Wand aus Eis, einen hunderte Meter hohen, erstarrten Wasserfall. Das Licht, das aus einem

violetten Himmel kam, obwohl ich weder Sonne noch Sterne ausmachen konnte, brach sich in dem Eis und wurde in Myriaden von farbigen Reflexen zurückgeworfen, so dass ich geblendet die Augen schließen musste. Obwohl ich beinahe bis zu den Knien im Schnee stand, war mir nicht kalt. Über mir kreisten Vögel, deren Schreie mir schrill in die Ohren stachen.

Ich trat fasziniert einen Schritt vor und bemühte mich, das Eis mit den Augen zu durchdringen. Mein Blick wurde in eine prachtvolle Kathedrale aus Eis gezogen; endlose, schimmernde, lichtdurchflutete Räume taten sich vor meinen Augen auf. Vor Sehnsucht, diesen Palast zu betreten, wurde mein Herz schier zerrissen. Überwältigt hob ich meine Hände und legte sie gegen die Wand aus Eis, die mir den Weg versperrte. Sie drangen hinein, als wäre sie nur ein Schleier aus kalter Luft. Voller Jubel tat ich den verhängnisvollen Schritt hindurch. Rund um mich verfestigte sich die Luft wieder, und ich war in einem Block aus Eis gefangen. Ich schrie, aber kein Laut konnte die gefrorene Luft durchdringen. Meine Lungen begannen, mir den Dienst zu versagen, und während das fremdartige Singen in meinen Ohren stärker und stärker wurde und mein Blick sich verschleierte, trat jemand an mein Gefängnis heran und legte seine Handflächen gegen meine. Ich blickte in mein eigenes, mitleidiges Gesicht, und mein Entsetzensschrei zerriss mir die luftleeren Lungen.

Keuchend fuhr ich hoch und befreite mich aus der erstickenden Umschlingung meiner Decke. Das verfluchte Signal zum Zählappell hatte mich mit seinem schmerzhaften Prickeln aus dem Traum gerissen. Während seine wunderbaren, bedrängenden Bilder vor meinen Augen verblassten, strömten nach und nach die anderen Internierten in die Baracke und verteilten sich auf ihre Betten.

Laut dem Reglement war es uns streng untersagt, nach dem abendlichen Zählappell noch einmal unsere Unterkünfte zu verlassen. Wenn man sich dabei erwischen ließ, zog das unweigerlich einen Verweis nach sich. So war ich an den einen meiner Aufenthalte im Dunkelarrest gekommen. Das war, bevor Stell es geschafft hatte, in meine Baracke verlegt zu werden. Sie hatte mir bis heute nicht verraten, wie sie die Sache gedeichselt hatte, aber ich hatte da so eine Ahnung. Der Lagerkommandant war dem Vernehmen nach weiblichen Reizen nicht abgeneigt, vor allem, wenn sie in der zierlichen, blonden Variante daherkamen, und geizte dann durchaus nicht mit Vergünstigungen.

Eine halbe Stunde nach der Kontrolle der Baracken wurde das Licht abgedreht. Ich wartete noch eine weitere halbe Stunde, dann verriet das lautstarke Rascheln und ein unterdrückter Fluch im Gang neben meinem Bett, dass die ersten sich auf den Weg machten. Ich rutschte von meinem Bett und schloss mich ihnen an. Neben mir humpelte hustend Boris auf seinen arthritischen Beinen her, einer der ältesten Internierten von Lager C. Er war seit beinahe vierzig Jahren hier, und es war abzusehen, dass er hier auch sterben würde. Ich nahm schweigend seinen Arm, um ihn zu stützen. Er dankte es mir mit einem schrägen Blick und einem mürrischen Räuspern.

In Baracke Dreizehn wurde es bereits mehr als eng, als wir eintrafen. Natürlich kamen nicht alle Internierten des Blocks zu solchen nächtlichen Treffen. Die meisten der Älteren hatten kein großes Interesse mehr daran. Boris bildete da eine der seltenen Ausnahmen, aber das lag wohl eher daran, dass er ohnehin unter Schlaflosigkeit litt, wie er mir einmal

erklärt hatte. Und er fürchtete sich nicht vor einem Verweis.

»Ich habe so oder so noch etwa dreißig Jahre abzusitzen, meine Entlassung werde ich wohl kaum noch erleben«, krächzte er. »Aber es nimmt dem Kommandanten jedes Vergnügen daran, mich zu bestrafen. Und sie trauen sich nicht mehr, mir 'nen Schock zu verpassen, weil sie Angst haben, dass ich ihnen dann tot umfalle und doch endlich hier rauskomme, wenn auch mit den Füßen zuerst.« Er lachte sein meckerndes Lachen und stieß mir seinen spitzen Ellbogen in die Seite. Ich fragte mich, ob ich nach zwanzig Jahren hier die Sache auch derart mit Humor würde nehmen können.

Ich quetschte mich neben Stell auf ein Bett, auf dem schon drei andere Frauen saßen, und legte meinen Arm um ihre Taille. Sie lächelte mir kurz zu und wandte ihre Aufmerksamkeit dann dem kleinen dünnen Kerl zu, der sich gerade in die Mitte durchkämpfte und um Ruhe heischend die Hände hob. Ich sah sein Gesicht und die schwarze Markierung auf seinem Schockarmband und wurde neugierig. Was hatte Dix hier im Lager verloren, noch dazu mit dieser Markierung?

»Das ist doch kein Asoz«, flüsterte ich Stell ins Ohr. Sie schüttelte unwillig den Kopf. »Politischer«, hauchte sie und legte einen Finger auf die Lippen. Ich schnalzte mit der Zunge. Politische landeten normalerweise nicht hier im Lager. Es gab ein Übergangsgefängnis für sie, von dort aus wurden sie zur Reprogrammierung zu den Zentralwelten gebracht. Nicht, dass es viele Politische gegeben hätte. Die meisten Untertanen der Kaiserin waren zufrieden damit, wenn sie von irgendwem irgendwie regiert und mit den näheren Umständen in Ruhe gelassen wurden. Heutzutage genügte es schon, wenn man den Wunsch äußerte, wählen zu dürfen, um in den Akten der Sicherheit aufzutauchen.

Dix hatte endlich die Aufmerksamkeit, die er wünschte. Er wandte sich in die Runde und blickte jedem von uns einen Moment lang fest in die Augen. Er blinzelte kurz und fuhr sich mit der Hand durch das struppige Haar, dann glitt sein Blick weiter.

»Meine Freunde«, begann er leise, aber mit einer Stimme, die bis in den letzten Winkel der Baracke drang, zu sprechen. »Ich bin hier, weil ich denke, dass ihr ein Recht darauf habt, zu erfahren, was draußen vor sich geht.« Er machte eine dramatische Pause.

»Gute Show«, murmelte ich und erntete einen festen Knuff von Stell.

Er fuhr fort: »Die Clouds von Cairon City sind im letzten Monat von den Truppen des Galaktischen Sicherheitsdienstes vollständig geräumt und danach dem Erdboden gleichgemacht worden.« Ein Ausruf des Entsetzens ging durch den Raum. Ich schloss die Augen und dachte an Tallis und ihr behagliches kleines Haus. »Alle Bewohner der Clouds, die ohne IdentiCard aufgegriffen wurden, sind verhaftet worden und warten nun auf ihren Abtransport in die Strafkolonien. Und danach«, er machte erneut eine dramatische Pause, in der keiner es wagte, auch nur einen Finger zu rühren, »danach sind die Lager dran. Cairon wird komplett gesäubert. Man wird uns alle in die Minen von Altair IV schaffen, Freunde.«

Es herrschte blankes Entsetzen. Keiner wagte etwas zu sagen, bis der alte Boris den Bann brach, indem er krächzend zu lachen begann.

Der Redner blickte irritiert auf. Dann sah er den Alten an, und ein Lächeln kraute sein hässliches Gesicht. Er deutete mit dem Finger auf Boris und rief triumphierend: »Das ist

der richtige Geist, Freunde! Wir lassen uns nicht einschüchtern, wir lachen unseren Peinigern ins Gesicht! Nun lasst uns überlegen, was wir gegen diese Pläne des Administrators und seiner Schergen unternehmen können!«

Ich konnte seinem Gesülze nicht länger zuhören. Ich murmelte »Entschuldigung« in Stells Ohr und rutschte von dem Bett, um mich durch die Versammelten hindurch zur Tür hinauszudrängeln. Draußen holte ich tief und hoffnungslos Luft. Was für eine idiotische, selbstmörderische Aktion! Glaubte dieser arme Irre wirklich, dass einem Haufen von Internierten mit Schockarmbändern irgendeine Art von Revolte gelingen würde, bevor einer von den Aufsehern auf den Alarmknopf drücken und das ganze Lager paralysieren konnte? Kleinere Versuche von Aufständen und Protesten hatte es in der Vergangenheit immer mal wieder gegeben. Die Lagerfama berichtete in den glühendsten Farben davon, und einen hatte ich selbst, allerdings nur als Zuschauerin, miterlebt. Es gab keine Möglichkeit, sich von den Armbändern zu befreien. Das gab den Aufsehern eine vollständige Kontrolle über die Internierten, bis hin zur Exekution sämtlicher Inhaftierten mit einem einzigen Knopfdruck.

Es würde kommen, wie es kam. Ich hätte es in der Hand gehabt, die Räumung der Clouds zu verhindern, aber ich hatte es vermässelt. Vielleicht verdiente ich alleine dafür die Minen.

Spät in der Nacht kroch Stell stumm zu mir unter die Decke. »Warum bist du gegangen?«, flüsterte sie. »Er war großartig! Und weißt du was? Es könnte klappen. Die Computerausfälle in den letzten Wochen gehen auf sein Konto und das seiner Freunde.«

Ich knurrte nur skeptisch. Computerabstürze waren ja gut und schön, aber bisher hatten sie nur den Produktionsbetrieb für ein paar Stunden lahmgelegt. Kein sehr beeindruckendes Ergebnis.

Stell und ich sprachen nicht mehr über den Politischen und seine hochfliegenden Pläne. In den nächsten beiden Wochen fanden noch drei solcher Treffen statt, an denen ich nicht teilnahm. Stell war enttäuscht darüber, aber sie machte mir keine Vorwürfe. Ich hielt mich so weit wie möglich von dem irren kleinen Kerl fern, der da so blauäugig eine Lagerrevolte zu planen schien.

Dann kam der Tag, an dem der Zentralcomputer abstürzte. Ich bemerkte es erst, als das Signal zum abendlichen Zählappell ausblieb. Es wurde unruhig im Lager, und dann erschütterte das unangenehme, außerhalb des hörbaren Bereiches liegende Schrillen mehrerer abgefeuerter Strahler meine Knochen. Ein Trupp Internierter war in die Dienstbaracke der Aufseher eingedrungen und hatte die Wachen überwältigt.

Alle rannten durcheinander und brüllten und warteten auf die ersten Knochen brechenden Schocks, aber die blieben ebenso aus wie das Signal zum Zählappell. Hatte der krumme kleine Hund es am Ende doch geschafft? Er musste wahrhaftig Freunde drangesetzt haben, die Ahnung von dieser Computerscheiße hatten, denn er selbst war wohl kaum ...

Jemand packte mich am Arm und riss mich in eine geschützte Ecke. Ich sah in seine lachenden Dackelaugen und umarmte ihn stürmisch. »Ich hab dein Zeichen gesehen und mich von dir fern gehalten. Wie bist du bloß hier reingekommen, noch dazu als »Politischer«?«

»Wir haben jetzt keine Zeit«, sagte Dix mit einem schnellen Blick in die Runde. »Die können jeden Moment das zweite System wieder in Betrieb nehmen, und dann ist hier der Teufel los. Komm mit, Eddy!«

Ich folgte ihm zum Verwaltungsgebäude. Wir drückten uns vorsichtig um die Ecke und blickten zum Haupttor. Die Energiebarriere um das Lager stand noch, aber in dem Moment, wo ich mich fragend zu meinem Begleiter umwandte, erschütterte ein ohrenbetäubender Knall das Lager. Der Boden bebte leise. Die Barriere flackerte kurz auf und verschwand. Jubel ertönte vom anderen Ende des Lagers, und ich konnte mir bildhaft ausmalen, wie die Internierten dort das Weite suchten.

»Los«, befahl er, und ich rannte. Ich hörte ihn hinter mir hertraben und musste lachen. Wie oft waren wir schon so gerannt, aber wohl noch nie fort aus einer derart brenzlichen Situation.

Etwas später hockten wir keuchend und schnaufend in einem dünnen Gebüsch und lauschten. Einige Gleiter waren in Richtung auf das Lager über uns hinweggeflogen, aber sie hatten uns nicht weiter beachtet.

»Wenn sie die Systeme wieder in Betrieb nehmen und die Armbänder aktivieren, kriegen sie uns«, sagte ich beunruhigt. »Ich weiß nicht, welche Reichweite ...«

»Aber ich«, unterbrach er mich. »Was glaubst du, womit ich mich in den letzten Monaten beschäftigt habe, seit wir rausgefunden haben, wo du abgeblieben bist? Du sprichst mit dem anerkannten Experten auf dem Gebiet des Schockarmbandes. Jetzt halt mal für einen Moment die Luft an, ich muss dir das Ding abnehmen.«

Ich klappte meinen Mund auf und wieder zu. So hatte er noch nie gewagt, mit mir zu sprechen. Er fummelte mit seinen geschickten Fingern eine Weile an meinem Armband herum und schaffte wahrhaftig, es zu knacken. Ich rieb mir den Arm und übernahm dann unter seiner Anweisung das Lösen seines Armbands.

»Okay, den ersten Schritt haben wir.« Er umarmte mich. »Mensch, Eddy, ich hab' schon befürchtet, ich seh' dich nie wieder!«

»Die Geschichte musst du mir irgendwann in aller Ruhe erzählen, Dix. Aber wie geht es jetzt weiter? Wo können wir hin?«

»Alles kein großes Problem, hoffe ich«, sagte er optimistisch. »Wir müssen jetzt nur genau das tun, was Tallis mir aufgetragen hat, dann treffen wir sie auf der anderen Seite.«

»Was für eine andere Seite, du Penner?«

Er hob die Achseln und lächelte ein wenig kläglich. »Weißt du, Eddy, ich glaube, Tallis ist ein bisschen übergeschnappt. Aber sie hat das ganze Unternehmen bis hierher geplant und finanziert, und deshalb hab ich mich nicht getraut, ihr zu widersprechen. Wir schaffen das schon irgendwie.«

Ich stöhnte. Den Ton in seiner Stimme kannte ich. Mit derselben felsenfesten Überzeugung hatte er mir vor ein paar Jahren den absolut todsicheren Bruch im Blauen Viertel schmackhaft machen wollen, bei dem schließlich die beiden Tomkins-Brüder von den Roten erschossen worden waren.

»Also gut.« Mir blieb ja kaum etwas anderes übrig. »Was jetzt?«

Er hockte sich auf die Erde und grub seine Taschen um. Leise fluchend steckte er seinen

blutenden Zeigefinger in den Mund. Mit der anderen Hand fingerte er die hässliche, billige Brosche hervor, an der er sich gestochen hatte.

Ich sah das Ding an und fing an zu lachen. »Dix, dein Geschmack ist wirklich unter aller Kanone. Wo hast du denn das scheußliche Ding her? Kein Wunder, dass die Roten es dir gelassen haben ...« Ich verstummte mitten im Satz, als mir aufging, was er da hatte. Er pulte die aufgeklebten, schreiend bunten Glassteine runter und hielt mir Tallis' alte Brosche entgegen.

»Hier. Tallis sagt, du musst sie in die Hand nehmen. Ich halte mich an dir fest. Und dann musst du uns rüberbringen.« Seine Augen hingen in rührendem Vertrauen an mir.

Ich starrte abwechselnd ihn und die Brosche in meiner Handfläche an. »Dix, ihr seid wirklich beide übergeschnappt! Wie und vor allem wohin soll ich uns bringen? Mit einer Brosche? Das ist doch kein Gleiter ...« Das Ding in meiner Hand erwärmte sich. Ich verstummte und starrte es mit herausquellenden Augen an. Dix atmete scharf ein und griff nach meinem Arm.

Die Brosche begann, grüne Blitze auszusenden. Ich musste geblendet die Augen schließen und machte unwillkürlich einen Schritt nach vorne. Die Luft um mich herum erwärmte sich und schien mir Widerstand entgegenzusetzen, als würde ich durch zähen Schlamm waten. Ich öffnete erschreckt die Augen und sah auf ein verzerrtes, schlieriges Wabern direkt vor meiner Nase. Ich hob die Hand mit dem grün blitzenden Ding darin und rief: »Herz zu Herz! Nach Hause!« Die Luft verdichtete sich noch mehr und schien sich um uns herum zum Zerreißen zu spannen. Ein hohes, Nerven zerfetzendes Sirren lag in der Luft und marterte meine Trommelfelle.

Unter größten Anstrengungen tat ich den zweiten Schritt nach vorne. Die zähe Luftblase zerriss mit einem peitschenden Laut, ich wurde wie von einer gigantischen Faust gepackt und nach vorne gerissen. Undeutlich spürte ich Dix' klammernden Griff um meinen Arm, dann fand ich mich mitten in meinem Alptraum wieder. Ich stand eingesperrt in dem Block gefrorener Luft, sah vor mir mein eigenes, in fassungslosem Staunen verzerrtes Gesicht und schrie mir aus luftlosen Lungen die Seele aus dem Leib, bis es mir endlich schwarz vor Augen wurde.

Ihren Aufstieg zum Gipfel in der tiefsten Schwärze der Nacht würde sie ihr Leben lang wie einen schweren Traum in Erinnerung behalten. Es war, als wäre sie bereits ihr ganzes Leben lang so gestiegen, nur ihren eigenen keuchenden Atem und das eisige, dünne Pfeifen des Windes im Ohr. Die Tränen, die der Wind aus ihren Augen trieb, gefroren in ihren Wimpern und auf ihren Wangen zu Eis. Inzwischen konnte sie weder ihre Finger noch ihre Zehen spüren. Ab und zu schielte sie auf ihre Nasenspitze, um sich zu versichern, dass sie noch an Ort und Stelle war, wenn auch blau vor Kälte.

Wurde es denn nie Tag? Im endlosen Himmel über ihr strahlten klar, fern und reglos die Sterne. Kein noch so zarter Schimmer deutete den Sonnenaufgang an. Sie blieb stehen, um zu verschnaufen. Keuchend stützte sie die Hände auf die Knie und ließ ermattet den Kopf hängen. Eine plötzliche Welle von Panik attackierte sie und ließ sie um ein Haar in den Schnee sinken. Was tat sie hier? Was um alles in der Welt hatte sie dazu getrieben, das Haus zu verlassen und mutterseelenalleine hier hinaufzusteigen? Sie sog zischend die brennend kalte Luft tief in ihre schmerzenden Lungen und kämpfte den Anfall nieder.

»Bei den Schöpfern, ich kann nicht weiter«, sagte sie laut und erschrak selbst darüber, wie heiser ihre Stimme klang.

Neben ihr tauchte lautlos ein massiger Schatten auf. Glühende, gelbe Augen starrten sie an. Sie fuhr herum, mit langsamen, trägen Bewegungen. Auch an ihrer anderen Seite leuchteten Augen, gelb, ruhig und klar. Die beiden Wesen wandten die Köpfe zum Hang und begannen den Aufstieg. Sie unterdrückte ein hysterisches Kichern und folgte den Schatten, menschengroß und plump der eine, der andere kleiner und geschmeidiger. Sie hielten Schritt mit ihr. Irgendwann, als sie vor Entkräftung zu taumeln begann, stolperte sie gegen den Kleineren und griff Halt suchend in dichtes, wolliges Fell. Sie klammerte sich an ihn, und der mächtige Schneewolf wandte ihr geduldig seinen Kopf zu und wartete, bis sie wieder zu Atem kam.

»Es geht wieder«, keuchte sie und machte einen schwankenden Schritt und noch einen. Der riesige weiße Bär auf ihrer anderen Seite hob unruhig den schweren Kopf und sog die Luft ein. Sie klammerte sich an die dichte Halskrause des Wolfes und schleppte sich bergan.

Weiche Schwingen durchteilten lautlos die Luft, und tellergroße Augen blickten auf sie herab. Die riesige Schnee-Eule glitt schweigend vor ihnen her, als wollte sie ihr den Weg zeigen und gleichzeitig zur Eile anhalten. Sie schluchzte vor Erschöpfung und schwankte halb bewusstlos hin und her. Der Gipfel schien so weit entfernt zu sein wie zuvor, und sie musste ihn doch vor der Morgendämmerung erreichen.

»Ich schaffe es nicht«, krächzte sie und begann in die Knie zu sinken. Der Schneewolf wirbelte herum und sprang sie so wild an, dass sie ein Stück weit durch die Luft geschleudert wurde. Sie landete in einer einladend weichen und erstaunlich warmen Schneewehe und drückte ihr Gesicht hinein. Da war nur der Geruch von Schnee und Winterluft in ihrer Nase, und doch bewegten sich starke Muskeln unter ihr, und sie spürte, wie sie fortgetragen wurde, weiter den steilen Hang hinauf. Die Eule flog schweigend wie ein helles Gespenst vor ihnen her. Sie schloss die brennenden Augen und schlief auf dem schaukelnden Rücken des Bären ein.

Mitten in einem Kristallsaal stehend fand sie sich wieder. Leiser Gesang von hohen Stimmen erfüllte die Luft und hieß sie willkommen. Eine Zeit lang lauschte sie reglos und voller Sehnsucht, dann begann sie nach und nach den Sinn des wortlosen Gesangs zu verstehen.

Hüterin der Vielen, Schloss des Einen, sangen die Stimmen. Folge dem Herzen. Hüterin von Feuer, Bewahrerin des Einen. Folge der Musik.

Wie im Schlaf setzte sie die Füße voreinander und ging durch endlose kristallene Säle, die in unirdischem Licht erglühten. Ihr Blick drang ungehindert durch die Wände aus erstarrter Luft und sah nichts als weitere Fluchten aus Kristall, bis ihre Augen sich in der Unendlichkeit verloren. Die funkelnde, Farben sprühende, blitzende Pracht blendete sie. Mit zur Hälfte und schließlich gänzlich geschlossenen Augen ging sie weiter, die Hände tastend ausgestreckt. Es war, als wichen die Wände lautlos vor ihr zur Seite und ließen sie ungehindert durch den ganzen, ungeheuren Palast ziehen.

Die schönen, unmenschlichen, sehnsüchtigen Stimmen begleiteten sie auf ihrem Weg, aber sie leiteten sie nicht. Es war ihr, als wanderte sie Tage und Wochen durch einen unendlich großen Kristall, ohne Rast, ohne Ziel.

Helft mir, sagte sie lautlos, um den niemals abreißenden Gesang nicht zu stören. Was soll ich tun?

Finde das Herz, Bewahrerin des Feuers. Folge deinem Herzen, Schloss des Einen. Folge dem Herzen.

Sie blieb stehen und öffnete die Augen. Sie schien immer noch dort zu stehen, wo sie ihren Weg durch den Kristall begonnen hatte. Die Wände funkelten rot wie im Licht der untergehenden Sonne. »Ah«, seufzte sie. Ihr Seufzer wurde von den Stimmen in den Gesang aufgenommen und mit ihm verwoben. Ah – aaah – ahhhh ..., es jubelte und seufzte, stöhnte und wehte wie ferner Wind um einen einsamen Gipfel. Sie zog das Herz des Feuers hervor und hielt es hoch empor.

Herz zu Herz, jubelten die Stimmen. Folge dem Herzen, Hüterin der Vielen.

Das Schmuckstück erglühte in tiefem Rot. Sie ließ sich von ihm tiefer hinein in den kristallinen Palast führen und wanderte durch Gänge, die gelb und grün und violett erschimmerten und schließlich in allen Schattierungen vom tiefsten Mitternachtsblau bis zum allerzartesten, fast durchsichtigen Azur erglühten.

Hier, sangen die Stimmen. Finde das Herz im Herzen des Windpalastes, Hüterin der Vielen.

Sie sah sich verwirrt um. Herz zu Herz. Herz zu Herz. Herz zu Herz. Der Gesang schwoll wild an und dröhnte in ihren Ohren, pulsierte im Einklang mit dem Schlag ihres Herzens, klopfte durch ihre Adern, pochte in ihren Augen, bis sie glaubte, taub, blind und wahnsinnig zugleich zu werden.

Sie drehte sich um die eigene Achse und starrte auf die Kristalle, die rundherum aus den spiegelnden Wänden wuchsen. Ihre Hand näherte sich einem von ihnen und umfasste ihn, doch er saß fest und wollte sich unter ihrem Griff nicht lösen. Voller Verzweiflung blickte sie in ihr Spiegelbild auf der glitzernden Oberfläche und erschrak vor dem Schmerz und der Angst, die sie auf ihrem Gesicht erblickte. Ohne nachzudenken streckte sie die Hände aus und berührte die Wand, die sich unter ihren Handflächen

erwärmte und nachgiebig wurde. Ihre Finger berührten warmes, lebendiges Fleisch. Unwillkürlich griff sie fest zu, um die fremden Hände zu umklammern und die andere ganz zu sich herüberzuziehen.

Hüterinnen der Vielen, Schloss und Schlüssel des Einen, Herz und Herz und Herz, sangen die Stimmen voller Freude. Sie hielt einen großen Kristall in ihrer Hand und starrte auf sein blaues Feuer nieder. Geblendet schloss sie die Augen und wanderte zurück, den ganzen, endlos langen Weg aus dem Herzen des kristallinen Palastes zurück, begleitet und geschützt von den sanfter gewordenen Gesängen der luftigen Stimmen.

Du musst uns nun verlassen, Hüterin der Vielen, kein Menschenkind kann lange unsere Luft atmen, sumnte es klingend in ihr Ohr. Geh mit unserem Segen, Bewahrerin der Herzen. Unser Schutz begleitet dich, Schloss des Einen.

Sie stand auf einem weiten, von keiner menschlichen Spur gezeichneten Schneefeld und blickte hinaus in die blaue Unendlichkeit des Himmels. Über ihr war nichts als diese betäubende, strahlende Bläue und unter ihr all das blendende Weiß. Sie schloss die Augen, um nicht zu erblinden.

An ihrem Schenkel spürte sie die sachte Berührung eines warmen, atmenden Körpers. Ihre Hand ertastete dichtes Fell, in das sie tief ihre Finger hineingrub. In der anderen Hand hielt sie einen großen, unregelmäßig geformten Eiszapfen, an dem ihre Finger unlösbar festgefroren waren. Mit dem Wolf an ihrer Seite und dem Bären an ihrer anderen begann sie den Abstieg vom Gipfel des Berges.

Am Fuß der Ewigkeitsberge war der Schnee bis auf einige hartnäckige Reste getaut. Die ersten hellvioletten Kelche des Schneebechers wagten sich zaghaft in das noch winterlich blasse Sonnenlicht, und die vielstimmigen Vogelrufe, die während des Winters verstummt waren, weckten schon seit einer Woche wieder den Morgen.

Ylenia stand wie jeden Morgen und jeden Abend seit dem Verschwinden ihrer Nichte bei Sonnenaufgang vor der Tür des Ordenshauses und blickte zu den schneebedeckten Hängen der Berge hinauf. Irgendwann, irgendwo würde das Eis möglicherweise Idas erstarrten Körper wieder freigeben, aber die Antwort auf die Frage, warum sie einfach so auf und davon gegangen war, würde wohl für alle Zeiten dort oben ruhen.

Ylenia seufzte sacht und schickte sich an, ins Haus zurückzukehren, als eine Bewegung in einem der Schneefelder hoch oben am Berghang ihre Aufmerksamkeit erregte.

»Noren«, rief sie scharf. Ein dunkler Kopf tauchte hinter ihr im Türrahmen auf, und braune Augen sahen sie fragend an.

Ylenia wandte den Blick nicht von dem dunklen Punkt am Hang. »Da oben.« Sie kniff die Augen zusammen. »Schick ein paar Frauen hoch, sie sollen sich das mal näher ansehen.« Noren nickte und verschwand.

Ylenias Knie gaben unter ihr nach. Sie setzte sich mit gefalteten Händen auf die Holzbank neben der Tür und schloss für einige Atemzüge die Augen. Es konnte unmöglich Ida sein, wie hätte sie die vergangenen Wochen dort oben im Schnee und Eis überleben sollen? Aber wenn sie es doch war, ihr Schöpfer, wenn sie es doch war!

Die Bergungstruppe brach auf. Ylenia sah ihnen hinterher, ohne zu bemerken, dass ihr dabei die hellen Tränen über die Wangen liefen.

Die ausgesandten Frauen hatten das Schneefeld gegen Mittag erreicht. Ylenia trat in

Abständen vor die Tür und starrte hinauf in den Hang und sah endlich voller Erleichterung, wie ihre Frauen sich um den Fremden scharten. Es schien kein einzelner Wanderer zu sein, erkannte sie enttäuscht, es waren zwei oder sogar drei Menschen, die sich jetzt von den Frauen des Bergungstrupps ins Tal eskortieren ließen. Ylenias Hoffnung zerstob. Das mussten Reisende aus Belem sein, die den Weg über den Pass verfehlt hatten.

Sie seufzte leise auf und ließ sich wieder auf die Bank sinken. Sie sollte jetzt besser der Heilerin melden, dass es sicherlich bald Erfrierungen zu behandeln geben würde.

Unsichere, schleppende Schritte tappten um die Hausecke. Jemand sank schwerfällig und ohne ein Wort der Entschuldigung neben ihr auf die Bank.

Ylenia drehte sich nicht um, sondern wartete darauf, dass die andere Person von selbst erkannte, wie ungebührlich sie sich benahm und wieder ging. Aber nichts dergleichen geschah. Nur das angestrengte Atmen des aufdringlichen Menschen war zu hören.

Aufgebracht wandte Ylenia sich um, scharfe Worte der Zurechtweisung auf den Lippen, die erstarben, als sie sah, wer da neben ihr an der Wand lehnte, nur halb bei Bewusstsein, mit leeren, entzündeten Augen, blasigen Lippen und Erfrierungen im Gesicht und scheckigem Haar, das wirr und schmutzig unter dem schützend über den Kopf gezogenen Umhang hervorsah.

»Ida«, krächzte die Weiße Hexe. Sie griff ungläubig nach den Händen der jungen Frau und fühlte halb erfrorene Finger, die ein schmelzendes Stück Eis umklammerten. Sie versuchte sanft, den Griff zu lösen, aber die Finger hielten das Eis fest wie ein Schraubstock. Die erschreckenden, leeren Augen bewölkten sich, aber kein Laut drang aus Idas Mund. Sie schien nicht zu erkennen, wer neben ihr saß. »Noren«, rief Ylenia wieder. »Noren, hol deine Schwester, schnell!«

Gudren, die beste Heilerin des Ordens, untersuchte Ida gründlich und ordnete dann an, sie ins Bett zu stecken. »Sie hat ein paar böse Erfrierungen, sie ist erschreckend unterernährt und vollkommen verwahrlost. Aber nichts davon ist wirklich gefährlich, das kommt alles mit der richtigen Pflege wieder ins Lot.«

»Warum war sie so – apathisch?«, fragte Ylenia angstvoll. »Hat sie eine Kopfverletzung oder ...«

»Nein, nein, keine Angst. Sie scheint unter Schock zu stehen, aber ich denke, wenn sie sich einmal richtig ausgeschlafen und etwas zu essen bekommen hat, wird sie wieder klar sein. Ach übrigens, ich habe es nicht geschafft, ihr das abzunehmen, was sie da umklammert hält. Ich habe ihre Hand sozusagen drumherum behandelt.« Sie lachte ein wenig ärgerlich und erhob sich.

Ylenia dankte ihr und setzte dann hinzu: »Das hätte ich fast vergessen, Gudren: Du bekommst in einer oder zwei Stunden noch mehr Arbeit. Aber vielleicht kann das auch eine deiner Kolleginnen für dich übernehmen.«

Gudren winkte nur ab. »Es ist ja nicht so, dass ich neben Idas Bett wachen müsste. Sie braucht mich frühestens morgen wieder, bis dahin können sich gerne noch ein paar Patientinnen bei mir melden. Vielleicht wäre es angebracht, in der Küche Bescheid zu geben, dass Brühe gekocht werden soll. Viel Brühe!«

Die nüchterne, ein wenig ruppige Art der Heilerin brachte Ylenia endlich ihre verloren

gegangene Gemütsruhe wieder zurück. Sie lachte und schob Gudren zur Tür hinaus. Dann ging sie hinüber ins Krankenzimmer. Ida schlief fest und tief. Gudrun hatte die wunden Stellen und Erfrierungen in ihrem Gesicht mit Salbe behandelt und ihr einen Heiltrank eingeflößt, der sie hatte einschlafen lassen. Ylenia blickte gerührt auf das abgezeehrte, zerschundene Gesicht ihrer Nichte hinab und streichelte vorsichtig ihre Hand, die auf der Decke ruhte. Idas Finger waren fest um etwas geschlossen, als habe sie Angst, dass jemand kommen und es ihr entreißen würde. Ylenia schüttelte sacht den Kopf und ging leise wieder hinaus. Gudren hatte gesagt, dass Ida mindestens bis zum nächsten Tag fest schlafen würde. Es galt jetzt Vorbereitungen für das Eintreffen des Rettungstrupps zu treffen.

Die Köchin scheuchte gerade ihre Gehilfinnen quer durch die Küche, um die von Gudren bestellte Brühe zu bereiten, da erschollen schon die Rufe von draußen: »Ylenia, wir haben sie!« Die Oberste Hexe überließ den Küchendienst seinem Elend und trat durch die Hintertür in den sonnenbeschienenen Hof hinaus. Gudren war bereits mit einer auf einer improvisierten Trage liegenden Gestalt beschäftigt. Zwei Fremde kauerten in Decken gehüllt neben dem Eingang und wurden von Gudrens Assistentinnen versorgt.

Clem, die Anführerin des Bergungstrupps, sah Ylenia auf die Gruppe zukommen und winkte ihr heftig und freudig. »Wir haben sie wirklich gefunden, Ylen«, rief sie und lachte über das ganze Gesicht. »Ist das nicht unglaublich? Wir haben sie gefunden!«

Ylenia runzelte die Stirn. Warum machte Clem, eine erfahrene Bergführerin, so ein Gewese um eine einfache Bergungsaktion wie diese? Sie streifte die beiden Fremden, einen dünnen kleinen Mann und eine alte Grennach, mit einem flüchtigen Blick und trat dann zu Gudren an die Trage heran.

»Und?«, fragte sie. Gudren sah mit verwirrter Miene zu ihr auf und wich dann zur Seite, um ihr den Blick auf die daliegende Person zu ermöglichen. Auf der primitiven Trage lag Ida, bewusstlos, eine ihrer Hände fest um etwas geschlossen, als habe sie Angst, dass jemand kommen und es ihr entreißen würde.

»Was geht hier vor?«, fragte Ylenia verwirrt und aufgebracht.

Gudren zuckte mit den Achseln und bemerkte fatalistisch: »Wie auch immer, ich behandle sie jetzt einfach noch mal. Aber dann gehe ich und sehe nach, was da in Idas Zimmer liegt, das schwöre ich dir!« Sie drehte Ylenia den breiten Rücken zu und beugte sich wieder über die Trage.

Ylenia wandte sich ratlos um und fasste die beiden Fremden genauer ins Auge. Sie trugen seltsame und für eine Wanderung durch die Berge völlig ungeeignete Kleidung und waren von den Frauen in warme Felldecken gewickelt worden. Die Hexe trat zu ihnen, um sie nach ihren Namen und ihrer Reise zu befragen, und blieb zum wiederholten Mal an diesem Tag wie vom Donner gerührt stehen, als die alte Grennach-Frau müde den Kopf hob, um sie anzusehen. Sie öffnete den Mund, aber der Ausruf wurde ihr von den Lippen genommen.

»Tallis!«, schrie Mellis, die wie von einer Sehne abgeschossen aus dem Haus geeilt kam. Sie breitete die Arme aus und flog auf die alte Grennach zu, die trotz aller augenscheinlichen Erschöpfung aufsprang und ebenfalls weit die Arme ausbreitete. Ylenia blickte erheitert auf das Schauspiel der sich begrüßenden Grennach-Frauen und wandte

ihre Aufmerksamkeit dann dem kleinen Mann zu, der immer noch auf der Bank hockte. Er musterte die Umgebung und die Frauen, die ihn und seine Reisegefährten umringten, mit einem geradezu kindlich staunendem Ausdruck in seinem hässlichen Gesicht. Dann fiel sein Blick auf Mellis' wehenden roten Schweif.

»Ich hab ja schon 'ne Menge komischer Leute in meinem Leben gesehen«, brummte er grinsend. »Aber so was wie das ...« Er verstummte, als ihm die Ähnlichkeit zwischen Mellis und Tallis auffiel. Unsicher zog er sich auf die Beine und trat zu den beiden Frauen, die in der weichen, zwitschernden Grennach-Sprache miteinander redeten, ohne sich dabei gegenseitig aus der Umarmung zu entlassen.

»Entschuldigung«, sagte der Mann höflich und etwas unsicher. Tallis wandte sich um und sah ihn lächelnd an. Dann lachte sie erheitert auf, als sie sah, wohin er blickte. Sie zwinkerte kurz und lüpfte den nassen Rocksaum.

Er sagte immer noch höflich »Danke« und fiel dann in Ohnmacht.

»Der Mann, Dix, behauptet, sie hieße Eddy. Er kennt sie angeblich seit mehreren Jahren«, berichtete die müde Heilerin spät am Abend der Obersten Weißen Hexe. Beide saßen vor dem prasselnden Kaminfeuer, hatten die Füße hochgelegt und tranken heißen Würzwein.

»Ich hoffe, Tallis kann uns über diese Merkwürdigkeit aufklären«, bemerkte Ylenia nachdenklich. »Sie dürfte nicht aus Zufall in – Eddys Begleitung gewesen sein. Wann, denkst du, kann ich mit ihr sprechen?«

»Ich habe ihnen eine Suppe und einen Schlaftrunk gegeben. Diesen Dix musste ich dafür allerdings erst mal wieder aufwecken.« Gudren grinste. »Morgen, vielleicht auch übermorgen. Sie waren beinahe genauso erschöpft wie Ida.«

»Morgen«, murmelte Ylenia unzufrieden. »Du hast den Bogen wirklich raus, mich auf die Folter zu spannen, Heilerin!«

Gudrens Grinsen wurde nur noch etwas breiter und unverschämter. Sie hob stumm den Becher und trank der angewidert dreinschauenden Hexe formvollendet zu.

Mit dem Ende des Winters trafen erneut beunruhigende Nachrichten im Ordenshaus ein. Die unheimliche, lautlose Ausdehnung der Grenze hatte sich während des Winters zwar etwas verlangsamt, war aber nicht zum Stehen gekommen. Zwei grenznahe Dörfer und einige Gehöfte waren aufgegeben worden. Ihre Bewohner mussten hilflos und ohne die Möglichkeit, etwas unternehmen zu können, zusehen, wie ihre Häuser und ihr Land von der Nebelwand verschlungen wurden.

Die Tetrarchen von Belem und Seeland hatten ihre Garden zur Grenze ausgesandt, und der Hierarch schickte mehrere Gesandte in den Nebelhört – oder, genauer gesagt, er hatte versucht, Gesandte dorthin zu schicken. Entweder scheiterten sie schon an der Überquerung der Grenze, oder es gelang ihnen, und sie verschwanden im Nebelhört, ohne jemals wieder von sich hören zu lassen. Den Berichten des Hochmeisters Gareth zufolge, den der Hierarch zu sich in die Residenz gerufen hatte, wurde zur Zeit darüber beraten, die Garde des Hierarchen in den Hört zu schicken, um die schleichende Landnahme zu beenden – sobald man herausgefunden hatte, wie es zu bewerkstelligen war, eine Armee über die von dieser Seite aus immer noch undurchdringliche Grenzlinie zu bringen. Die Weiße Schwesternschaft durchforschte ihre Aufzeichnungen, um eine Lösung für dieses Problem zu finden und möglicherweise auch eine Antwort auf die Frage, warum der

Nebelhort nach Jahrhunderten des Friedens auf diese heimtückische Art die Hierarchie angriff.

Ylenia hatte kaum geschlafen, weil sie die Nacht im Archiv über alten Büchern und Schriftrollen verbracht hatte. Seit Sonnenaufgang saß sie an dem Antwortbrief auf das jüngste Schreiben des Hochmeisters Garem, mit dem sie sich wegen der Ereignisse des letzten Tages noch nicht gründlich genug hatte befassen können. Gegen Mittag klopfte es, und Gudren riss, ohne ihre Einladung abzuwarten, die Tür zu ihrem Zimmer auf.

»Falls es dich interessiert, deine Nichte ist gerade aufgewacht«, schmetterte sie und war auch schon wieder fort. Ylenia legte die Schreibfeder beiseite und erhob sich müde.

Ida saß in die Kissen gelehnt in ihrem Bett und blickte gebannt auf etwas nieder, das sie in ihrer Hand verborgen hielt. Als sie Ylenias Schritte hörte, schloss sie eilig die Finger darum und hob den Blick. Idas wechselhafte Augen strahlten in einem kalten, unirdischen Silberton. Sie sah ihre Tante ohne ein Zeichen des Erkennens an. Ihr schrecklicher Blick schien durch Ylenia hindurch bis an das Ende der Welt zu reichen.

»Ida«, rief die Hexe sie besorgt an. Sie setzte sich auf die Bettkante und berührte ihre Nichte behutsam an der Schulter.

Ida seufzte leise und schloss die Augen. Als sie sie nach einer Weile wieder öffnete, hatte sich ihre Farbe zu einem rauchigen Bernsteinton verdunkelt. »Tante Ylen«, sagte sie überrascht.

Ylenia legte stumm einen Finger zwischen die Augenbrauen der jungen Frau und schien auf etwas zu lauschen. Dann schüttelte sie den Kopf und lachte ärgerlich auf. »So magieblind wie eh und je. Wie fühlst du dich, Ida?«

Ida sah sie verdutzt an und lächelte ein wenig kläglich. »Wie man's nimmt. Ich bin ziemlich erledigt und habe einen mörderischen Muskelkater. Wie würdest du dich fühlen, wenn du einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in den Bergen herumgeklettert wärst?«

Ylenia öffnete den Mund und schloss ihn gleich wieder. »Einen ganzen Tag ...«, murmelte sie und stand vom Bett auf. Sie ging zum Fenster und zog die Vorhänge beiseite, stieß die beiden Flügel weit auf und trat schweigend beiseite, um Ida hinausblicken zu lassen. Ida warf einen Blick in den Garten, der im ersten zarten Grün stand, und starrte dann hilflos in Ylenias Gesicht.

»Du warst den ganzen Winter über fort, Kind«, sagte Ylenia sanft und griff nach Idas Hand.

Ida erwiderte nichts, sah nur wieder stumm aus dem Fenster. Ihre Finger bebten leicht unter Ylenias behutsamer Berührung. »Du brauchst noch Ruhe«, sagte Ylenia nach einer Weile. »Schlaf dich aus, iss etwas, und dann, wenn du dich besser fühlst, wirst du mir erzählen, was dir widerfahren ist. Leg dich wieder hin, Ida.« Sie erhob sich.

Ida, die reglos hinausgeblickt hatte, fuhr herum und griff nach ihr. »Geh nicht, Tante Ylenia!«, rief sie voller Angst. »Du hast noch nicht gesehen, was ich mitgebracht habe!« Sie öffnete ihre Hand und hielt sie in das helle Sonnenlicht, das durch das geöffnete Fenster fiel.

Ylenia schloss geblendet die Augen. Gleißend blaue Blitze schossen durch die Kammer und ließen den warmen Sonnenschein fahl erscheinen. Leises Singen lag in der Luft, schwebte für einige Momente über ihnen und verklang. Die Lichterscheinung verblasste.

Ylenia blickte voller Ehrfurcht auf das funkelnde Schmuckstück in Idas Hand herab. »Das Herz der Luft«, murmelte sie und auf die Bettkante nieder.

Ida starrte wieder wie hypnotisiert auf ihre Handfläche. »Ich erinnere mich nicht, woher ich es habe. Ich hatte einen Eiszapfen in der Hand, nachdem ich die andere aus der Wand gezogen habe.« Sie sah sich schreckhaft um. »Wo ist sie? Ist sie nicht hier?«

Ylenia runzelte unbehaglich die Stirn. Nach einer Weile fuhr Ida träumerisch fort: »Der Wolf und der Bär haben mich bis zu der Stelle zurückgebracht, an der der Schnee aufhörte. Ich bin auf dem Bären geritten, das weiß ich noch. Da war ein weißer Falke, der uns den Weg gezeigt hat, aber den kann ich mir auch eingebildet haben. Es war alles unwirklich, wie in einem Traum. Der Kristallpalast ...« Sie verstummte und starrte blicklos vor sich hin. Ihre Finger schlossen sich wieder fest um das Schmuckstück, und ihr Gesicht erschlaffte zu einem leeren Ausdruck.

Ylenia erhob sich beunruhigt und rief nach Gudren. Die Heilerin sah Ida an und zog eine verdrießliche Miene. »Das sieht gar nicht gut aus«, sagte sie. »Dabei war sie eben noch ganz munter. Was hast du bloß mit ihr gemacht, Ylen?«

»Ich?«, protestierte die Hexe. »Frag lieber, was sie mit mir gemacht hat!«

»Lässt sie das Ding immer noch nicht los?« Die Heilerin versuchte, Idas verkrampften Griff um das Schmuckstück zu lösen.

»Lass sie!«, fuhr Ylenia sie an. »Bring sie wieder auf die Beine, Gudren, das ist wichtiger. Sie hat etwas erlebt, was sich nicht so leicht erklären lässt, deshalb ist sie wahrscheinlich so – so weggetreten.«

»Wer stellt hier die Diagnosen?« Gudren brachte Ida behutsam wieder zum Liegen.

Ylenia ging zum Fenster und blickte hinaus, ohne etwas zu sehen. Sie schlug die Hände ineinander und fluchte lautlos. Kristallpalast, weiße Wölfe, das Herz der Luft ... wie passte das alles ineinander? Was hatte Ida an sich, dass die Feuerelfen ihr das Teuerste anvertraut hatten, was sie besaßen? Woher hatte Ida gewusst, wo sie nach dem verschollenen Herzen der Luft suchen musste, und wieso hatte sie geglaubt, nur einen Tag und eine Nacht fortgewesen zu sein?

»Schloss und Schlüssel«, wisperte Ida mit seltsam hauchiger Stimme. Ylenia fuhr herum. Die Heilerin stand neben dem Bett und hatte den Kopf nachdenklich schief gelegt.

»Hüterin der Vielen«, flüsterte die unheimliche Stimme weiter. »Bewahrerin des Einen. Schloss und ...« Die Stimme verklang und Idas Augenlider zitterten. »Wo ist sie? Wo ist der Schlüssel?«, fragte sie laut und deutlich.

Ylenia sah Gudren fragend an, die nur ratlos die Hände hob. »Sie ist, soweit ich das beurteilen kann, nicht bei Bewusstsein. Aber so einen seltsamen Zustand habe ich noch nie zuvor erlebt. Als wäre sie besessen.«

Ylenia schob sie energisch zur Seite und nahm Idas Hände, auch die, die sie zur Faust geballt hatte. Sie schloss die Augen und lauschte. »Da ist nichts«, sagte sie nach einigen Momenten erbittert. »Nichts. Nur Ida, wie sie immer ist. Vollständig magieblind und im Augenblick verständlicherweise sehr verwirrt.« Sie sah Gudren hilflos an. Die Heilerin schob ihr eine Hand unter den Ellbogen und zog sie unnachgiebig daran in die Höhe.

»Lass sie schlafen, Ylen. Lass sie einfach schlafen. Ich denke immer noch, das ist die beste Medizin. Komm, schau dir lieber meine anderen Patienten an. Die Grennach-Frau

hat schon nach dir gefragt.«

Ylenia bestand darauf, zuerst bei der seltsamen Doppelgängerin Idas vorbeizusehen. Sie hatte sie seit dem gestrigen Abend noch nicht wieder besucht und hoffte nun darauf, dass sich die so erschreckende Gleichheit im Licht des Tages nur noch als zufällige und oberflächliche Ähnlichkeit herausstellen würde. Aber als sie neben dem Bett der immer noch Bewusstlosen stand, zerstob diese Hoffnung wie ein nichtiger Traum.

»Es ist unglaublich, nicht wahr?«, flüsterte die Heilerin. Sogar sie, die sonst wenig erschüttern konnte, war deutlich beeindruckt.

Ylenia nickte stumm und ließ ihre Augen über den schmalen, zähen Körper und die ausgemergelten Züge der Frau gleiten. Sogar das scheckige, dreifarbige Haar war das ihrer Nichte. Ihre große Hand hielt etwas fest umklammert. Ylenia fuhr herum und packte Gudren beim Arm. »Kannst du ihre Faust öffnen?«

Gudren zuckte spöttisch mit den Lippen. »Du weißt auch nicht, was du willst, Ylen. Eben hast du mich dafür noch angefahren ... Nein, ich kann es bei ihr ebenso wenig wie bei deiner Nichte. Tut mir leid. Wir werden warten müssen, bis die beiden wieder aufwachen. Diese hier ist allerdings in etwas schlechterer körperlicher Verfassung als Ida. Hast du inzwischen eine Ahnung, wer sie sein könnte?«

Ylenia holte tief Luft. »Eine Ahnung, ja«, sagte sie müde. »Aber sie ergibt nicht viel Sinn, Gudren.«

Sie wandte sich von dem Bett ab und ging ohne ein weiteres Wort der Erklärung hinaus. »Ylenia«, begrüßte Tallis sie warm, als sie eintrat. Sie streckte ihre Hände aus. Ylenia ergriff sie und drückte sie herzlich.

»Tallis, ich habe dich nicht mehr gesehen, seit meine Mutter von uns ging. Wo hast du dich nur all die Jahre herumgetrieben? Und warum hast du nie etwas von dir hören lassen? Wir haben uns solche Sorgen um dich gemacht!«

Tallis verzog das Gesicht und senkte schuldbewusst ihren Blick. Sie hatte die Kleider, die sie auf dem Marsch durch den Schnee getragen hatte, gegen traditionelle Grennach-Kleidung getauscht, wahrscheinlich aus Mellis' Besitz. Die weiten schwarzen Hosen, die über den bloßen Füßen eng geknöpft waren, und die kurze, weite Jacke mit der silbernen Stickerei ließen sie in Ylenias Augen weniger fremd aussehen, als sie am gestrigen Tag auf sie gewirkt hatte.

»Die gleiche Standpauke hat mir Mellis heute schon gehalten, Ylen. Bitte, sei nicht böse, wenn ich dir noch nicht alles sagen kann. Ich habe Angst, dass dafür noch nicht die richtige Zeit ist.«

»Oh, ihr Grennach und euer richtiger Zeitpunkt!«, schimpfte Ylenia lachend und umarmte Tallis. Dann ließ sie sie los und sah sie sehr ernst an. »Aber eins musst du mir sagen, Tallis. Wer ist die Frau, die du mitgebracht hast und die aussieht wie meine Nichte Anida? Und komm mir jetzt bitte nicht wieder mit der ›richtigen Zeit!«

Tallis erwiderte ihren Blick, ohne zu blinzeln. »Adina, ihre Zwillingschwester natürlich«, sagte sie mit sanftem Tadel. »Was dachtest du denn, wer sie ist?«

Ein mörderischer Kater begrüßte mich, als ich die Augen aufschlug. Das musste ja ein tolles Saufgelage gewesen sein, auch wenn mir die Details im Moment nicht so ganz zur Verfügung standen. Ich hatte sogar ein wenig Mühe, mich an meinen Namen zu erinnern.

Ich ließ meine Beine aus dem Bett rutschen und richtete mich ganz langsam auf. Dann hielt ich meinen Kopf fest und wartete, bis die Welt wieder ruhig stand.

Etwas stach mich in den Daumen. Ich blinzelte so lange, bis ich Tallis' alte Brosche im Visier und scharf gestellt hatte. Warum trug ich das Ding mit mir rum? Ich ließ es auf das Kopfkissen fallen und riskierte einen Rundblick. Ein fremdes Zimmer mit einer schönen Aussicht auf grüne und blühende Botanik. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett und eine Truhe. Einfache Möbel aus Synholz, altmodisch, aber nett. Nicht sehr aufschlussreich, das Ganze. Ich ließ im Zeitlupentempo meinen Kopf sinken und blickte an mir herab. Ein Nachthemd, wie originell. Anscheinend hatte Tallis mich abgefangen und ausgezogen, als ich letzte Nacht nach Hause geschwankt gekommen war.

Langsames Kopfwendemanöver. Ja, da lag meine Lederjacke. Aus irgendeinem Grund freute mich das. Ich streckte den Arm aus und zog mich am Bettpfosten hoch. Gleich darauf saß ich wieder. Kinder, das musste ja ein tolles Zeug gewesen sein, was ich da geschluckt hatte. »Tallis«, rief ich kläglich. »Hallo? Ist irgendwer zu Hause?« Wo immer das auch sein mochte.

Die Tür ging auf, und eine stämmige Frau in dunklen Hosen und einem weiten weißen Hemd kam herein. »Na bitte, was habe ich gesagt?«, polterte sie begeistert und griff mir ohne Umstände ans Kinn. Ich stöhnte und bat sie, etwas leiser zu schreien, da mir anscheinend in der vergangenen Nacht ein Shuttle auf den Kopf gefallen war. Sie ignorierte meinen Einwand und begann mich zu betatschen.

»He«, protestierte ich und schlug ihre Hände weg. »Was fällt Ihnen ein?« Eine ungute Ahnung kroch in mir hoch. Wie weggetreten war ich letzte Nacht wirklich gewesen? »Entschuldigung, kennen wir uns näher?«, fragte ich vorsichtig. Sie grinste und zog mir wieder das Nachthemd hoch. Anscheinend kannten wir uns näher.

Ihre Hände betasteten allerdings eher sachlich meine Rippen. »Tut das noch weh?«, fragte sie. Ach du Scheiße, eine MediTec. Das hier musste ein Hospital sein. Wie war ich denen nur in die Hände gefallen? Hatte ich im Suff einen Unfall gebaut?

»Bitte, ich habe keinen müden Galacent, um Sie zu bezahlen.« Ich versuchte aufzustehen. »Am besten lassen Sie mich gleich gehen, ehe die Rechnung so hoch wird, dass ...« Sie drückte mich zurück ins Bett. Kräftig war sie, das musste man ihr lassen.

»Immer mit der Ruhe. Du hast sicher Kopfschmerzen, hm? Wie steht es mit Schwindel? Schmerzen in den Gliedmaßen?«

»Sie haben mich nicht verstanden«, erwiderte ich mit aller Geduld, die ich aufbringen konnte. »Ich bin blank wie eine Carobianische Sumpfunke. Ich habe keine Möglichkeit, die Behandlung zu bezahlen, kapiert?«

»Das wird auch nicht nötig sein«, sagte jemand von der Tür her. »Gudren ist eine Freundin, Eddy.«

»Tallis, dem Himmel sei Dank«, sagte ich aus tiefstem Herzen. »Kannst du mir sagen, was hier los ...« Meine Stimme kündigte mir mit einem peinlichen Quietscher vorläufig ihren Dienst auf. Gudren hatte sich taktvoll etwas zurückgezogen und mir volle Sicht auf Tallis und die ebenso winzige, rothaarige Frau ermöglicht, die sie begleitete. Beide standen dicht nebeneinander, beide trugen alberne Kleider und beide hatten einen ... einen ... Schweif, der fröhlich den Boden fegte. Einer in Rot und einer in Schwarz, beide

sehr lang, sehr buschig und – nun ja, sehr ›schweifig‹. Nichts, was ich ohne weiteres am harmlosen Hinterteil einer alten Freundin vermutet hätte.

Tallis registrierte meine langsam hervorquellenden Augen und griff hastig nach meiner Hand. »Kind, keine Panik, ich bitte dich. Das ist alles völlig in Ordnung, du bist unter Freundinnen, du hast das Lager glücklicherweise hinter dir ...«

Das Lager. Ich ächzte und fiel zurück auf das Kopfkissen, wobei ich mich schon wieder an der dussligen Brosche stach.

Die MediTec kam wieder zum Bett und schob Tallis nicht sehr sanft beiseite. »Das nennst du ›nicht beunruhigen‹? Hab ich dir nicht gesagt, du sollst vorsichtig sein? Die Kleine ist zum ersten Mal seit über einer Woche ansprechbar und du gehst gleich mit dem Holzhammer auf sie los.«

Die rothaarige Frau – Frau? Mit einem Schweif? – kicherte leise und machte eine unterdrückte Bemerkung, die ich nicht verstand. Tallis sah sie vernichtend an und knurrte: »Du warst schon immer mein vorlautester Nachkömmling, Mellis. Schämst du dich nicht darüber, wie ungebührlich du mit deiner Nestältesten sprichst?« Mellis grinste unverschämt und tippte wortlos mit einem scharfen, gekrümmten Fingernagel gegen den Ring in ihrem Ohrläppchen. Ich schloss die Augen. Das war mir alles zu wild. Vielleicht würde ich ja in einer normalen Welt wieder wach, wenn ich das nächste Mal die Augen öffnete.

Aber als ich das nächste Mal die Augen öffnete, sah ich mir selbst ins Gesicht. Zwar waren die Kopfschmerzen inzwischen zu einem dumpfen Pochen abgeklungen, aber anscheinend wirkte da noch ein Rest von dem nach, was ich getrunken – oder geraucht? – hatte. Das Gesicht verzog sich zu einem etwas unsicheren Lächeln. Ich grinste unwillkürlich zurück.

»Du hast mich aus diesem schrecklichen Eisblock rausgezogen, nicht?«, hörte ich mich zu meiner eigenen Überraschung sagen.

Die Frau mit meinem Gesicht nickte. »Ich freue mich, dass du wach bist«, sagte sie mit meiner Stimme. »Lass dir bloß Zeit, dich an mich zu gewöhnen. Ich habe auch eine Woche dafür gebraucht.«

Ich entschied, dass ich nicht mehr schlief, auch nicht träumte und anscheinend auch nicht mehr betrunken war, und richtete mich vorsichtig auf. Die Frau wich ein wenig zurück und ließ mich nicht aus den Augen. »Hallo«, sagte ich wenig einfallsreich. »Ich heiße Eddy.«

»Hallo Eddy«, erwiderte sie mit einem winzigen Lächeln. »Ich heiße Ida.« Wir schüttelten uns feierlich und ein bisschen verlegen die Hände.

»Wo ... wer ... äh ...«, begann ich und verstummte, weil ich Probleme damit hatte, meine Fragen zu formulieren.

»Ich hätte noch ›was‹ und ›wie‹ anzubieten«, sagte Ida. »›Warum‹ empfehle ich dagegen gar nicht, da arbeiten wir noch dran«, setzte sie ernst hinzu. Sie lachte mich nicht aus, das konnte ich sehen, es schmeckte eher nach Mitleid. Ich hasse Mitleid.

»Setz dich«, schlug ich vor. »Das klingt wie etwas, das man nicht im Stehen erledigen sollte.«

Sie lachte und blieb stehen. »Ich habe einen besseren Vorschlag«, sagte sie. »Du ziehst

dich an, und wir holen uns ein Frühstück. Na?»

Sie hatte Recht. Wenn ich genau hinhörte, protestierte mein Magen gerade gegen Jahre äußerster Vernachlässigung. Ich stand also auf – es gelang mir weit besser als bei meinem letzten Versuch – und wankte zu der Truhe hinüber, auf der meine Lederjacke lag. Nur meine Lederjacke. Ich hob sie auf und sah kläglich zu Ida hinüber, die es sich auf meinem Bett bequem gemacht hatte und Tallis' alte Brosche in der Hand drehte. Ich mochte nicht, dass sie sie anfasste, aber das konnten wir später klären.

»Entschuldige bitte, aber ich kann doch unmöglich nur in einem Nachthemd und meiner Jacke ...«, begann ich. Sie deutete auf die Truhe und grinste. Es war nicht zu fassen, sie hatte sogar mein Grinsen drauf, dieses miese Duplikat!

In der Truhe lagen Hosen und Hemden und Westen, alle in meiner Größe. Ich zog mich schweigend an und öffnete den Mund nur noch, um nach Schuhen zu fragen. Kurz darauf stand ich da, weiche halbhohle Stiefel an den Füßen, und sah noch mehr aus wie eine Zweitausgabe der Frau auf meinem Bett. Wütend schlüpfte ich in meine alte Jacke. Dabei fiel mir Chloe ein. Verdammt, verdammt, verdammt!

Ich fand mich auf dem Bett wieder, einen mitfühlenden Arm um meine Schultern, und jemanden, die mir die Tränen abwischte, an meiner Seite. »He, was ist?«, flüsterte sie. Ich stammelte eine Erklärung und erntete ein Aufatmen. »Die Kleine ist bei Tallis«, sagte Ida.

»Sie ist die Wonne des ganzen Ordenshauses. Hier hat noch nie jemand versucht, eine Ratte zu zähmen, aber ich glaube, du hast den Keim dazu in einige Köpfe gepflanzt. Ich habe schon zwei der jüngeren Schwestern im Lager Fallen aufstellen sehen.«

Ich zog eine Grimasse. Ich war in einem verdammt Nonnenschuppen gelandet! Mir fiel zwar ein Stein vom Herzen, dass es Chloe gut ging, aber der Gedanke, dass irgendwelche hochheiligen Ordensschwwestern mit Ratten auf der Schulter herumliefen, trieb mir Schauer des Entsetzens über den Rücken.

»Weißt du, sie haben alle eine Vertraute«, fuhr Ida fort. »Katzen, manchmal Hunde, Raben, einen kleinen Drachen, so das Übliche eben. Eine von ihnen hat eine Ziege, und zwei haben Schweine, was ziemlich schwierig ist, weil Ylen sie ungern ins Haus lässt. Aber eine Ratte, das ist wirklich ausgefallen.«

»Ei... einen Drachen?«, stotterte ich. Ida nickte.

»Natürlich keinen von den großen, Feuer speienden Blauen«, erklärte sie beruhigend. »Ich meine die kleine gelbe Sorte, die sich von Mäusen und Insekten ernährt. Aber was sitzen wir hier und reden von Drachen. Komm, ich habe Hunger.«

Ich folgte ihr mit schwirrendem Kopf. War ich übergeschnappt? Hatte ich irgendein Zeug eingeworfen, das mir das Hirn rausgeblasen und verkehrt herum wieder eingefüllt hatte? Ich hatte genügend Leute gesehen, die von einem Trip nicht wieder runtergekommen waren. Vielleicht irrte ich ja in Wirklichkeit gerade mit glückseligem Grinsen durch die Clouds und suchte nach Drachen.

Meine Doppelgängerin führte mich durch das Haus, eine Treppe hinunter und in einen großen, hellen Raum mit langen Tischen und Bänken. Ich fühlte mich unangenehm an den Speisesaal der Kathromani-Nonnen erinnert. Nur, dass hier statt verschüchterter kleiner Waisen erwachsene Frauen frühstückten, die sich lebhaft und nicht gerade leise

miteinander unterhielten. Wie Nonnen wirkten diese Schwestern allerdings ganz und gar nicht auf mich. Bei der einen oder anderen schien es sich sogar um einen Mann zu handeln. Und was Ida mir über ihre sogenannten »Vertrauten« erzählt hatte, war nicht gelogen gewesen, zumindest, was Katzen, Hunde und große schwarze Vögel mit hässlichen Stimmen anging. Ich bremste mich, einen Blick unter die Tische zu werfen, ob da auch Schweine herumschnüffelten. Ich wollte ja nicht gleich am ersten Tag in diesem seltsamen Ordenshaus einen schlechten Eindruck hinterlassen. Keine Drachen, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Mein Duplikat hatte mich wahrscheinlich auf den Arm genommen. Na, das würde ich ihr schon noch heimzahlen.

Ida schob mich auf einen Tisch hinten am Fenster zu, und ich bemerkte die neugierigen Blicke, die uns streiften. »Eddy«, schrie eine wohlbekannte Stimme. Am Fenster war ein struppiger kleiner Kerl aufgesprungen und wedelte heftig mit den Armen. Ich kniff die Augen zusammen und winkte zurück. Dix, der krumme Hund. Er schien es besser gepackt zu haben als ich, er sah geradezu erholt aus. Neben ihm saß Tallis, die sich sichtlich wohl zu fühlen schien. Und auf ihrer Schulter hockte meine liebe kleine Freundin Chloe und ließ sich ein riesiges Stück Käse schmecken.

Ich umarmte Tallis, klopfte Dix auf die Schulter und streichelte Chloe respektvoll über den Rücken. Eine herzlichere Begrüßung musste warten, bis sie ihren Imbiss beendet hatte. Chloe hatte strenge Prinzipien, die es unbedingt zu beachten galt, wenn man sich keine bissige Bemerkung einhandeln wollte.

Tallis strahlte mich an. Ich lächelte etwas gedämpfter zurück und setzte mich ihr gegenüber. Wie vorhin bei den Schweinen musste ich den Impuls unterdrücken, einen Blick unter den Tisch zu werfen. War er nur eine Ausgeburt meiner Kopfschmerzen gewesen, oder hatte ich den ominösen Schweif wirklich gesehen?

»Eddy, ich freue mich, dass es dir besser geht«, sagte Tallis und griff nach meiner Hand. »Ich hatte solche Angst, dass dir und Dix der Übergang nicht gelingt.«

Ich begann meine etwas lückenhaften Erinnerungen zu sortieren. Das Lager und meine Zeit dort waren noch immer ein verschwommener Traum, aber darüber war ich nicht böse. »Danke, dass ihr mich rausgeholt habt«, sagte ich etwas verspätet. Dann fiel mir ein, was sie mit »Übergang« gemeint haben musste. Diese seltsame Teleportation, die irgendwie durch die Brosche ausgelöst worden war. Komisch, das schäbige alte Ding sah nicht danach aus, als würde es derart komplizierte und teure Technologie verbergen. Soviel ich wusste, war die Teleport-Technik überhaupt noch nicht so weit, lebende Objekte befördern zu können.

Ich hörte auf, mir meinen immer noch schmerzenden Kopf über Sachen zu zerbrechen, von denen ich nichts verstand, und legte die Brosche in Tallis' Hand. »Mit Dank zurück«, sagte ich verlegen. »Du kannst mir irgendwann mal erzählen, wie du das alles gedeichselt hast.« Dix kicherte, enthielt sich aber jedes Kommentars.

Ida, ein reichlich beladenes Tablett in den Händen, kam an den Tisch und setzte sich neben mich. »Ich hoffe, ich hab dir die richtigen Sachen ausgesucht.« Sie stellte Geschirr vor mich hin. »Ich zeig dir nachher, wo du dir dein Essen holen kannst, wenn du mal alleine hierher kommst.«

Ich nickte dankend. Tallis und Dix starrten abwechselnd von mir zu Ida und waren

stumm vor Staunen. »Wenn man euch nebeneinander sieht, ist es sogar noch 'ne Ecke beeindruckender«, sagte Dix schließlich.

Tallis hatte feuchte Augen bekommen. Sie putzte sich die Nase, und dann schob sie die Brosche wieder über den Tisch. »Sie gehört eigentlich dir. Ich habe sie nur für dich aufbewahrt.«

Ida warf einen Blick darauf und zog die Brauen zusammen. »Ich würde das hier nicht so herumliegen lassen«, sagte sie rau. »Das dürfte Tante Ylenia nicht gefallen, wenn sie es sieht.«

»Was würde mir nicht gefallen?«, fragte eine weiche dunkle Frauenstimme direkt hinter mir. Ich drehte mich neugierig um und sprang dann auf, als hätte mich eine Saurierbremse gestochen.

»Großmutter!«, krächzte ich völlig perplex. »Aber wieso ... Wo kommst du her?«

Die Frau sah mich prüfend an und legte eine kühle Hand auf meine Wange. Ich blinzelte unter dem durchdringenden Blick und schüttelte dann verlegen den Kopf. Sie war natürlich zu jung, um wirklich meine Großmutter zu sein. Aber sie sah genauso aus, wie ich Großmutter in Erinnerung hatte. Ich fühlte mich in ihrer Gegenwart wieder wie das kleine Mädchen, das ich damals gewesen war.

»Ich heiße Ylenia«, sagte die Frau und lächelte mich liebevoll an. »Es hat den Anschein, als wäre ich deine Tante, Adina.«

Sie setzte sich ohne Umstände neben mich auf die Bank. Ich war immer noch sprachlos. »Meine Tante«, brachte ich schließlich hervor. »Was soll das heißen: ›meine Tante‹?« Ich schnaubte und wies mit dem Daumen auf Ida. »Als Nächstes wollt ihr mir wohl noch verkaufen, das Duplikat da wäre meine Schwester, hm?« Keiner am Tisch sagte etwas. Meine so genannte Tante und Tallis wechselten einen Blick, der mir nicht gefiel.

»Iss jetzt erst einmal, Kind«, sagte Tallis mild. »Du hast im Lager nicht gerade zugenommen. Wir müssen sehen, wie wir dich wieder auf die Beine bekommen.«

Ich setzte zu einer wütenden Antwort an, aber Tallis sah mich so bittend an, dass ich die Bemerkung lieber mit einem Stück Brot herunterschluckte. Es schmeckte verflucht gut. Das war kein synthetisches Zeug, das war leckeres, selbst gebackenes, echtes Brot, wie es meine Großmutter gebacken hatte, mit einem Traum von Butter und säuerlichem Gelee. Ich kaute mit verzückt geschlossenen Augen und genoss die Geschmacksexplosionen auf meiner Zunge.

Ida saß schweigend neben mir und hielt schon wieder die alte Brosche zwischen den Fingern. Sie schien sich gar nicht davon trennen zu können. Wieder bemerkte ich den Widerwillen, den es mir bereitete, sie das Schmuckstück berühren zu sehen. Es tat mir beinahe körperlich weh. »Leg sie hin!«, sagte ich scharf und funkelte sie an. Sie schrak zusammen und warf die Brosche auf den Tisch, als hätte sie sich daran verbrannt.

»Eddy«, mahnte Tallis.

Ich nahm die Brosche und stopfte sie in meine Jacke. »Du hast gesagt, sie ist meine. Ich kann's nicht ausstehen, wenn sie daran herumfummelt.«

Alle schwiegen peinlich berührt. Dix kraulte gedankenverloren den Kopf einer wolligen schwarzen Hündin, die sich an sein Bein lehnte. Chloe beendete ihre Mahlzeit und kletterte von Tallis' Schulter, um sich gebührend von mir begrüßen zu lassen. Ich küsste

sie zwischen die Ohren, und sie krabbelte ohne weitere Umstände in meine Jacke.

»Entschuldigung«, sagte ich, immer noch knurrig, und steckte mir eine Scheibe Synschinken in den Mund. Er schmeckte genauso großartig wie alles andere, was ich vertilgt hatte. Ich schluckte ihn und begann zu überlegen. Aus was hatten sie den wohl gemacht, wenn es hier keine synthetischen Lebensmittel ... Als es mir endlich aufging, bereitete es mir erhebliche Mühe, mein Frühstück bei mir zu behalten. Ich griff nach dem Becher mit Tee und trank ihn hastig aus.

»Was hast du, Eddy?«, fragte Tallis sehr besorgt. »Du bist plötzlich ganz blass geworden.«

Ich presste meine Hand gegen den Mund und atmete tief durch. »Was ist das?«, fragte ich mühsam und deutete auf den Schinken auf Idas Teller.

»Wieso? Du hast es doch gerade selbst gegessen, was denkst du, was es war?«

»Das ist doch Syn, oder?«, fragte ich hoffnungsvoll. Tallis spitzte die Lippen. Dix hörte auf, zu kauen.

»Nicht direkt«, sagte Tallis schließlich vorsichtig. »Es ist Schinken, Eddy. Echter Schinken. Von einem Schwein.«

Dix begann zu würgen. Ich hatte den Kampf glücklicherweise schon hinter mir. »Das ist ja ekelhaft.« Er rang nach Luft. »Ihr esst lebende Tiere?«

»Nun, genau genommen leben sie dann nicht mehr«, antwortete Ida verständnislos. Dix wurde noch blasser und schob seinen Teller weg.

»Entschuldigt mich, ich brauche frische Luft«, murmelte er und schlängelte sich hinaus. Wahrscheinlich ging er jetzt in sich, was er in den letzten Tagen so alles zu sich genommen hatte.

»Wenn ihr kein Fleisch mögt, ist das kein Problem«, sagte Ylenia freundlich. »Die meisten meiner Schwestern tun das auch nicht. Es gibt genügend anderes, wovon man sich ernähren kann.« Sie schien auch nicht ganz zu verstehen, wieso wir so schockiert reagiert hatten, obwohl ich sah, dass sie selbst auch nichts von dem Schinken angerührt hatte.

Tallis seufzte. »Ich habe nicht darüber nachgedacht. Tut mir leid, Eddy.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wo sind wir hier eigentlich? Es gibt doch sicher im ganzen Kaiserreich keinen Planeten, wo noch Tiere gegessen werden.« Wieder dieser Blickwechsel zwischen Tallis und Ylenia.

»Bist du fertig?«, fragte Tallis. Ich nickte. Mein Appetit war mir fürs Erste vergangen. »Dann sollten wir uns jetzt unterhalten«, schlug sie vor und warf einen fragenden Blick auf Ylenia. Die Frau schien hier das Sagen zu haben, das war mir schon klar. Wahrscheinlich die Ehrwürdige Oberschwester, oder wie immer das heißen mochte.

Ylenia nickte und sah an mir vorbei auf meine Kopie, die die ganze Zeit sehr schweigsam gewesen war. »Was denkst du, Anida? Glaubst du, du kannst uns heute ein bisschen mehr sagen?« Die Kopie nickte mit unbehaglicher Miene. Anida. Hatte die Oberschwester, die meine Tante zu sein vorgab, »Anida« zu ihr gesagt? Ich schielte vorsichtig zu Ida hinüber. Sie hatte nicht gezuckt, anscheinend war das wirklich ihr Name. Es gab mir zu denken. Sie hatte Ylenia »Tante« genannt. Sie hieß Anida. Sie sah aus wie ich ...

Der allgemeine Aufbruch rettete mich vor der Schlussfolgerung. Ich fühlte mich ein wenig schwach. Ida – Anida – nahm wortlos meinen Arm und gab mir Unterstützung. Ich wollte mich impulsiv losmachen, aber dann nahm ich mich zusammen. Sie war bisher sehr freundlich zu mir gewesen, und ich hatte sie nur angefaucht. Sie konnte schließlich nichts dazu, dass sie mit meinem Gesicht herumlief. Also ließ ich es für heute zu, dass sie meinen wackeligen Beinen ein wenig Unterstützung gab, und wenn ich mich dann erst einmal wieder kräftiger fühlte, konnte ich mich immer noch darum kümmern, ihrem Gesicht einen neuen Anstrich zu verpassen.

Die Ehrwürdige Oberschwester führte uns zu einem kleinen Arbeitszimmer im Ostflügel des anscheinend ziemlich ausgedehnten Gebäudes. Die schienen hier viel für den rustikalen Charme von Synholz und Naturstein übrig zu haben – oder von echtem, an einem richtigen Baum gewachsenen Holz, wenn ich über mein Erlebnis beim Frühstück nachdachte.

Auf dem Weg stieß die rothaarige Frau mit dem Schweif zu uns. Sie wickelte ihn wie zur Begrüßung um das Ding, das aus Tallis' verlängertem Rücken wuchs, und zu dem ich gar nicht hinsehen mochte, und beide fingen an, sehr schnell in einer mir unbekannten Sprache miteinander zu reden.

Die Obernonne verstand sie anscheinend, denn sie sagte etwas ungeduldig: »Ja, meinetwegen. Aber du hältst den Mund, Mellis.« Die rothaarige Frau nickte gehorsam. Ida drückte meinen Arm. Ich sah ein Lächeln über ihr Gesicht huschen. Wir wurden alle um den Tisch herumgruppiert. Ylenia faltete ihre langen Hände und sah darauf nieder. Oh nein, jetzt wird gebetet!, dachte ich peinlich berührt. Ich hatte ganz vergessen, wie sehr ich dieses ganze scheinheilige Nonnen-Getue verabscheute.

Ylenia blickte auf und sah mich an. Ihre Augen hatten genau wie die meiner Großmutter die beunruhigende Angewohnheit, die Farbe zu wechseln. Im Moment sahen sie aus wie rauchiger dunkler Topas. Ich sah auf die silbern-schwarze Strähne, die sich aus ihrem unordentlichen Knoten gelöst hatte, und hatte plötzlich einen Kloß im Hals. Warum, bei allen Raumteufeln, liefen hier Frauen herum, die meiner Großmutter und mir selbst so zum Verwechseln ähnlich sahen? Wo war ich hier gelandet, hatte ich wirklich den Verstand verloren? Ich hatte von Experimenten gehört, die mit Internierten gemacht wurden, vielleicht war das hier eins davon.

»Ida, vielleicht solltest du beginnen«, eröffnete Ylenia das Gespräch. »Du hast uns bisher nur ein paar Eindrücke von deinem Erlebnis in den Bergen geben können. Glaubst du, deine Erinnerungen sind inzwischen klarer?«

Ich sah zu meiner Doppelgängerin hinüber. Ihr kantiges, nicht besonders hübsches Gesicht wirkte ernst und fast ein wenig böse. Sie rieb sich mit einer unbewussten Geste über die kräftige Nase und zog die Brauen zusammen. »Nicht viel klarer«, begann sie zögernd. »Ich kann dir nicht erklären, wo ich während der ganzen Zeit gewesen bin, Tante Ylen. Für mich ist es immer noch so, als wäre ich nur einen, vielleicht auch zwei Tage fort gewesen.«

Sie verstummte und strich sich das scheckige Haar zurück. Wie hatte ich als Kind dieses Haar gehasst! Ständig wurde ich deswegen gehänselt. Das Erste, was ich getan hatte, als ich mich aus dem Waisenhaus verdrückt hatte, war, mir das Haar zu färben. Während

meines Jahres im Lager war natürlich alles rausgewachsen, und es sah nicht so aus, als hätten die Zurück zur Natur-Schwestern hier so was wie Färbemittel in ihren Badezimmerschränken.

Ida hatte inzwischen eine unglaubliche Story von weißen Wölfen und Bären und seltsamen Stimmen in einem Kristallpalast von sich gegeben. Ich hatte sie nur am Rande registriert, weil meine Gedanken anderswo waren, aber das Stichwort »Kristallpalast« erregte meine Aufmerksamkeit. Meine Kopie schien einen ähnlich verworrenen Trip hinter sich zu haben wie ich, aber anscheinend hatte sie nicht den Kater, an dem ich immer noch herumlaborierte. Die Glückliche. Kam wahrscheinlich von der gesunden Ernährung mit all diesen Tierleichen und regelmäßiger Bewegung in der vielen frischen Landluft.

Alle starrten tiefsinnig Löcher in die Luft. Tallis zog nervös ihren schwarzen Schweif durch die Finger. Ich ertappte mich dabei, dass ich wie gebannt hinsah. Endlich räusperte sich Ylenia und fragte: »Du hast sie bei dir?« Ida schien zu wissen, was gemeint war, und nickte unbehaglich.

»Ich habe festgestellt, dass ich mich nur sehr ungern von ihnen trenne«, sagte sie leise. »Es verursacht mir Unbehagen, wenn ich sie nicht bei mir trage.« Sie nestelte an ihrem Hemdausschnitt herum und zog einen Lederbeutel hervor, aus dem sie zwei in Stoff gewickelte Gegenstände schüttelte. Sie legte sie zögernd auf den Tisch und ließ ihre Hand einen Moment lang auf ihnen ruhen, ehe sie sie mit einem ergebenen Seufzer ihrer Tante hinschob.

Ich beugte mich gespannt nach vorne und bemerkte, dass Tallis es mir gleichtat. Wir sahen uns an, und Tallis lächelte mit deutlicher Anspannung in ihren Augen. »Ist es das, was ich zu spüren glaube?«, fragte sie gedämpft. »Ich sehe die Farben, Ylenia.«

Die andere antwortete ihr nicht. Sie griff sehr behutsam nach den eingewickelten Päckchen und schlug den Stoff beiseite. Ich sah, dass Ida ihre Hände ineinander verkrallte und aus der Wäsche guckte, als würden ihre Zehen langsam auf kleinem Feuer geröstet. Sie zuckte zusammen, als Ylenia die Gegenstände in die Hand nahm, und schloss die Augen. Ich starrte wie die anderen fasziniert auf die Schmuckstücke, die Idas Tante hochhielt. Eines von ihnen war mit roten Steinen besetzt und das andere mit blauen, beide waren von ovaler Form und sahen Tallis' alter grüner Brosche verdammt ähnlich. Ich bemerkte, dass Ylenia eine größere, farblose Schwester von ihnen auf der Brust trug. Was war das, der hiesige Modeschmuck? Der diesjährige Schrei auf dem Silberdraht-Sektor?

Ylenia sah mich auffordernd an. Ich wusste, was sie wollte, aber es widerstrebte mir genauso wie Ida, mich von ihr zu trennen. Zögernd fischte ich die Brosche aus meiner Jacke und schob sie Ylenia über den Tisch. Ylenia legte sie zu einem funkelnden Dreieck aus: Rot und Blau und Grün. Es sah toll aus.

Tallis hatte Tränen in den Augen. Die rothaarige Mellis drückte ihr stumm die Hand. »Ylenia«, sagte Tallis erstickt. »Das ist wahrscheinlich seit Jahrhunderten das erste Mal, dass drei von ihnen zusammen in einem Raum sind. Was hat das zu bedeuten?« Ylenia sah sie an. Die beiden schienen stumm miteinander zu sprechen. Die große Frau seufzte leise und legte ihre Hände beschützend um die Schmuckstücke.

»Ich habe in den letzten Tagen viel Zeit in unserem Archiv verbracht und alle

Aufzeichnungen durchgesehen, die sich mit den Herzen befassen. Wahrscheinlich werde ich demnächst nach Falkenhorst reiten und nachsehen, was der Orden vom Herzen der Welt noch an Schriften verwahrt, die uns Aufschluss geben könnten. Aber ich glaube, des Rätsels Lösung liegt viel näher. Tallis, was weißt du über die Pläne meiner Mutter? Warum hat Elaina dieses ungeheure Versteckspiel mit uns gespielt? Und wie kam sie an das Herz des Wassers?«

Tallis Gesicht verschloss sich. »Bitte, Ylen«, sagte sie leise. »Ich kann nicht. Es wäre falsch und gefährlich, jetzt schon ...« Sie verstummte und zupfte unglücklich an den dichten Haaren ihres Schweifes herum. Ylenia sagte nichts, aber eine unheilvolle Aura stand wie eine Gewitterwolke um ihren schwarz-silbernen Kopf. Sie und Tallis funkelten sich wortlos an.

»Tallis«, sagte Ylenia schließlich sehr beherrscht. »Ich weiß, was ihr Grennach über den richtigen Zeitpunkt denkt, aber ich muss dich trotzdem bitten, mir zu antworten. Ich glaube, dass für uns sehr viel davon abhängt.«

Tallis presste die Lippen zusammen und schüttelte heftig den Kopf. »Ich darf es nicht, Kind. Ich verspreche dir, dass mein Volk und ich alles tun werden, was in unserer Macht steht, um dir und den anderen Menschen zu helfen. Aber ich kann dir jetzt nicht sagen, was du hören willst. Es tut mir leid, Ylenia.«

Ylenia musste um ihre Beherrschung ringen, das war deutlich zu sehen. Sie neigte schließlich den Kopf, aber es war deutlich, dass sie ihre Zustimmung nicht von ganzem Herzen gab. »Also gut, dann werde ich euch berichten, was ich herausgefunden habe.« Ihr kühler Blick richtete sich auf mich und wurde etwas freundlicher. Das war keine Frau, mit der ich gerne Streit bekommen würde.

»Adina –«

»Eddy«, unterbrach ich sie. Das war nicht besonders höflich von mir, aber es störte mich, dass sie mich mit diesem Namen ansprach.

»Eddy«, gab sie geduldig nach. »Es kann sein, dass du das eine oder andere von dem, was wir nun besprechen, nicht verstehst. Ich möchte dich bitten, mit deinen Fragen zu warten, bis ich geendet habe, weil es sonst vielleicht zu kompliziert für die anderen wird, mir zu folgen. Bist du damit einverstanden?«

Ich nickte. Was blieb mir anderes übrig? Ich hatte ja jetzt schon mehr Fragen auf Lager, als mir jemals jemand würde beantworten können. Ida warf mir einen schnellen, aufmunternd gemeinten Blick zu. Ich musste mich sehr bremsen, ihr keine Grimasse zu schneiden. Heiliger Kometenschweif, ging mir diese Frau vielleicht auf den Nerv!

»Du kennst die Geschichte der Herzen?«, fragte Ylenia ihre Nichte.

Ida sah kurz zu Tallis und der Rothaarigen hinüber. »Ich kenne die Überlieferung der Grennach«, antwortete sie leise. »Mellis hat sie mir vor Jahren erzählt, und ich habe sie hier in einem Buch noch einmal gelesen.«

»Das ist gut«, sagte Ylenia ein wenig überrascht. »Dann muss ich nicht ganz so weit ausholen. Du weißt also, dass die Herzen bis auf zwei verloren gingen: das Herz des Feuers, das die Feuerelfen in ihrer Obhut hatten«, sie tippte sacht mit dem Finger gegen die rote Brosche, »und das Herz der Erde, das die Grennach hüten.«

Sie schwieg einen Moment und sammelte sich. »Eure Großmutter hatte sich als Oberste

Hexe der Weißen Schwesternschaft der Aufgabe gewidmet, die Spur der verlorenen Herzen wieder zu finden. Das ist immer eine der vorrangigen Aufgaben des Weißen Ordens gewesen, aber für Elaina war es mehr als nur eine Aufgabe: Sie wusste, dass das Schicksal unserer ganzen Welt davon abhängen würde, ob die Herzen wieder vereint sein würden. Sie hat in unseren ältesten Aufzeichnungen eine Prophezeiung der Grennach gefunden, über die ich mir nun schon seit Jahren den Kopf zerbreche. Derartige Prophezeiungen zeichnen sich leider selten durch ihre Klarheit aus.« Sie lächelte ein wenig gequält.

»Moment mal«, entfuhr es mir trotz meiner Zusage, meine Fragen vorerst herunterzuschlucken. Aber das hier war mir zu starker Stoff, wollten die mich denn auf den Arm nehmen? Ylenia verstummte und sah mich mit hochgezogenen Brauen an.

»Ich glaube, ich habe das alles nicht ganz richtig verstanden«, sagte ich, sehr um Ruhe bemüht. »Wie war das mit den Hexen? Ihr wollt mir doch nicht ernsthaft erzählen, dass ihr an so einen Schwindel glaubt!«

Ylenia seufzte leise und blickte Tallis an. Tallis beugte sich zu mir und murmelte: »Hat das nicht Zeit bis nachher, Kind? Es würde jetzt wirklich zu weit führen, dir alles zu erklären.«

»Nein, tut mir leid, den Punkt hätte ich gerne sofort geklärt«, beharrte ich. Das war mein Horrortrip, also bestimmte ja wohl ich die Regeln, nach denen gespielt wurde – oder sofort raus aus meinem Kopf, ihr Gehirnschrumpfer!

Tallis zuckte mit den Schultern, und Ylenia hob resigniert die Hände. Ich spürte, wie sich Ida neben mir verkrampfte. Die Oberhexe murmelte etwas. Zwischen ihren Handflächen entstand ein rötlich glühender Punkt, der sich langsam aufblähte und dabei immer heller wurde.

Ich sah verdutzt mit an, wie sich die inzwischen faustgroße, gleichmäßig strahlende Lichtkugel in der Luft um ihre eigenen Achse drehte und mit einer winzigen Bewegung der langen Finger Ylenias langsam in meine Richtung zu driften begann. Zehn Zentimeter vor meiner Nase hielt sie an, zitterte ein wenig und zerplatzte dann mit einem winzigen Knall. Sie übersprühte mich mit kleinen, roten Partikeln, die sich auf meiner Jacke und in meinen Haaren festsetzten und dort lebhaft vor sich hinfunkelten. Ich betastete vorsichtig einen davon mit dem Finger, aber sie waren nicht heiß, und ließen sich nicht wegwischen. Chloe krabbelte aus meiner Jacke und schnüffelte neugierig daran, aber da das Zeug sich als nicht essbar erwies, schnieft sie nur enttäuscht und tauchte wieder ab.

Tallis kicherte. »Das war ein schönes Stückchen, Ylenia. So schön, wie ich es seit dem legendären Feuermondfest vor dreißig Jahren nicht mehr gesehen habe.«

Ylenia neigte ungeduldig den Kopf und fragte: »Darf ich dann weitermachen?« Ich hörte auf, an den Funken herumzuwischen, und hob die Hand. Ylenia zog die Brauen zusammen, dann lachte sie auf. »Nein, keine Sorge. In ein oder zwei Stunden werden sie wieder verschwunden sein. Das ist kein permanenter Zauber, Eddy.«

Ich hielt den Mund und rutschte tiefer in meinen Stuhl. Hexen und Zauberei. Mein Gehirn schien wirklich ganz und gar durchgequirlt zu sein. Also lehn dich zurück und genieße den Trip, Eddy.

»Die Prophezeiung«, fuhr Ylenia fort. »Ich möchte sie euch vorlesen, damit ihr euch

selbst ein Bild machen könnt. Tallis, wenn du dich entschließen solltest, doch noch etwas dazu zu sagen ...« Tallis schüttelte liebenswürdig und unnachgiebig den Kopf.

»So fand ich es in einer alten Schriftrolle: Die Prophezeiung selbst muss so alt sein wie die Ewigkeitsberge«, begann Ylenia. »Hört gut zu: ›Sucht die Herzen, die Dunkelheit und Licht regieren. Zwei, die fort sind. Zwei, die bleiben. Eins im Eis und eins im Feuer, eins im Nest und eins im fernen Meer. Eins verhüllt und eins verborgen. Schwestern im Spiegel, Schloss und Schlüssel, finden, was verborgen war, öffnen, was verschlossen war. Zwei, die eins sind, fremd und vereint, getrennt und verbunden. Fügt zusammen, was getrennt war, wenn unter dem Katzenstern die Nebel wandern und die schwarzen Mauern sich beleben. Herz zu Herz und Ring an Ring werden die Schatten weichen, und das Verborgene offenbart sich in Dunkel und Licht, Feuer und Wasser, Erde und Luft.« Sie schwieg und starrte wieder Tallis an, die sich unbehaglich in ihrem Stuhl regte.

Ich hatte die Nase voll. Bis hierhin war das alles ja ganz amüsant gewesen, wenn auch verwirrend, aber jetzt wollte ich nur noch in mein Bett und die Decke über den Kopf ziehen. Mir brummte der Schädel, und mein Gehirn schwappte lose darin herum. Ich stand auf und musste mich an der Tischkante festhalten, um nicht umzukippen. Neben mir sprang meine Kopie auf und griff nach meinem Arm. Ich riss mich los und murmelte: »Nimm deine dreckigen Pfoten weg, du miese Fälschung.« Ida zog ihre Hand zurück, als hätte sie sich verbrannt, und wurde blass vor Zorn. Sie presste ihre Lippen zu einer schmalen weißen Linie zusammen und warf ihrer Tante einen wütenden Blick zu.

Ylenia erhob sich. »Bring sie auf ihr Zimmer, Ida. Es war zu viel für sie an ihrem ersten klaren Tag, das hätte ich bedenken sollen. Ich schicke Gudren vorbei.« Ida nickte sehr knapp und nahm wieder meinen Ellbogen. Diesmal ließ sie sich nicht abwimmeln, sie packte fest zu und schob mich zur Tür. Hinter mir hörte ich Ylenia kalt und förmlich sagen: »Ich bitte als folgsame Tochter um das Gehör der verehrten Nestältesten.«

Tallis stieß einen erschreckten Laut aus, aber dann sagte sie: »Geh bitte hinaus, Mellis. Das hier ist eine Ältesten-Angelegenheit.«

Dann schob mich Ida zur Tür hinaus und zerrte mich nicht besonders sanft den Gang entlang zu meinem Zimmer. Anscheinend hatte ich mir hier im Land meiner Wahnvorstellungen nicht gerade Freunde gemacht, aber das war mir ziemlich egal. Was ich wollte, war, dass mir jemand endlich den Notausgang zeigte, aber das schien nicht sehr wahrscheinlich. Das Bett, in dem ich mich wenig später wieder fand, war da schon eine ganz erfreuliche Alternative.

Ylenia stand am Fenster und sah hinaus. Man hätte sie für eine Statue halten können, wären da nicht ihre schlanken Finger gewesen, die unablässig an einem zierlichen Silberring drehten. Tallis saß reglos in ihrem Stuhl und brütete vor sich hin.

»Bitte, alte Freundin«, sagte Ylenia nach einer langen Pause. »Muss ich dich offiziell und förmlich um deine Hilfe bitten? Willst du mich zwingen, eine Reise zum Großen Nest anzutreten und den Rat der Ältesten anzurufen?«

Tallis stieß einen jammernden Laut aus, dann begann sie stumm in sich hineinzulachen. Ylenia drehte sich fassungslos zu ihr um, als die unterdrückten Laute an ihr Ohr trafen. Die alte Grennach hatte sich behaglich in den Stuhl gekauert und ihren Schweif um die Füße geschlagen. Ihr ganzer, zierlicher Körper bebte vor Gelächter, und ihre schwarzen

Augen blitzten wie dunkle Edelsteine.

Ylenia starrte sie erbost an. Dann zuckte es in ihrem Gesicht und sie wandte sich hastig ab. »Ich denke, wir könnten beide etwas zu trinken vertragen.« Sie goss eine großzügig bemessene Menge einer goldenen Flüssigkeit aus einer Karaffe in zwei kostbar geschliffene Gläser, drückte Tallis ohne große Umstände eines davon in die Hand und ließ sich dann schwer und müde in ihren Lehnstuhl fallen. »Zum Wohl, alte Freundin«, sagte sie und nippte an ihrem Glas. Tallis ließ ihr Lachen langsam verklingen und tat ihr nach. Sie verzog anerkennend das Gesicht.

»Das ist allerdings ein feiner Nebelhörter Tropfen«, sagte sie sanft. »Nicht unbedingt etwas, das ich in diesem Haus erwartet hätte. Ylenia, du überraschst mich.«

Die Oberste Hexe saß entspannt da, drehte ihr Glas in der Hand und schmunzelte verhalten. »Dafür kannst du dich bei deiner Mellis bedanken. Sie und ihre Freundin Dorkas haben mich stets gut versorgt.« Sie trank und hob Tallis fragend die Karaffe entgegen. Die alte Grennach nickte und leerte ihr Glas, um es sich neu auffüllen zu lassen.

»Also lass uns zur Sache kommen«, sagte Tallis nach einigen weiteren stillen Minuten. »Du hast mich in die Enge getrieben, Tochter meines Nestes. Ich hätte nicht gedacht, dass du einen derart hinterhältigen Zug machen würdest. Ich scheine dich unterschätzt zu haben.«

Ylenia lehnte den Kopf zurück und seufzte. »Ich wollte den mir verliehenen Ehrentitel niemals ausnutzen, Tallis, das weißt du. Aber dein harter Grennach-Schädel lässt mir keine Wahl. Ich muss wissen, was du über diese Prophezeiung weißt. Und ich muss unbedingt erfahren, was meine Mutter darüber herausgefunden hat. Du warst ihre engste Freundin, Tallis. Warum hat sie diese Ungeheuerlichkeit begangen, Adina zu entführen und das Wissen um ihre Existenz aus all unseren Köpfen zu löschen?«

Tallis stellte ihr Glas ab und legte die Hände ineinander. Ihr Blick richtete sich auf die Herzen, die in der Sonne funkelten, und sie schien ihre folgenden Worte an sie zu richten. »Der Wortlaut der Prophezeiung ... Er schien mir nicht richtig zu klingen. Kannst du ihn mir in meiner Sprache sagen, Ylen?«

Die Oberste Hexe schüttelte sacht den Kopf. »Ich habe ihn wörtlich zitiert, wie ich ihn in unseren Aufzeichnungen gefunden habe. Ich habe diese Prophezeiung so oft gelesen, dass ich inzwischen jedes Komma davon kenne. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Schriftrolle vor mir, die verblichene alte Schrift, ich weiß, an welchen Stellen die Schreiberin ihre Feder neu eingetaucht hat, ich sehe die vergilbten Stellen, an denen die Jahre die Tinte fast ausgelöscht haben ... Glaub mir, Tallis, der Wortlaut stimmt.«

Tallis knurrte leise. »Das glaube ich dir«, sagte sie ein wenig unwirsch. »Nein, ich denke, die Übersetzung ist es, die mich stört. In unserer Sprache ...«, sie murmelte ein paar Worte, die Ylenia nicht verstand. »Was bedeutet deiner Meinung nach der ›Katzenstern‹? Und was die ›schwarzen Mauern‹? Komm schon, Nesttochter, du sprichst unsere Sprache fast so gut wie ich. Was denkst du?«

Ylenias Augen verengten sich, und sie zog die Brauen zusammen. »Nestmutter, versuchst du, mich abzulenken? Ich hatte dir einige Fragen gestellt, Erinnerst du dich?«

Tallis streckte die langen Arme aus und zischte erbittert durch die Zähne. »Chla'dach!«,

fluchte sie. »Ihr Menschen! Ihr seht niemals, was direkt vor euren Augen liegt. Wenn wir diese Prophezeiung richtig deuten, dann bekommst du deine Antworten, Nesttochter. Aber wir können sie nur dann deuten, wenn wir den richtigen Wortlaut haben. Ich kenne diese Prophezeiung natürlich, sie stammt aus der Zeit, als die Kletterer noch auf den Schultern der Baumwesen lebten. Aber ich bin keine Tlen-na'Tias, ich erinnere mich nicht an jede Einzelheit. Und gerade die Einzelheiten sind es, die wichtig sind. Ich muss ins Nest, ich muss unseren Tlen-na'Tian, unser Gedächtnis, befragen.«

Ylenia stand auf und ging wieder zum Fenster hinüber. »Du weichst mir immer noch aus, Tallis«, sagte sie müde. »Wie kommt es, dass du das Herz des Wassers in deinem Besitz hattest, und niemand davon wusste? Ich bin die Oberste des Weißen Ordens, ich hätte es sofort erfahren müssen, Nestälteste! Und warum habt ihr, Elaina und du, Adina so etwas angetan? Sie zu verschleppen, sie als Waise groß werden zu lassen in einer Welt, die ihr noch fremder und feindlicher sein musste, als sie es dir und Elaina war? Sie dort schließlich alleine zu lassen? Tallis, wie konntest du das tun?«

Die alte Grennach legte die Hände vors Gesicht. »Es war notwendig, Nesttochter«, erwiderte sie schließlich dumpf. »Unser aller Schicksal hing davon ab. Bitte, Tochter, glaube mir. Deine Mutter wusste, was sie tat.«

»Aber du willst es mir immer noch nicht mitteilen«, sagte Ylenia und wandte sich erbittert ab. »Du lässt mich weiter im Nebel herumtappen, Tallis, Vertraute meiner Mutter. Wollen wir hoffen, dass du richtig handelst, Nestälteste von Tel'krinem.«

»Ja«, flüsterte Tallis. »Das ist es, was ich hoffe.«

Ida hatte in Eddys Zimmer gewartet, bis Gudren gekommen und wieder gegangen war, und obwohl Eddy sich alle Mühe gegeben hatte, so stachlig, unhöflich und widerborstig zu sein, wie es ihr nur möglich war – und das war nicht eben wenig –, hatte Ida die Zähne zusammengebissen und gewartet, bis ihr Zwilling eingeschlafen war.

»Warum tut sie das? Sie hat pausenlos um sich gebissen, als hätte ich ihr etwas Böses angetan«, klagte sie verwirrt ihrer Tante ihr Leid. Ylenia blickte in das Gesicht der jungen Frau und sah die Verletzung in ihren rauchdunklen Augen. Sie legte Ida eine Hand in den Nacken und schüttelte sie sanft.

»Lass ihr ein wenig Zeit, Anida. Selbst wenn es in den letzten Tagen aussah, als sei sie bei Bewusstsein, war sie es doch nicht wirklich. Sie hatte noch keine Zeit, sich an uns – und vor allem an dich – zu gewöhnen. Und außerdem ist sie in einer für sie vollkommen fremden Welt aufgewacht, in der sie sich erst zurechtfinden muss. Du weißt, was Tallis über diese Stadt erzählt hat, in der Adina aufgewachsen ist. Was glaubst du, wie es dir ginge, wenn du eines Morgens dort aufwachen würdest?«

Ida schauderte. »Ich würde an meinem Verstand zweifeln.«

»So geht es ihr wohl jetzt. Keine Sorge, Ida, sie wird sich schon zurechtfinden. Sie ist stark.« Ylenia lächelte. Idas verkrampfte Miene lockerte sich ein wenig.

»Was denkst du?«, fragte sie neckend. »Ist sie genauso magieblind wie ich?«

Ylenia sah auf das schmale Gesicht der schlafenden Eddy nieder, auf dem immer noch einige rote Sterne funkelten. Dann legte sie behutsam das Herz des Wassers neben ihre Hand. Eddy murmelte etwas und griff im Schlaf danach. Ihre Finger schlossen sich um die Brosche. Die steile Falte, die zwischen ihren dunklen Brauen gestanden hatte, glättete

sich.

»Ja«, sagte Ylenia. »Ja, Kind. Sie ist ebenso wenig eine Hexe wie du.« Sie wandte sich zu Ida und hielt ihr die verhüllten Herzen hin. Ida griff danach wie eine Ertrinkende nach der rettenden Planke und barg sie zwischen den Händen. Ylenia sah auf ihre bebenden Finger, die die Herzen umklammerten, und zog eine bedenkliche Miene.

»Es schmerzt wie ein abgeschlagenes Glied, wenn ich sie nicht bei mir habe«, erklärte Ida, die das Gesicht ihrer Tante richtig deutete. »Ich ertrage es kaum, wenn jemand anderes sie berührt. Es ist, als würde mir die Seele aus dem Leib gezerzt.«

Ylenia hielt ihr die Tür auf. »Dann lass nicht zu, dass jemand sie berührt. Am besten ist es ohnehin, du zeigst sie nicht her. Ich weiß immer noch nicht genau, was es mit der Prophezeiung auf sich hat, aber ich habe Angst, dass Gefahren auf dich und deine Schwester lauern. Ihr könnt euch nicht schützen.« Sie hob die Hand und lachte. »Ja, ich weiß, du bist sehr gut in der Lage, dich zu verteidigen; und Eddy scheint auch nicht gerade hilflos zu sein. Nein, Kind, das meinte ich nicht. Ihr könnt euch nicht gegen Angriffe aus dem geistigen Bereich wehren. Aber vielleicht hat eure vollständige Magieblindheit doch einen positiven Aspekt: Möglicherweise schützt sie euch gegen eine Beeinflussung durch Zauberei.«

Ida wanderte tief in Gedanken versunken durch den Garten und blieb neben einem knorrigen alten Bergahorn stehen. Sie legte ihre Hand auf die glatte Borke und sah zu den schneebedeckten Gipfeln auf, die weiß im Sonnenlicht erstrahlten. Als Schritte hinter ihr über den Weg knirschten, drehte sie sich nicht um. Jemand trat neben sie und blickte schweigend auf das vor ihnen aufragende Massiv der Ewigkeitsberge.

»Ich kann es immer noch nicht glauben, dass ich dort oben gewesen sein soll«, bekannte Ida. Sie wandte den Blick ab und sah auf Mellis' glänzendes Haar nieder. »Ist Tallis wirklich deine Mutter?« Sie lehnte sich an den Baum.

Mellis nickte und zeigte einige blitzende Zähne. »Sie ist die Nestälteste, damit ist sie auch meine Mutter. Aber sie ist auch meine leibliche Mutter, wenn du das meinst, jedenfalls hat man mir das erzählt.«

Ida blinzelte verwirrt. »Wusstest du das denn nicht?«

»Doch, natürlich«, sagte Mellis ungeduldig. »Du weißt doch auch, wer deine Mutter war, oder? Ich weiß, dass Tallis meine Mutter ist, seit ich aus dem Beutel meines Vaters gekrochen bin. Kennen gelernt habe ich sie allerdings erst, als ich Tel'krian verlassen habe.« Sie grinste. »Nicht das Tel'krias, das du kennst. Ich bin im Großen Nest aufgewachsen, im dortigen Tel'krian.«

Ida hob die Hände und bat um Schonung. »Mellis, hör auf. Mir schwirrt der Kopf. Was hat dein ›Tel'krian‹ mit Tel'krias, dem Gildenhaus zu tun?« Und was meinst du um der Schöpfer willen mit ›Beutel deines Vaters‹?, setzte sie stumm hinzu. Mellis verdrehte die Augen. Sie zog sich geschmeidig am Stamm des Baumes hinauf und schwang sich auf den untersten Ast des Ahorns. Ida sah ihr wie immer mit Vergnügen dabei zu. Die Kletterer trugen ihren alten Namen wahrlich zu Recht.

»Jedes Nest der Grennach hat sein eigenes Tel'krian, sein eigenes ›Nest der Mütter‹«, erklang ihre Stimme von oben, während sie immer weiter hinauf in die Krone des Baumes kletterte. »Dort werden die Kinder meines Volkes aufgezogen. Es war ein Scherz, das

Gildenhaus so zu nennen, ein doppelter Scherz noch dazu. Bei uns kümmern sich die Männchen um die Aufzucht des Nachwuchses.« Ida legte den Kopf weit in den Nacken, aber Mellis war im Gewirr der Äste verschwunden. Es brauchte Geduld, um aus Mellis etwas herauszubekommen, und wenn es nur harmlose Informationen über das alltägliche Leben der Grennach waren, die sie sich wahrscheinlich genauso gut aus dem Archiv des Ordens hätte besorgen können.

»Hallo«, erklang eine Männerstimme hinter ihr. Ida blinzelte hoch und sah in das zerknitterte Gesicht des kleinen Mannes, der mit Tallis und Eddy hier angekommen war.

»Hallo, Dix«, erwiderte sie freundlich und klopfte einladend auf den Boden. Er hockte sich neben sie und zupfte einen Grashalm aus dem Boden, um ihn zu betrachten wie ein Wunderwerk.

»Du kommst leichter mit unserer Welt zurecht als Eddy, nicht wahr?«, fragte Ida. Dix hob die Schultern und zog eine Grimasse.

»Ich nehme es hin«, sagte er gelassen. »Nicht, dass ich nicht manchmal glaube, mich in einem Traum zu befinden. Aber solange es ein derart netter Traum ist, sehe ich keine Veranlassung, im Kreis zu rennen und zu schreien.« Er grinste zu ihr auf, und Ida erwiderte es mit einem Zwinkern.

»Nun, Eddy tut es«, sagte sie mit einem bitteren Unterton. »Nicht, dass sie im Kreis rennt, aber sie beißt um sich wie eine ... eine ...«

»Eine gefangene Ratte?«, schlug Dix vor. Ida prustete.

»Kein sehr höflicher Vergleich«, ließ Mellis sich von oben vernehmen.

»Aber zutreffend«, erwiderte Dix, den anscheinend nichts aus der Fassung bringen konnte. »Sie wird sich beruhigen, Ida, keine Sorge. Sie hat nur eine wirklich schlimme Zeit hinter sich. Wenn sie sich erst einmal ein wenig erholt hat, wird sie genauso froh sein, hier bei euch zu sein, wie ich es bin. Das Lager war kein reines Vergnügen.«

Vom Haus her rief jemand nach Ida. Es war eine der jüngeren Schwestern, die den Türdienst versahen. Sie kam über die Wiese zu ihnen gelaufen und winkte mit einem Brief.

»Gerade ist ein Bote aus Falkenhorst gekommen«, rief sie atemlos. »Er hatte auch eine Nachricht für dich, und Mutter Ylenia wollte, dass ich sie dir sofort bringe.«

Ida dankte ein wenig verwundert und wendete den Brief in den Händen. Ihr Name stand in einer kraftvollen Handschrift darauf. Wer mochte ihr nur hierher schreiben? Sie erbrach das Siegel und faltete den Bogen auseinander. Ihr erster Blick fiel auf die Unterschrift: Marten. Hastig überflog sie die kurze Nachricht und faltete den Brief dann wieder zusammen.

»Schlechte Neuigkeiten?«, fragte Mellis, die inzwischen wieder zu ihnen hinabgeklettert war. Ida nickte und schüttelte gleich darauf den Kopf.

»Nein, keineswegs schlecht«, sagte sie gedämpft. »Es ist von Marten, er hat die Kette. Aber er hat nicht herausfinden können, wo mein Bruder sich aufhält. Vielleicht muss ich jetzt doch selbst hinüber in den Hort.«

Mellis legte ihr warnend die Hand auf den Arm. »Denk an meine Warnung. Vertrau diesem Kerl nicht. Er sitzt da in seinem Gasthaus wie eine fette Spinne in ihrem Netz. Wenn du dich näher mit ihm einlässt, könnte es dir passieren, dass er dich eingewickelt

und ausgesaugt hat, ehe du überhaupt begriffen hast, was passiert ist.«

Ida sah belustigt auf die Grennach nieder, aber als sie in die ernsten grünen Augen sah, erstarb ihr Lächeln. »Ich werde daran denken. Keine Sorge, Mellis, ich bin auf der Hut.«.

Ihre Tante ließ sie nur schweren Herzens alleine ziehen. Ylenia machte sich große Sorgen um ihre Sicherheit, aber Ida konnte sie schließlich doch davon überzeugen, dass es nicht viel Sinn hatte, wenn sie allein im Ordenshaus herumsaß und Däumchen drehte, während alle anderen fort waren.

Ylenia, Tallis und Eddy waren kurz zuvor zum Tel'krinem, dem Großen Nest, aufgebrochen. Ylenia und Tallis wollten sich mit dem Gedächtnis des Grennach-Volkes treffen, um den wahren Wortlaut der Prophezeiung zu erfahren, und bestanden aus irgendwelchen Gründen, die sie niemandem mitteilen wollten, darauf, dass Eddy sie begleitete. Die junge Frau erklärte sich, wenn auch mürrisch, dazu bereit, sich einem Pferderücken anzuvertrauen und mit den beiden Frauen in das nördlich gelegene Grennach-Gebiet zu reisen. Natürlich bestand Dix, der sich als Eddys selbst ernannter Beschützer zu fühlen schien, darauf, sie zu begleiten, und Mellis lachte und sagte, dass sie sich unmöglich das Schauspiel entgehen lassen wollte, wie Dix alle zehn Meter vom Pferd flog. Die beiden zankten sich gut gelaunt noch eine Weile darüber, während die anderen die Reise besprachen.

Später zog Ylenia Ida beiseite und bat sie noch einmal, wenigstens zu warten, bis sie aus Tel'krinem zurück sei. Ida schüttelte nur den Kopf und verwies auf das Schlusswort in Martens Brief: »Ich empfehle Euch, nicht zu lange zu warten, Prinzessin. Der Nebel nähert sich bereits dem Rand von Korlebek. Ich weiß nicht, wie lange mein Wirtshaus noch auf dieser Seite der Grenze stehen wird.«

Ylenia schickte sich wohl oder übel in die Sache. »Da du, wie ich dich kenne, ablehnen wirst, dich von einer oder zwei meiner Frauen begleiten zu lassen ...«

»Es hat keinen Sinn, Tante Ylen«, unterbrach Ida sie gleich wieder. »Dieser Wirt ist einer der misstrauischsten Menschen, die ich kenne. Wenn ich mit Begleitung bei ihm aufkreuze, wird er so verschlossen sein wie die Geldkassette eines Geizkragens. Ich danke dir, aber ich komme alleine klar.«

»Gut«, willigte Ylenia ein. »Du tust ja ohnehin, was du für richtig hältst. Aber sei vorsichtig, Ida. Und zeig ihm um der Schöpfer willen die Herzen nicht!«

Eddy hatte sich in den Tagen, die sie noch zusammen im Ordenshaus verbracht hatten, ihrer Schwester gegenüber immer noch recht unfreundlich gegeben, sich aber nicht mehr ganz so feindselig benommen wie zu Anfang. Bei ihrem Abschied wünschte sie Ida sogar etwas reserviert eine gute Reise.

Ida durchquerte die Ewigkeitsberge und beglückwünschte sich die ganze Zeit, dass sie dies im Frühjahr, auf einem Pferderücken und über einen der niedrigen Pässe tun konnte. Ihr Gipfelabenteuer steckte ihr noch kalt und erschreckend in den Knochen, obwohl die Erinnerung daran gnädig verschwommen blieb. Jetzt folgte sie schon seit einem Tag wieder dem Falkenfluss und erkannte den Weg wieder, den sie bei ihrer ersten Reise hierher entlanggekommen war. Sie musste noch einen Hügel überqueren, dann würde sie die friedlichen roten Dächer von Korlebek vor sich liegen sehen.

Auf der Kuppe des Hügels zügelte sie ihr Pferd und orientierte sich. Doch als sie das

Städtchen erblickte, schrak sie heftig zusammen, und ihre Stute trat unruhig einige Schritte vor. »Ruhig, Nebel«, sagte Ida mit belegter Stimme. »Ganz ruhig.«

»Nebel«, das ist heutzutage ein verdammt unpassender Name in dieser Gegend«, brummte der Felsen neben ihr mit tiefer Stimme. Ida sprang aus dem Sattel. Sie umrundete den Findling und stieß auf einen zweiten riesigen Klotz, diesmal aus Fleisch und Blut, der zusammengesunken auf einem Stein hockte und trübselig auf Korlebek blickte.

»Hallo Marten«, sagte sie und hockte sich neben ihn. »Zu Euch wollte ich.«

»Ist das nicht eine Schande«, sagte er, ohne ihre Worte zu beachten. Seine hellen Augen waren blutunterlaufen. Bartstoppeln bedeckten seine massigen Kinne. Mit einer unbestimmten Geste wies der Wirt auf die Stadt. Ida blickte unbehaglich hin. Die Nebelgrenze hatte schon fast die Hälfte der Häuser verschlungen, und es schien, als würde sie sich in diesem Augenblick vor ihren Augen zentimeterweise weiter vorbewegen, lautlos, tückisch und schleichend.

»Ich sitz' schon den ganzen Tag hier und seh' mir das traurige Schauspiel an«, fuhr der dicke Wirt fort. »Es is' nicht leicht für einen Mann, mitanzusehen, wie sein Lebensunterhalt einfach so den Bach runtergeht.« Er schluckte laut, und seine Hängebacken bebten gerührt.

»Marten«, sagte Ida ungeduldig. In so weinerlicher Stimmung war der Mann ihr sogar noch unsympathischer als sonst. »Ich bin hier, um meine Kette abzuholen, erinnert Ihr Euch?«

Er sah sie aus schwimmenden Augen an. »Ja«, sagte er vage. »Sicher erinnere ich mich. Die Kette.« Er fingerte in seinen Taschen herum. Ida verdrehte die Augen, während er seine Kleider absuchte. Endlich schnaufte er und zog eine silberne Kette hervor.

»Da ist sie ja«, sagte er befriedigt. Ida griff danach, aber er zog blitzschnell die Hand weg und funkelte sie an. Ida seufzte und stand auf, um seine Entlohnung aus ihrer Satteltasche zu holen.

»Seht's Euch an«, hörte sie ihn brabbeln. »Jetzt hat's die Schmiede erwischt. Das Haus meines Vaters, einfach so weg. Un' danach ist die Schenke dran, ach, es ist doch ein Jammer. Mein Geburtshaus, müsst ihr wissen.« Er schniefte jämmerlich. »Hat mei'm Großpa gehört. Meine Großma war Hebamme, hat mich auf die Welt geholt, jawohl. Da im Wirtshaus, oben im ersten Stock. Marten nicht, der is' in der Schmiede zur Welt gekommen. Hatte es schrecklich eilig, der Junge.« Er putzte sich lautstark die Nase und griff nach dem kleinen Tonkrug, den er zwischen seine feisten Schenkel geklemmt hielt.

Ida kehrte an seine Seite zurück, den Beutel mit Geld in der Hand. »Ihr seid ja sturzbesoffen, Mann«, sagte sie nicht unfreundlich. »Ihr redet kompletten Schwachsinn. Simon ist in der Schmiede zur Welt gekommen, nicht Marten. Marten seid Ihr doch selber, alter Saufkopp.«

Er sah sie traurig an und wischte sich wieder mit seinen fleischigen Handballen über die Augen. »Ja, da habt Ihr wohl Recht«, murmelte er schwach. »Ihr seid schon 'ne ganz Schlaue, was, Prinzessin? Simon, ja, klar, Simon. Habt Ihr mein Geld?«

Der scharfe Blick, der sie aus seinen grünlichen Augen traf, war alles andere als betrunken. Ida schüttelte den Kopf und hielt ihm den Beutel hin. »Gebt mir die Kette«,

befahl sie schroff.

Er ließ den Beutel nicht aus den Augen, während er ihr die Kette reichte, und grabschte gierig danach, noch ehe er sie in ihre Handfläche fallen ließ.

Während er das Geld zählte, betrachtete Ida die Kette ihrer Mutter. Sie war es wirklich. Bis eben hatte sie damit gerechnet, dass Marten versuchen würde, sie hereinzulegen, aber das hier war Lady Aurikas Kette, ohne Zweifel.

»Wie habt ihr es geschafft, sie von Simon zu bekommen?«, fragte sie.

Marten sah nicht von den Geldstücken auf. »War'n Kinderspiel«, sagte er mürrisch. »Ich hab gedroht, ihm die Fresse einzuschlagen, da hat er sie mir gegeben.«

»Habt Ihr ihn nach Albuin gefragt?«, bohrte Ida. Der dicke Mann schüttelte stumm den Kopf und fegte die Geldstücke wieder in den Beutel zurück. »Warum nicht?«, fragte Ida ungeduldig. »Er war unsere einzige Fährte, Mann! Ihr solltet ihn ausfragen, das war unsere Abmachung!«

»Er hätte eh' nix gewusst«, murmelte Marten.

Ida starrte ihn an, seine seltsam schuldbewusste Miene, und begriff. »Du hinterhältiger Mistkerl! Du hast mich angelogen. Du hast Simon gar nicht getroffen. Du hattest die Kette schon die ganze Zeit!« Marten starrte sie reglos an. Sie ließ ihre zum Schlag geballte Faust sinken und flüsterte: »Du hattest sie wirklich! Wie kann das sein?«

Er machte sich los und wandte den Blick wieder dem langsam im Nebel versinkenden Ort zu. »Simon ist tot«, sagte er tonlos. »Schon seit Jahren, Prinzessin.«

Ida setzte sich mit weichen Knien neben ihn auf den Felsbrocken. Beide starrten schweigend ins Tal, während die Abendsonne den bedrohlichen Anblick in einen weichen goldenen Schein tauchte. Marten hielt Ida stumm den Tonkrug hin, den sie ebenso wortlos in Empfang nahm. Sie trank einen großen Schluck von dem scharfen Schnaps, gab Marten den Krug zurück und atmete langsam durch, während sie nur mühsam ihren Zorn bezwang.

»Bekomme ich eine Erklärung?«, fragte sie ruhig. Der dicke Wirt setzte den Krug an und leerte ihn in wenigen Zügen. Dann wischte er sich den Mund und die Augen und schüttelte den massigen Kopf.

»Heut nich' mehr, Prinzessin«, sagte er mit schwerer Zunge. »Kommt, lasst uns gehen. Wenn die Sonne erst mal untergegangen is', geht's nich' mehr so flott weiter mit dem verdammten Nebel. Wir können noch eine Nacht in mei'm Haus schlafen.« Seine Stimme versagte, und er atmete schluchzend. Ida sah, dass er mit den Tränen kämpfte, und wandte sich angewidert ab.

»Wo ist Euer Pferd?«, fragte sie, während sie in den Sattel stieg. Marten wuchtete sich auf die Füße und stand leise schwankend da, mit vorgerecktem Bauch, die riesigen Pranken in die Seiten gestemmt.

»Mein Pferd?«, erwiderte er mit einem scharfen Lachen. »Sollte ich dem armen Gaul denn zumuten, mich hier raufzuschleppen? Ich bin auf meinen eigenen Füßen hier, und so komm' ich auch zurück. Reitet nur schon vor, Prinzessin, Ihr wisst ja, wo's ist.«

Es war eigenartig, direkt auf die drohende Nebelwand zuzureiten. Ida fühlte sich ganz und gar nicht wohl in ihrer Haut. Sogar ihre Stute war nervöser als sonst. Ihre Hufe klapperten laut über das unebene Pflaster, und der Schall brach sich gespenstisch an den Mauern.

Korlebek schien vollständig verlassen zu sein. Die Bewohner der Stadt mussten allesamt vor der heranrückenden Nebelwand geflohen sein. Türen schwangen trostlos in den Angeln, weggeworfener oder auf der Flucht verlorener Hausrat lag auf der Straße, und nirgends war mehr das Geräusch von Schritten oder der Klang einer menschlichen Stimme zu vernehmen.

Ida führte ihre Stute in den Stall des Wirtshauses und versorgte sie mit Wasser und Futter. Einen Moment lang überlegte sie, das Pferd gesattelt zu lassen, falls sie noch in der Nacht vor der Nebelgrenze fliehen musste, aber dann lachte sie, ärgerlich über ihre Verzagtheit, und begann, den Satteltgurt zu lösen. Wenn der Nebel wirklich in der Nacht das Wirtshaus schluckte, würde sie es kaum rechtzeitig bemerken. Außerdem wagte sie es, ausnahmsweise dem Wirt Vertrauen zu schenken: Wenn er sagte, dass sie diese Nacht noch sicher sein würden, dann sollte das wohl stimmen. Marten hatte sicherlich ebenso wenig Interesse daran, auf der anderen Seite der Grenze aufzuwachen, wie die ehemaligen Bewohner von Korlebek.

Der leere, dunkle Schankraum verstärkte das Gefühl der Verlassenheit, das sie seit ihrem Betreten des Städtchens bedrückte. Sie stieß die Tür zur Küche auf. Im Herd glühte noch der Rest eines Feuers. Ida machte sich daran, es wieder anzufachen. Sie warf einige Scheite darauf und stocherte in der Asche, bis die ersten kleinen Flämmchen aufflackerten. Dann sah sie sich unschlüssig in der Küche um und entschied, erst einmal einen starken Tee aufzubrühen.

Als sie sich den ersten Becher einschenkte, schwang die Tür zum Hof auf, und der gemauerte Boden der Küche erbebte unter den schweren Tritten des Wirtes. Der Fußmarsch schien ihn etwas ernüchtert zu haben. Er band sich wortlos seine fleckige Schürze um und begann, mit einer schweren Pfanne zu hantieren. Während ein Klumpen Fett über dem Feuer zum Schmelzen kam, hackte er geschickt mit einem riesigen Messer Zwiebeln in Stücke und warf sie in das heiße Fett. Dann schälte er Kartoffeln und schnitt sie in Scheiben und nahm dann mit seinen dicken Fingern behutsam einige bräunlich gefleckte Eier aus einem Korb. Ida beobachtete seine konzentrierten, mit sparsamen Gesten ausgeführten Vorbereitungen. Das Kochen schien ihm wirklich Vergnügen zu machen, selbst wenn es sich um eine so einfache Mahlzeit wie Spiegeleier und Bratkartoffeln handelte.

»Mögt Ihr Pilze?«, fragte er, ohne sich zu ihr umzudrehen.

»Gerne«, sagte Ida. Er brummte zufrieden.

»Ich habe keinen Speck mehr«, bemerkte er bedauernd und zerkleinerte die Pilze.

»Macht nichts, mir schmeckt es ebenso gut ohne«, erwiderte Ida amüsiert. Marten bei der Arbeit zuzusehen, war wirklich unterhaltsam. Er war völlig versunken in sein Tun. Selbst den drohenden Verlust seines Gasthauses schien er für den Moment vergessen zu haben.

Erst, als sie beide vor ihren geleerten Tellern saßen, kehrte auch die Sorge wieder. Marten starrte auf den Becher, den er in der Hand hielt, und stülpte mit einem weinerlichen Ausdruck die Lippen vor. Er hatte während des Essens eifrig weitergetrunken. Ida hegte keine große Hoffnung, an diesem Abend noch etwas Sinnvolles aus ihm herausbekommen zu können, versuchte es aber dennoch. Es mochte

ja sein, dass er sich betrunken weniger argwöhnisch und verlogen als in nüchternem Zustand zeigte.

»Simon ist also tot«, begann sie vorsichtig. Marten knurrte nur und hob den Becher zum Mund. »Seit Jahren schon, sagtet Ihr?«, fragte Ida.

»Ja«, erwiderte er kurz. »Seit acht Jahren.«

»Wie ist es passiert?«

»Er ist dem falschen Ende eines Schwertes zu nahe gekommen.«

»Wart Ihr dabei, als er starb?«

»Ja, verdammt!«, brüllte Marten und knallte seinen Becher auf den Tisch. Er stemmte sich schwankend in die Höhe und tappte hinüber zum Herd, wo noch immer ein beachtlicher Rest ihres Abendessens in der Pfanne wartete. Wortlos nahm er die große Pfanne hoch und schaufelte das Essen ohne Umstände direkt in seinen Mund. Ida sah ihm in stummer Faszination dabei zu. Dieser Mann war maßlos in jeder Beziehung.

»Wie erklärt Ihr Euch, dass mein Bruder ihn vor fünf oder sechs Jahren noch getroffen haben will?«, setzte sie geduldig ihre Befragung fort. Marten sah auf und schoss ihr einen zutiefst hasserfüllten Blick zu. Seine Kiefer beschäftigten sich damit, die Nahrung zu zermahlen, und er würdigte sie keiner Antwort. Ida ließ nicht locker. »Warum habt Ihr mir die Kette nicht einfach gegeben, als ich zuletzt hier war? Hattet Ihr Sorge, dass ich Euch dann nicht angemessen bezahlen würde?«

Marten schob den Rest des Essens in seinen Mund, warf die Pfanne wortlos auf den Herd zurück und stapfte aus der Küche. Ida hörte, wie er sich im Schankraum geräuschvoll umherbewegte, eine Bank verrückte, mit Krügen klapperte, und seufzte entmutigt. Sie erhob sich, ging hinüber in den Schankraum, wo Marten brütend an einem der stillen Tische hockte, und sagte kalt: »Wir hatten eine Abmachung, Wirt. Entweder Ihr besorgt mir, was ich haben will, oder Ihr bringt mich hinüber in den Hort. Denkt darüber nach. Gute Nacht.«

Sie hatte schon halb die Treppe zu den Gästekammern erklommen, als ein wütender Fluch sie innehalten ließ. Etwas scharrte über den Boden. Ein Krug zerschellte dicht neben ihrem Kopf an der Wand und überschüttete sie mit Scherben und scharf riechendem Schnaps. Ida wandte sich nicht um. »Wir reden morgen darüber«, sagte sie schroff und setzte unbeirrt ihren Weg fort.

»Fahr zur Hölle!«, scholl es hinter ihr her.

Sie schloss die Tür und holte tief Luft. Das würde noch ein ordentliches Stück Arbeit werden. Hoffentlich setzte der Kerl sich nicht über Nacht ab. Sie öffnete die Tür einen Spalt breit und hielt ihre Ohren offen. Aber die Geräusche, die von unten heraufdrangen, deuteten nur darauf hin, dass der Wirt sich zügig weiter volllaufen ließ. Einigermmaßen beruhigt legte Ida sich aufs Bett. Sie wagte zwar nicht, sich auszuziehen, aber zumindest ein wenig Schlaf wollte sie sich gönnen.

Die Nacht wurde entsprechend unruhig. Immer wieder schrak sie aus ihrem oberflächlichen Schlummer und lauschte den schweren Schritten, die durch die Gaststube stapften, Martens betrunkenen und weinerlichen Selbstgesprächen, dem Poltern von Möbeln und zerbrechendem Geschirr.

Spät in der Nacht wurde es endlich ruhig im Haus. Sie trat auf den Treppenabsatz und

blickte in den Gastraum. Im Kamin verglomm das Feuer. In seiner Nähe auf dem Boden machte sie einen massigen Körper aus und hörte das schwere Atmen und gelegentliche Schnarchen des Wirtes. Beruhigt kehrte sie in ihre Kammer zurück und erlaubte sich den Luxus eines kurzen, tiefen Schlummers.

Ihre innere Unruhe ließ sie bei Sonnenaufgang erwachen. Sie stahl sich leise die Treppe hinunter, obwohl den schnarchenden Wirt wahrscheinlich noch nicht einmal eine durch die Gaststube getriebene Rinderherde aufgeweckt hätte. Ida öffnete die Tür zur Gasse und blickte hinaus. Das Haus am anderen Ende, das gestern noch vollständig sichtbar gewesen war, war teilweise in der Nebelbank verschwunden. Ida zog den Kopf zurück und ging in die Küche, um sich ums Frühstück zu kümmern.

»Das riecht ja grauenvoll«, knurrte Marten statt eines Morgengrußes und taperte durch die Küche in den Hof. Ida hörte die Pumpe kreischen, gefolgt von einigen herzhaften Flüchen in Martens heiserem Bass.

Wenig später stand der Wirt wieder in der Küche, mit nacktem Oberkörper, das kurz geschorene Haar tropfnass. Er griff nach einem Handtuch und begann sich abzutrocknen. Ida wandte grinsend ihren Blick von dem bemerkenswerten Anblick ab und widmete sich wieder dem Herd.

»Ich habe außer Eiern und Brot nichts mehr gefunden. Sind Rühreier in Ordnung?«

»Falls Ihr es noch schafft, sie aus der Pfanne zu kratzen, ehe sie ganz zu Kohle geworden sind«, antwortete er dumpf unter seinem Handtuch her. Er stapfte aus der Küche und die Treppe hinauf. Ida verteilte die leicht angebrannten Eier auf Brotscheiben und stellte sie auf den Tisch.

»Wie viel Zeit bleibt uns noch?«, fragte sie, als Marten in einem frischen Hemd wieder in die Küche kam.

»Vor dem späten Mittag wird es kaum hier sein«, erwiderte er brummig und griff nach der Gabel.

»Was werdet Ihr jetzt tun? Euch irgendwo anders niederlassen?«, fragte Ida neugierig.

Marten kaute mit langen Zähnen auf dem Rührei herum. »Also, vom Kochen versteht Ihr nichts«, mäkelte er. »Jemand, der sogar ein simples Rührei versauen kann, sollte besser die Finger ganz davon lassen.« Ida grinste, und er blickte sie finster an. »Das war kein Scherz«, polterte er.

»Nun«, sagte Ida friedlich. »Mein Ehrgeiz, was das Herstellen von Rühreiern angeht, ist auch nicht besonders ausgeprägt. Ab heute Mittag dürft Ihr gerne wieder an den Herd.« Er schnaubte verächtlich und schob sich das Brot in den Mund.

»Ich denke, wir sollten jetzt langsam mal über unsere geschäftlichen Angelegenheiten reden«, sagte Ida. »Gestern wart Ihr ja in keiner sehr gesprächigen Laune. Wie sieht es aus: Habt Ihr irgend etwas über den Aufenthaltsort meines Bruders herausgefunden?«

Marten legte das Messer nieder, mit dem er sich eine weitere Scheibe Brot abgeschnitten hatte, und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich habe jemanden beauftragt, sich umzuhören. Wenn sie nichts herausfindet, dann gibt es auch nichts herauszufinden.«

»Sie?«, fragte Ida erstaunt.

Er zog die Brauen zusammen. »Eine Geschäftspartnerin«, erwiderte er kurz

angebunden.

»Was für Geschäfte?«, fragte Ida misstrauisch. »Ich habe gehört, dass Frauen im Nebelhört nicht selbständig ...«

»Alles Mögliche«, unterbrach Marten sie schroff. »Sie ist keine Nebelhörerin. Sie macht dort nur Geschäfte, genau wie ich. Dieses und jenes.«

»Ach so. Eure Auffassung von ›diesem und jenem‹ kann ich mir vorstellen. Gut, das soll nicht meine Angelegenheit sein. Ihr meint, sie könnte Albuin ausfindig machen?«

»Wenn er sich überhaupt im Hört aufhält, dann findet sie ihn«, beschied Marten ihr.

Ida lehnte sich zurück und dachte nach. Wahrscheinlich würde es das Beste sein, mit dieser »Geschäftspartnerin« des zwielichtigen Wirtes einmal selbst zu sprechen. Sie traute Marten auch ohne die Warnungen, die sie von Mellis erhalten hatte, nicht über den Weg.

»Ich möchte, dass Ihr mich zu ihr bringt. Dann kann ich mich direkt auf seine Spur setzen, wenn sie etwas gefunden hat.«

»Kommt nicht in Frage.«

»Ich denke doch«, erwiderte sie mild und beugte sich über den Tisch. »Denkt doch einmal nach, Marten. Ihr habt mir bisher für mein Geld nur eine Kette geliefert, die ohnehin mein Eigentum war. Ich könnte mit gutem Recht verlangen, dass Ihr Eure Entlohnung wieder herausrückt. Andererseits, wenn Ihr Euch an unsere Abmachung haltet – als Ehrenmann«, sie zuckte spöttisch mit den Lippen, »dann könnte ich mich dazu durchringen, Euch weiter zu beschäftigen. Gegen Entgelt, versteht sich. Falls hingegen nicht, sehe ich keinen Grund, warum ich nicht auf eigene Faust hinüber in den Hört gehen und Eure Geschäftspartnerin aufsuchen sollte. Es wird nicht weiter schwierig sein, sie ausfindig zu machen, denn allzu viele Frauen, die in Eurem Gewerbe tätig sind, dürfte es dort schließlich nicht geben. Sie wäre doch sicherlich an dem Geschäft interessiert, meint Ihr nicht auch? Überlegt es Euch, Mann. Mit Euch oder ohne Euch – ich gehe in den Hört.«

Ida lehnte sich gelassen zurück und wartete. Der dicke Wirt hockte breit da, den Kopf zwischen die bulligen Schultern gezogen, die Fäuste geballt und blickte sie an. Das kalte grünliche Funkeln in seinen Augen und seine starre Miene wirkten weitaus bedrohlicher als seine Wutausbrüche vom vergangenen Abend. Ida spürte, wie ihr der Schweiß den Rücken herabließ. Wenn sie jetzt zu weit gegangen war, würde sie die Schenke wahrscheinlich nicht mit heilen Gliedern verlassen. Sie zwang sich, ruhig dazusitzen, die Arme verschränkt, und das heftige Pochen ihres Herzens zu ignorieren.

Der riesige Mann saß ihr reglos gegenüber wie ein in Stein gehauenes Monument, nur das Heben und Senken seines mächtigen Bauches zeigte an, dass er lebte, atmete und wahrscheinlich nachdachte. Endlich rührte er sich, öffnete langsam seine Fäuste und legte die großen Hände flach und beherrscht vor sich auf den Tisch. »Ihr spielt ein gewagtes Spiel, Prinzessin«, sagte er mit einem böartigen Knurren in der tiefen Stimme. »Aber wenn Ihr glaubt, dass das Euer Einsatz ist, gehe ich mit. Und wenn es nur um des Vergnügens willen ist, Euch Auge in Auge mit meiner Partnerin zu erleben. Ich warne Euch. Die Khanÿ ist eine lebensgefährliche Gegnerin.« Seine Stimme bekam bei diesen Worten einen nahezu ehrfürchtigen Klang.

Ida unterdrückte ein Schaudern. Was mochte das für eine Frau sein, die sogar diesem

abgebrühten Gauner Angst einflößte? »Abgemacht«, sagte sie. »Wann können wir aufbrechen?«

»Meinetwegen sofort. Ich habe allerdings noch einen Auftrag zu erledigen, ehe ich Euch zur Khanj bringen kann. Wollt Ihr auf mich warten ...«

»Keinesfalls! Ich verspüre keine Lust, Euch suchen zu müssen. Ich traue Euch keinen Schritt weit über den Weg, Marten, vergesst das nie.«

Marten entblößte die Zähne zu einem humorlosen Grinsen. »Das ist doch die beste Grundlage für eine erquickliche Zusammenarbeit, Prinzessin. Ich gehe dann jetzt und packe meine Sachen zusammen. Oder wollt Ihr mir lieber dabei zusehen, um sicherzugehen, dass ich mich nicht durch ein Fenster absetze?«

Ida musterte ihn beleidigend. »Das dürfte wohl kaum im Bereich des Möglichen liegen, Mann. Das Fenster, durch das Ihr hindurchpasst, wurde noch nicht erfunden.« Er lachte schnaubend und erhob sich. Es war erstaunlich, wie schnell er seine gute Laune wieder gefunden hatte.

»Wie gedenkt Ihr, Euch fortzubewegen?«, rief Ida ihm hinterher. »Müssen wir die Reise zu Fuß machen, weil Ihr Angst vor Pferden habt?«

»Wir werden reiten«, antwortete er von oben. »Zerbrecht Euch nicht meinen Kopf, Prinzessin. Sattelt nur schon Euer Pferd.«

Als sie Nebel aus dem Stall holte, sah sie den riesigen, grobknochigen Gaul, der ruhig in der hintersten Box stand und sein Heu kaute. Gestern Abend hatte sie ihn in ihrer Besorgnis nicht entdeckt, aber sein gelassenes, etwas schwerfälliges Aussehen beruhigte sie. Dieses Tier war offensichtlich in der Lage, große Lasten zu befördern, selbst wenn es sich um so etwas Massiges wie den hünenhaften Wirt handelte.

Die Nebelwand war schon bedrohlich nahe gerückt, als Marten endlich aus der Tür trat. Er schloss sie sorgsam ab und legte einige Atemzüge lang seine plumpe Hand auf den Türpfosten. Er murmelte einen Abschiedsgruß, und seine Augen waren feucht, als er sich zu Ida umwandte.

»Mein Vater wurde in diesem Haus geboren. Es gehört schon seit Generationen meiner Familie«, sagte er. »Es fällt mir schwer, es aufzugeben, Prinzessin.« Er schüttelte die melancholische Stimmung ab wie Wassertropfen und lachte auf. »Vielleicht sollte ich einfach abwarten, bis der Hort Korlebek geschluckt hat, und dann meine Wirtschaft wieder aufmachen. Geschäfte werden schließlich überall gemacht, auch im Nebelhort. Und getrunken und gegessen wird dort auch.« Er schwang sich immer noch lachend in den Sattel, und Ida wunderte sich einmal mehr über die Leichtigkeit, mit der er sich trotz seiner Leibesfülle bewegte.

Sie ritten nach Nordosten, immer entlang der düsteren Grenze. Martens riesiges Pferd hielt mit Leichtigkeit mit Idas Stute Schritt, und ihre Befürchtungen zerstreuten sich langsam im hellen Sonnenschein.

»Wo geht es überhaupt hin?«, fragte Ida gegen Nachmittag, nachdem sie lange Zeit schweigend nebeneinander hergeritten waren. Sie rechnete nicht wirklich mit einer Antwort und war leise verblüfft, als Marten sagte: »Ich habe einen Unterschlupf ein Stück von hier entfernt.« Er wandte sich ihr zu und grinste verschwörerisch. »Wenn mir der Steuereintreiber des Tetrarchen mal wieder ein bisschen zu sehr auf die Pelle rückt, ist

das eine nette Ausweichmöglichkeit.«

»Oder wenn sich die Garde für Eure Geschäfte interessiert«, vermutete Ida.

Er grunzte zustimmend. »Gut geraten, Prinzessin.«

»Oh, bitte, hört auf, mich so zu nennen«, rief Ida entnervt aus.

Er wandte ihr ein erstauntes Gesicht zu. »Ihr seid eine Enkelin des alten Hierarchen.«

»Ach, was bedeutet das schon. Der alte Hierarch hatte mehr Enkelkinder als dieser Baum dort im Herbst Äpfel trägt.«

Marten warf einen Blick auf den Baum. »Das ist ein Birnbaum, Prinzessin«, sagte er friedlich. Ida öffnete den Mund für eine wütende Entgegnung und schloss ihn angesichts seiner erheiterten Miene gleich wieder.

»Idiot«, sagte sie ebenso friedlich. Beide lachten sich an und ritten schweigend weiter. Der Unterschlupf, den sie am frühen Abend erreichten, entpuppte sich als eine überwucherte, baufällig wirkende Kate, die sich ein kleines Stück vom Flussufer entfernt tief in einen verwilderten Garten duckte. Sie brachten ihre Pferde im Stall unter, und Marten führte Ida dann in das winzige Haus.

Drinne war es behaglich und erheblich sauberer, als Ida dem ersten Anschein nach erwartet hatte. Es war ordentlich aufgeräumt, und das Strohlager am Boden schien kürzlich erst frisch aufgeschüttet worden zu sein. Ida sah sich um und nickte anerkennend.

»Wer kümmert sich darum?«, fragte sie Marten, der zufrieden vor sich hinbrummend den Vorrat an Lebensmitteln durchsah. »Es sieht bewohnt aus.«

»Hier übernachten immer mal wieder Freunde – Geschäftsfreunde«, betonte er und zwinkerte. Ida grinste. »Eine Bauersfrau sieht zwischendurch nach dem Rechten. Und ich halte mich auch regelmäßig hier auf. Geschäftlich.«

Er setzte den Wasserkessel aufs Feuer und ging hinaus. Ida setzte sich auf einen niedrigen Schemel und zog die Stiefel aus. Während sie ihre Beine ausstreckte, sah sie sich in dem niedrigen Raum um und fragte sich etwas unbehaglich, ob sie gezwungen sein würde, mit ihrem Begleiter das Strohlager zu teilen. Lieber würde sie im Stall bei den Pferden übernachten. Sie stand auf und ging zum Herd hinüber, auf dessen gemauerten Umrandung ein Laib Brot und ein Tontopf mit Butter standen.

»Finger weg von meinem Herd«, warnte der Wirt, der wieder eingetreten war, den Arm voller Feuerholz. »Wagt es nicht, auch nur den Versuch zu machen, ein Essen zu bereiten, ich sage es Euch im Guten!« Ida lachte und zog sich mit erhobenen Händen wieder an den kleinen Tisch zurück.

»Wenn Ihr Euch unbedingt nützlich machen wollt, dann seht in dem Kasten dort nach, ob etwas Passendes zum Anziehen für Euch da ist.« Marten deutete mit einem Furcht erregenden Messer in eine Ecke des Raumes. Er wandte sich wieder um und schälte flink und geschickt die dunkelroten, faustgroßen Knollen, die er aus einem Korb am Fenster genommen hatte.

Ida hob den Deckel des Kastens und holte einige seltsam geschnittene Kleidungsstücke heraus. »Wie trägt man das?«, fragte sie ratlos und hielt ein unförmiges Stück hoch, bei dem sie sich noch nicht einmal sicher war, wo oben und wo unten war, von hinten und vorne ganz zu schweigen.

Marten sah sich kurz um und schälte dann weiter. »Gar nicht«, sagte er knapp. »Außer Ihr legt Wert darauf, mit einer Binde um die Augen zu reisen. Das sind Frauenkleider, Prinzessin.« Er begann die Knollen zu vierteln und in eine Kasserolle zu schichten.

Ida ließ das Kleid fallen und wühlte sich weiter durch den Inhalt der Lade. »Wie meint Ihr das?«, fragte sie nebenbei und begutachtete kritisch eine weite, dunkelgrüne Hose, die sie an die Tracht der Grennach erinnerte.

Marten seufzte und schrubkte Kartoffeln in einem kleinen Zuber mit Wasser sauber. »Ihr habt wirklich keine Ahnung, wie es im Nebelhort aussieht, nicht wahr? Und Ihr wolltet alleine dorthin.« Er schnaubte abfällig und wischte sich die Hände an der Hose ab, ehe er nach den Eiern griff, die er von Korlebek mitgebracht hatte, und sie in eine kleine Tonschüssel schlug. Er hackte eine Hand voll Kräuter fein und gab sie dazu.

»Spart Euch Euren herablassenden Ton.« Ida schlüpfte in eine taillenkurze, bestickte Jacke. »Ich hätte schon herausgefunden, wie ich mich dort verhalten muss.«

Marten leckte seinen dicken Zeigefinger ab, schnalzte missbilligend mit der Zunge und griff nach dem Salztopf. »Das bezweifle ich nicht, aber es hätte eine schmerzhafte Erfahrung werden können.« Er goss das Gemisch über den Inhalt der Kasserolle, stellte sie auf den Herd und wandte sich zu Ida um. »Lasst sehen.« Er musterte sie mit zusammengekniffenen Augen. »Ja, das könnte gehen. Ihr seid ja glücklicherweise nicht allzu üppig gebaut. Wenn wir den kleinen Rest noch wegbinden, geht Ihr ohne weiteres als Mann durch.«

Ida funkelte ihn wütend an. »Was für ein Glück, dass wir Euren fetten Bauch nicht wegbinden müssen!« Sie zog die Jacke wieder aus und warf sie in den Kasten zurück. Marten zuckte gleichmütig mit den Achseln und wandte sich wieder seinem Herd zu.

Bis die ersten verlockenden Düfte durch den Raum zogen, wahrte Ida ihr verstimmtes Schweigen. Dann, als Marten den Deckel von der Kasserolle hob und beiden einen tiefen Teller daraus füllte, konnte sie nicht mehr an sich halten. Das Wasser lief ihr allein beim Geruch des Essens im Munde zusammen. Sie griff nach dem Löffel, den er ihr schweigend hinhielt, probierte einen Bissen und seufzte selig. »Mann, Ihr würdet ein Vermögen verdienen, wenn Ihr in Nortenne ein Gasthaus führen würdet. Die Leute würden sich um Eure Küche prügeln!«

Das Gesicht des dicken Mannes wurde weich. »Ja, das ist mein Traum«, bekannte er. »Ich habe mir immer vorgestellt, dass ich nur noch für andere kochen werde, wenn ich einmal zu alt bin, um ... nun, um das zu tun, was ich jetzt mache.«

»Aber warum denn erst, wenn Ihr alt seid? Warum nicht jetzt schon?«, wunderte sich Ida und leckte genießerisch ihren Löffel ab, ehe sie aufstand, um sich eine zweite Portion zu holen.

Marten hörte auf zu kauen, den Löffel erstarrt in der Luft. Er sah ausgesprochen verdutzt aus. Ida sah ihn an und begann heftig zu lachen. Er runzelte beleidigt die Stirn, aber dann steckte Idas Lachen ihn an.

»Stellt mir lieber nicht solche Fragen, Prinzessin«, ächzte er schließlich kurzatmig. »Ich könnte versucht sein, Euch Eure Suche wirklich alleine weiterführen zu lassen.«

Sie aßen in freundlichem Schweigen weiter. Endlich streckte auch Marten gesättigt seine langen Beine aus und lockerte mit zufriedener Miene seinen Gürtel. Er nahm seine

Pfeife aus der Tasche und füllte sie mit würzig duftendem Tabak. Ida lehnte den Kopf an die Wand und betrachtete ihn, wie er den Tabak in Brand setzte.

»Erzählt«, forderte sie ihn auf. »Warum muss ich eine Augenbinde tragen, wenn ich Euch als Frau in den Nebelhört begleite?«

»Die Frauen der oberen Kasten verlassen das Haus nur in der Begleitung ihres Mannes«, nuschelte Marten um das Mundstück seiner Pfeife herum. »Sie bekommen die Augen verbunden und werden mit einer Leine an den Gürtel des Mannes gebunden, damit sie nicht verloren gehen.«

Ida schnappte nach Luft. »Ihr nehmt mich auf den Arm«, sagte sie vorwurfsvoll. Marten grinste unverschämt. »Ihr glaubt also, dass ich in dieser Verkleidung als Nebelhört durchgehen werde?«, kehrte sie zum Thema zurück. Marten verschränkte die Arme über der Brust und sah sie nachdenklich und ein wenig belustigt an.

»Auf keinen Fall, Prinzessin. Das wäre auch viel zu riskant. Einem Fremden verzeihen sie notfalls, wenn er sich mit ihren Gebräuchen nicht auskennt, aber für einen Einheimischen könnte das tödlich enden.« Er paffte gemütlich ein paar Züge. Ida saß geduldig da, durch ihren gefüllten Magen friedlich gestimmt, und ließ ihm Zeit.

»Ihr werdet als mein Begleiter reisen, als jemand, den ich ins Geschäft einweise«, fuhr Marten fort. »Ich bin den Behörden dort nicht ganz unbekannt. Ich bestechen die richtigen Leute, und der Khan, in dessen Gebiet wir uns hauptsächlich bewegen werden, ist ein alter Freund – nicht zuletzt, weil er an meinen Geschäften recht anständig mitverdient. Die Nebelhört akzeptieren Besucher aus der Hierarchie, solange sie nicht unangenehm auffallen und bemüht sind, sich den Gegebenheiten anzupassen. Sie schätzen es, wenn man sich auch in der Kleidung ein wenig angleicht. Außerdem fällt Ihr so weniger auf.«

Ida nickte ergeben. »Müsstet Ihr mir nicht mehr über Eure Tätigkeit erzählen, wenn ich als Euer Lehrling mitkomme?«, fragte sie.

Marten senkte seine Kinne auf die Brust und schob die Pfeife zwischen den Zähnen hin und her. »Müsste ich wohl«, entgegnete er kurz. »Werde ich aber nicht. Ihr redet Euch schon raus, wenn Euch jemand dumm kommt, Prinzessin, da habe ich keine Sorge.« Er ließ sich nicht weiter aushorchen. Ida fügte sich notgedrungen in die ungewisse Situation, obwohl es ihr widerstrebte. Sie würde Augen und Ohren eben doppelt wachsam aufhalten müssen. Und außerdem, so genau wollte sie eigentlich gar nicht wissen, welchen dubiosen Geschäften Marten nachging. Es ging ihr darum, ihren Bruder zu finden, das war das Wichtigste.

»Ich bin müde«, sagte sie und warf einen zweifelnden Blick auf das aufgeschüttete Stroh.

Marten sah sie an und grinste breit und anzüglich. »Legt Euch hin«, sagte er einladend. »Da ist Platz genug für eine ganze Familie. Nur zu, Prinzessin.«

Ida knurrte und wandte sich zur Tür. Draußen war es still, und die kühle Abendluft roch nach frischem Grün und Flusswasser. Ida ging zu dem kleinen Ziehbrunnen hinüber, den sie bei ihrer Ankunft neben einem wuchernden Gebüsch entdeckt hatte, und zog sich einen Eimer mit eiskaltem Wasser hoch. Sie wusch sich hastig und trocknete sich mit ihrem Hemd ab. Zitternd vor Kälte kehrte sie in die Kiste zurück. Marten hatte seine Decke schon auf dem Stroh ausgebreitet und schloss gerade das kleine Fenster. Ida

schaute sich in der Kate um und legte ihre Decke dann an der entgegengesetzten Wand aus. Sie rollte ihre Jacke zu einem Kopfkissen zusammen und streckte sich auf dem harten Lehm Boden aus.

Marten hatte sich die Stiefel ausgezogen und hockte jetzt wie eine riesige, fette Kröte auf dem Strohlager. Sein Mienenspiel war im Dämmerlicht nicht zu erkennen, aber Ida erahnte das spöttische grüne Funkeln seiner Augen. »Was ist? Fürchtet Ihr, dass ich Euch zu nahe kommen könnte?«, fragte er mit falscher Aufrichtigkeit in der Stimme.

Ida knurrte und rollte sich in ihre Decke. »Aber nicht im Geringsten«, erwiderte sie. »Ich schlafe nämlich mit der Hand an meinem Messer, wenn ihr versteht, was ich meine.«

Marten lachte schnaubend und streckte sich ebenfalls aus. »Dann schlaft wohl, Prinzessin. Doch wenn Euch kalt werden sollte ...« Er sprach nicht weiter und löschte das Licht. Ida hörte das Stroh rascheln und suchte eine bequemere Stellung auf dem harten Boden. Unangenehme Kühle stieg von dem gestampften Lehm auf. Sie wickelte sich eng in ihre Decke, und müde, wie sie war, schlief sie auch sofort ein.

Mitten in der Nacht wurde sie wach, weil ihre Zähne aufeinanderschlugen. Das Feuer war völlig ausgegangen, und vom Fluss her kroch winterlicher Frost in den Raum. Ida richtete sich leise auf und tappte auf eiskalten Füßen zu ihren Satteltaschen hinüber. Wenn sie auch noch ihr Reservehemd überzog, würde sie das vielleicht warm genug halten, dass sie wieder einschlafen konnte.

Es raschelte leise, und Marten brummte verschlafen: »Jetzt seid doch nicht so dickköpfig, Ida. Hier ist wirklich Platz genug für zwei und wärmer ist es auch. Kommt, Ihr habt mein Wort, dass ich Euch nicht einmal ansehen werde. Großes Ritterehrenwort, Prinzessin.«

Ida knirschte erbittert mit den Zähnen. Dann siegte ihre Gänsehaut über ihren Stolz. Sie packte ihre Decke und kroch wortlos zu Marten auf das Strohlager. Er rückte beiseite, und sie streckte sich neben ihm aus, strengstens darauf bedacht, mindestens einen Fußbreit Raum zwischen ihnen zu lassen. Er lachte gedämpft und zog die Decke wieder über seine Ohren.

Ida lag noch eine Weile mit offenen Augen da und starrte ins Dunkle, während Martens Atemzüge neben ihr langsamer und tiefer wurden. Von seinem schweren Körper strahlte Wärme aus wie von einem bullernden Ofen und taute ihre erstarrten Glieder auf. Idas Lider wurden schwer. Sie grub sich wohlig tiefer ins Stroh und schlief ein.

Als die ersten Strahlen der Sonne durch das winzige Fenster kitzelnd auf ihre Nase fielen, wusste sie für einen langen, friedlichen Moment nicht, wo sie war. Sie lag angeschmiegt an einen massigen, ruhig atmenden Körper, ihren Kopf in einer fremden Armbeuge und mit einem schweren Arm quer über ihrer Brust.

»Hmmm«, murmelte sie schläfrig und schob den lästigen Arm fort. Sein Besitzer brummte und rollte ein Stückchen zur Seite. Ida seufzte zufrieden und schlief wieder ein.

Als sie das nächste Mal erwachte, war sie allein. Ida streckte sich und gähnte. Dann rollte sie ihre Decke zusammen und schnürte sie auf ihre Satteltasche. Stirnrunzelnd fischte sie die Kleider auf, die sie sich gestern aus der Lade gesucht hatte, und begann sich anzukleiden. Während sie noch mit dem ungewohnten Verschluss des weiten und nahezu knielangen Oberteils kämpfte, schwang die Tür weit auf, und Marten stapfte

hinein, einen Eimer mit Wasser in der Hand.

»Gut geschlafen?«, fragte er und schob sich an ihr vorbei zum Herd.

»Ausgezeichnet«, erwiderte Ida stirnrunzelnd. Sie hielt eine lange, schreiend grüne Schärpe hoch und fragte: »Wo gehört die hin? Um den Kopf?«

Marten blickte auf und rieb sich nachdenklich über die Nase. »Wie wäre es Euch denn am liebsten?«, fragte er. »Normalerweise bindet man sich so was um den Bauch, aber wenn Ihr sie lieber um den Kopf gewickelt tragen würdet – bitte, tut Euch keinen Zwang an.«

Ida ließ die Schärpe fallen und stemmte die Hände in die Seiten. Sie funkelte den dicken Wirt erbost an.

»Und Ihr?«, fragte sie wütend. »Wollt Ihr Euch nicht auch lieber den Landessitten gemäß kleiden? Oder regelt Ihr das ebenfalls per Bestechungsgeld?«

Marten grunzte vergnügt. Dann kniete er sich mit weit gespreizten Beinen auf den Boden, um das Herdfeuer in Gang zu setzen. Die schäbige schwarze Hose spannte über seinem ausladenden Gesäß und den feisten Schenkeln, und sein schwerer Bauch drohte, die durch die Kniebeuge belasteten Knöpfe abzusprengen.

Der dicke Mann kam umständlich wieder auf die Füße und stellte den Wasserkessel auf den Herd. Ida hatte sich der Lade mit den Kleidern zugewandt und wühlte darin herum. Es gab da ein erstaunliches Sortiment vom derbsten Leinenkittel bis hin zu kostbaren Hemden aus feinsten, bestickten Seidenstoffen. Sie fragte sich, was der Wirt wohl damit anfangen mochte. Eine voluminös geschnittene dunkelblaue Hose und ein weites, helles Hemd in der Hand drehte sie sich zu Marten um und hielt sie ihm entgegen. »Wäre das nicht etwas für Euch?«

Er drehte den Kopf, blickte auf die Kleider und kehrte wieder zu seinen Frühstücksvorbereitungen zurück. »Zu klein«, sagte er kurz. Ida wendete die Stücke ungläubig in den Händen und wandte sich wieder der Lade zu. »Gebt Euch keine Mühe, Prinzessin. Da werdet Ihr nichts finden, was mir passt. Ich werde mich im Hort erst einmal neu einkleiden müssen.«

»Aber das hier gehört doch sicher Euch«, wandte Ida ein. Sie hatte eine weitere riesige Hose, diesmal in Weinrot, gefunden. Marten brummelte unverständlich vor sich hin. »Bitte?«, fragte Ida höflich und drehte sich fort, um ihr Lachen vor ihm zu verbergen.

»Ja«, antwortete er laut. »Das hat mir auch alles einmal gepasst, wenn es das ist, worauf Ihr anspielt.« Er kam auf sie zu, nahm ihr die Kleider fort, warf sie in die Lade zurück und schmettete den Deckel zu.

»Oh«, sagte Ida unschuldig. »Sollte ich Euch gar mit meinen Worten verletzt haben? Das wollte ich nicht, Marten. Verzeiht Ihr mir?«

Er fuhr zu ihr herum, die Hand wie zum Schlag erhoben und starrte sie mit gebleckten Zähnen an. Ida klimperte mit den Wimpern.

Sein Gesicht fing an zu zucken, und er wandte sich hastig ab. »Ihr seid eine verdamnte Plage, Prinzessin«, sagte er mit gepresster Stimme. »Eure arme Tante tut mir leid. Euch Anstand zu lehren, muss wirklich ein hartes Geschäft gewesen sein.«

»Anstand und Sticken«, erwiderte Ida gedankenlos und verstummte verwirrt. Warum in aller Welt hatte sie das jetzt gesagt?

Marten räusperte sich rau und rührte heftig in dem großen Topf herum. »Setzt Euch endlich hin«, befahl er unwirsch. Ida zog sich folgsam den Schemel an den Tisch und legte das Kinn in die Hände. Er stellte den Topf vor ihre Nase, knallte Löffel hin und fing schweigend an, zwei Näpfe aufzufüllen. Einen schob er Ida hin, den anderen nahm er selbst in seine plumpe Hand und begann zu löffeln.

Ida seufzte leise und zog sich den Napf ganz heran. Der Getreidebrei mit den getrockneten Früchten darin war ebenso sättigend wie schmackhaft. Ida aß stumm und blickte dann entschlossen auf. Sie legte den Löffel beiseite und sagte: »Hört, Marten. Es tut mir wirklich leid, Euch geärgert zu haben. Ich weiß, dass Ihr mich genauso wenig leiden könnt wie ich Euch, aber wir werden jetzt eine Zeitlang miteinander auskommen müssen. Wir müssen ja wahrhaftig keine Freunde sein, aber sollten wir nicht wenigstens versuchen, höflich zueinander zu sein?«

Er blickte nicht auf. Seine Brauen waren grimmig zusammengezogen, und die dicken Finger umklammerten den Löffel. »Wie Ihr meint, Prinzessin. Ihr seid es, die für diesen Ausflug bezahlt. Aber Ihr solltet auch bedenken, dass ich es bin, der sich im Hort auskennt. Wenn Ihr nicht bereit seid, Euch darin nach mir zu richten, werden wir üble Schwierigkeiten bekommen.« Er blickte von seinem Napf auf. Sie starrten sich aufgebracht an. Dann schüttelte Ida leicht den Kopf und reichte ihm ihre Hand hin. »Friede, Marten«, sagte sie sanft.

Er zögerte kurz, dann ergriff er die angebotene Hand und drückte sie erstaunlich behutsam. Er hielt sie einige Atemzüge lang in seiner Pranke und sah Ida in die Augen, dann ließ er sie los und widmete sich wieder seinem Frühstück.

»Esst«, sagte er. »Wir wollen gleich aufbrechen. Ich muss noch heute bei meinem Treffpunkt sein.«

Sie ritten den kleineren Nebenarm des Falkenflusses entlang, bis sie auf die Nebelwand trafen. Ida hatte sich noch nicht richtig an die fremde Kleidung gewöhnt und ertappte sich immer wieder dabei, dass sie an der kurzen Jacke oder am gewickelten Bund der rockähnlich weiten Hose herumzupfte.

»Da vorne«, brach Marten das Schweigen. Ida sah auf und blickte mit Unbehagen auf die Grenze.

Sie zügelten ihre Pferde, und Marten stieg ab.

»Wie bringt Ihr uns da durch?«, fragte Ida. Marten grunzte nur und führte sein Pferd dicht an die Nebelbank heran. Es war ein unheimlicher Anblick, denn über ihren Köpfen wölbte sich ein klarer, hellblauer Frühlingshimmel. Und doch standen sie hier vor einer himmelhoch aufragenden, grauweißen Wand, die ihnen schweigend und bedrohlich Weg und Sicht versperrte.

Marten streckte zögernd die Hand aus, die sofort vom Nebel verschluckt wurde. Er stieß die Luft aus und winkte Ida zu.

»Wir können so durch, sie ist offen«, sagte er, als er sich wieder in den Sattel schwang. Ida nickte ergeben und folgte ihm hinein in das wallende Weiß. Es war nicht ihre erste Grenzüberquerung, aber dieses Mal hatte sie nicht nur eine kurze Stippvisite vor sich, und das bereitete ihr doch ein mulmiges Gefühl. Nach wenigen Schritten waren sie durch den Nebel hindurch und ritten wieder durch eine idyllische, sonnenbeschienene Flussaue.

»Wir werden heute jemanden treffen, der besser nicht herausfinden sollte, wer Ihr seid«, sagte Marten unvermittelt. »Was haltet Ihr von Stefan?«

»Von wem?«

»Stefan«, wiederholte Marten geduldig. »Ich muss Euch doch irgendwie ansprechen, Prinzessin.«

Ida lachte überrumpelt. »Daran habe ich nicht gedacht. Stefan. Ja, meinetwegen. Ich hoffe, ich höre darauf.«

Marten nickte. »Das wäre ratsam, Prinzessin. Es wird schon seltsam genug aussehen, wenn ich plötzlich mit einem Begleiter auftauche, das habe ich noch nie zuvor getan.« Er warf ihr einen schrägen Blick zu. »Außerdem sollten wir uns weniger förmlich anreden. Bringst du das fertig, Stefan?«

Ida zwinkerte ihm zu. »Aber sicher doch, Marten. Alte Freunde wie wir sind, was denkst du denn?«

Er nickte mit unbeweglicher Miene. Etwas an seinem Gesichtsausdruck störte sie, aber sie schob es einstweilen als unwichtig beiseite. Er war bereit, ihr zu helfen, und nur darauf kam es an. Sie ritten schweigend weiter. Marten war in Gedanken versunken, und Ida wurde das Gefühl nicht los, dass er sich über irgendetwas große Sorgen machte. Außerdem schien er es eilig zu haben, denn er hielt noch nicht einmal an, um einen Imbiss zu sich zu nehmen – ein Verhalten, das für diesen verfressenen Menschen mehr als bemerkenswert war. Nicht, dass er etwa gehungert hätte, er grub während des Reitens Brot und eine geräucherte Wurst aus seiner Satteltasche und bot auch Ida davon an. Sie lehnte dankend ab. Die üppige Abendmahlzeit und das ausgesprochen sättigende Frühstück hatten mehr als ausgereicht, ihr den Gedanken an weitere Nahrungszufuhr vorerst auszutreiben.

Gegen Nachmittag legten sie für die Pferde eine kurze Rast ein. Marten war dabei deutlich von Unruhe gepeinigt und drängte sehr bald wieder zum Aufbruch. Bisher waren sie noch keiner Menschenseele begegnet, obwohl Ida in der Ferne kleine Gehöfte und einmal auch die Mauern einer Ortschaft hatte liegen sehen. Martens Anspannung ließ nicht nach, er war wortkarg und kurz angebunden, wenn Ida eine Bemerkung machte oder ihn etwas zu fragen wagte.

Gegen Abend kam am Flussufer ein düster und abweisend aussehender Hof in Sicht. Marten musterte die Umgebung und den Fluss mit großer Aufmerksamkeit und sackte ein wenig im Sattel zusammen. Seine verbissene Miene entspannte sich, und er wandte sich sogar mit einem winzigen Lächeln zu Ida um. »Wir sind da. Und wir sind die Ersten, das ist gut. Ich hasse es, erst nach Storn einzutreffen.« Mehr sagte er nicht. Ida wusste, dass sie jetzt keine Erklärung bekommen würde.

Das Gehöft stand dunkel und verlassen da. Ihre Schritte hallten über den Hof, und die Hintertür, durch die sie die dunkle Küche betraten, quietschte laut in den Angeln, als wäre sie lange nicht benutzt worden. Drinnen war es kalt, der eisige Winter schien noch in den Mauern zu hängen, und eine dünne Staubschicht lag auf allen Oberflächen. Marten sah sich um, grinste zufrieden und rieb sich die Hände.

»Erst mal ein Feuer und dann ein schönes Abendessen, oder was meinst du, Prinzessin?« Er wartete ihre Antwort auf seine rhetorische Frage gar nicht ab, sondern

begann das Herdfeuer in Gang zu setzen. Ida erkundete neugierig das untere Geschoss des Hauses. Hier schienen manchmal viele Menschen zu übernachten, denn in zwei großen Räumen waren Strohlager vorbereitet, die insgesamt gut zwanzig Personen Platz boten. Dabei sah das Gebäude nicht im Geringsten nach einem Gasthaus aus. Ida beendete ihren Rundgang und wollte gerade die Treppe zum ersten Stock hinaufsteigen, als Marten aus der Küche nach ihr rief.

Er stand am Fenster und sah auf den Fluss hinaus, als sie hereinkam. »Gleich bekommen wir Gesellschaft«, sagte er leise. »Denk daran, du heißt Stefan, und bist mein ...«, er seufzte und drehte sich zu ihr um. Ida konnte an seinen breiten Schultern vorbei einen Blick auf den alten Frachtkahn werfen, der den Fluss hinauf auf sie zukam.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf Marten, der sie eindringlich ansah. »Wir müssen bereit sein, zu improvisieren«, sagte er. »Ich werde mich bemühen, Storn eine plausible Erklärung für deine Anwesenheit zu liefern, aber ich fürchte, dass er es nicht ohne weiteres schlucken wird. Er ist sehr misstrauisch, und er wird nichts Besseres zu tun wissen, als mit seinem Argwohn direkt zur Khanÿ zu rennen. Achte auf mein Verhalten, sperr Ohren und Augen auf und verplappere dich nicht. Ich werde versuchen, ihn schnell wieder loszuwerden. Vor allem lass dich nicht von ihm aushorchen! Du weißt, worauf es ankommt?«

Ida nickte ungeduldig. »Es wäre allerdings leichter für mich, wenn ich ein wenig mehr über die Art der Geschäfte wüsste, die du mit diesem Storn machst«, gab sie zu bedenken.

Marten fixierte sie mit einem unangenehmen Lächeln. »Es ist besser, wenn du nicht zu viel weißt. Ich will nicht schuld daran sein, wenn du unruhig schläfst, Prinzessin.«

Sein Tonfall war scherzhaft, trotzdem war Ida bis ins Mark erschüttert. Sie durfte sich um ihrer eigenen Sicherheit willen nicht einlullen lassen und keinen Moment lang in ihrer Aufmerksamkeit nachlassen. Dieser fette Mann war ein gewissenloser Schurke, und so, wie es aussah, erwartete sie in der nächsten Zeit die Bekanntschaft einiger mindestens genauso gefährlicher Freunde von ihm.

Marten wandte sich vom Fenster ab und hob den Deckel von einem Topf mit vor sich hinköchelnder dicker Brühe. Er musste einiges an Lebensmitteln in seinen Packtaschen befördert haben, überlegte Ida müßig. Sie wunderte sich nicht darüber. Jemand, der so aussah wie Marten, würde sich kaum auf die Ungewissheit einlassen, unter Umständen eine oder gar mehrere Mahlzeiten auslassen zu müssen.

Vom Fluss erklangen raue Rufe. Ida sah aus dem Fenster und konnte beobachten, wie der Kahn am Ufer anlegte. Ein schlanker Mann sprang an Land und rief dem Mann am Ruder ein scharfes Kommando zu, das der mit einer Handbewegung bestätigte. Der Mann kam schnellen Schrittes auf das Haus zu. Marten warf einen kurzen Blick an ihr vorbei und wandte sich wieder dem Herd zu. Sein Gesicht zeigte keine deutbare Regung, er bemerkte nur halblaut: »Storn.«

Die Tür zum Hof wurde geöffnet, und Marten drehte sich halb zu dem Eintretenden um, seinen Kochlöffel in der Hand. »Pünktlich zum Essen, alter Freund«, begrüßte er den Mann, der in der Tür zögerte, als er Ida erblickte. Beide sahen sich wachsam an.

Storn war etwas jünger als Marten und hatte ein angenehmes, scharf geschnittenes

Gesicht unter glattem dunklem Haar, das er streng aus der Stirn gestrichen trug. Sein schmaler Mund verzog sich zu einem fragenden Lächeln, und er warf Marten einen auffordernden Blick zu.

»Storn, das ist Stefan, mein – Freund.« Storn war das kurze Zögern in Martens Stimme nicht entgangen. Er hob eine Braue und trat geschmeidig auf Ida zu, ihr eine Hand zum Gruß reichend. Sein linkes Auge war von einem milchigen, fast weißen Blau, während das andere sie dunkel und scharf musterte.

»Es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen, Stefan. Ich habe nicht geahnt, dass Marten einen Freund mitbringen würde. Ich weiß nicht, ob das zu den gegebenen Umständen eine glückliche Entscheidung ist ...« Er ließ seine Stimme unbestimmt verklingen und blickte von Ida zu Marten.

»Storn, halt keine Ansprache«, knurrte Marten. »Wen ich mitbringe und ob das eine gute Entscheidung ist, bestimme immer noch ich. Setz dich hin und halt den Mund. Ich muss das hier noch abschmecken, und dabei werde ich, wie du weißt, nicht gerne gestört.«

Storn überraschte Ida dadurch, dass er kurz und nicht im mindesten gekränkt auflachte und sich brav an den Tisch setzte. »Ich habe mich den ganzen Tag schon auf dein Essen gefreut, Marty. Dazu habe ich uns einen guten Tropfen aus dem Westen mitgebracht.«

Er wandte sich lebhaft an Ida, die sich auf Martens unauffälligen Wink hin mit leisem Unbehagen zu ihm gesetzt hatte. »Ihr kennt Marten schon lange, Stefan? Er hat mir nie von Euch erzählt.«

»Wir sind uralte Freunde«, antwortete Marten an Idas Stelle und ließ sich von Storn den Teller geben, der vor ihm auf dem Tisch stand. Während er ihn mit dem heißen Eintopf füllte, fuhr er im Plauderton fort: »Ich kenne Stefan, seit er ein Kind war. Wir hatten uns in den letzten Jahren zwar ein wenig aus den Augen verloren, aber das hat unserer Freundschaft keinen Abbruch getan.«

Er stellte den vollen Teller vor Storn und griff nach Idas Teller. Marten schöpfte den Teller voll und reichte ihn ihr, wobei er sacht ihre Hand streifte. Storn wandte seinen irritierenden Blick nicht von Ida, und seine Miene drückte gelinde Verwunderung aus.

»So, guten Appetit allerseits«, wünschte Marten und setzte sich.

Storn blies auf seinen Löffel und probierte. Ein Lächeln glitt über seine Züge. »Wunderbar, Marty. Du bist ein Künstler am Herd.«

Marten quittierte das Lob mit einem leichten Senken seines schweren Kopfes. Die drei aßen schweigend, wobei Ida wie auf glühenden Kohlen saß. Die Geschichte, die Marten Storn erzählt hatte, konnte sich im Nachhinein als üble Falle erweisen. Wenn Storn die falschen Fragen stellte ...

»Was ist mit der Fracht?«, fragte Marten, als er allen eine zweite Portion ausgeteilt hatte.

»Alles erstklassige Ware, Marty, genau wie bestellt. Du wirst dieses Mal keine Reklamationen bekommen. Wir haben heute auch den Ersatz für diesen mäkeligen Kunden aus der Residenz, du weißt schon.« Er zwinkerte Marten zu, und der nickte anerkennend.

»Das ist gut, er wurde schon mehr als ungeduldig.« Marten warf einen flüchtigen Blick

hinaus und setzte beiläufig hinzu: »Ich würde an deiner Stelle heute Nacht noch weiterfahren. Die Grenze ist gerade offen, das erspart dir einige Mühe.«

Storn wischte seinen Teller aus und lehnte mit einer bedauernden Geste eine weitere Portion ab. Marten sah Ida fragend an, die ebenfalls den Kopf schüttelte. Er holte sich selbst noch einen Teller voll und schnitt noch einen ordentlichen Kanten Brot dazu ab.

»Ich schicke Danil schon einmal alleine los«, sagte Storn. »Wir haben nur einen Teil der Ware auf diesem Transport unterbringen können, der Rest kommt mit Piros Kahn hinterher. Er müsste eigentlich schon längst da sein, aber vielleicht musste er anhalten, um einer Kontrolle durch die Protektoren zu entgehen. Ich möchte ihn hier erwarten, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung ist.«

Marten hörte nicht auf zu kauen. Seine Miene war gleichmütig, aber Ida hatte bemerkt, dass seine Stirn sich für einen Moment misshütig krauste. »Dann werde ich die Ladung noch schnell kontrollieren, ehe Danil weiterfährt.« Er schob seinen halb geleerten Teller beiseite und stapfte hinaus.

Ida räusperte sich unbehaglich und suchte nach einem unverfänglichen Gesprächsthema. Storn blickte sie unverwandt an, ein leises Lächeln in seinem Gesicht. »Und, was denkt Ihr über unser Geschäft?«, fragte er endlich.

Ida hob die Schultern. »Ich weiß nicht annähernd so viel darüber, wie mir lieb wäre. Marten ist ausgesprochen verschlossen, was das betrifft. Nicht, dass es mich nicht interessieren würde. Man möchte schließlich weiterkommen.«

Die Augen des schlanken Mannes verengten sich. Er blickte Ida prüfend an. »Ja«, sagte er sanft. »Das ist sicher richtig. Ein junger Mann wie Ihr hat noch Ehrgeiz, das ist gut. Unser lieber Marty lässt leider in der letzten Zeit etwas nach. Nun ja, er wird eben älter – und nicht gerade dünner.« Er lächelte und zwinkerte ihr zu. Ida zwang sich zu einem zustimmenden Lachen. Was sie hier tat, war gegen jede Abmachung und Marten gegenüber alles andere als fair, aber sie roch endlich eine Möglichkeit, etwas über die Machenschaften zu erfahren, mit denen der Wirt sein unsauberes Geld verdiente. Deshalb grinste sie Storn verschwörerisch an. »Vor Euch scheint er jedenfalls großen Respekt zu haben, nach dem, was er mir über Euch sagte.«

Storn verzog keine Miene. Sein getrübbtes linkes Auge blinzelte nicht, was seinem Gesicht etwas Lebloses gab, wenn die andere Hälfte, wie jetzt, im Schatten lag. »So, hat er das«, sagte er langsam und ausdruckslos.

Ida rieb sich nervös über die Wange. Sie trieb hier ein gefährliches Spiel, wenn man bedachte, dass sie nicht einmal wusste, mit welchem Blatt sie spielte. »Wollt Ihr Tee?«, fragte sie scheinbar unbekümmert. »Ich hätte jetzt Lust darauf, Ihr auch?« Storn schüttelte schweigend den Kopf. Ida begann, sich seines stechenden Blicks nur zu bewusst, am Herd herumzuhantieren.

»Wir werden uns heute Nacht unterhalten«, sagte er unvermittelt. »Wenn Marty sich erst einmal abgefüllt hat, haben wir Ruhe und Gelegenheit dazu. Ich denke, wir haben uns allerlei Nützliches mitzuteilen, mein lieber Stefan.« Ida nickte mit trockenem Gaumen. Vielleicht wäre es angebracht, Marten vorher noch die eine oder andere Information über diesen Storn zu entlocken.

Die Tür knarrte, und Martens schwere Schritte näherten sich. Vom Fluss her erschollen

gedämpfte Kommandos. Storn sah Marten lächelnd entgegen. Der dicke Mann hatte unzufrieden die Lippen geschürzt und ging wortlos zum Herd hinüber, um seine unterbrochene Mahlzeit mit einer frischen Portion fortzusetzen.

»Was machst du für ein Gesicht, Marty? Hast du deinen Eintopf in den falschen Hals bekommen?«, scherzte Storn.

Marten knurrte gereizt und setzte sich schwer neben Ida, die ihren Teebecher in der Hand hielt, auf die Bank. Er schaufelte das Essen in den Mund, und seine andere Hand verirrte sich wie von ungefähr auf Idas Knie.

Ida blickte starr und ungläubig darauf nieder, wagte aber in Storns Beisein keine heftige Reaktion. Es war nicht zu erkennen, ob Storn Martens Fehlgriff bemerkte, sein Gesicht blieb gelassen und freundlich auf den dicken Wirt gerichtet.

»Du hast sicherlich die beiden – hm – kleineren Exemplare bemerkt«, bemerkte er beiläufig. Sein dunkles Auge wanderte kurz zu Ida und richtete sich wieder auf den kauenden Marten, der nur kurz nickte. »Du hast sie nicht bestellt, aber es war eine günstige Gelegenheit, und unsere geschätzte Khanÿ war der Meinung, dass sich dafür sicher ein Abnehmer finden wird. Sie sagte, du hättest einige Kunden für diesen speziellen Artikel an der Hand.«

Marten schob den Teller fort und griff nach seiner Pfeife und dem Tabaksbeutel, wofür er Idas Knie loslassen musste. Sie wunderte sich, dass er schon fertig war. Anscheinend schlug Storn ihm auf den Magen. Er setzte den Tabak mit seinem Glühstein in Brand und stieß einige aromatische Wolken aus.

»Das geht in Ordnung«, erwiderte er. »Ich kann so etwas allerdings nur hin und wieder an den Mann bringen. Meine Kunden sind so gut wie alle ausschließlich an der üblichen Ware interessiert.«

Storn nickte unglücklich. »Das weiß ich ja, Marty. Aber du kennst die Khanÿ. Wenn sie etwas wünscht ...«

Marten knurrte und biss auf seine Pfeife. »Du hast vorhin einen guten Tropfen erwähnt«, sagte er versöhnlich.

Storn strahlte auf und erhob sich. »Ich hole ihn. Bin sofort wieder bei euch.«

Er ging hinaus, und Ida drehte sich wutentbrannt zu Marten um. »Was fällt dir ein?«, zischte sie. »Was grabschst du an mir herum, du ...«

»Ruhe!« Martens tiefe Stimme war kaum lauter als ein Hauch, aber sie knallte wie eine Peitsche. »Er ist misstrauischer, als ich befürchtet hatte, Prinzessin. Er hat meine Geschichte nicht geschluckt, deshalb muss ich schwerere Geschütze auffahren. Tu mir und dir den Gefallen, spiel mit. Und mach ein freundlicheres Gesicht, Stefan!«

Storn kehrte in die Küche zurück und schwenkte einen schweren Reisesack, aus dem er triumphierend einen großen Krug zog. Er öffnete ihn und hielt ihn Marten unter die Nase, der tief einatmete und genießerisch die Augen schloss. »Roter Meerländer«, seufzte er. »Los, Storn, worauf wartest du? Schenk uns schon ein!«

Sie tranken die erste Runde in einvernehmlichem Schweigen. Der Wein war schwer und erdig. Ida wusste, dass sie nicht mehr als höchstens zwei Becher davon trinken durfte, vor allem, weil sie noch diesen unseligen Termin mit Storn vor sich hatte. Marten dagegen tat sich keinen Zwang an, er trank schnell und gierig. Die Unterhaltung hatte

sich auf allgemeine Themen verlagert. Storn und Marten tauschten Neuigkeiten aus, und Ida beschränkte sich aufs Zuhören. Jeder noch so winzige Brocken, der von diesem Tisch fiel, mochte ihr später einmal nützlich sein.

Marten wurde zusehends betrunken. Er sackte weich gegen Ida. Seine plumpe Hand legte sich auf ihre, als sie ihren Becher abstellte, und seine Finger streichelten über ihren Handrücken. Storn bemerkte es natürlich. Sein Gesicht wurde zuerst ganz leer, und dann flog ein überraschter und gleichzeitig höchst erfreuter Ausdruck über seine Züge. Er stand leicht schwankend auf. Storn schien angetrunken zu sein, aber Ida sah den klaren Blick seines gesunden Auges und wusste, er war in Wirklichkeit genauso wenig betrunken wie sie. Er murmelte, dass er sich erleichtern müsse, und ging hinaus, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

Marten legte seinen massigen Arm um Idas Schultern und streichelte zärtlich über ihr Gesicht. Sein weinschwerer Atem strich über ihre Wange, und er hauchte ihr ins Ohr: »Mach nicht so ein angewidertes Gesicht, Prinzessin, wir haben Publikum. Entspann dich, wir wollen ihm schließlich was bieten.« Ida verdrehte die Augen und legte widerwillig eine Hand auf Martens fette Hüfte. Er liebte mit seinen plumpen Fingern ihren Nacken und zog sie eng an seinen mächtigen Bauch, während er die Tür im Auge behielt. Ida presste voller Widerwillen die Lippen zusammen, als er sich tiefer über sie beugte und flüsterte: »Halt durch, mein Mädchen, gleich ist es geschafft. Geben wir ihm noch etwas zu sehen.« Er küsste sie mit gut gespielter Leidenschaft. Ida zwang sich, die Hände um seinen bulligen Nacken zu legen. Martens Lippen glitten über ihr Gesicht zum Ohr, und sie hörte das unterdrückte Lachen in seiner Stimme, als er wisperte: »Das machst du doch sehr gut, Prinzessin. Schade, wirklich schade, dass du so mager bist.«

Er ließ sie gemächlich los, als betont laute Schritte von draußen erklangen. Die Tür schwang hart auf, und Storn, das Gesicht gerötet vom Wein – oder von etwas anderem? – trat wieder in die Küche.

»Ich gehe zu Bett«, verkündete er. »Ich bin hundemüde. Heute passiert ohnehin nichts mehr. Piro fährt ungern nachts, weil er den Fluss nicht so gut kennt wie Danil. Er wird die Dämmerung abwarten.« Er gähnte ungeniert und nahm seinen Reisesack auf. Marten streckte sich und wuchtete sich dann schwerfällig auf die Füße.

»Ich denke, wir gehen dann auch«, lallte er. »Komm, mein Junge, ab ins Bett mit uns beiden.« Er legte Ida den Arm um die Taille und tätschelte ihren Hintern. Ida sah den Blick, mit dem Storn ihn bedachte, und fröstelte. Dann richtete sich das scharfe schwarze Auge auf sie und blinzelte ihr zu. Ida nickte unmerklich. Marten schob sie zur Tür, wobei er sich schwer auf sie stützte. Er schien kaum noch in der Lage zu stehen, dachte Ida verwundert. Sie hatten sich einen großen Krug Wein geteilt, von dem er sicherlich den Löwenanteil getrunken hatte, aber sie konnte Martens Fassungsvermögen inzwischen ganz gut einschätzen. Er hätte eigentlich nicht mehr als stark angeheitert sein dürfen, jedenfalls bei weitem noch nicht so volltrunken, wie er jetzt wirkte. Er schwankte neben ihr her, und sie half ihm, die Treppe zum oberen Geschoss zu erklimmen.

Marten neigte ihr seinen Kopf entgegen und flüsterte: »Du hast noch eine Verabredung mit Storn, richtig?« Ida bejahte überrascht. »Na gut, wahrscheinlich lässt sich das jetzt nicht mehr vermeiden. Erzähl' mir was«, drängte er, »irgendwas.«

Ida murmelte: »Was hast du vor, Marten? Jedenfalls bist du nicht annähernd so besoffen, wie du vorgibst, das ist mir schon klar. Glaubst du, du hast Storn getäuscht?«

Marten blieb abrupt stehen, sie hatten das obere Ende der Treppe erreicht, und fegte Idas stützenden Arm beiseite, dass sie gegen das Geländer taumelte. »Wofür hältst du dich, du Rotzlöffel?«, brüllte er in trunkener Wut. »Ich habe dich nicht aus der Gosse geholt, damit du mir jetzt Vorhaltungen machst. Was und wie viel ich trinke, ist immer noch meine verdammte Angelegenheit. Halt' du deine Nase da raus, du Bengel!« Er schwankte von ihr fort auf eine Tür zu und klammerte sich an den Türrahmen. Ida sah ihm sprachlos nach. »Schlaf heut Nacht, wo und mit wem du willst, in meinem Bett will ich dich jedenfalls nicht sehen!« Marten taumelte ins Zimmer. Die Tür knallte hinter ihm zu, und Ida fand sich sehr verdutzt allein auf der Treppe. Unsicher, wie sie sich nach Martens eigentümlichem Abgang verhalten sollte, stieg sie wieder hinab und stieß vor der Küche auf den reglos am Türrahmen lehenden Storn, der alles mitangehört hatte. Sie konnte seine Miene nicht erkennen, da das einzige Licht aus der Küche fiel und sein Gesicht im tiefen Schatten verschwinden ließ. Nur das milchige linke Auge schimmerte gespenstisch aus der schwarzen Fläche hervor und schien sie zu fixieren. Sie blieb erschreckt stehen und sah ihn an. Er stand da, die Arme verschränkt, und fragte spöttisch: »Was war das? Ein kleiner Streit unter Liebenden?«

Ida presste die Lippen zusammen und drängte sich an ihm vorbei in die Küche, wo sie unentschlossen am Tisch stehen blieb und auf die leeren Becher, die Teller mit den angetrockneten Essensresten und die Lachen verschütteten Weins niederblickte. Ein angebissener Brotkanten trocknete vor sich hin, Krümel übersäten die Tischplatte, und Martens Pfeife lag vergessen zwischen ihnen. Storn stand hinter ihr, sie spürte seine Präsenz wie einen kalten Luftstrom.

»Wollen wir uns unterhalten?«, fragte er behutsam. »Oder seid Ihr zu erregt nach diesem unerfreulichen Auftritt?«

Das Mitgefühl in Storns Stimme überraschte sie. Sie drehte sich zu ihm um und sah ihm gerade ins Gesicht. Sein gesundes Auge sah sie nicht ohne Sympathie an, und Ida ertappte sich bei einem Lächeln. Sie wies auf die Bank und sagte: »Gut, unterhalten wir uns. Das lenkt mich vielleicht von der Szene ab, die er mir gemacht hat.«

Storn lachte zustimmend und setzte sich wieder an seinen Platz. Ida ließ sich ihm gegenüber auf die Bank sinken und rieb sich müde über die Augen. Storn schwieg und ließ sie zur Ruhe kommen.

»Er kann ein ekelhafter Kerl sein, wenn er getrunken hat, unser Marty«, sagte er leise. »Wir kennen uns zwar kaum, Stefan, aber Ihr könnt Euch mir beruhigt anvertrauen. Ihr seid mir außerordentlich sympathisch. Ich halte Euch für einen sehr viel versprechenden jungen Mann. Und ich muss Euch sagen: Bei allen Vorbehalten, die ich Marten gegenüber sonst auch hege, schätze ich immerhin seine Menschenkenntnis. Er hätte Euch wohl kaum hierher zu unserem Treffen mitgebracht, wenn er Euch nicht für vertrauenswürdig hielte.«

Er schwieg und sah sie an. Ida rückte unruhig auf der Bank herum. Sein lächelndes Gesicht zeigte nichts als Anteilnahme und die Bereitschaft, ihr zuzuhören, aber sie wusste nicht, wie sie vorgehen sollte.

Storn schob die Krümel auf dem Tisch zu einem ordentlichen Häufchen zusammen. Er

sah sie nicht an, während er fragte: »Wie habt Ihr und Marty euch eigentlich kennen gelernt, Stefan? Er hat mir nie von Euch erzählt.«

Ida räusperte sich nervös. Das war eine der Fragen, die sie befürchtet hatte. »Es war in Nortenne. Er hat mich dabei erwischt, dass ich versucht habe, ihm die Taschen auszuräumen. Ich war acht oder neun Jahre alt damals. Er hat mich bei sich aufgenommen und sich um mich gekümmert. Ich – ich bin ihm immer noch sehr dankbar.« Sie verstummte unsicher. Storn sah sie mit einem schwer deutbaren Gesichtsausdruck an.

»So«, sagte er leise. »Ein Taschendieb. Das erklärt manches. Marten hatte immer eine seltsame Vorliebe für kleine Gauner. Ich wusste allerdings bis heute nicht, wie weit er darin geht.« Er grinste anzüglich, und Ida wich unangenehm berührt seinem Blick aus. »Ihr teilt also seitdem Tisch und Bett miteinander, und dennoch wisst Ihr nicht, wie Marten sein Geld verdient?«, fragte Storn mit deutlicher Skepsis in der Stimme.

Ida verschränkte die Arme vor der Brust und funkelte ihn zornig an. »Natürlich weiß ich, wie er seinen Lebensunterhalt verdient, ich bin doch kein kompletter Idiot, Storn! Aber er weiht mich nicht wirklich ein, die wichtigsten Sachen verschweigt er mir. Ich weiß so gut wie nichts über eure Organisation. Ich habe keine Ahnung, woraus die Lieferung bestand, die er heute Abend kontrolliert hat, und ich bin nicht viel schlauer, was seine Abnehmer angeht. Süßer Iovve, Ihr müsst ihn doch kennen! Er würde seiner eigenen Mutter nichts anvertrauen, selbst wenn sie im Sterben läge!«

Storn schien durch ihren Ausbruch etwas von seiner Anspannung verloren zu haben. Er lehnte sich bequem zurück und griff nach dem Weinkrug, in dem immer noch ein kleiner Rest übrig war. »Ihr seid interessiert daran, Euch unserer Organisation anzuschließen, habe ich das richtig verstanden? Und Marten steht Euch dabei ein wenig im Weg, nicht wahr?« Er lächelte und trank. Es schien ihn zu freuen. Ida wagte, sich etwas zu entspannen.

»Nun«, fuhr er bedächtig fort, »ich bin froh, dass Ihr Euch mir anvertraut, mein lieber Stefan. Und Ihr habt Glück, denn ich bin der zweite Mann in unserer nicht gerade kleinen Organisation. Ich bin die rechte Hand der Khanÿ. Marten mag glauben, dass er derjenige ist, der ihr Ohr hat, aber das ist schon lange nicht mehr der Fall.« Er zwinkerte Ida zu, wobei sein blindes Auge sie starr und gefühllos anzublicken schien.

»Marten war einmal ein guter Mann, der beste. Aber er trinkt zu viel, das macht ihn unzuverlässig. Ich persönlich glaube, dass er seinen Instinkt, seinen Biss verloren hat. Er ist bequem geworden, faul und unbeweglich. Es ist in unserem Metier gefährlich, zu viel Gewicht anzusetzen, wenn Ihr versteht, was ich meine.«

Ida verstand ihn nur zu gut. »Er interessiert sich in letzter Zeit nur noch dafür, was bei der nächsten Mahlzeit auf den Tisch kommt, da habt ihr wohl Recht«, stimmte sie ihm vorsichtig zu. Storn lachte auf.

»Darf ich Euch einen Vorschlag machen?«, begann er. Ida beugte sich etwas vor. »Ich könnte Euch einführen. Das mag Euch zwar auf den ersten Blick als ein Verrat an Marten erscheinen, aber ich versichere Euch, wenn Ihr es wirklich zu etwas bringen wollt in Eurem Leben, steht er Euch nur im Weg. Ich gebe mich mit dem, was ich jetzt sage, ganz in Eure Hände, Stefan, und ich hoffe, Ihr enttäuscht mich nicht.« Er beugte sich ihr

vertraulich entgegen. »Marten hält sich für unersetzlich, und lange Zeit konnte er das auch unserer verehrten Chefin weismachen. Aber das ist endgültig vorbei. Die Khanÿ vertraut ihm nicht mehr. Wenn ich ihr einen Nachfolger für ihn präsentieren könnte, der unsere Geschäftsverbindungen in der Hierarchie an seiner Stelle betreut, dann würde sie mit Sicherheit nicht nein sagen. Was denkt Ihr, Stefan? Glaubt Ihr, Ihr könntet unter meiner Anleitung Martens Platz bei uns einnehmen?«

Ida sah ihn nachdenklich an. Es war leicht zu erkennen, was Storn sich von diesem unerwarteten Angebot versprach. Sie war in seinen Augen ein blutjunger, unerfahrener Bursche, der leicht zu lenken und beeinflussen sein musste, eine willfähige Marionette des »zweiten Mannes« dieser Organisation. Es würde sie nicht wundern, wenn Storn beabsichtigte, der Khanÿ, von der er mit echtem Respekt sprach, ebenfalls den Platz streitig zu machen.

»Das ist ein reizvolles Angebot«, sagte sie zögernd. Sie hielt es für angebracht, nicht zu viel Begeisterung zu zeigen. »Wenn Ihr es mir wirklich zutraut ...«

Storn lächelte sie beinahe väterlich an. »Natürlich nicht sofort, mein guter Junge. Zunächst müssen wir uns darum kümmern, Martens Verbindungen in der Hierarchie auszukundschaften. Das wird deine Aufgabe sein, Stefan. Ich werde dich persönlich ausbilden. Du wirst sehen, wir werden großartig zusammenarbeiten.«

Ida registrierte belustigt, dass er kommentarlos zu einer vertraulicheren Anrede übergegangen war. »Ich werde mein Bestes geben«, versprach sie. »Ich bin froh, dass ich Euch begegnet bin, Storn. Meine Gefühle für Marten waren niemals sehr stark, aber ich war ihm dankbar für das, was er für mich getan hat, deshalb habe ich ihn noch nicht verlassen. Euer Angebot erleichtert mir den Entschluss.«

Storn drückte herzlich ihre Hand. »Du hast meine Unterstützung, Stefan. Sei versichert, dass ich dich unserer Chefin empfehlen werde. Aber ich bitte dich, geh behutsam vor mit Marten, lass es ihn nicht spüren. Er mag fett und bequem geworden sein, aber er ist immer noch ein gefährlicher Gegner, wenn man ihn reizt. Geh jetzt zu ihm, versöhne dich mit ihm. Er sollte besser keinen Verdacht schöpfen.« Ida nickte gehorsam und erhob sich.

»Eins noch«, sagte Storn beiläufig. »Morgen, wenn unser zweiter Transport eintrifft, werde ich dir unsere Ware zeigen. Sie wird dir gefallen: Wir erwirtschaften einen guten Profit damit, und sie verursacht wenig Probleme, wenn man sich die Behörden vom Halse hält. Unsere Organisation ist inzwischen dank der Khanÿ groß und einflussreich genug, dass uns das kaum noch Sorgen bereiten muss. Wir sind mächtig, Stefan. Wir haben unsere Hände inzwischen fast überall im Hort im Spiel. Wäre es nicht eine lohnende Aufgabe, uns auch in der Hierarchie zu etablieren? Wenn wir beide den alten Marty erst einmal in den Ruhestand geschickt haben, steht dem nichts mehr im Weg, mein junger Freund.«

Er zwinkerte Ida zu, die ernst den Kopf senkte und dann leise die Treppe hinaufging. Sie war sich bewusst, dass er ihr nachsah. Es blieb ihr keine Wahl, sie musste die Nacht bei Marten verbringen, denn Storn würde sie gut im Auge behalten. Trotz seiner Beteuerungen, wie sehr er ihr vertraute, gab sie sich keinen Illusionen hin. Sie war ein Werkzeug, dessen Nützlichkeit sich erst noch erweisen musste. Für Storn war sie ein Mittel, Marten bei der Khanÿ in Misskredit zu bringen und ihn letztlich kaltzustellen. Ob sie

darüber hinaus für den skrupellosen Storn von Wert sein würde, war fraglich. Gut, dass sie nicht beabsichtigte, sich wirklich in seine Hände zu begeben.

Behutsam öffnete sie die Tür zu Martens Kammer. Durch ein kleines Fenster fiel schwaches Mondlicht und erleichterte ihr die Orientierung. Martens massige Umriss waren auf dem Bett zu erkennen, und Ida hörte ihn ruhig atmen. Sonst war die Kammer leer bis auf einen Stuhl und eine kleine Truhe. Ida stieß einen leisen Fluch aus und machte sich auf eine kalte, ungemütliche Nacht auf dem nackten Dielenboden gefasst.

Marten grunzte leise und wälzte sich herum. »Wollen wir das erst wieder stundenlang diskutieren, Prinzessin, oder legst du dich gleich zu mir?«

Sie sah das Funkeln seiner Augen und schnaubte resigniert. »Meinetwegen. Falls Storn auf den Gedanken kommen sollte, uns zu besuchen.« Sie setzte sich auf den Stuhl und zog ihre Stiefel aus.

Marten hatte sich auf die Seite gedreht und sah sie an. »Und?«, fragte er.

»Er will dich abservieren, und ich soll ihm dabei helfen. Die Khanÿ hat er auf seiner Seite, zumindest glaubt er das.«

Marten brummte nachdenklich und schlug einladend die Decke beiseite. Er rückte, so weit es ihm möglich war, an die Wand, und Ida schlüpfte zu ihm. Es war eng, aber es würde gehen. Immerhin hatte er sich in der letzten Nacht anständig verhalten. Außerdem hielt sie ihr Messer in Reichweite, falls er sein Ehrenwort vergessen sollte.

Marten deckte sie sorgsam zu und legte sich zurück. Er starrte an die Decke. »Ich war ein Idiot, Prinzessin«, murmelte er gedankenverloren. »Seit Jahren sucht Storn nach etwas, womit er mich unter Druck setzen kann. Ich dachte, ich ködere ihn mit meiner Trunksucht, aber das hat ihm aus irgendeinem Grund nicht gereicht. Und jetzt hast du mich überredet, dich mitzunehmen, und siehe da: Storn ist glücklich wie ein junger Hund, der einen saftigen Knochen ausgebuddelt hat.«

Ida runzelte die Stirn. »Ich verstehe dich nicht«, sagte sie ehrlich. Marten lachte leise und tastete nach ihrer Hand, um sie sanft zu drücken. »Schlaf jetzt, Prinzessin. Morgen kannst du mir dann ausführlich erzählen, wie Storn mich erledigen will.« Er drehte sich auf die Seite und schloss die Augen. Ida grübelte noch eine Weile über seine Worte nach, aber dann überwältigte auch sie der Schlaf.

Ida schlief tief und traumlos und erwachte erst, als Licht durch das Fenster blinzelte. Ihr Kopf lag wie am Morgen zuvor in einen kissengroßen Arm gebettet, und ihre Wange ruhte sanft an einer weich gepolsterten Brust. Sie öffnete träge ihre Augen und sah, wie Marten sie still über die fleischigen Falten hinweg betrachtete, die sein Hals und seine Kinne im Liegen bildeten. Ida rollte sich auf den Rücken und streckte sich. Marten zog schweigend seinen Arm unter ihr fort.

»Ich hasse es, früh aufzustehen«, murmelte sie gähmend. »Es müsste ein Gesetz dagegen erlassen werden.«

Marten lachte grollend und stützte sich auf die Ellbogen. »Ganz deiner Meinung, Prinzessin.« Er schob sich in eine sitzende Position und kratzte sich ausgiebig die breite, mit rötlichem Haar bedeckte Brust.

Ida drehte sich auf die Seite und musterte ihn ungeniert. »Ich hätte nicht gedacht, dass du dich wirklich an dein Wort hältst«, sagte sie. Marten schoss ihr einen grün blitzenden Blick aus seinen schwerlidrigen Augen zu. Ida sah wieder einmal Simon vor sich sitzen, der ein kleines Mädchen wegen ihres Benehmens rügte.

»Wie ist Simon gestorben?«, fragte sie leise.

Marten holte tief Luft und stieß sie scharf wieder aus. »Er wurde in einem Kampf getötet.« Ida ließ ihn nicht aus den Augen. Er blickte sie nicht an, sondern sah auf seine dicken Hände hinunter, die reglos gefaltet auf seinem gewölbten Bauch ruhten.

»Du warst dabei?«, fragte Ida weiter. Über Martens Miene schien ein schmerzlicher Schatten zu huschen, aber als er Ida nun sein Gesicht zuwandte, war es ausdruckslos wie zuvor. »Warum hast du ihm die Kette gegeben?«, fragte er zurück. »Hast du ihn geliebt?«

Nun war es an ihr, den Blick abzuwenden. »Nein«, sagte sie ruhig. »Ich war noch ein Kind, und ich war in ihn verschossen, das ist alles. Ich glaube, dein Bruder hatte keinen allzu feinen Charakter, aber ich mochte ihn trotzdem. Er war immer freundlich zu mir, und ich glaube, er konnte mich auch ganz gut leiden.«

Marten schnaufte amüsiert. »Kein allzu feiner Charakter«, das ist nett gesagt, Prinzessin. Simon war ein Monstrum, das kann ich dir nur bestätigen. Er hat jeden hintergangen und ausgenutzt, der sich mit ihm eingelassen hat. Und am allerschlimmsten hat er diejenigen verraten, die ihm vertrauten und die ihn geliebt haben.« Er verstummte, selbst erschreckt über den ungewollt heftigen Ausbruch.

Ida kannte ihn inzwischen gut genug, um ihm ihr Mitgefühl nicht zu zeigen. »Er muss dich sehr verletzt haben«, sagte sie in neutralem Ton.

Marten lachte böse und laut auf. »Verletzt. Das trifft es nicht ganz, Prinzessin.« Er verzog seinen fein geschwungenen Mund, und eine Sekunde lang sah es fast so aus, als würde er zu weinen beginnen. Dann räusperte er sich und sagte nüchtern: »Erzähl mir von eurer Unterredung. Ich muss wissen, was Storn vorhat.«

Ida setzte sich ebenfalls auf, lehnte sich mit angezogenen Beinen gegen das Kopfende des Bettes und fasste kurz das Gespräch mit Storn zusammen. Marten lauschte schweigend und konzentriert. Als sie endete, schloss er die Augen. Er saß eine Weile brütend da, dann kicherte er vergnügt und patschte sich auf den Bauch.

»Du bist wunderbar, Prinzessin. Deine Geschichte, wie wir uns kennen gelernt haben –

ich hätte sie nicht besser erfinden können.« Seine Augen funkelten boshaft. »Er muss jetzt glauben, dass ich zu meinem Vergnügen kleine Jungs mit nach Hause nehme und vernasche. Wahrscheinlich hat er die ganze Nacht vor Aufregung nicht geschlafen. Es muss ihm wie Kohlen im Hintern brennen, der Khanÿ brühwarm Bericht zu erstatten, damit sie mich kastriert.« Er lachte laut auf. »Prinzessin, ich könnte dich küssen!«

»Untersteh dich«, sagte Ida erschrocken. »Wieso bist du so scharf darauf, dass er dich in der Hand hat? Er bringt dich mit dem, was er zu wissen glaubt, doch in eine ausgesprochen gefährliche Lage.«

Marten ließ sich wieder auf den Rücken sinken. Er verschränkte die massigen Arme hinter dem Kopf und schmunzelte selbstzufrieden. »Storn versucht, mich auszubooten, seit wir – seit die Khanÿ die Organisation übernommen hat. Er glaubt, dass ich sie irgendwie in der Hand habe, und versucht fieberhaft, ein Druckmittel gegen mich zu finden, um mich gegen sie auszuspielen. Er will zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, der gute Storn. Sein Ehrgeiz wird ihm allerdings früher oder später das Genick brechen.«

»Also lieferst du ihm etwas, womit er dich erpressen kann, und er wird dich nicht mehr so aufmerksam beobachten, wie er es bisher getan hat. Dann hast du endlich freie Bahn, um ihn in aller Ruhe bei der Khanÿ in Misskredit bringen zu können. Ich verstehe. Ihr seid wirklich aus dem gleichen Holz geschnitzt, Storn und du.«

Marten hatte den unverhohlenen Abscheu in ihrer Stimme schwerlich überhören können. Er wandte ihr langsam den Kopf zu und blickte sie spöttisch an. »Was ist, Prinzessin? Du bist doch nicht etwa enttäuscht? Denk daran, ich bin nicht der edle Ritter in unserer Familie. Du hast dich dummerweise mit dem schurkischen Bruder eingelassen.«

Ida stand auf und begann sich anzukleiden. Marten sah ihr schweigend und immer noch mit einem süffisanten Lächeln um die Lippen zu. Als sie in ihre Stiefel schlüpfte, schlug er die Decke beiseite und stellte seine Füße auf den Boden.

»Tu mir den Gefallen, bleib noch eine Weile hier oder halte dich zumindest aus der Küche fern. Ich muss Storn noch die Gelegenheit geben, mir ungestört das Messer an die Kehle zu setzen. Ich rufe dich zum Frühstück, wenn das erledigt ist.«

»Du scheinst dir ja sehr sicher zu sein, dass eure Khanÿ zu dir halten wird.« Ida stand mit dem Rücken zum Fenster, die Arme verschränkt, und sah Marten mit hochgezogenen Brauen skeptisch an.

Marten knöpfte mit seinen dicken, geschickten Fingern gelassen sein Hemd zu. »Sie ist ein gerissenes, herzloses altes Weib. Sie weiß, auf wen sie sich verlassen kann und auf wen nicht. Außerdem kennt sie mich länger und besser als Storn.«

»So, das meinst du also.« Ida lächelte. »Seltsam nur, dass Storn ebenso sicher ist, dass sie nur auf eine Gelegenheit wartet, dich den Wölfen zum Fraß vorzuwerfen. Er sagt, du seist schon lange nicht mehr ihre Nummer eins, weil du viel zu fett und bequem geworden bist. Du hättest das nur noch nicht gemerkt.«

Marten schnaubte abfällig und ging hinaus, aber Ida hatte den kurzen Moment der Verunsicherung in seinen Augen gesehen. Sie setzte sich in das Fenster und blickte hinaus auf den Fluss, der in der Sonne glitzerte wie ein Edelstein. Das hier war nicht der düstere, bedrohliche Ort, als den sie sich den Nebelhört vorgestellt hatte, aber dennoch fühlte sie

sich sehr weit von zu Hause entfernt. Was hatte sie nur geritten, sich mit diesem gemeinen, hinterhältigen Menschen zu verschwistern? Niemand würde es ihr verübeln, wenn sie die ohnehin wenig aussichtsreiche Suche nach ihrem Bruder abbräche und nach Hause zurückkehrte. Sie könnte ihren Eid ablegen und endlich wieder bei ihren Freundinnen im Gildenhaus leben. Dort gehörte sie hin, und nicht an die Seite dieses fetten Verbrechers.

Sie seufzte leise und beugte sich aus dem Fenster, um tief Luft zu holen. Zu dumm, dass sie jetzt die Neugier gepackt hatte. Welche profitable Ware verschob diese Organisation in die Hierarchie? Und natürlich brannte sie darauf, die Anführerin dieser Bande kennen zu lernen. Eine Frau, von der gewissenlose und kaltblütige Männer wie Storn und Marten mit derart großem Respekt, ja sogar mit einiger Furcht sprachen, musste eine wirklich bemerkenswerte Persönlichkeit sein.

»Stefan! Raus aus den Federn, du Faulpelz, das Frühstück ist fertig«, rief Marten munter von unten.

Ida sprang vom Fenstersims und öffnete die Tür. »Na, die waren sich aber schnell einig«, murmelte sie und lief die Treppe hinunter.

Marten stand am Herd und briet Schinken, und Storn saß am Tisch und zwinkerte ihr zu. Marten wandte sich von seiner Pfanne ab und zog Ida an sich. Mit einem herausfordernden Blick auf Storn küsste er sie auf den Mund und schickte sie dann mit einem kräftigen Klaps auf den Po zu ihrem Platz am Tisch. Storn lächelte schmal und wünschte ihr einen guten Morgen.

»Wie sehen deine weiteren Pläne aus, Marty?«, fragte er später, als das Frühstück beendet war und sie müßig mit den Teebechern in der Hand vor dem Haus saßen.

Marten hatte sein Hemd geöffnet und ließ sich den Bauch von der Sonne bescheinen. Er legte seinen Arm um Idas Schultern und drückte sie zärtlich an sich. »Ich denke, wir werden noch ein paar Tage hier bleiben und es uns gut gehen lassen. Die Khanÿ wartet sicher nicht so dringend auf meinen Bericht. Und mein Kleiner hier hat sich ein paar freie Tage verdient.« Er tätschelte Idas Wange. »Wir werden es uns schön machen, mein Junge. Die Arbeit kann warten. Mein Wirtshaus ist so oder so futsch, also habe ich alle Zeit der Welt.«

Storn sah sehr zufrieden aus und bemühte sich, das mit einem Gähnen zu kaschieren. »Ich bringe den Transport zur Grenze«, sagte er lässig. »Falls er noch kommt. Vielleicht sehen wir uns ja später in der Zentrale.«

Marten reckte sich und stand auf. »Ich gehe los und besorge uns Vorräte. Mein Reiseproviand reicht gerade noch für einen Imbiss. Ich bin gegen Mittag sicher wieder da, haltet ihr es bis dahin aus?«

Ida lachte, und auch Storn wirkte amüsiert. »So gerade eben, mein Alter«, erwiderte er lächelnd. Er stand auf und begleitete Marten zum Stall, wobei die beiden leise miteinander sprachen. Ida sah ihnen unbehaglich nach. Sie wusste nicht, was Marten vorhatte, und er würde es ihr auch sicher nicht verraten.

Marten war kaum eine Stunde fort, als der erwartete zweite Frachtkahn eintraf. Sie beobachtete vom Hof aus, wie Storn mit dem Mann, der den Kahn steuerte, einige Worte wechselte. Dann verschwanden beide unter Deck. Ida schlenderte neugierig auf den Kahn

zu. Sie warf einen flüchtigen Blick in die Runde und kletterte dann an Bord. Von unten drangen gedämpfte Stimmen herauf. Sie zögerte. Schnelle Schritte erklangen, und eine Luke schwang auf. Es war Storn. Er sah sie, und einen Moment lang blitzte es gefährlich in seinem gesunden Auge. Dann lächelte er und winkte ihr. »Stefan, ich wollte dich gerade rufen. Komm, du wolltest doch sehen, was wir befördern.«

Er stieg die steile Leiter wieder hinab. Ida folgte ihm mit wummerndem Herzen in den dunklen, nach Fäulnis und brackigem Wasser riechenden Frachtraum. Es dauerte einen Moment, bis ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Der Raum schien voller Leben zu sein. Sie hörte leise Geräusche und vielstimmiges Atmen. Storn nahm einen Glühstein aus der Tasche und ließ ihn aufflammen. Sein weiches Licht wanderte über emporgewandte Gesichter und geblendete Augen.

Ida keuchte auf und wich unwillkürlich zurück. »Süßer Iovve«, ächzte sie. Storn stand breitbeinig und voller Stolz in der Mitte des Frachtraumes und ließ das Licht des Glühsteins über die Menschen gleiten. Es waren fast ausschließlich Frauen und einige wenige jüngere Männer. Sie saßen eng zusammengedrängt auf dem Boden und starrten teilnahmslos auf Storn und Ida. Einige der jüngeren Frauen, fast noch Kinder, sahen ängstlich aus, aber die Mehrzahl schien zu erschöpft und apathisch, um noch irgendetwas empfinden zu können. Ida wandte sich um und tastete sich blind zur Treppe vor. Sie taumelte an Deck und beugte sich schwer atmend über die Reling.

»Was hast du?«, fragte Storn, der hinter ihr herkam. »Die Luft da unten, ich sehe schon«, sagte er verständnisvoll, als er Idas bleiches Gesicht sah. »Davon kann es einem schnell übel werden, wenn man nicht daran gewöhnt ist.«

Er klopfte ihr aufmunternd auf die Schulter. »Beeindruckend, nicht wahr? Das ist beste Ware, sie wird uns eine schöne Stange Geld und Tauschgüter einbringen. Du hast die Männer gesehen?« Ida nickte stumm. »Die sind für die Glühsteinminen in den Sendrasser Bergen bestimmt. Da wird eine Menge Material verschlissen, kann ich dir sagen.« Er blinzelte vergnügt in das helle Sonnenlicht.

»Und die Frauen?«, brachte Ida heraus. Storn sah sie ein wenig verdutzt an.

»Das kannst du dir doch denken«, sagte er unwillig. Dann hellte sich seine Miene auf. »Ach so, du meinst, wohin genau sie gebracht werden. Schlauer Bursche. Das wird eine deiner Aufgaben sein, Stefan. Ich habe immerhin so viel herausgebracht, dass eine Art von Verteiler für sie in der Nähe von Nortenne existieren soll. Von da aus werden sie an die einzelnen Kunden verkauft. Klemm dich dahinter, Junge. Ich will Namen, Kontaktleute. Du weißt schon.« Er stieß Ida verschwörerisch in die Seite. Dann sah er sie besorgt an. »Du bist ganz grün um die Nase, bist du krank?«

Ida log, dass sie das reichliche Essen nicht gut vertrug. Storn lachte laut auf. »Da hast du dir aber genau den richtigen Liebhaber ausgesucht. Ich habe mich schon gewundert, wieso du noch so dünn bist. Kotzt wohl alles wieder aus, hm?« Er schüttelte sich vor Lachen. Ida zwang sich zu einem verkrampften Grinsen und murmelte, sie wolle sich lieber etwas hinlegen.

Storn winkte ihr vergnügt nach, als sie von dem Kahn mit seiner grausigen Fracht sprang, und verschwand wieder unter Deck. Ida ging nicht ins Haus zurück. Zielloos und blind für ihre Umgebung lief sie das Flussufer hinauf. Das Wasser plätscherte fröhlich

gegen die sanfte grüne Böschung, Vögel sangen, und freundlicher Sonnenschein wärmte ihren Scheitel. Irgendwann erwachte sie aus ihrem Elend und sah sich um. Das Haus lag weit hinter ihr, und der unselige Kahn war von hier aus nur noch ein schmutziger schwarzer Fleck im Wasser. Ida kämpfte den würgenden Brechreiz nieder und ließ sich schwach wie nach einem tagelangen Marsch ins Gras sinken. Die Gesichter der Gefangenen tanzten vor ihrem Blick; trübe, verängstigte Augen sahen sie an und schienen um Hilfe zu flehen. Ida erinnerte sich mit einer erneuten Welle von Übelkeit an die »kleineren Exemplare« bei dem ersten Transport, die Storn Marten gegenüber erwähnt hatte, und musste heftig schlucken. Sie drückte eine Faust gegen den Mund und zog ihre Knie an die Brust. Sie musste etwas gegen diesen Handel unternehmen, sie musste unbedingt dafür sorgen, dass er aufhörte, sonst würde sie nie wieder ruhig schlafen können.

Die Sonne stach mittlerweile giftig von einem grünlichen Himmel, und am Horizont zogen düster dräuende Wolken auf. Die Vögel waren verstummt. Die drückende Luft schien in Erwartung des Gewitters geradezu vor Erregung zu vibrieren. Ida stand auf, sie fühlte sich elend und zerschlagen. Der Kahn war fort. Ida blickte reglos auf den bleiern daliegenden Fluss und machte sich auf den Rückweg.

Als sie den Hof betrat, fielen die ersten, großen Tropfen. Donner grummelte in der Ferne. Die Hintertür stand weit offen, und Ida lehnte sich schweigend an den Türrahmen. Marten stand leise vor sich hinpfeifend am Herd und rührte in etwas überaus verlockend Riechendem herum. Er hatte sich andere Kleider besorgt, stellte sie teilnahmslos fest. Die zeltartig weite Hose unter einer etwas zu engen Tunika und die alberne blaue Schärpe, die er um seinen riesigen Bauch gewickelt trug, ließen ihn womöglich noch umfangreicher erscheinen als seine übliche Kleidung.

Sie regte sich unbehaglich, und Martens Kopf ruckte herum. Ohne in seinem Tun innezuhalten, nickte er ihr zu. »Storn ist weg«, sagte er. »Ich soll dich grüßen. Hast du Hunger? Du siehst blass aus.«

Ida setzte sich schweigend an den Tisch und schloss die Augen. Der übermächtige Ekel, den sie bei seinem Anblick empfand, ließ sie beinahe ohnmächtig werden. Sie musste an sich halten, um ihm nicht ihr Messer in den fetten Bauch zu jagen und die Welt so von einer widerlichen Pestbeule zu befreien.

Schwere Schritte durchquerten die Küche, und die Bank, auf der sie saß, senkte sich unter Martens gewaltigem Gewicht. Eine plumpe Hand landete weich auf ihrer Schulter. Von Widerwillen geschüttelt machte sie sich frei und rückte hastig beiseite. Marten sah sie besorgt an. Sie schluckte ihren Abscheu hinunter und zwang sich zu einem winzigen Heben der Mundwinkel.

»Wann reiten wir los?«, fragte sie heiser.

Marten ließ sie nicht aus den Augen. Seine Miene zeigte düsteren Argwohn.

»Frühestens übermorgen«, antwortete er schließlich und wuchtete seine Massen wieder in die Höhe. Er kehrte an den Herd zurück und sprach weiter, während er ihr den Rücken zuwandte: »Ich will Storn die Gelegenheit geben, der Khanÿ Bericht über meine Verfehlungen zu erstatten. Je tiefer er sich selbst reinreitet, desto besser.« Er verstummte und begann tonlos vor sich hinzusummen.

»Ich will, dass du mich zu ihr bringst«, forderte Ida. Marten führte den Löffel an seine Lippen. Er schüttelte nur knapp den Kopf und schmeckte in aller Ruhe das Essen ab. »Du wirst mich zu ihr bringen«, wiederholte Ida kalt. »Vergiss nicht, dass du für mich arbeitest. Ich will mit ihr sprechen.«

Marten wandte sich sehr langsam um und verschränkte die Arme über dem Bauch. »Was versprichst du dir davon?«, fragte er gefährlich sanft. »Sie wird dich nicht empfangen. Ich riskiere meinen Kopf, wenn ich versuche, dich in die Zentrale zu bringen. Wenn sie Informationen über Albuin hat, werde ich sie dir weitergeben. Was ist los mit dir, Ida?«

Ida fühlte, wie der Zorn in ihr hochzubrodeln begann wie flüssige, kochende Lava. Ein Blitz tauchte die überhitzte Küche in gleißend kaltes Licht, und kurz darauf krachte ein Donnerschlag, der sie beinahe ertauben ließ. Sie ballte ihre Fäuste und holte tief und zitternd Luft.

Der fette Mann ließ die Arme scheinbar entspannt an seine Seiten sinken. Seine scharfen Augen ließen Ida keine Sekunde los. Sie stemmte die Handflächen auf den Tisch und stand bebend vor Wut auf. Marten trat einen kleinen Schritt zur Seite und griff wie unabsichtlich nach dem Messer, das zwischen Kartoffelschalen neben dem Herd lag. Ida starrte ihn hasserfüllt an und zwang sich, die Arme vor der Brust zu verschränken.

»Du wirst mich zur Khanÿ bringen, so lautete unsere Abmachung.« Ihre Stimme klang gepresst. »Ich bin dir keine Rechenschaft darüber schuldig, was ich mit ihr besprechen will. Du wirst gut dafür bezahlt, das sollte dir genügen. Sei versichert, dass sie interessiert sein wird an dem, was ich ihr zu verkaufen habe. Wenn du dich allerdings zu sehr um deine kostbare Haut sorgst, dann kann ich Storn fragen ...«

Marten fluchte und stieß das Messer tief in den Tisch, wo es zitternd stecken blieb. Er beugte sich zu ihr und zischte: »Gut, du bekommst, wofür du bezahlst, Lady. Aber die Sache wird teuer, sei dir darüber im Klaren. Kein Freundschaftspreis um der alten Zeiten willen, Prinzessin!«

Sie starrten sich noch einige Atemzüge lang zornig an, dann fuhr Marten mit einem wütenden Ausruf herum und stürzte zu seinem Kochtopf. Er rührte wild darin herum und schimpfte erbittert: »Angebrannt! Du hast es geschafft, jetzt ist alles angebrannt!« Ida stieß einen Laut wildesten Abscheus aus und stürmte aus der Küche.

An diesem Tag wechselten sie kein Wort mehr miteinander. Das Gewitter tobte sich über dem Haus aus und zog dann nach Norden ab. Gegen Abend hörte es auf zu regnen, und die Luft roch wieder frisch und kühl. Ida hatte nichts von dem angerührt, was Marten gekocht hatte, so verlockend es auch roch. Sie war erst am späten Nachmittag in die verlassene Küche zurückgekehrt und hatte sich Brot und etwas Käse geholt. Die Nacht verbrachte sie auf einem der Strohlager im Erdgeschoss. Marten hatte sich mit einem Krug in seine Kammer zurückgezogen und sorgte dort wahrscheinlich für seinen abendlichen Vollrausch.

Ida schlief schlecht in dieser Nacht. Sie wälzte sich auf ihrem raschelnden Lager von einer Seite auf die andere und rang mit ihrem Entschluss, das Oberhaupt der Organisation aufzusuchen. Wäre es nicht klüger, nach Nortenne zurückzukehren und gemeinsam mit ihren Gildenschwestern nach dem Umschlagplatz für die erbarmungswürdige menschliche

Ware zu suchen?

Sie seufzte und drehte sich auf die andere Seite. Das Stroh roch ein wenig muffig, es war feucht geworden und hätte längst ausgewechselt werden müssen. Ob sie hier manchmal ihre Gefangenen übernachten ließen, wenn die Grenze geschlossen und der Weitertransport zu gefährlich war?

Sie wusste nicht, wo sie anfangen sollte. Nortenne und seine Umgebung, das war eine viel zu vage Angabe für eine erfolgreiche Suche nach dem bewussten Sammelpunkt. Es konnte ein unauffälliger Bauernhof sein, ein Gasthaus, ein beliebiger Lagerraum. Womöglich hatte Storn sich geirrt, und der Umschlagplatz befand sich an einem ganz anderen Ort in der Hierarchie. Nein, ihre einzige Chance bestand darin, sich dieser skrupellosen Menschenhändlerin zu stellen und darauf zu hoffen, dass sie im Gespräch mit ihr einen Hinweis erhielt, der es ihr ermöglichen würde, der Khanÿ und ihren Spießgesellen das Handwerk zu legen. Sie musste sich gut überlegen, mit welcher Geschichte sie an diese Furcht erregende Frau herantrat. Vielleicht sollte sie die, die sie Storn aufgebunden hatten, ein wenig abwandeln. Marten durfte bei diesem Gespräch natürlich nicht zugegen sein, aber das würde sie schon zu erreichen wissen.

Gegen Morgen fand sie endlich ein wenig Schlaf und erwachte zerschlagen spät am Vormittag von dem Geräusch schwerfälliger Schritte, die die Treppe hinabstolperten. Die Küche war leer, und die Tür zum Hof stand weit offen. Ida machte Feuer und setzte den Wasserkessel auf.

Marten tappte auf bloßen Füßen von draußen herein und warf ihr einen schrägen Blick aus blutunterlaufenen Augen zu. Ida sah ihm zu, wie er sich ungelenk bückte und in einem großen Ledersack herumwühlte. Er trug wieder seine alten Kleider, die zerdrückt und schweißdurchtränkt an seinem Körper klebten, als hätte er in ihnen übernachtet. Sein Bauch wölbte sich schwer über den geöffneten Bund seiner Hose, und das schmutzige Hemd, das lose mit ausgefranstem Saum darüber hing, war am Ellbogen zerrissen und reichlich mit Fett- und Weinflecken verziert. Er fand, was er gesucht hatte, und richtete sich schnaufend auf. Den Krug unter den Arm geklemmt, schabte er sich mit seinen Wurstfingern durch die Bartstoppeln an seinem Hals und verließ wortlos die Küche. Ida hörte ihn die Treppe hinauftrampeln und seine Tür zuschlagen.

Ida verbrachte den Tag am Flussufer. Sie nutzte die Gelegenheit, zu baden und ihre Kleider zu waschen. Dann lag sie in der Sonne, ließ sich trocknen und feilte an der Geschichte, die sie der Khanÿ aufbinden wollte. Sie musste einer oberflächlichen Überprüfung standhalten. Ida wollte nicht den Fehler begehen, die Frau zu unterschätzen. Sie wusste nicht genug über sie, um sich ein Bild von ihr machen zu können, aber in ihrer Vorstellung war sie groß, imposant und Furcht einflößend, mit eisigen dunklen Augen und einem sadistischen, schmallippigen Mund.

Sie schüttelte das Bild ab und sammelte ihre trockenen Kleider ein. Zurück im Haus blieb sie einen Moment lang lauschend am Fuß der Treppe stehen. Aus Martens Kammer war kein Laut zu hören, wahrscheinlich lag er sinnlos betrunken auf seinem Bett.

Der Tag ging irgendwie vorbei. In der Abenddämmerung kam Marten wieder in die Küche gewatschelt. Er sprach kein Wort, bereitete sich unter Idas verachtungsvollen Blicken mit unsicheren Bewegungen eine kalte Mahlzeit und trug sie mit einem weiteren

Krug Wein hinauf in seine Kammer.

»Ich hoffe, du bist morgen wieder nüchtern genug, damit wir aufbrechen können«, rief sie ihm hinterher, aber als einzige Antwort schmetterte er die Tür zu.

Ida war nicht schlecht überrascht, Marten schon beim Frühstück zu finden, als sie frühmorgens in die Küche kam. Er knurrte einen Gruß und schob ihr Eier und Schinken hin. Sie aßen schweigend, und ebenso schweigend räumten sie alles auf, packten ihre Sachen zusammen und sattelten die Pferde, die ausgeruht und voller Bewegungsdrang von einem Bein auf das andere traten.

Sie ritten nach Westen, wobei sie flaches, größtenteils bewirtschaftetes Land und ausgedehnte lichte Laubwälder durchquerten. Inmitten von Feldern, auf denen zarte grüne Getreidehalme zu sprießen begannen, lagen vereinzelte einsame Gehöfte.

Hin und wieder begegneten sie auch Menschen: einem Bauern, der auf einem Feld stand, einen breitkrempigen Strohhut in der Hand, und sich die Augen beschattete, während er ihnen hinterher sah, wie sie vorbeiritten; einer alten Frau und zwei kleinen Kindern, die mit einem Esel und einem Handkarren unterwegs waren, wohl, um Holz zu sammeln, und einmal einer kleinen Patrouille von Uniformierten, die sie anhielten und nach ihrem Woher und Wohin fragten.

Ida überließ Marten die Formalitäten und musterte die Soldaten. Sie waren in weite, weiße Hosen und ebensolche Tuniken gekleidet, über denen sie leichte, dunkle Lederwesten trugen. Ihre Bewaffnung bestand aus Kurzschwertern und kleinen Wurfäxten, und sie hatten dunkelblaue Stoffstreifen um ihre sonnenverbrannten Stirnen gebunden. Die Haare trugen sie lang und zu einem Zopf geflochten, der ihnen über den Rücken hing.

Der Oberste der Patrouille zeigte sich befriedigt von Martens Auskünften und wünschte ihnen eine gute Weiterreise. Er salutierte höflich, bevor die Soldaten wieder auf ihre Pferde stiegen und weiter in die Richtung ritten, aus der Ida und Marten gekommen waren.

»Die waren aber freundlich«, sagte Ida verwundert und vergaß darüber ganz ihr eisernes Schweigen, das sie bisher Marten gegenüber gewahrt hatte.

Marten grinste höhnisch und spuckte aus. »Ich hab dem Obristen ja auch ordentlich die Handfläche versilbert«, sagte er und ließ sein Pferd antraben. »Die Protektoren sind schlecht besoldet und immer dankbar für eine kleine Unterstützung. Dafür fragen sie nicht so genau nach, ob man wirklich berechtigt ist, sich auf dieser Straße aufzuhalten.«

Das blieb bis zum Abend das Einzige, worüber sie miteinander sprachen. Sie übernachteten notgedrungen im Freien, in einem Gehölz, das ihnen ein wenig Schutz vor neugierigen Blicken bot, und in dessen Nähe ein kleiner, klarer Bach munter glucksend über runde Kiesel hüpfte. Ida versorgte die Pferde, während Marten eine Feuerstelle einrichtete und sich um ihr Abendessen kümmerte. Ida hatte entschieden, dass es zwar ihrem Stolz, aber weniger ihrer Kondition nützte, wenn sie die gemeinsamen Mahlzeiten verweigerte, und löffelte nun stumm die köstliche Brühe mit den saftigen Fischstücken, die Marten zubereitet hatte. Wie unerfreulich auch sonst die Umstände dieser Unternehmung sein mochten, kulinarisch gesehen hatte sie sich bisher außergewöhnlich erfreulich gestaltet.

Nach dem Essen und nachdem sie ihre Näpfe im Bach ausgespült hatten, rollte Ida sich neben dem Feuer in ihre Decke und bettete den Kopf auf dem Sack mit ihren Kleidern. Sie hörte, wie Marten sich auf der anderen Seite sein Lager zurechtmachte und zum Schlafen niederlegte. Es blieb eine Weile ruhig, dann sagte er mit seiner tiefen, immer ein wenig heiseren Stimme: »Es wird sicher kalt, Prinzessin. Meinst du, du könntest deinen Widerwillen für diese Nacht noch einmal überwinden und auf diese Seite des Feuers kommen?«

Ida antwortete nicht. Nach einem Moment des Schweigens hörte sie ihn seufzen. »Was ist passiert, Ida? Habe ich etwas gesagt oder getan, was dich verletzt hat? Ich hatte gerade das Gefühl, dass wir uns ein wenig besser verstehen und jetzt ...«

»Bitte, Marten, lass uns schlafen«, unterbrach Ida ihn schroff. »Ich hege nicht den Ehrgeiz, mich mit einem Verbrecher gut zu verstehen. Ich will nur meinen Bruder auftreiben und endlich wieder nach Hause.« Sie hörte, wie Marten scharf die Luft einsog. Danach herrschte Ruhe.

Der Morgen war neblig und feucht. Ida glaubte, jeden einzelnen ihrer Knochen kalt und spröde im Leib zu spüren. Steif und ungelenk bog sie ihre klammen Finger um den wärmenden Becher mit heißem Tee und ließ sich, dicht am Feuer stehend, langsam von außen und innen auftauen. Sie überließ es Marten, das Lager abzubauen und die Pferde zu satteln, und schwang sich dann ohne ein Wort in den Sattel.

Gegen Mittag erreichten sie erstmals dichter besiedeltes Gebiet. Kleine, saubere Bauernhöfe wechselten sich ab mit winzigen Dörfern, die aus kaum mehr als fünf oder sechs strohgedeckten Häusern um einen Brunnen bestanden.

Marten wandte sich im Sattel um und gab Ida einen knappen Wink, zu ihm aufzuschließen. »Wir werden in etwa einer Stunde die erste größere Ortschaft erreichen. Richte dich nach mir und verhalte dich nicht zu auffällig. Und, vor allem anderen, vergiss nicht, dass du ein Mann bist: Falls wir Frauen begegnen sollten, sieh auf keinen Fall hin!«

Ida starrte ihn an. Er erwiderte ihren Blick und fuhr eindringlich fort: »Merk dir das, Ida, es ist wirklich gefährlich. Wenn ein Mann das Gefühl hat, dass du seine Frau ungebührlich ansiehst, kann er dich sofort töten, und niemand würde ihn dafür zur Rechenschaft ziehen. Wahrscheinlich wird nichts passieren, wenn es sich um eine Frau der unteren Kaste handelt, die ohne Augenbinde herumläuft, aber bei Frauen aus den oberen Kasten riskierst du mit einem unvorsichtigen Blick dein Leben.«

Ida nickte stumm und ein wenig zweifelnd. Das klang zwar wie ein albernes Märchen, aber sie tat im Zweifelsfall besser daran, sich an das zu halten, was Marten sagte, zumindest bis sie etwas mehr über die Sitten des Landes wusste.

Martens Warnung erwies sich vorerst als überflüssig. Sie ritten über die holprigen Wege des Ortes, argwöhnisch beobachtet von den Bewohnern, und sahen nicht eine einzige Frau auf der Straße. Da waren Männer jeden Alters, die ihren Beschäftigungen nachgingen oder einfach dasaßen und schwatzten, und es gab Scharen von barfüßigen Kindern beiderlei Geschlechts, die ihnen nachliefen und sie mit schrillen Stimmen anbettelten, aber nicht eine einzige erwachsene Frau. Die Häuser des Ortes waren allesamt von hohen, abweisenden Mauern umgeben. Ida konnte nur erahnen, wie es dahinter aussehen mochte. Es schien dort Gärten zu geben, denn sie sah Bäume und die

Spitzen von Sträuchern. Hin und wieder konnte sie durch den Spalt eines offen stehenden Tores den Blick auf grüne und blühende Flächen erhaschen, aber das war auch schon alles.

Ida war froh, als sie den Ort hinter sich gelassen hatten und weiter durch die fruchtbare Ebene nach Westen ritten. »Wann werden wir an unserem Ziel sein?«, fragte sie, als der Abend sich näherte.

Marten drehte sich nicht zu ihr um. »Wir kommen heute noch in Iskerias an, aber zur Khanÿ kann ich dich frühestens morgen bringen«, sagte er knurrig. Ida nahm es zur Kenntnis. Es erschien ihr ohnehin gescheiter, ausgeruht zu dem Treffen zu erscheinen. Iskerias entpuppte sich als erstaunlich große Stadt. Ida schätzte, dass sie nicht viel kleiner als Nortenne war. Hier sah sie auch die erste Frau, die mit gesenktem Kopf hinter einem Mann herging. Sie hatten kurz angehalten, weil Marten einen Stein entfernen musste, den sein Pferd sich eingetreten hatte, und Ida fand die Muße, sich gründlich umzublicken.

Ida musste sich zwingen, die Frau nicht fassungslos anzustarren. Sie hatte es für einen der nicht besonders gelungenen Scherze Martens gehalten, aber jetzt konnte sie es mit eigenen Augen sehen. Unter gesenkten Lidern und aus den Augenwinkeln betrachtete sie die üppige, in reich bestickte Gewänder gekleidete Gestalt der Frau und die breite, mit blitzenden Steinen und bunter Stickerei verzierte Binde, die sie um ihre Augen trug. Und wirklich, da war auch eine kurze, hübsch geflochtene Leine, die sie mit dem Gürtel des vorangehenden Mannes verband. Er schritt stolz und ein wenig prahlerisch daher, in seinem ganzen Auftreten ein wohlhabender Kaufmann, und seine Frau – Ida nahm zumindest an, dass sie seine Frau war – folgte ihm mit kurzen, tastenden Schritten, aber ohne im Mindesten zu zögern. Hin und wieder rief er leise etwas über seine Schulter zurück, wahrscheinlich, um ihr Hindernisse auf dem Weg oder eine Richtungsänderung anzuzeigen.

Ida hätte beinahe Martens Warnung vergessen, aber im letzten Moment wandte sie das Gesicht ab und blickte angestrengt in die Gegenrichtung, als das Paar an ihnen vorbeiging. Marten hatte den Huf seines Pferdes gesäubert und stieg wieder auf. »Da vorne ist unsere Herberge«, wies er die Straße hinauf. »Dort werden wir uns einquartieren.«

Ida machte sich auf das Schlimmste gefasst, aber die Herberge war zwar einfach, doch sauber und wurde von einem freundlichen alten Mann geführt, der Marten überaus herzlich begrüßte. Marten umarmte ihn und wechselte dann leise einige Worte mit ihm. Ida, die sich einige Schritte entfernt aufhielt, konnte nicht hören, was die beiden sagten, wunderte sich aber über den sanften, beinahe liebevollen Klang von Martens Stimme. Endlich winkte der alte Mann ihr zu und reichte ihr eine knorrige Hand zur Begrüßung. Sie lächelte in seine wässrigen blauen Augen und wurde mit einem breiten, zahnлückigen Lächeln belohnt.

»Ich freue mich, einen Freund Martens kennen zu lernen«, sagte der alte Mann mit erstaunlich klangvoller, jugendlicher Stimme. »Ich bin Amos.« Ida murmelte ihren falschen Namen, und der alte Amos klopfte ihr ungeschickt auf den Arm. »Schön«, sagte er und rieb sich zufrieden die stark geäderten Hände. »Was möchtest du essen, mein

Junge? Oder willst du einem alten Mann zeigen, was du in den letzten Jahren alles verlernt hast von dem, was er dir beigebracht hat?«

Marten lachte rollend und hob seine Satteltaschen auf. »Nein, Amos, das werde ich nicht tun. Ich freue mich schon seit Tagen auf deine Künste. Und ich lasse mich gerne von dir überraschen, mein Alter.«

»Zeig deinem jungen Freund den Weg«, sagte Amos energisch und warf einen unauffälligen Blick auf Idas scheckiges Haar. »Er kann dein altes Zimmer haben, falls es dir nichts ausmacht. Du schläfst doch sicher lieber wieder in einem der unteren Gastzimmer.«

Marten nickte und wies Ida den Weg über die steile Treppe. Das Haus war weitaus verwinkelter, als es von außen den Anschein gehabt hatte. Die Kammer, auf deren Boden sie schließlich ihr Gepäck fallen ließ, befand sich unter der Dachschräge und bot einen wunderbaren Ausblick über die Dächer und Innenhöfe der Stadt. Ida lehnte sich weit aus der Dachluke und ließ den Blick schweifen. »Du findest zurück?«, fragte Marten brummig. Ida sah sich in der kleinen Kammer um, die für wenig mehr als ein Bett und eine kleine Truhe Platz bot, und nickte unaufmerksam.

»Das war deine Kammer?«, fragte sie erstaunt. »Was heißt das, wann hast du hier gelebt?«

Marten schien die Frage unangenehm zu berühren. »Zuletzt während meiner Zeit als Söldner. Amos sagt, dass er diese Dachkammern ohnehin selten oder nie vermietet. Er wollte mir das Gefühl geben, ihm jederzeit willkommen zu sein.« Er trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Seine Augen irrten unstedt durch den kleinen Raum. Er berührte fahrig einen walnussgroßen, glatt polierten Stein, der wie vergessen auf der Truhe lag, und streichelte mit den Fingern darüber. Sein breites Gesicht nahm einen verlorenen, traurigen Ausdruck an, der gar nicht so recht zu ihm passte.

Ida war wider Willen berührt. »Was hast du?«, fragte sie, ein wenig ungehalten über ihr eigenes Mitgefühl.

»Nichts«, murmelte er und nahm den Stein in seine riesige Hand. »Der hat meinem Bruder gehört. Er hatte ihn immer bei sich. Ich wusste nicht, dass Amos ihn hierher gelegt hat.«

Ida setzte sich auf das niedrige Bett. »Amos scheint ein netter Mensch zu sein.«

Es klang verwundert, und der dicke Mann verzog ein wenig das Gesicht. Er legte den Stein behutsam wieder auf seinen Platz. »Und da fragst du dich: Was hat ein netter Mensch wie Amos mit einem Ungeheuer wie mir zu schaffen, richtig?« Seine Stimme war von trügerischer Sanftmut.

»Ehrlich gesagt, ja«, erwiderte Ida kühl.

»Nun, am besten lässt du dir das von ihm selbst beantworten«, beschied Marten ihr ebenso kalt und drehte sich auf dem Absatz um. Ida hörte ihn die Treppe hinab schnaufen und legte sich ermattet zurück aufs Bett. Von hier aus konnte sie durch die Dachluke direkt in den blassblauen Abendhimmel sehen. Noch während sie über Marten und seine Beziehung zu einem netten alten Mann namens Amos nachdachte, schlief sie ein.

Sie schrak mit einem heftigen Ruck hoch, als jemand sie nicht besonders sanft an der

Schulter rüttelte. Einen Moment lang ohne jede Orientierung sah sie verständnislos in ein großes Gesicht, das von einem verdämmernden Himmel eingerahmt wurde.

»Das Essen ist fertig«, knurrte der dicke Mann und ließ ihre Schulter los. »Du hast richtig fest geschlafen, hm? Ich musste alle Treppen wieder hier heraufsteigen, weil du mich nicht hast rufen hören.«

Ida schwang die Beine aus dem Bett und fuhr sich gähmend durch die zerzausten Haare. »Was für ein Unglück«, bemerkte sie. »Hoffentlich hat dich die Kletterpartie nicht zu sehr vom Fleische fallen lassen, das wäre ja eine wahre Schande.«

Marten schnaubte verächtlich und legte die Hand auf den Türknauf. »Tu mir einen Gefallen. Solange wir mit Amos zusammen sind, versuch doch zumindest, den äußeren Anschein zu wahren. Immerhin habe ich dich als einen Freund vorgestellt.«

»Hatte ich dich darum gebeten?«, fragte Ida unhöflich.

Marten drehte sich um und sah sie aus zusammengekniffenen Augen an. »Es ist nicht um meinetwillen. Amos ist jemand, der mir sehr nahe steht. Ich möchte nicht, dass er sich Sorgen macht. Bitte, Prinzessin. Es sind doch nur ein paar Stunden.«

Seine flehende Miene mit den zum Schmollen geschürzten Lippen brachte Ida zum Lachen. »Also abgemacht, Waffenstillstand«, gab sie nach. »Aber nur, weil ich den Alten wirklich reizend finde.«

Amos empfing Ida mit einem herzlichen Lächeln in der großen Küche und komplimentierte sie an einen schön gedeckten Tisch. Marten zog sich unaufgefordert einen Stuhl heran und ließ sich schwer darauf niedersinken.

»Hast du außer uns keine Gäste?«, fragte er und griff nach dem Teller, den Amos ihm reichte. Der Alte schüttelte mit einem bedauernden Achselzucken den Kopf und schöpfte Suppe in seinen Teller. Ida hob den Löffel an den Mund und musste an sich halten, um nicht aufzustöhnen. Anscheinend ging die Mastkur hier bei Amos weiter. Der Alte hatte aufgefahren, als gälte es, eine ganze Kompanie ausgehungelter Gardisten zu verköstigen. Und außerdem war er, nach dem Löffel Suppe zu urteilen, den sie gerade probiert hatte, ein mindestens ebenso guter Koch wie Marten. Sie blickte sorgenvoll auf ihren Hosenbund nieder, der schon deutlich strammer zu sitzen schien als noch vor einigen Tagen. Wenn das so weiterging, war sie bald genauso fett wie Marten.

Die beiden Männer aßen stumm und konzentriert. Erst, als selbst Marten keine weitere Portion Suppe mehr verlangte und Amos sich an den Herd begab, um sich um den nächsten Gang zu kümmern, führten sie das Gespräch fort, als hätte es keine Unterbrechung gegeben.

»Das Geschäft geht schlecht. Wahrscheinlich kann ich über kurz oder lang ganz zumachen«, berichtete Amos. Er wendete den Fisch in der Pfanne und streute etwas von einem gelben Gewürz darüber. »Die Leute haben Angst. Die Zitadelle ist wieder bewohnt, und es gehen Gerüchte um, dass der Padischah Krieg gegen die Hierarchie plant. In den letzten beiden Wochen gab es acht öffentliche Auspeitschungen und zwei Hinrichtungen auf dem Forum. Die Protektoren kontrollieren schärfer denn je, und wer nicht unbedingt aus dem Haus muss, der bleibt lieber daheim in seinen vier Wänden.«

Marten knurrte. Amos servierte ihnen den gebratenen, köstlich duftenden Fisch und dazu Kartoffeln und eine sahnige Sauce. Wieder wurde schweigend und andächtig

gegessen. Ida bemerkte, dass Marten seinen Wein nicht anrührte.

»Was wirst du tun?«, fragte Marten mit besorgter Stimme. Amos holte einen Auflauf aus dem Rohr und zuckte mit den Schultern. Er reichte die gefüllten Teller herum und setzte sich mit einem leisen Ächzer wieder an seinen Platz.

»Ich bin schon lange nicht mehr darauf angewiesen, die Herberge zu betreiben.« Er probierte mit kritischer Miene einen Bissen. Dann stand er erneut auf und holte zwei Beutelchen mit Gewürzen, die er auf den Tisch legte. »Ich finde, der Auflauf könnte noch etwas Kumrai vertragen, aber probiert lieber selbst. Ich esse gerne scharf, aber das ist nicht jedermanns Sache.« Er lächelte Ida zu und würzte dann kräftig nach. »Ich hätte mich schon vor zwei oder drei Jahren zur Ruhe setzen können«, fuhr er fort und schob eine Gabel voll in seinen Mund. »Aber es hat mir immer noch Vergnügen gemacht, für die Gäste zu kochen. Allzu viel Betrieb war ohnehin nicht mehr.«

Ida schob ihren nicht ganz geleerten Teller beiseite und öffnete unauffällig den eng gewickelten Bund ihrer Hose, um ihn neu zu knoten. Amos sah besorgt zu ihr hinüber.

»Hat es dir nicht geschmeckt, junger Freund? Ich könnte dir schnell noch etwas anderes zubereiten, ein Omelett oder ...«

Ida wehrte beinahe entsetzt ab. »Danke, Amos, wirklich, es war köstlich, aber ich bin schon mehr als gesättigt.«

Marten sah von seinem Teller auf – er bewältigte gerade anscheinend mühelos die dritte gehäufte Portion – und grinste sie unverschämt an. »Der Bursche isst wie ein Küken«, bemerkte er kauend. »Du siehst doch, wie mager er ist, Amos.«

Der alte Mann lachte krächzend. »Nicht jeder hat deinen gesegneten Appetit, mein Junge. Na gut, aber du wirst doch noch etwas Platz für den Nachtschinken haben, oder?« Er sah Ida flehend an.

Sie lachte auf und legte ihre Hand auf seine knotigen Finger. »Lass mir etwas Zeit, dann werde ich ihn mit Freuden probieren, Amos. Ihr seid ein wunderbarer Koch.«

»Nicht wahr?«, warf Marten zufrieden ein. »Er hat sich alle Mühe gegeben, es mich zu lehren, aber ich werde niemals so gut sein wie er.«

Die beiden Männer sahen sich voller Zuneigung an. Dann räusperte Amos sich ein wenig verlegen und fragte: »Und was treibt euch beide hierher? Geschäfte?«

Martens Miene verfinsterte sich. Er warf Ida einen kurzen, warnenden Blick zu und sagte: »Ja, das auch. Außerdem habe ich dich schon viel zu lange nicht mehr besucht, mein Alter. Ich hatte Sehnsucht nach dir.«

»Doch wohl eher nach meiner Küche«, frotzelte Amos, aber seine Augen blickten gerührt.

Bis zum Ende des Festmahls, das Amos ihnen zu Ehren bereitet hatte, sprachen die beiden Männer nur noch über lange zurückliegende Ereignisse und alte Freunde. Ida lauschte unaufmerksam, müde von der reichlichen Mahlzeit. Amos und Marten schienen sich schon ein Leben lang zu kennen, aber Ida konnte aus ihrer Unterhaltung nicht schließen, wie die Verbindung zwischen dem dicken Mann aus der Hierarchie und dem kleinen alten Nebelhörner zustande gekommen war. Wie mochten sie sich kennen gelernt haben? Wahrscheinlich war es während der Zeit geschehen, als Marten hier als Söldner im Dienst gestanden hatte.

Marten gähnte schließlich herzerreißend, und Amos sah ihn prüfend an. »Du siehst aus, als wärst du todmüde«, sagte er.

Marten blinzelte träge und zog eine Grimasse. »Ich habe zwei Nächte kaum geschlafen.« Amos machte ein fragendes Geräusch und nickte zu dem unberührten Weinbecher hin. Marten schlug die Augen nieder und knurrte verlegen.

Der alte Mann seufzte schwer und stand auf. »Komm, Junge, ich gebe dir noch dein Bettzeug«, sagte er sanft.

Er schob Marten zur Tür und gab Ida mit einer kleinen Kopfbewegung zu verstehen, sie möge auf ihn warten. Ida nickte und ließ sich noch einmal auf ihren Stuhl zurücksinken.

Nach einer Weile kehrte Amos zurück und setzte sich schweigend auf die Küchenbank. Er schenkte sich Wein ein und sah Ida fragend an. Beide tranken einen Schluck von dem leicht geharzten Wein und saßen in friedlichem Schweigen da.

»Trinkt er wieder zu viel in der letzten Zeit?«, brach Amos die Stille. Sein faltiges dunkles Gesicht war bekümmert.

Ida nickte unbehaglich. Es war deutlich, dass der alte Mann sehr an Marten hing, und sie wusste nicht recht, wie sie sich ihm gegenüber verhalten sollte. Sie wollte ihn nicht spüren lassen, wie sehr sie Marten verabscheute, aber es widerstrebte ihr, so zu tun, als seien sie die besten Freunde.

Amos saß mit gesenktem Kopf da. Als er zu sprechen begann, musste sie sich anstrengen, ihn zu verstehen, so leise und wie im Selbstgespräch kamen die Worte aus seinem Mund.

»Er muss mit dem Trinken aufhören, er bringt sich noch um damit. Ich mache mir Sorgen um ihn, große Sorgen.« Er seufzte und sah auf. Ida sah den feuchten Schimmer in seinen hellen Augen und blinzelte unsicher. Amos lächelte und legte seine faltige Hand auf ihre. »Darf ich dich etwas Persönliches fragen, junger Freund?«

Ida zögerte kurz, dann nickte sie ergeben. Amos tippte sanft mit seinem Zeigefinger auf ihren Handrücken und schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Es klingt vielleicht verrückt, und falls ich mich irren sollte, verzeih mir. Ich bin möglicherweise ein alter Narr, aber ich glaube, dass ihr mich belogen habt.« Er stockte und sah sie verlegen lächelnd an.

Ida rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl herum. »Inwiefern sollten wir dich belogen haben, Amos?«

Amos senkte den Blick und rieb sich über den Mund. »Es ist nur – ich weiß nicht, wie ich es sagen soll – Simon hat mir viel über ein Mädchen erzählt, das er einmal gekannt hat.« Er blickte auf und sah Ida um Verzeihung heischend an. »Er hat sie mir recht gut beschrieben, und ich habe mir einige Details gemerkt, weil sie mir so ungewöhnlich erschienen: das dreifarbige Haar und die Augen, die die Farbe wechseln können.« Er verstummte wieder und wedelte verlegen mit der Hand.

Ida hielt kurz den Atem an und stieß ihn dann mit einem kurzen Lachen wieder aus. »Ich sehe schon, meine Tarnung ist aufgefliegen. Das lässt mich Befürchtungen für meine Zukunft hier im Hort hegen.«

Amos griff erschrocken nach ihrer Hand und drückte sie fest. »Nein, nein, mein liebes Kind«, beteuerte er. »Niemals käme ein Wort darüber über meine Lippen, das schwöre

ich dir. Wenn ihr beide glaubt, dass es so besser für eure Pläne ist, dann werde ich mich nicht dareinmischen. Aber ich wollte nicht die ganze Zeit so tun, als hätte ich nichts bemerkt, das kann ich nicht.« Er räusperte sich verlegen und stand auf, um einen neuen Krug Wein zu holen.

Ida ließ sich lächelnd in die Lehne sinken. Vielleicht war es besser so. Amos kehrte an den Tisch zurück und sah ihr Lächeln. Erleichtert setzte er sich wieder auf die Bank und schenkte ihnen nach.

»Simon hat dir von mir erzählt?«, fragte Ida neugierig.

Amos nickte und hob mit verschmitztem Gesicht die schmalen Schultern. »Du musst Eindruck auf ihn gemacht haben – Ida, nicht wahr? Ida ist doch dein Name? Er hat oft von dir gesprochen. Er trug ständig eine silberne Halskette, und er hat immer behauptet, sie sei von dir.« Amos prustete leise.

Ida lächelte ein wenig gequält. »Wieso kennst du die beiden so gut?«, lenkte sie ab.

Amos hob seine buschigen Brauen. »Er hat es dir nicht erzählt?«, fragte er deutlich verwundert.

Ida grinste schief. »Wir hatten eine kleine Meinungsverschiedenheit und haben in den letzten Tagen nur das Allernötigste miteinander besprochen«, gab sie zu.

Amos seufzte wieder. »Er ist unerträglich, wenn er trinkt. Ich habe ihm schon so oft deswegen ins Gewissen geredet, aber er hört nicht auf mich.« Er versank in wehmütiges Grübeln.

»Amos, du musst mir etwas erklären«, bat Ida. »Die beiden Brüder, Marten und Simon, sie sind nicht besonders gut miteinander ausgekommen, nicht wahr?«

Amos tauchte aus seinen Gedanken auf und warf ihr einen wachen, fragenden Blick zu. »Aber wie kommst du denn darauf?«, fragte er sichtlich erstaunt. »Die beiden waren ein Herz und eine Seele.«

»Du kennst Marten schon lange?«

»Beinahe seit seiner Geburt«, erwiderte er. »Ich bin sein Onkel, der Bruder seiner Mutter. Er ist als Kind oft und lange bei mir gewesen, weil seine Eltern der Meinung waren, er sollte auch die Heimat seiner Mutter kennen lernen. Marten hat sich hier im Hort immer sehr wohl gefühlt, deshalb hat er später auch bei unserem Khan gedient. Während dieser Zeit hat er hier bei mir gewohnt.«

Ida nickte erstaunt. »Eine Nebelhortein, die einen Schmied aus der Hierarchie geheiratet hat. Das ist ungewöhnlich, Amos. Dann ist Marten ja zur Hälfte Nebelhorte.« Amos nickte und unterdrückte dann mit entschuldigendem Gesicht ein Gähnen. Ida erhob sich und dankte ihm für das Essen und für seine Geschichte. Er blinzelte müde zu ihr auf und nickte.

»Morgen erzählst du mir von dir, meine Liebe, willst du das tun? Ich war schon immer neugierig darauf, wie viel von dem, was Simon mir damals aufgetischt hat, erstunken und erlogen war.« Er kicherte, und Ida musste lachen.

In ihrer Kammer lag sie noch lange wach auf dem niedrigen Bett und starrte ins Dunkel, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Marten hatte sie offenbar wieder einmal belogen, als er ihr das Zerwürfnis zwischen sich und Simon geschildert hatte. Warum er das getan hatte, war ihr nicht verständlich, aber vieles an Martens Verhalten war seltsam. Vielleicht

lag es ja daran, dass er ein halber Nebelhorte war. Sie fragte sich, ob Amos wusste oder ahnte, dass sein geliebter Neffe ein gewissenloser Verbrecher war. Konnte ihm das gleichgültig sein? Ida seufzte leise und drehte sich auf die Seite. Amos schien ein gutherziger, aufrichtiger Mann zu sein. Es war kaum vorstellbar, dass er von Martens Gewerbe wusste und es billigte. Aber sie konnte sich irren. Möglicherweise machte die Liebe ihn auch blind für Martens üblen Charakter. Sie hegte nicht die Absicht, ihn darüber aufzuklären. Der alte Mann war freundlich zu ihr gewesen, und sie würde ihn wahrscheinlich niemals wieder sehen, wenn das hier vorbei war. Warum sollte sie ihm Kummer bereiten? Mit einiger Willensanstrengung löste sie ihre Gedanken von dem unerfreulichen Thema und ließ sich in den Schlaf hinübergleiten.

Ida stand zeitig auf, geweckt von dem sanften Trommeln eines Regenschauers auf ihre Dachluke. Sie blickte hinaus über die feucht glänzenden Dächer der Stadt und fühlte sich in dem diffusen Licht und unter dem grauen Himmel erstmals richtig im Nebelhorte. Das Frühstück war bereits fertig, als sie die Küche betrat. Sie frühstückten schweigend.

Marten stand auf, als Ida gerade ihre zweite Scheibe Brot mit Butter bestrich, und zog seine weiten Hosen über dem fülligen Leib zurecht. »Ich gehe jetzt. Wartet nicht auf mich, ich kann nicht sagen, wie lange es dauern wird.«

Ida sah auf und funkelte ihn drohend an. »Du wirst mich doch nicht reinlegen, oder?« Amos warf ihr einen Blick zu und sah dann wieder auf seinen Becher. Er hatte die Lippen zusammengepresst und sah besorgt aus.

Marten schnaubte. »Wir haben eine Abmachung, Prinzessin. Ich gedenke, mich daran zu halten. Inzwischen freue ich mich fast darauf, dich und die Khanj zusammenzubringen. Es ist zwar durchaus möglich, dass ich dabei draufgehe, aber zumindest hatte ich vorher noch mein Vergnügen.« Er legte seine schinkengroße Pranke auf Amos' Schulter und drückte sie kurz. »Wenn ich zurück bin, stelle ich mich an den Herd«, sagte er leise. »Heute bist du dran, dich verwöhnen zu lassen, Amos.«

Der Morgen schlich vorbei. Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen, und die Sonne blinzelte hin und wieder aufmunternd durch die Wolken.

Ida, die es hasste, herumzusitzen und zu warten, ging in den ummauerten Garten der Herberge hinaus und entsetzte sich über den verwahrlosten Anblick der Beete und der hoffnungslos verwilderten Sträucher. Kurz entschlossen kehrte sie zurück ins Haus und ließ sich von Amos eine Schaufel, ein scharfes Messer und eine Hacke geben.

Gegen Mittag hockte sie mitten in dem Beet, das vor ewigen Zeiten einmal für Kräuter bestimmt gewesen sein musste und in dem sich noch die eine oder andere verwilderte Petersilienpflanze fand, und rupfte alles aus, was nach Unkraut aussah. Sie hatte bereits mehr als die Hälfte der Beete gesäubert und umgegraben und einen immer noch viel versprechend aussehenden Feuerbohnenbusch beschnitten. Allmählich spürte sie ihre Muskeln. Ihr wurde warm, und sie schlüpfte aus ihrem Hemd und arbeitete in dem leichten, ärmellosen Untergewand weiter.

Amos kam von Zeit zu Zeit heraus, um ihre Fortschritte zu bestaunen. Jetzt trat er wieder aus der Tür, blinzelte gut gelaunt in den strahlenden Sonnenschein und stellte ein Tablett mit einer üppigen kalten Mahlzeit auf die kleine Bank an der Hauswand.

»Magst du mir Gesellschaft leisten?«, fragte er mit einer einladenden Handbewegung.

»Ich esse nicht gerne allein, und du hast eine Pause verdient.«

Ida stand auf und reckte ihren schmerzenden Rücken. »Das ist eine gute Idee, Amos«, sagte sie dankbar. Sie wischte ihre erdigen Hände an der Hose ab und setzte sich neben den alten Mann in die Sonne.

»Erzähl mir«, forderte er sie nach einer Weile des Kauens und wohligen Seufzens auf. Er blinzelte sie an und deutete mit einem abgenagten Hühnerbein auf sie. »Du und Simon – was hat er damals mit dir angestellt?«

Ida hörte auf zu kauen und blickte etwas verlegen auf ihre nicht allzu sauberen Hände. »Nichts. Er hat mir nichts getan, genau genommen. Wie kommst du darauf?«

Amos warf den Knochen fort und wischte seine Hände an einem Lappen sauber. »Er hat damals nicht recht mit der Sprache herausgewollt, was er in Sendra angerichtet hat. Ich habe es mehr oder weniger aus ihm herausprügeln müssen.« Er sah ihr verblüfftes Gesicht und lächelte. »Nein, das hört sich schlimmer an, als es war. Genau genommen habe ich ihn nur kräftig ins Gebet genommen, aber die Geschichte, die dabei zum Vorschein kam, war einerseits unerfreulich und andererseits nicht besonders befriedigend. Ich hatte immer das Gefühl, dass er mir einige besonders unappetitliche Details verschwiegen hat.« Er sah sie unter halb gesenkten Lidern vorsichtig an. »Hat er dich – nun ja, ich weiß, dass es mich nicht wirklich etwas angeht, aber es beschäftigt mich schon so lange; also, hat er dich – hrrm ...« Er verstummte verlegen und griff nach einem schrumpeligen Winterapfel und einem Messer.

Ida stöhnte leise und legte den Kopf an die raue, sonnenwarme Hauswand. Sie blinzelte in den hellen Himmel und begann zu lachen. Amos zog unbehaglich die Schultern hoch und hielt in der ordentlichen Zerteilung des Apfels einen Moment lang inne.

»Entschuldige«, krächzte Ida. Sie wischte sich die Augen trocken. »Aber du bist nicht der Erste, der mich das fragt. Ich weiß ja, dass Simon einen üblen Ruf hatte, aber ganz so wild, wie du glaubst, hat er es wohl doch nicht getrieben. Er hat sich damit begnügt, meine ältere Schwester und die hübschesten unserer Mägde auf den Rücken zu legen, bei mir war er etwas vorsichtiger. Ehrlich gesagt, ich glaube nicht, dass ich so ganz seinem Geschmack entsprochen habe, Amos.«

Der alte Mann blickte peinlich berührt zu Boden. Sein faltiges Gesicht war leicht gerötet. »Danke für die Auskunft«, murmelte er. »Aber was sollte die Geschichte mit der Kette? Er hat sie ständig bei sich getragen und allen erzählt, dass sie seiner Verlobten gehöre.«

Ida erklärte ihm in kurzen Worten, wie das zustande gekommen war. Amos wirkte deutlich erleichtert, aber immer noch verwirrt. Er brummelte kaum verständlich vor sich hin. »Verstehe ich nicht. Wieso bringt er dich dann her ... Hat er noch nie getan, noch nie ...« Sein Murmeln verebbte. Er fragte laut und deutlich: »Du kannst ihn nicht besonders gut leiden, hm? Ich bin schließlich weder blind noch schwachsinnig.«

Ida sah ihn verständnislos an. »Wen?«, fragte sie ratlos. »Simon? Nein, ich hab ihn recht gerne gemocht, er war immer ausgesprochen nett zu mir.«

»Ja, natürlich, Simon«, sagte der Alte. Dann schüttelte er erbozt den Kopf und begann, das schmutzige Geschirr zusammenzuräumen. »Natürlich nicht Simon! Bei den Schöpfern, ich werde doch langsam senil. Marten natürlich, wir haben doch die ganze Zeit von

Marten gesprochen.«

»Wir haben von Simon gesprochen, von Martens totem Bruder«, erinnerte Ida den verwirrten kleinen Mann sanft. Amos stand da, die Hände um das Tablett gekrampft und schien mit den Tränen zu kämpfen.

»Simon, ja«, stammelte er. »Simon ist tot und Marten lebt. Manchmal ... manchmal bilde ich mir wohl ein, es wäre umgekehrt ...« Er wandte sich hastig ab und verschwand im Inneren des Hauses.

Ida sah ihm nach und kniff nachdenklich die Lippen zusammen. Der absurde Verdacht, der sich seit einiger Zeit in ihr regte, schien sich immer mehr zu bestätigen. Sie schüttelte schwach den Kopf und wandte sich wieder den verwahrlosten Beeten zu. Arbeit war immer noch eine der besten Methoden, den Kopf freizubekommen. Das Gespräch mit Amos würde sie fortsetzen, wenn der Alte sich wieder beruhigt hatte.

Die Gelegenheit ergab sich, als sie einem Regiment von uralten, verholzten Sandnesseln zu Leibe rückte. Amos tauchte neben ihr auf, stellte einen Krug mit kaltem Wasser in den Schatten eines Busches und begann schweigend, ihr zu helfen.

»Was weißt du eigentlich von Martens Geschäften?«, fragte Ida beiläufig und streckte einen besonders hartnäckigen Gegner mit einem kräftigen Hieb ihrer Hacke nieder.

Amos rupfte heftig an einer Pflanze und riss sie endlich mitsamt ihrem ansehnlichen Wurzelballen aus der Erde. Er warf sie keuchend hinter sich und wischte sich die Stirn. »Was soll ich wissen?«, fragte er kurzatmig.

»Nun, welcher Art seine Beschäftigung ist, mit welchen Leuten er umgeht, so etwas eben«, erwiderte Ida ungeduldig.

Amos schnaubte gründlich in ein nicht ganz sauberes Tuch und steckte es wieder zurück in seine Tasche. »Ja, nun, was man eben so macht«, sagte er ausweichend. »Geschäfte halt.« Er warf ihr einen schrägen Blick zu und beugte sich wieder über die Nesseln. »Du musst doch darüber besser Bescheid wissen als ich, wenn er dich sogar zur Khanÿ mitnimmt.«

Ida nickte unzufrieden. »Also weißt du, was er treibt, und du kennst seine Kumpane«, sagte sie enttäuscht. »Und du heißt es gut?«

Amos richtete sich schwerfällig auf und blitzte sie an. Seine buschigen weißen Brauen waren finster zusammengezogen. »Natürlich heiße ich es gut. Er ist ein guter Junge; er war vielleicht ein wenig wild in seiner Jugend, aber das ist vorbei. Und über seine ›Kumpane‹, wie du es auszudrücken beliebst, kann ich dir nichts sagen. Ich kenne die Khanÿ, sie ist eine äußerst bemerkenswerte, tatkräftige Frau, die ich über alles schätze. Ich wollte nur, es gäbe mehr von ihrem Format hier im Hort und in der Hierarchie!« Er warf seine Hacke zu Boden und stapfte zum Haus zurück.

Ida sah ihm sprachlos nach, dann hackte sie mit aufflammender Wut auf das Unkraut ein. »Ich hätte es mir doch denken können«, schimpfte sie vor sich hin. »Verbrecher, Schurken, Halsabschneider, der eine wie der andere! Was habe ich erwartet?« Sie stieß die Hacke tief in den harten Boden und fluchte wütend, als sie sie nicht wieder befreien konnte.

»Macht es dir auch Spaß?«, fragte scheinheilig Martens Bassstimme hinter ihr. Sie schrie erschreckt auf, weil sie ihn nicht hatte kommen hören, und ließ die Hacke los. Er

griff mit seinen riesigen Pranken danach. Ida sah, wie seine mächtigen Arm- und Schultermuskeln sich unter dem leichten Stoff seiner Tunika wölbten. Er grunzte, und die Hacke löste sich aus dem Boden. »Bitte sehr, Prinzessin«, sagte er höflich und hielt sie ihr hin.

Ida verschränkte die Arme über der Brust und funkelte ihn an. »Wie steht es mit meiner Audienz bei ihrer Gnaden?«, fragte sie sarkastisch.

Marten hob die Brauen und begann, Idas Arbeit fortzuführen. »So gut hat der Garten schon lange nicht mehr ausgesehen«, bemerkte er im Plauderton. »Der alte Amos schafft es nicht mehr alleine. Es wird Zeit, dass ich wieder hierher ziehe. Das wäre doch eine gute Idee, meinst du nicht auch?« Er pfiß leise und falsch ein paar fröhliche Töne. Ida schluckte ihre Wut herunter und nahm Amos' weggeworfene Hacke auf. Sie arbeiteten sich gemeinsam schweigend durch einiges Gestrüpp und steinharten Boden.

Die Sonne verschwand hinter dem Haus, und die Schatten wurden länger. Marten hatte sich inzwischen seiner Tunika entledigt und stützte sich schweißüberströmt und schwer atmend auf den Stiel seiner Hacke. »Ich könnte einen Schluck zu trinken vertragen«, schnaufte er. Sein Gesicht war heftig gerötet, und er wischte sich mit dem Arm über die feuchte Stirn. Ida, die inzwischen rechtschaffen müde war, holte den Krug unter dem Busch hervor und reichte ihn Marten, der ihn an den Mund setzte und mit zurückgeworfenem Kopf gierig trank.

»Lass mir gefälligst was übrig«, schimpfte Ida. Marten setzte ihn ab und grunzte zufrieden. Dann gab er Ida den Krug und griff wieder nach der Hacke. Ida trank aus und reckte sich stöhnend. »Ich höre auf. Ich bin fix und fertig. Wie war das, hattest du deinem Onkel nicht vollmundig versprochen, dich heute um unser leibliches Wohl zu kümmern, edler Ritter? Es wäre doch wohl an der Zeit, sich an den Herd zu begeben. Oder soll ich ...?«

»Untersteh dich«, entfuhr es Marten. Er ließ die Hacke fallen und wischte sich über die Brust und den schweißnassen Bauch, ehe er seine Tunika aufhob. »Du wirst dich dem Herd auch nicht auf zehn Schritte nähern, versprich mir das, Prinzessin.« Er schüttelte sich angewidert. »Wie konnte deine ehrenwerte Tante nur bei den wesentlichsten Teilen deiner Erziehung derart schmäählich versagen?«, murmelte er mit ungläubigem Entsetzen in der Stimme. Ida lachte und hob die Hacke auf, um sie in dem kleinen Geräteschuppen am Haus zu verstauen.

Sie wusch sich gründlich und schlüpfte in saubere Kleider, ehe sie trotz Martens Warnung, sich dem Herd zu nähern, hinunter in die Küche ging. Amos hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen und schlief. Ida hockte sich auf die Tischkante und sah Marten bei seiner Arbeit zu. Er hackte Kräuter und sumnte leise im Duett mit dem Wasserkessel vor sich hin.

»Edler Ritter?«, fragte Ida leise.

»Holde Prinzessin?«

»Wann werde ich die Khanÿ treffen?«

»Morgen.«

»Was hast du ihr gesagt?«

Marten fegte die Kräuter in eine Schüssel und griff nach den Zwiebeln. »Nichts«,

erwiderte er, während er sie schälte und in Stücke zerteilte. »Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen, sie war unterwegs. Ich habe heute nur mit einem ihrer Männer sprechen können.« Er drehte den Kopf, um sie anzusehen, und zwinkerte ihr zu. »Er hat mir dringend angeraten, mich aus dem Staub zu machen, ehe sie mich erwischt. Storn war da und hat sich lange mit ihr besprochen, und danach war sie dem Vernehmen nach ungemein schlechter Laune. Die Jungs haben Wetten darüber abgeschlossen, ob sie mich erst anhört oder mir direkt die Haut abzieht.« Er lachte grimmig auf und warf die Zwiebelstücke in heißes Fett.

Ida saugte nachdenklich an ihren Zähnen. »Was bedeutet das für mich?«, fragte sie mitleidlos.

»Nichts, worüber du dir deinen Kopf zerbrechen müsstest.« Marten schlug Eier in eine Schüssel und rührte sie kräftig durch. »Ich habe für morgen ein Treffen mit ihr ausgemacht und schleppe dich einfach mit an. Vielleicht gibt sie uns sogar die Gelegenheit, ein paar Worte mit ihr zu wechseln, ehe sie uns exekutiert.« Er sah Ida nicht an, aber seine Schultern zuckten leise, und das Beben in seiner Stimme war nicht zu überhören. Ida spuckte erbost aus.

»Hauptsache, du amüsiert dich, richtig?«, fauchte sie. Marten kicherte und schüttete die Eimasse in die heiße Pfanne.

Bis zum Essen wechselten sie kein Wort mehr miteinander. Ida deckte stumm den Tisch, und Marten ging, um Amos zu wecken. Der Alte war still und nachdenklich. Ida sah, wie Martens Mondgesicht sich besorgt bewölkte. Sie verabschiedete sich früh, müde von der Arbeit im Garten. Marten nickte ihr nur knapp zu. Er war neben den alten Mann gerückt und hatte seinen schweren Arm um dessen schmale Schultern gelegt. Noch während Ida knochenmüde die steile Treppe erklomm, hörte sie die tiefe Stimme Martens in der Küche gedämpft und beruhigend vor sich hinbrummen.

Am Morgen erschien Marten weitaus weniger wohlgenut. Ida fand sogar, dass er ein wenig kleinlaut aussah und allem Anschein nach nicht gerade hoffnungsfroh auf die anstehende Unternehmung blickte.

Sie verließen zeitig das Haus, weil die Khanÿ, wie Marten bemerkte, nicht gerne auf jemanden wartete, und er keinerlei Lust verspüre, sie unnötig noch mehr zu verärgern. Bei ihrem Fußweg durch die ruhigen Straßen der Stadt schien Martens Unruhe noch zu wachsen. Er blickte sich häufig um, musterte die abweisend geschlossenen Läden der Fenster und die hohen Mauern der Häuser und warf Blicke in jede kleine Gasse, an der sie vorbeikamen. Sein Blick war finster und seine Miene grimmig.

»Ist es hier immer so ruhig?«, fragte Ida nach einer Weile, weil sie an das Getriebe denken musste, das in Nortenne gerade zu früher Morgenstunde herrschte.

Marten schüttelte nur stumm und abweisend den Kopf. Ida schnalzte mit der Zunge und verzichtete angesichts der üblen Laune des Dicken lieber auf weitere Versuche, ein Gespräch zu beginnen.

Endlich, als Ida begann, sich zu fragen, warum sie für den langen Weg nicht die Pferde aus dem Stall geholt hatten, hielt Marten vor einem Haus an, das nicht anders aussah als all die anderen schweigenden, abweisend geschlossenen Häuser, die sie auf ihrem Weg passiert hatten. Marten hob einen Finger an die Lippen und pochte an die Tür. Eine kleine

Luke schob sich auf. Ida sah ein dunkles Auge und ein Stück einer Adlernase. Das Auge blinzelte, die Luke klappte zu, und wenig später erklang das Geräusch sich zurückschiebender Riegel. Die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Marten grunzte aufgebracht und schob sie mit seinem Bauch weit auf. Der eingeklemmte Mensch hinter der Tür jammerte, aber Marten kümmerte sich nicht darum, sondern winkte Ida, ihm in den kühlen, gekachelten Flur zu folgen.

Sie stiegen eine ächzende Treppe hinauf und gelangten in einen muffig riechenden Gang. Marten klopfte hart an eine der Türen und bedeutete Ida, draußen zu warten. Als er das Zimmer betrat, schloss die Tür sich nicht vollständig. Ida, neugierig, was die beiden besprechen würden, schob sie millimeterweise weiter auf und neigte lauschend den Kopf.

Sie musste sich nicht anstrengen, um etwas zu verstehen. Eine gedämpfte Frauenstimme begrüßte Marten und bat ihn, sich zu setzen und einen Moment zu warten. Ein Stuhl scharrte, und die charakteristischen leisen Geräusche erklangen, die darauf hindeuteten, dass Marten sich eine Pfeife anzündete. Tatsächlich zog kurz darauf der Duft von Tabak durch den Türspalt. Ida hockte sich auf den Boden, lehnte den Rücken an die Wand und wartete geduldig.

»Ist alles glatt gelaufen?«, eröffnete die Frauenstimme nach einigen Minuten das Gespräch.

»Soweit ja«, brummte Martens Bass. »Allerdings hatte ich nicht mit den beiden Kindern gerechnet und dementsprechend keine Vorkehrungen treffen können. Aber ich denke, unsere Freundin wird damit fertig werden.«

»Es tut mir leid, dass ich dich deswegen nicht mehr vorwarnen konnte, Marty. Aber die Gelegenheit ergab sich gerade zu diesem Transport, und ich wollte sie mir nicht entgehen lassen.«

Ida drückte sich enger an die Wand und hielt den Atem an, damit ihr ja keine Silbe entging. Martens Aussagen über den Zorn der Khanÿ schienen stark übertrieben gewesen zu sein: Bisher unterhielten die beiden sich durchaus freundschaftlich miteinander. Die Khanÿ sprach sehr leise, aber da war ein Charakteristikum in ihrer Stimme, das Ida aus einem Grund, den sie nicht benennen konnte, beunruhigte und verwirrte.

Einen Moment lang herrschte wieder Stille, dann fuhr die Frau in ruhigem Ton fort: »Du kannst dir denken, dass Storn hier war und mir Bericht erstattet hat.« Marten grummelte etwas Unverständliches. »Ich weiß«, erwiderte die Khanÿ. »Aber du müsstest doch verstehen, dass sein Bericht mich dennoch beunruhigt hat. Marty, was ist nur in dich gefahren, dass du all unsere Regeln in den Wind schlägst und deinen Liebhaber zu einer unserer Unternehmungen anschleppst? Regeln, möchte ich dich erinnern, die wir gemeinsam aufgestellt haben, alter Freund.« Sie pausierte, schien auf eine Entgegnung Martens zu warten, die aber ausblieb. Als sie fortfuhr, war alle Freundlichkeit aus ihrer Stimme geschwunden, und sie sprach mit schneidender Schärfe, ohne deshalb aber die Stimme zu erheben.

»Storn sagte, der Junge sei geradezu wild darauf versessen, dich aus dem Weg zu räumen und deinen Platz einzunehmen. Es dürfte dich nicht verwundern, dass Storn das Vorhaben unterstützt. Du seist ganz offensichtlich ein unzuverlässiger, haltloser

Trunkenbold, der ein unkalkulierbares Sicherheitsrisiko für unsere gesamte Organisation darstellt. Und weißt du was, Marten? Ich bin geneigt, ihm Recht zu geben!«

Marten antwortete nicht sofort auf die Vorhaltungen. Ida wischte sich die feucht gewordenen Handflächen an der Hose ab. Langsam erschien es ihr nicht mehr als ein solch guter Einfall, Marten dazu überredet zu haben, sie hierher zu bringen. Fast wünschte sie, er würde darauf verzichten, sie in dieses Zimmer zu rufen.

»Alte Freundin«, sagte Marten endlich schwerfällig, »an dem Tag, an dem du glaubst, mir nicht mehr vertrauen zu können, solltest du mich besser töten. Ich würde mich dagegen nicht wehren.« Ida war eigenartig berührt von der Sanftheit seiner heiseren Stimme.

Sie verfehlte anscheinend auch die Wirkung auf seine Gesprächspartnerin nicht, denn Ida hörte, wie sie sich energisch räusperte und beinahe grob sagte: »Nun hör schon auf. Das ist doch kein Grund, melodramatisch zu werden. Komm, Marty, erzähl mir von deinem jungen Freund. Glaubst du, er könnte sich als brauchbar erweisen?«

»Ich denke, ja«, erwiderte Marten mit einem Lächeln in der Stimme. »Er hat Schneid und Verstand, und ich würde gerne mit ihm zusammenarbeiten. Ich könnte ein wenig Entlastung brauchen, vor allem, da ich mir in der Hierarchie eine neue Existenz aufbauen muss.« Ida traute ihren Ohren nicht. Was bezweckte dieser fette Gauner damit?

Die Khanÿ schwieg einige Sekunden lang. Dann seufzte sie und sagte unwillig: »Ich schätze eigentlich keine solchen Verknüpfungen von Arbeit und Privatleben, Marty, das solltest du doch wissen. Wir haben damals entschieden, dass das, was wir tun, zu riskant ist, um die Menschen, die wir lieben, mit hineinzuziehen. Glaubst du jetzt, dass die Entscheidung falsch war?«

»Ja und nein«, antwortete Marten bedächtig. »Du selbst bist von der Regel schon abgewichen, als du die Hilfe deiner Freundin in Seeland akzeptiert hast. Gut, wir hatten damals kaum eine andere Wahl, weil wir sie und ihr Haus als Stützpunkt dringend nötig hatten. Ich denke allerdings, wir sollten die Entscheidung darüber, ob es ihnen zu gefährlich ist, den Betreffenden selbst überlassen.« Ein Stuhl ächzte, und schwere Schritte näherten sich der Tür. Ida stand hastig auf. »Warum unterhältst du dich darüber nicht mit meinem Freund persönlich? Komm herein, Stefan.«

Marten öffnete mit einem Zwinkern die Tür. Ida hörte die Khanÿ aufschreien: »Marten, bist du wahnsinnig geworden?« Martens mächtige Figur versperrte ihr den Blick ins Innere des Zimmers. Seine Gesprächspartnerin war nach dem ergrimmtsten Ausruf angesichts der unabwendbaren Tatsache von Idas Anwesenheit verstummt und knurrte nun missmutig: »Also meinetwegen. Kommt herein, lasst uns reden.«

Marten grinste breit und trat beiseite. Ida sah die unerwartet kleine, stämmige Frau, die mit halb abgewandtem Gesicht am Fenster stand und verharrte. Sie erfasste mit einem Blick die grimmige Linie des Unterkiefers und die Narbe, die sich über den herben Wangenknochen zog, die kurzen, grauen Haare, die abweisend verschränkten, kräftigen Unterarme und stieß ein schreckhaftes Ächzen aus.

Die Khanÿ wandte den Kopf. Ihre hellen Augen weiteten sich ungläubig. Sie griff nach der Lehne ihres Stuhls und packte sie, als wollte sie das Holz mit ihrem Griff zermalmen. »Verdammt, Marten«, zischte sie. »Wie konntest du mir das antun? Wieso hast du sie

hergebracht?«

»Sie wollte dich unbedingt kennen lernen, stimmt es nicht, Prinzessin?«, erwiderte Marten unbewegt. Er schien die Situation als Einziger weidlich zu genießen.

»Schaff sie sofort hier raus!«

»Hältst du das für klug?«, fragte Marten, der wie ein menschlicher Berg hinter Ida aufragte. Ida tastete sich mit weichen Knien zum nächst gelegenen Stuhl und sank auf ihm nieder, ohne die Khanÿ aus den Augen zu lassen. Die stand da, weiß vor Zorn, und funkelte Marten an. Er erwiderte den Furcht erregenden Blick mit leisem Spott.

Die Khanÿ riss ihre Augen von seinem Mondgesicht los und richtete sie auf Ida. »Es ist besser, du gehst«, sagte sie mühsam beherrscht. »Bitte, Ida. Geh und vergiss, was du hier gesehen hast.«

Ida schluckte schwer. »Ich gehe nicht«, sagte sie mühsam. »Ich gehe nicht, ehe ihr mir nicht erklärt habt, was das alles hier zu bedeuten hat.«

Marten schnaufte zufrieden und setzte sich hin. Die Khanÿ blickte von ihm zu Ida und klatschte mit der Hand auf die Stuhllehne. Sie lachte böse auf und verschränkte wieder die Arme vor der Brust. »Also bitte, wenn es dich so drängt. Warum bist du hier?« Ihre Stimme klang beißend vor Spott.

Ida blickte sie hilflos an und suchte in dem dunklen Gesicht nach der Spur einer anderen Gefühlsregung außer der unerbittlichen Härte, die es ihr zeigte. Doch es zeigte sich weder Bedauern noch Mitleid oder gar Freundschaft in den erbarmungslosen Linien des Mundes und des stur vorgereckten Kinnes. Ida schluckte bitter und sah auf ihre ineinander verklammerten Hände hinab, um dem kalten Blick der hellen Augen zu entgehen.

»Ich bin hier, weil ich feststellen wollte, wer hinter dieser üblen Organisation steckt, damit ich ihm – ihr – das Handwerk legen kann«, sagte sie mit flacher, tonloser Stimme. »Ich war fest entschlossen, mich mit aller Kraft dafür einzusetzen, dass dieser widerliche Handel ein Ende hat. Ich bin immer noch dazu entschlossen.«

Sie sah auf und bemerkte den schnellen Blick, den die Khanÿ mit Marten wechselte. Für einen kurzen Moment wirkte sie beinahe entspannt, dann verschloss sich das herbe Gesicht wieder. »Gut, dann bin ich jetzt ja gewarnt«, sagte sie eisig. »Marten, wir haben noch miteinander zu reden, wenn das hier vorbei ist. Ich verspreche dir, Freund, wenn du dir so etwas noch einmal leisten solltest, schneide ich dir die Eier mit einem stumpfen Messer ab und serviere sie dir zum Frühstück. Jetzt schaff sie mir vom Hals.«

Sie wandte sich schroff ab. Marten legte eine Hand schwer und seltsam mitfühlend auf Idas Schulter und bedeutete ihr, sich zu erheben. Ida stand langsam auf und sagte flehend: »Dorkas ...«

Die Khanÿ drehte sich blitzschnell zu ihr um. Mit zu Schlitzen verengten Augen sagte sie sehr leise: »Dorkas ist tot. Vergiss sie, Ida, das ist besser für deine Gesundheit. Geh jetzt.«

»Aber warum?«, schrie Ida verzweifelt und enttäuscht. »Warum tust du das? Du hast mir so großartige Vorträge über das elende Leben der Frauen hier im Hort gehalten, und jetzt leitest du eine Organisation wie diese? Warum?«

Die Khanÿ hob stolz und ungerührt den Kopf. »Warum wohl?«, fragte sie eisig. »Es

bringt mir einen großartigen Profit, meine Kleine. Willst du mir etwa vorhalten, dass ich meine schönen Ideale verraten hätte? Nun, und wenn das so wäre, wen kümmert das schon? Sei doch um der Schöpfer willen nicht so naiv!« Sie machte eine ungeduldige Handbewegung zu Marten. Er schob Ida sanft, aber unerbittlich zur Tür.

»Marten, ich wünsche, dass du dich um Storn kümmerst«, hielt die schneidende Stimme der Khanÿ ihn auf. Marten ließ Idas Schulter los und drehte sich erstaunlich behende um.

»Aber ...«, setzte er zu einem Protest an. Die stämmige Frau unterbrach ihn mit einer befehlenden Geste.

»Du hast mich gehört. Du bist immer noch mein bester Mann, auch wenn du wahrscheinlich bald Hilfe brauchst, um in deine Stiefel zu kommen, wenn du so weiterfrisst. Kümmere dich um Storn. Er hat seine Nützlichkeit überlebt, und er hat sie gesehen.« Sie wies mit ihrem unbarmherzigen Kinn auf die erstarrt dastehende Ida. »Es ist zu riskant, ihn am Leben zu lassen. Außerdem kann ich im Moment keinen Zwist zwischen meinen Hauptleuten gebrauchen. Ich erwarte deinen Bericht.« Marten war blass geworden, aber er nickte. »Ach ja«, setzte sie noch gleichgültig hinzu. »Der Mann, den du suchst. Er wird wahrscheinlich in der Schwarzen Zitadelle gefangen gehalten. Hier ist Devvys Meldung darüber.« Sie warf ihm einen mehrfach gefalteten Bogen Papier hin, der kurz vor seinen Füßen auf dem Boden landete. Marten bückte sich ächzend und hob ihn auf, um ihn in seiner Weste zu verstauen. Die Khanÿ hatte sich abgewandt und starrte aus dem Fenster.

»Komm, Prinzessin«, sagte Marten sanft und griff nach Idas Ellbogen. Er schob sie hinaus und durch den Gang, die Treppe hinab und auf die Straße. Die Tür schloss sich leise hinter ihnen, und Ida folgte dem dicken Mann in einem grauen Nebel der Verzweiflung durch die ausgestorbenen Straßen.

Ende des ersten Teils

Die Schwarze Zitadelle

Zu diesem Buch – Die Fortsetzung von „Anidas Prophezeiung“

Laut einer Prophezeiung ist Adina die wahre Hüterin eines magischen Steins: Ter'briach, das Herz der Erde. Noch bewahren die Baumwesen Grennach das mächtige Artefakt auf und nicht alle wollen es dem jungen und eigenwilligen Mädchen anvertrauen. Doch die Weiße Hexe Ylenia ist davon überzeugt, dass Adina den Stein erhalten muss, da sie und ihre Zwillingschwester Anida schon drei der vier Steine besitzen. Nur wenn alle Herzen vereint sind, kann die verloren gegangene Harmonie zwischen den Völkern wiedergefunden werden, die die Welt zu zerstören droht. Eines Tages stößt Adina auf eine geheimnisvolle Gestalt, deren Auftauchen bei den Grennach für viel Wirbel sorgt. Es ist Jinqx, auch »Sturmkrähe« genannt, und sie ist gekommen, um den Stein der Erde an seine Hüterin weiterzureichen.

Währenddessen macht sich Anida gemeinsam mit dem zwielichtigen Marten auf die Suche nach ihrem verschollenen Bruder. Ihr Ziel ist die Schwarze Zitadelle, ein dunkler Ort, an dem Wirklichkeit und Schein ineinander übergehen. Dort findet Anida einen seltsam veränderten Bruder vor. Und alles scheint verloren, als sie erkennt, wer sich hinter dem Magier der Zitadelle verbirgt.

Eddy

~ 14 ~

Die Reise in den Norden dieses seltsamen Landes war nicht ganz so anstrengend, wie ich zuerst befürchtet hatte. Gut, mir tat ordentlich der Hintern weh von dem ungewohnten Sattel, aber die Frau, die meine Tante war, hatte sich von der MediTec ihres Ordens in weiser Voraussicht eine Salbe mitgeben lassen, die sowohl Dix als auch mir Linderung für unsere wund gerittenen Körperteile verschaffte.

Zu Anfang fühlte ich mich schrecklich einsam. Dix hielt sich ständig in der Nähe der rothaarigen Zwergenfrau Mellis auf und schäkerte mit ihr herum, und Tallis war in Gedanken versunken und kaum ansprechbar. Die Frau, die meine Tante war, ritt zwar an meiner Seite und bot sich stumm als Gesprächspartnerin an, aber ich hatte nicht vor, ihr diesen Gefallen zu tun. Irgendwie, auf irgendeine Weise, die ich nicht durchschauen konnte, war sie schuld daran, dass ich hier war und nicht zu Hause. Zu Hause! Im Lager? Irgendwo in der Kanalisation von Cairon City?

Jedes Mal, wenn ich an diesen Punkt meiner Überlegungen kam, wurde mir übel. Ich hatte es inzwischen wohl oder übel akzeptiert – akzeptieren müssen – dass ich nicht verrückt war, sondern wirklich hier, in einer Welt, die keine der Welten des Kaiserreiches war. Es fiel mir noch immer schwer, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass in dieser Ebene der Realität so etwas wie das Kaiserreich überhaupt nicht existierte, obwohl Tallis sich jede erdenkliche Mühe gegeben hatte, mich davon zu überzeugen.

Manchmal liebäugelte ich noch immer mit dem Gedanken, dass ich in Wirklichkeit vollkommen durchgeknallt irgendwo auf Cairon herumhing. Oder bei irgendeinem seltsamen meditechnischen Experiment im Lager erfolgreich von meinem klaren Bewusstsein abgetrennt worden war. Seltsamerweise waren es ausgerechnet die Anwesenheit von Dix und die Selbstverständlichkeit, mit der er sich mit unserer bemerkenswerten Lage abfand, die mich hin und wieder für einen Moment davon überzeugten, dass ich durchaus bei klarem Verstand und eben nur in einer fremden Welt war.

Wobei, wenn man Tallis' Argumenten folgte, diese Welt mir eigentlich alles andere als fremd sein sollte, sondern vielmehr meine Heimat. Und ich hatte hier Familie – ich warf einen unauffälligen Blick zur Seite, auf die Frau, die meine Tante war und die meiner Großmutter so erschreckend ähnlich sah. Sie bemerkte natürlich meinen Blick und lächelte mir aufmunternd zu. Ich zwang mich dazu, zurückzulächeln. Himmel, sie hatte mir schließlich nichts getan. Im Gegenteil.

Sie nickte kurz, als hätte ich etwas zu ihr gesagt, und wandte sich im Sattel um. Ihre weiße Stute schnaubte unruhig, und sie tätschelte ihr den Hals. »Tallis«, rief sie und wartete, bis meine alte Freundin zu uns aufgeschlossen hatte. Tallis zwinkerte mir zu und sah dann Ylenia fragend an.

»Was denkst du, Nestälteste«, begann Ylenia in förmlichem Ton. »Wollen wir heute Abend noch in Tel'krinem eintreffen, oder erfordert es die Höflichkeit den Müttern gegenüber, bis zum Sonnenaufgang zu warten?«

»Die Mütter wissen, dass wir kommen«, erwiderte Tallis lächelnd. »Sie werden uns willkommen heißen, auch wenn wir erst im Nabel der Nacht bei ihnen eintreffen.«

Ich konnte mir einen erleichterten Seufzer nicht verkneifen. Endlich war die ersehnte längere Ruhepause für meine wunde Kehrseite in Sicht. Hinter uns lachten Mellis und Dix über einen Witz, den der kleine Kerl gerissen hatte. Ich war selbst erstaunt darüber, dass ich Eifersucht darüber empfand, dass die beiden sich derart gut zu verstehen schienen.

»Was erwartet uns dort?«, fragte ich, um mich von dem Schwatzen und Gelächter hinter mir abzulenken. Ylenia sah mich derart überrascht an, dass ich für einen Moment unsicher wurde. So idiotisch war meine Frage doch eigentlich gar nicht gewesen. Dann ging mir auf, dass ich mich zum ersten Mal an meine Tante gewandt hatte, ohne dass sie mich zuvor dazu aufgefordert hatte. Heiliger Kometenschwanz, was war ich in der letzten Zeit für ein unleidlicher Stinkstiebel gewesen. Wenn ich darüber nachdachte, wie ich meine – hm – Schwester behandelt hatte, schämte ich mich nicht zu knapp. Sie konnte schwerlich dafür verantwortlich gemacht werden, dass ich den Gedanken an eine Zwillingsschwester derart unerträglich fand. Ich blickte flüchtig auf meine linke Hand hinab und auf den schmalen Silberring, der seit kurzem meinen Ringfinger zierte. Von meiner Großmutter, hatte Ida gesagt, und Ylenia hatte es bestätigt. Nun ja. So hatte ich wenigstens noch etwas mehr als nur eine Erinnerung an Großmutter. Ida hatte nicht mal das, nur den Ring.

»Was uns dort erwartet«, antwortete Ylenia sehr nachdenklich. »Kind, dir das zu erklären ...« Sie seufzte. »Tallis, wie würdest du meiner Nichte, die noch nicht einmal wirklich begriffen hat, was eine Grennach ist, das Große Nest erklären?«

Tallis lachte, wobei ihre schwarzen Augen beinahe in den vergnügten Falten ihres Gesichtes verschwanden. »Du unterschätzt Eddy wirklich«, sagte sie fröhlich. »Sie mag vielleicht nicht wissen, wer die Grennach sind, aber sie war mit mehr Vertreterinnen nichtmenschlicher Rassen befreundet, als du je in deinem Leben kennen gelernt hast. Sie wird auch das Große Nest akzeptieren als das, was es ist, da bin ich sicher.« Sie zwinkerte mir zu, und ich nickte etwas verkniffen zurück. Der unausgesprochene Tadel in Ylenias Worten hatte mich getroffen.

»Das Große Nest ist die älteste Siedlung meines Volkes auf dieser Welt«, begann Tallis zu erklären. »Von hier aus wurden die anderen, die Töchter-Nester gegründet. Tel'krinem ist das eine, das wahrhafte Nest der Mütter, erbaut in den schützenden Armen des ältesten Lebewesens dieser Welt.«

Von hinten kam ein zwitschernder und unverständlicher Kommentar der rothaarigen Grennach, den Tallis mit einem Schnauben quittierte. »Frecher Nestling«, sagte sie mit einem Naserümpfen. »Ich wusste, dass wir einen Fehler gemacht haben, dir zu erlauben, dich diesen ungehobelten Riesinnen anzuschließen.«

»Erlaubt!«, erklang es empört von hinten. »Was heißt hier erlaubt, Mutter? Ich habe die Älteste nur der Form wegen gefragt und weil ich gut erzogen bin. Aber ich bin eine Gildenfrau, und du hast mir jetzt nicht mehr das Geringste zu sagen, verehrte Mutter und Nestälteste!«

Tallis spuckte eine scharf klingende Antwort aus, aber ich konnte das Lächeln sehen, das sie vor ihrer Tochter verbarg. Sie schien äußerst stolz auf die temperamentvolle

kleine Grennach zu sein. Plötzlich fühlte ich mich wohl in der Gesellschaft dieser seltsamen Frauen. Ich hätte es wahrhaftig schlechter treffen können, als hier in dieser wilden, unzivilisierten Welt gelandet zu sein. Solange sie mich nicht dazu zwangen, tote Tiere zu essen ...

Wir ritten jetzt schon den dritten Tag durch diesen nicht enden wollenden Wald. Ich konnte beim besten Willen keine Bäume mehr sehen. Niemals hätte ich gedacht, dass ich mich derart nach dem Anblick einer großen Wasserfläche oder einer hübschen, baumlosen Wüste sehnen könnte.

Der Abend sank nieder – zumindest nahm ich das an, denn das grüne Dämmerlicht, durch das wir nun schon seit Tagen ritten, fing an, sich mehr und mehr zu verdüstern. Ich fühlte mich wie bei einem Spazierritt unter Wasser.

Hinter mir stieß Mellis plötzlich einen schrillen Ruf aus und ließ ihre Eselin an uns vorbeikantern. Chloe steckte alarmiert ihren Kopf aus meinem Kragen und blickte sich wachsam um. Außer uns beiden schien niemand das Verhalten der kleinen Frau bemerkenswert zu finden. Ich blickte zu Tallis hinüber, die sich mit einem versonnenen Lächeln umsah. Der Ritt schien die alte Frau angestrengt zu haben. Sie sah erschöpft aus, aber ihre dunklen Augen funkelten vor Freude.

Wir folgten Mellis um die Biegung des schmalen Pfades und gelangten auf eine große Lichtung, in deren Mitte der größte Baum stand, den ich je in meinem Leben gesehen hatte, und das waren allein seit unserem Aufbruch sicher einige Millionen gewesen. Ich verstand noch nie viel von Botanik, deshalb konnte ich nicht sagen, um was für eine Art von Baum es sich handelte, aber es war ein riesiges, uraltes Ding, mit einem rissigen, vernarbten Stamm, der den Durchmesser eines Häuserblocks hatte. Seine Krone überspannte die gesamte Lichtung, die mächtigen Äste reckten sich weit hinaus, und seine Wurzeln zogen sich wie hohe dunkle Wälle über den bemoosten Waldboden.

Mellis' Eselin stand mit hängendem Kopf am Rande der Lichtung und döste. Ihre Reiterin war nirgends zu sehen. Ich sah meine Begleiterinnen fragend an. Ylenia rutschte von ihrem Schimmel und gab der schweigsamen Ordensfrau, die während der ganzen Reise unsere Nachhut gebildet hatte, eine leise Anweisung. Die nickte und stieg vom Pferd. Anscheinend waren wir am Ziel unserer Reise angekommen, auch wenn mir nicht ganz klar war, wo sich denn nun diese große Grennach-Siedlung verbarg.

Tallis stand hoch aufgerichtet da und starrte hinauf in die Baumkrone. In ihren schwarzen Augen standen Tränen. Ich stieg steifgliedrig aus dem Sattel und trat zu ihr. Sie wandte ihren Blick nicht von dem Baum, aber ihre Hand legte sich sacht um meine und drückte sie behutsam.

»Tel'krinem«, hauchte sie. »Meine Heimat, Eddy. Ich hatte gefürchtet, sie niemals mehr sehen zu dürfen.« Ich legte meinen Arm um sie und ließ um Worte verlegen meine Blicke an dem Baumriesen emporwandern. Kleine schwarze Flecken bewegten sich auf ihm wie krabbelnde kleine Käfer. Ich musste schlucken, als mein Gehirn die Größenverhältnisse ins richtige Maß zu setzen begann.

»Höllenfeuer«, flüsterte ich, legte den Kopf weit in den Nacken und folgte dem Verlauf der untersten Äste. Sie überragten mühelos die Kronen der umstehenden Bäume. Im verdämmernden Licht glaubte ich dünne Verbindungslinien zwischen ihnen und den

darüber liegenden Ästen zu erkennen. Es wirkte wie der vergebliche Versuch einer gigantischen Spinne, eine stadtgroße Baumkrone in ihr Netz einzuhüllen. Und überall, in dem Netz und in den Ästen, glommen nun nach und nach winzige Lichter auf, bis der Baum geschmückt war wie ein Geburtstagskuchen.

Dix humpelte an meine Seite und stupste mich unsanft an. »Was glotzt du so?«, fragte er. »Hast du noch nie einen Baum gesehen?«

»Noch nie einen, der eine ganze Stadt ist«, erwiderte ich staunend.

Dix blickte mit zusammengekniffenen Augen zu dem Baum auf und stöhnte. »Müssen wir da etwa rauf?«

»Richtig.« Ylenia war lautlos neben uns getreten. »Es gibt Stallungen in den Wurzeln, in denen wir unsere Tiere lassen können. Kommt bitte mit.«

Wir führten unsere Pferde die verschlungenen Pfade entlang, die sich zwischen den dicken Wurzeln des gigantischen Baumes auf der Lichtung gebildet hatten. Einige dieser graugrünen, bemoosten Ausläufer waren so dick, dass noch nicht einmal ich darüber hinwegsehen konnte. Andere bildeten natürliche Höhlungen, in denen Schafe, Kühe und kühle dunkle Vorratsräume untergebracht waren. Wir ließen unsere Tiere in einem leeren Wurzelstall und wanderten gemächlich hinüber zu dem hoch aufragenden Baum. Dort erwartete uns Mellis, die in der zwitschernden Sprache ihres Volkes mit einer stämmigen, blonden Grennach-Frau sprach. Als sie uns sah, winkte sie uns mit dem rötlich glühenden Stein, den sie in ihrer Hand hielt. Ihre blonde Begleiterin trat einen Schritt vor und neigte respektvoll ihren Kopf vor Tallis, ehe sie Ylenia und dann uns andere mit festem Handschlag begrüßte. Ich registrierte mit Befremden, dass sie Dix zwar ebenso freundlich anlächelte wie mich, ihm aber nicht ihre Hand reichte.

»Wir fühlen geehrt«, sagte sie mit einem weichen, singenden Akzent. »Freundinnen der Nestältesten sind gesegnete Gäste. Unser Nest das eurer Mütter ist.« Sie lächelte wieder und wies auf einen geflochtenen Korb, der hinter ihr am Baum hing. »Mellis sagt, ihr wahrscheinlich nicht so gerne selber klettern wollt.«

Ylenia lachte auf. »Dafür werde ich dir ewig dankbar sein, Mellis.« Sie stieg in den Weidenkorb und winkte uns, ihr zu folgen.

Die Fahrt in dem schwankenden Aufzug werde ich in diesem Leben nicht mehr vergessen. Es war inzwischen dunkel geworden, und ich war dankbar dafür. Im Hellen diesen Aufstieg zu machen – ich bin nicht ängstlich, aber es gibt Grenzen. Die Seile, an denen der Korb hochgezogen wurde, ächzten und knirschten, und das ganze, erschreckend zart wirkende Geflecht schien sich jeden Moment unter unseren Füßen in seine Bestandteile auflösen zu wollen. Dix stand neben mir, die Augen fest geschlossen, und wenn ich ihn nicht besser gekannt hätte, hätte ich gedacht, er betete.

Allein Ylenia bewahrte die Ruhe. Sie unterhielt sich gelassen mit der unerschütterlichen Ordensfrau, die zwar eine steinerne Miene bewahrte, aber von dem eisenharten Griff verraten wurde, mit dem sie sich an den Rand des Korbes klammerte.

Tallis hatte es empört abgelehnt, mit uns das schwankende Gefährt zu besteigen. »Ganz so alt bin ich noch nicht, dass ich den Aufstieg nicht mehr mit meinen eigenen Händen und Füßen schaffen könnte«, hatte sie gesagt und uns mit einem aufgebrachtten Schlag ihres Schweifes den Rücken zugekehrt. Mellis und sie hatten uns schon weit hinter

sich gelassen, ehe wir auch nur den Weidenkorb bestiegen hatten.

Als wir nach Stunden – so kam es mir jedenfalls vor – endlich auf einem der untersten Äste ankamen, waren meine Knie so weich wie Butter und mir schwindelte. Ich musste mich einen Moment lang an Ylenia festhalten und durchatmen. Wir standen auf einem bequem breiten Plateau, es bestand also kein sichtbarer Grund für meine Höhenangst, dennoch konnte ich den Gedanken daran, wo wir uns befanden, nicht sofort abschütteln.

Ylenia stützte mich unauffällig. Ich sah in der Dunkelheit ihre Zähne aufblitzen. »Du wirst dich schnell daran gewöhnen«, flüsterte sie mir ins Ohr. »Sei froh, dass es heute nicht stürmt.« Ich unterdrückte ein Stöhnen. Ein Licht näherte sich uns, und ich erkannte Mellis, die mit dem Glühstein in der Hand auf uns zukam.

»Kommt, ich habe eure Quartiere bereiten lassen«, sagte sie fröhlich und ging uns voraus über den leicht federnden Grund. Ich stampfte vorsichtig auf, aber das Holz lag fest und beruhigend unter meinen Füßen. Dix blinzelte unbehaglich, aber kam brav hinter uns her.

»Hier wirst du schlafen, Eddy«, sagte Mellis. Sie blieb vor einer geflochtenen Kugel stehen, die sich kunstvoll an einen abzweigenden Ast schmiegte. Ich blickte fragend auf ein mit einem Vorhang bedecktes Einschlupfloch.

»Da geht's rein«, bestätigte Mellis. »Ein Imbiss steht auch bereit. Schlaf gut.« Sie winkte mir zu und führte dann die anderen weiter den Ast entlang. Ich krabbelte in das kleine Nest hinein und sah mich angenehm überrascht darin um. Ein Glühstein sorgte für angenehmes warmes Licht und zeigte mir eine weich ausgepolsterte Bettkuhle und einen kniehohen Tisch mit einem zugedeckten Tablett. Mehr an Einrichtung gab es nicht, aber mir genügte es.

Erst, als ich den zweiten Bissen Brot kaute, bemerkte ich, wie müde ich war. Ich schluckte, spülte mit einer ordentlichen Mundvoll außerordentlich wohlschmeckenden Wassers nach und machte es mir in der Bettkuhle bequem. Chloe, die das Innere des kleinen Nestes gründlich inspiziert hatte, krabbelte zu mir unter die weiche Decke und schniefte befriedigt. Ihr schien es hier zu gefallen. Ich streichelte gedankenverloren ihren weichen Bauch und wickelte den kühlen, langen Schwanz um meine Finger. Niemand hatte es für nötig gehalten, mir zu zeigen, wie man einen Glühstein löschte, aber das sanfte Licht war mir nicht unangenehm. Ich streckte mich aus und betrachtete die rundgezogene Decke meines Quartiers. Sie bestand vollständig aus dünnen Zweigen, die auf höchst kunstvolle Weise miteinander verflochten worden waren. Der Wald rauschte leise und beruhigend, und ich fühlte, wie mein Nest sich sanft wiegte.

»Ich bin nicht mehr auf Cairon, ich bin zu Hause«, sagte ich halblaut. Und mit dieser plötzlichen Erkenntnis versank ich in den ersten erholsamen Schlaf seit meiner Ankunft hier, der nicht von schweren Träumen begleitet war.

Mellis holte mich am anderen Morgen ab. Ich hatte schon eine Weile wachgelegen und die kleinen Lichtpfeile beobachtet, die sich den Weg durch das Geflecht meiner Behausung in ihr dämmriges Inneres bahnten. Das sanfte Schwanken des Nestes, das meinen Schlaf so leicht und schwerelos gemacht hatte, war stärker geworden, und auch das lautere Rauschen des Laubes und ein beständiges, leises Knarren der kleineren Äste deuteten auf auffrischenden Wind hin.

Mellis brachte mich zu einer baumelnden Strickleiter, die weiter hinauf in die Baumkrone führte. Ich betrachtete zweifelnd die filigran wirkenden Seilstränge und die kunstvollen, allerdings wenig Vertrauen erweckend aussehenden Knoten. Mellis gluckste. »Keine Sorge, sie wird dich tragen. Das Seil ist erheblich fester, als es auf den ersten Blick wirkt.«

Ich hatte keine andere Wahl, ich musste ihr glauben, wenn ich nicht auf diesem Ast verhungern wollte. Zähneknirschend vertraute ich mich der zierlichen, schaukelnden Leiter an und kletterte an ihr empor zu dem nächsten straßenbreiten Ast, wo Mellis mich bereits erwartete. Sie war so schnell an der Leiter emporgeturnt, dass ihre Hände und Füße sie kaum zu berühren schienen.

Auf diese Weise bewältigten wir eine Unzahl von Etagen. Nach einer Weile musste ich beschämt um eine kleine Rast bitten. Mellis hockte sich bequem neben mich auf den Ast, der schon merklich dünner war als der, auf dem ich die Nacht verbracht hatte. Sie ließ eins ihrer Beine über den schwindelnden Abgrund baumeln, und ich schloss für einen Moment die Augen.

»Geht es?«, fragte sie besorgt und griff nach meinem Arm. Ich nickte und öffnete wieder die Augen.

»Ich muss mich wohl erst noch daran gewöhnen.« Es fiel mir schwer, dieser halben Portion gegenüber, die mir gerade mal bis zum Nabel reichte, meine Schwäche einzugestehen.

Sie sah mich mit ihren grünen Augen verständnisvoll an und klopfte mir kurz und fest auf die Hand. »Du hältst dich wacker. Ich habe schon Riesinnen erlebt, die sich auf halber Strecke weigerten, auch nur einen einzigen weiteren Schritt zu tun.« Sie lachte mit blitzenden Zähnen, und ich fühlte mich an Tallis erinnert. »Wir haben sie dann fesseln und hinaufziehen müssen«, fuhr sie glucksend fort.

Ich stand eilig auf. »Bitte nicht, ich gehe freiwillig weiter!« Mellis lachte laut auf und schob mich auf die nächste Strickleiter zu.

Die Äste, auf denen wir uns inzwischen bewegten, waren für mein Gefühl viel zu dünn, um mich noch tragen zu können, aber Mellis bewegte sich so sicher und gelassen auf ihnen, als seien sie breit wie ein Boulevard. Sie führte mich zu einem weiteren geflochtenen, annähernd kugelförmigen Raum ähnlich dem Nest, in dem ich die Nacht verbracht hatte, nur dass dieser einer größeren Anzahl von Menschen Platz bot.

Mellis hieß mich an einem der niedrigen Tische niederhocken und verschwand, um unser Frühstück zu holen. Ylenia winkte mir durch den Raum zu und lächelte aufmunternd. Ich nickte ihr zu und sah mich um.

»Sag mal, gibt es bei euch keine Männer oder seht ihr euch so ähnlich, dass man euch nicht auseinander halten kann?«, fragte ich Mellis, als sie zurückkehrte. Sie stellte das Tablett ab und hockte sich mit einem mitleidigen Blick auf meine langen, irgendwie unter mich gefalteten Beine neben mich.

»Du hast es hier nicht sehr bequem, tut mir leid. Wir sind nicht auf den Besuch so großer Leute eingerichtet«, sagte sie und reichte mir eine Tasse mit einer dunklen, heißen Flüssigkeit, die zart nach Schokolade roch. Ich nippte daran und stöhnte entzückt. Das Getränk schmeckte wie eine gelungene Mischung aus Kaffee und Kakao und war

sowohl bitter als auch süß. Seine Wirkung war so erfrischend wie eine eiskalte Dusche und vertrieb den letzten Rest von Schläfrigkeit aus meinen Knochen.

»Unsere Männer bewohnen ihren eigenen Bereich«, beantwortete Mellis meine Frage. »Du kannst dir das alles nach dem Frühstück in Ruhe ansehen, Eddy. Ihr werdet sicher eine Weile hier bleiben.«

Tallis tauchte nicht auf, während ich frühstückte, und auch Ylenia verabschiedete sich kurz nach meinem Eintreten mit einem flüchtigen Winken. Aber Mellis hatte mir erklärt, dass ich mich im Großen Nest frei bewegen dürfe, und mir die Hauptwege erklärt. Ich kletterte den ganzen Vormittag unbeholfen zwischen den Ästen des gigantischen Baumes umher, bis ich mich endlich an die Höhe gewöhnt hatte und mich beinahe so frei zu bewegen begann wie die Grennach, die diesen Ort bevölkerten. Überall begegnete ich nur freundlichen Gesichtern. Keine der Frauen, die ich bei den unterschiedlichsten Verrichtungen antraf, schickte mich fort oder schien sich auch nur von mir gestört zu fühlen. Fast eine Stunde lang hockte ich neben einer winzigen, weizenblonden Grennach und sah gebannt zu, wie sie wunderschöne Behälter aus den verschiedensten Pflanzenfasern flocht. Unter ihren flinken Händen entstanden aus getrockneten Blättern und Streifen von biegsamer Rinde komplizierte Muster und verschlungene, vielfarbige Ornamente, die jedes der kleinen Kästen und Kistchen zu einem wahren Kunstwerk machten. Ich konnte mich nicht mit der Künstlerin unterhalten, weil sie kein Wort der Menschensprache zu verstehen schien, aber sie lächelte und nickte, wenn sie mich ansah. Als ich mich verabschiedete, hielt sie mir auffordernd eine handgroße Schachtel hin, die sie gerade fertig gestellt hatte. Ich nahm das Geschenk überrascht und ein wenig verlegen in Empfang und bedankte mich herzlich.

Mein Mittagessen verzehrte ich auf einem schwankenden Ast sitzend, während meine Beine rechts und links ins Leere baumelten. Am Nachmittag konnte ich noch einige der Grennach-Handwerkerinnen bei ihrer Arbeit bewundern. Ich fragte Mellis abends danach, und sie bestätigte gleichzeitig stolz und ein wenig traurig, dass die Grennach einen ganz besonderen Ruf als Künstlerinnen und Handwerkerinnen besaßen.

»Ich selbst habe allerdings nur Daumen an den Händen«, sagte sie seufzend und blickte traurig auf ihre acht schmalen Finger nieder. »Das war auch ein Grund, warum ich von hier fortgegangen bin.« Sie zuckte mit den Achseln. »Nicht, dass ich es bereue. Ich würde wahnsinnig, wenn ich nicht ab und zu etwas mehr von der Welt zu sehen bekäme als diesen Baum hier, und wenn er noch so einmalig ist.«

Tallis, die beinahe noch erschöpfter aussah als am Vortag, setzte sich zu uns und lehnte sich müde an meine Schulter. »Ah, ich habe ganz vergessen, wie anstrengend diese endlosen Sitzungen sind«, jammerte sie leise.

»Du warst zu lange fort, Nestälteste«, bemerkte eine ihrer Begleiterinnen, eine Grennach mit langen, eisengrauen Haaren. Sie war noch ziemlich jung, ihre Haarfarbe schien nicht das Ergebnis eines Alterungsprozesses zu sein, sondern wirkte eher wie das graue Fell eines Wolfes oder einer Katze.

»Wo ist meine Tante?«, fragte ich.

»Sie sitzt noch mit unserem Tlen-na'Tian zusammen und brütet über alten Legenden.« Tallis kicherte. »Wenn ich nicht wüsste, dass das harte Arbeit ist, würde ich sagen, deine

Tante genießt jede Sekunde davon. Ich habe allerdings dringend eine Pause gebraucht, mein alter Kopf brummt nämlich inzwischen wie ein Bienenstock.« Sie winkte jemandem am anderen Ende des Raumes und entschuldigte sich bei uns.

Mellis erklärte, als sie mein fragendes Gesicht sah: »Der Tlen-na'Tian ist unser Gedächtnis. Wir pflegen unsere Überlieferungen nicht aufzuschreiben, sondern sie besonders begabten Grennach anzuvertrauen, die sie in ihren Köpfen und ihren Herzen für uns bewahren.« Sie legte die Hände zu einem Korb zusammen und hielt sie mir in einer rituell wirkenden Geste entgegen. Dann fuhr sie fort: »Unser Tlen-na'Tian ist allerdings etwas Besonderes: Es ist in dieser Generation ein Grennach-Mann; der Erste, der seit beinahe zwanzig Dekaden unser Gedächtnis ist. Normalerweise sind Männer für diese Arbeit weniger begabt, genauso, wie sie keine überragend guten Künstler und Handwerker sein können. Sie sind zu ungeschickt und auch zu unkonzentriert dazu.« Sie äußerte das mit großer Überzeugung. Ich musste lachen. Wenn unser fingerfertiger Dix so etwas von ihr zu hören bekäme, würde es sicherlich Stunk geben.

Mellis brachte mich zu meinem Schlafnest zurück. Ich bat sie, mir zu zeigen, wie der Glühstein zu handhaben war. Sichtlich erstaunt darüber, dass ich das nicht wusste, wies sie mich geduldig ein. Es war weniger schwierig, als ich gedacht hatte, ich brauchte dafür nur zu wissen, wie man ihn in der Hand halten und »beruhigen« musste. Es kam mir ein wenig wie Zauberei vor, aber dann stellte ich mir vor, wie verwirrt Mellis vor einem Terminal sitzen würde, und musste lachen.

Auch in dieser Nacht schlief ich wie ein zufriedener Säugling. Ich erwachte in der frühen Morgendämmerung und steckte voller Tatendrang den Kopf aus dem Eingangsloch. Heute wollte ich mir den wurzeldurchzogenen Grund rund um den Baum näher ansehen, um meine Beine wieder an festen Boden zu gewöhnen. Eine ältere, rundliche Grennach, genauso freundlich wie alle, die ich bisher kennen gelernt hatte, ließ mich mit dem Korb auf den Boden hinab, und dieses Mal konnte ich die Fahrt sogar genießen.

Das Gewirr der Wurzeln bildete ein regelrechtes Labyrinth auf dem Boden. Ich war groß genug, um wenigstens über einen Teil der Wälle hinwegblicken zu können, aber für die kleinen Grennach war das unmöglich. Hier unten schien alles untergebracht zu sein, was man nicht hinauf in die Baumkrone transportieren konnte oder wollte. Ich wanderte im grünen Zwielight durch die Gassen, die die dicken Wurzeln bildeten, und fühlte mich beinahe wie in der Altstadt von Cairon City. Es verwunderte mich daher wenig, neben einem der Kuhställe auf Dix zu stoßen. Er flirtete mit der Grennach, die die Tiere versorgte. Er sah mich und strahlte über das ganze, hässliche Gesicht. »Eddy, ich habe dich gesucht!«, rief er und ließ die verdutzte Frau einfach stehen.

Ich ließ seine Begrüßung gerührt über mich ergehen. Wir beide waren uns gegenseitig immer noch ein Stück Heimat, auch wenn wir damit begonnen hatten, uns hier einzuleben. Dix berichtete mir aufgebracht gestikulierend von der abscheulichen, herablassenden Art, wie die Grennach ihre Männer behandelten, und dass diese darüber noch nicht einmal böse zu sein schienen, sondern im Gegenteil ihn wegen seiner Erregung ausgelacht hätten oder gar nicht verstünden, was er von ihnen wollte ...

Ihm ging die Puste aus, und ich musste mir das Lachen verkneifen. »Und dann müssen sie sich auch noch ganz allein um die Kinder kümmern!«, setzte er hinzu und sah mich an,

als sei das der Gipfel aller Ungerechtigkeit.

»Ich weiß«, sagte ich unschuldig. »Männer sind zu ungeschickt und auch ein wenig zu dumm für komplexere Aufgaben. Aber sie sind geduldig und gehen sehr liebevoll mit ihren Kindern um ...« Dix hob die Faust, und ich wich lachend seinem Hieb aus.

»He, was ist das da?«, lenkte ich ihn ab. In der Wurzelhöhlung, vor der wir stehen geblieben waren, lag ein dunkles, formloses Bündel auf der Erde. Es schienen Lumpen zu sein, alte Kleider, die vor Dreck starrten.

»Du meine Güte«, sagte Dix angeekelt und hielt sich seine empfindliche Nase zu. Jetzt roch ich es auch: eine Wolke von Schweiß und scharfem Schnapsdunst und dazu ein säuerliches Aroma wie von Erbrochenem.

Die Lumpen bewegten sich sacht. Ein heiseres Brummen drang daraus hervor. Ich machte unwillkürlich einen Schritt zurück, und Dix quollen beinahe die Augen aus dem Kopf.

»Da steckt ja noch jemand drin«, kicherte er. Wie zur Bestätigung streckte das Bündel einen kräftigen Arm aus, tastete über den Boden und griff nach einer Flasche, die neben ihm auf dem Boden stand. Arm und Flasche verschwanden unter den verhüllenden Stoffschichten. Nach einer kleinen Weile erschütterte ein donnernder Rülps den Boden. Die Flasche rollte leer davon, und der ganze stinkende Haufen Lumpen geriet in Bewegung und faltete sich träge auseinander, wobei der stockfleckige, besudelte schwarze Mantel, mit dem er zugedeckt gewesen war, herabrutschte.

Ein paar verquollene schwarze Augen in einem breiten Gesicht sahen uns blinzeln und tränend an. Die vollen Lippen unter der kräftigen Hakennase schmatzten trocken, und eine Zunge leckte langsam darüber. Es brauchte einige krächzende Anläufe, dann funktionierte der Sprechapparat und brachte heiser einige eher unartikulierte Laute und dann ein kieferverrenkendes Gähnen hervor, bei dem ein kräftiges, schneeweißes Gebiss aufblitzte. Grobe, unglaublich schmutzige Hände rieben über das dunkle Gesicht und kratzten ausgiebig durch die krause, verfilzte Mähne, die schwarz und zottelig in die breite Stirn hing.

Dix und ich starrten den verwahrlosten Menschen an wie ein exotisches Lebewesen. Wir hatten beide in unserem Leben etliche derartige Existenzen zu Gesicht bekommen und mit einigen von ihnen durchaus freundschaftlichen Umgang gepflegt, aber hier auf dieser Welt schien ein solches Wesen etwa so angebracht zu sein wie ein Cyberimbiss.

Der Mann richtete sich ächzend zum Sitzen auf und betrachtete uns ähnlich ungeniert wie wir ihn. Seine kurzen, stumpfen Finger mit den abgebrochenen Nägeln und dem tief eingefressenen Schmutz tasteten träge über den langen Mantel und gruben in einigen der unzähligen ausgebeulten Taschen herum. Jede seiner Bewegungen ließ eine weitere Wolke unglaublichen Gestankes aufwallen.

»Ah!«, grunzte der Kerl befriedigt und zog eine abgegriffene Pfeife mit zerbissemem Mundstück unter den zahllosen Schichten seiner verdreckten Kleidung hervor. Er setzte seine Suchaktion in den Tiefen fort und förderte endlich auch einen schmierigen Lederbeutel mit Tabak zutage. Behaglich in die Wurzelhöhlung gelehnt, als sei sie ein weiches Sofa, begann er in aller Gemütsruhe, seine Pfeife zu stopfen und in Brand zu setzen. Die schräg stehenden Augen ein wenig vor dem Rauch zusammengekniffen,

paffte er einige Züge und hustete Schleim hoch. Er spie aus und steckte die Pfeife wieder zwischen die Zähne. Seine dunklen, dichten Brauen zogen sich zusammen, und er musterte uns belustigt unter halb geschlossenen Lidern. »Kann ich etwas für euch tun?«, fragte er höflich. Seine Stimme war ein weicher, erstaunlich klangvoller Tenor, der kaum zu dem verkommenen Äußeren passen wollte.

Ich blinzelte verdutzt und bemerkte jetzt erst, wie Dix und ich auf den Mann wirken mussten: zwei Fremde, die ihn anglotzten wie ein Ausstellungsstück hinter einer Schaufensterscheibe. Ich griff hastig nach Dix' Ellbogen, um ihn wegzuziehen. »Entschuldigen Sie«, sagte ich verlegen. »Wir haben nicht damit gerechnet, hier auf jemanden zu stoßen.«

Er nahm die Entschuldigung würdevoll mit einem kurzen Nicken zur Kenntnis. Dann stand er auf und schüttelte die Lagen seiner verdreckten Kleidung zurecht. Er ging mir etwa bis zur Schulter, und soweit sich das bei all dem Zeug beurteilen ließ, das er am Leibe trug, schien er kräftig gebaut und kräftig zu sein, mit breiten Schultern und Hüften und einem weichen Bauch.

»Na dann, schönen Tag noch«, sagte er und wandte uns den Rücken zu. Vor ihm bogen zwei Grennach um die Ecke und erstarrten bei seinem Anblick. Die ältere von ihnen schrie auf und stieß ihre Begleiterin an, die auf dem Fuß kehrt machte und schrill rufend in Richtung des Baumes verschwand. Die andere näherte sich dem Mann und sagte etwas in ihrer zwitschernden Sprache zu ihm. Es klang beinahe so, als fordere sie ihn auf zu verschwinden, doch seine Antwort, die aus ein oder zwei kurzen Sätzen bestand, erfolgte in einem eher amüsierten Ton.

Die Grennach machte so etwas wie eine angedeutete Verbeugung und breitete in einer hilflosen Geste die Arme aus. Dann galoppierte auch schon eine Gruppe von besorgt aussehenden Frauen um die Ecke, angeführt von der keuchenden Begleiterin der ersten Grennach, und stoppte kurz vor dem untersetzten Mann, der sie resigniert und spöttisch ansah. Die Frauen kreisten ihn zwitschernd und lachend ein. Zwei von ihnen griffen nach seinen Armen, worauf die ganze Gruppe sich in Bewegung setzte.

»Sieht aus wie eine Festnahme«, zischelte Dix. Ich nickte und winkte ihm, der Gruppe zu folgen. Die Szene hatte meine Neugier geweckt.

Als wir endlich am Fuß des Baumes ankamen – wir hatten zweimal in dem Wurzellabyrinth eine falsche Abzweigung genommen, die uns geradewegs zum Rand der Lichtung geführt hatte –, sahen wir den Weidenkorb schon die unterste Astgabel erreichen. Der Festgenommene schien von einer großen Ansammlung der Grennach erwartet zu werden. Auf dem Ast wimmelte es von bunt gekleideten, laut durcheinander rufenden Frauen.

Dix und ich bestiegen den zweiten Transportkorb und ließen uns gemächlich hinaufziehen. Etwa auf der Hälfte des Weges stockte der Korb für einen Moment. Im gleichen Augenblick schallte lautstark die Stimme des Fremden zu uns hinunter: »Ihr widerlichen Baumratten! Haariges, hinterhältiges Diebespack! Der Blitz soll euch treffen mitsamt eurer stinkenden Brut!« Es folgte eine Serie von farbigen und äußerst obszönen Flüchen, die sogar den hartgesottenen Dix vor Ehrfurcht erblassen ließen. Unser Korb ruckte an, die fluchende Stimme des Fremden verklang in der Ferne, und kurz darauf

kletterte eine kichernde, schwatzende Gruppe von Grennach an uns vorbei in die Tiefe, jede mit einem Bündel dreckstarrender Lumpen unter einem Arm.

Dix grinste und deutete darauf. »Was werden sie wohl damit anstellen?«

»Verbrennen, hoffe ich«, erwiderte ich. Mich interessierte weit mehr, was die Grennach mit ihrem Gefangenen anzustellen gedachten, nachdem sie ihn seiner Kleider beraubt hatten.

Die Menge hatte sich verlaufen, als wir oben ankamen, und nichts deutete darauf hin, dass sich irgend etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Also schluckte ich meine Neugier fürs Erste herunter und ließ mir von Dix den Baumbezirk zeigen, in dem die Grennach-Männer zusammen mit dem Nachwuchs lebten.

Ein Mann mit einem sanften, runden Gesicht saß in einem Sonnenfleck, der sich durch das dichte Blätterdach geschmuggelt hatte. Die Männer der Grennach wiesen anscheinend allesamt weichere und rundere Formen auf als ihre Frauen, die eher eckig und muskulös gebaut waren. Der Mann öffnete sein weites, dunkelgrünes Hemd, um sich den behaarten runden Bauch von der Sonne wärmen zu lassen. Seine vierfingrigen Hände streichelten sacht über die weiche Wölbung, und ein zärtliches Lächeln spielte dabei um seinen Mund. Die Bauchdecke bewegte sich, und aus einer Art von faltiger Hauttasche lugte ein winziger Kopf hervor und blinzelte in das helle Licht.

Dix stieß einen schnaubenden Laut aus und stieß mich in die Seite. »Mach nicht so ein Gesicht«, flüsterte er. »Hast du noch nie einen Vater mit seinem Kind gesehen?«

Ich konnte nicht anders, ich musste lachen. Der Grennach hob den Blick und sah mich überrascht an. Dann lächelte er und winkte uns zu.

Dix hockte sich neben ihn und hielt dem winzigen Grennachkind, das aus der Bauchtasche lugte, seinen Finger hin. Das Kleine schnupperte daran und gluckste leise. Dix streichelte vorsichtig über den runden Kopf, der von hellem Flaum bedeckt war. Die großen, dunklen Augen blinzelten schläfrig und schlossen sich langsam. Ich sah die winzige Hand, die ein Haarbüschel auf dem Bauch des Vaters umschlossen hielt, und den Daumen der anderen, der sich in den kleinen Mund schob. Dix blickte auf das Kind nieder. Sein zerkrautschtes Gesicht war ganz sanft und voller Staunen. Er und der Grennach wechselten einen langen, verständnisvollen Blick. Dann stand Dix leise auf, um das Kind nicht zu wecken.

Wir verabschiedeten uns mit einem Winken von dem Grennach-Mann und gingen schweigend zur nächsten Leiter.

Ich nahm Dix mit hinauf in den Bereich der Frauen. Zwar trafen uns einige verwunderte und amüsierte Blicke, aber keine der Grennach bemerkte etwas zu seiner Anwesenheit. Abends trafen wir in dem Gemeinschaftsraum Mellis, die sich sichtlich zu freuen schien, dass Dix da war. Die beiden verzogen sich in eine Ecke und steckten die Köpfe zusammen. Ich hockte mich an eine der Fensterluken und sah hinaus in den Himmel, der durch das lichtere Geäst blickte.

»Eddy«, sagte die dunkle Stimme meiner Tante. Ich zuckte heftig zusammen, und Ylenia, die sich neben mich gesetzt hatte, legte entschuldigend ihre Hand auf mein Knie. Ich sah mit einer gewissen Schadenfreude, dass sie die gleichen Schwierigkeiten wie ich damit hatte, ihre langen Glieder einigermaßen komfortabel unterzubringen. Das Wenige,

was die Grennach an Möbeln hatten, war für uns einfach vollkommen indiskutabel. Ylenia sah müde, aber einigermaßen zufrieden aus.

»Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?«, fragte ich höflich.

Sie nickte und schüttelte beinahe gleichzeitig den Kopf, eine Geste, die mich an meine Großmutter erinnerte. »Wir arbeiten uns langsam darauf zu.« Sie hielt ihre Hand vor den Mund, um ein Gähnen zu verbergen. »Du kannst dir nicht vorstellen, was für eine Menge von Informationen so ein Tlen-na'Tian besitzt. Aber sie sind alle nur in seinem Kopf, und es ist mühsam, die richtigen zu finden. Mühsamer als das Blättern in Büchern. Die Grennach haben ein anderes Verhältnis zur Zeit und zur Geschichte als wir.« Sie gähnte wieder und warf mir einen entschuldigenden Blick zu. »Und, wie hast du dir deine Zeit vertrieben?«

Ich erzählte von dem Besuch im Männerbezirk. Dann fiel mir wieder der seltsame Fremde ein. Ylenia hörte sich die Beschreibung an und krauste unwillig die Stirn.

»Ah, ja«, sagte Mellis, die mit Dix im Schlepptau zu uns gekommen war und meine Worte gehört hatte. »Die Krähe reist vor dem Sturm. Jinx ist wieder da. Ein sehr selten gesehener Gast in der letzten Zeit. Entschuldige, Ylenia, dass ich unterbreche, aber hast du eine Ahnung, wo meine Mutter ist?«

Ich fühlte, wie meine Augenlider schwer wurden. Ich entschuldigte mich und machte mich an den langen Abstieg zu meinem Schlafnest.

Mellis hatte mir von einem kleinen See erzählt, der unweit des Großen Nestes liegen sollte. Der klare Morgen versprach einen schönen, warmen Tag, und ich bekam Lust auf ein Bad, also packte ich Chloe ein und machte mich auf den Weg. Nach einem gemächlichen Spaziergang von etwa einer halben Stunde erreichte ich das nördliche Ufer des Sees und sah staunend darauf nieder. Das Wasser des beinahe kreisrunden Sees schien schwarz zu sein, so dunkel und still lag er vor mir. Ich zog mich aus und ging tastend hinein. Das Wasser war kühl und, als ich eine Hand voll davon schöpfte, vollkommen klar. Ich trank einen Schluck aus der hohlen Handfläche. Es schmeckte süß und frisch wie Quellwasser. Chloe paddelte vergnügt neben mir her, auch sie schien das Bad weidlich zu genießen.

Ich schwamm, bis es mir zu kühl wurde, und legte mich dann zum Trocknen in einen Sonnenfleck am Ufer. Gegen Mittag wanderte ich gemächlich zurück zum Nest, um nach Dix zu suchen. Er steckte schon wieder mit Mellis zusammen, und ich überließ die beiden sich selbst.

Ein wenig verloren wanderte ich im Gewirr der Äste umher und fragte mich, warum Ylenia eigentlich darauf bestanden hatte, mich hierher mitzunehmen. Gedankenlos blickte ich in die Blätterkrone hinauf, wo ein paar halbwüchsige Grennach-Mädchen sich unter lautem Gekreis eine halsbrecherische Verfolgungsjagd lieferten, und stolperte über ein Paar Beine, die in den Weg ragten.

»Hoppla«, sagte eine weiche Stimme, und eine kräftige Hand hielt mich am Ellbogen fest, damit ich nicht vom Ast purzelte. Ich klammerte mich an eine Schulter und blickte direkt in die amüsierten dunklen Augen des Fremden, den ich in der Zwischenzeit völlig vergessen hatte. Er hockte mit dem Rücken an den Stamm gelehnt da und rauchte seine Pfeife. Ich registrierte belustigt, dass er seine Kleider offenbar gesäubert und ordentlich

geflickt wiederbekommen hatte. Er stank jetzt nicht mehr ganz so atemberaubend, aber das war auch schon die beinahe einzige Verbesserung. Die krause Mähne stand noch genauso wirr und zottelig um sein breites Gesicht, und trotz einer anscheinend vorgenommenen oberflächlichen Reinigung sah er so schmutzig und heruntergekommen aus wie am Vortag, wenn auch inzwischen wohl ein wenig nüchterner. Ich ertappte mich dabei, dass ich ihn schon wieder so anglotzte wie zuvor, und ärgerte mich über mich selbst.

»Alles in Ordnung?«, fragte er undeutlich und zwinkerte spöttisch. Die Pfeife klemmte zwischen den weißen Zähnen, denn er drehte ein kleines Stück Wurzelholz zwischen seinen groben Fingern und blickte ab und zu flüchtig darauf nieder.

»Ja, danke«, erwiderte ich und wollte weitergehen.

»Jinqx«, kreischte eine helle Stimme. Der Ruf wurde von einigen anderen aufgenommen.

Ich konnte mich gerade noch zur Seite lehnen und mich Halt suchend an der rauen Rinde festklammern, denn eine Schar von Grennach-Mädchen tobte wie eine Springflut an mir vorbei, drängte mich an den Rand des Astes und umzingelte den Fremden. Ihre hellen, durchdringenden Stimmen riefen zirpend und zwitschernd durcheinander und wurden ab und zu von der tieferen Stimme des Fremden unterbrochen. Ein rothaariges Mädchen hüpfte aufgeregt direkt am Rande des Abgrundes auf und ab und strahlte vor Freude. Die beiden Kleinsten, die sicher noch nicht lange dem Männerbezirk entwachsen waren, hatten sich ohne Umstände auf dem breiten Schoß des Mannes zusammengerollt und sahen mit großen, erwartungsvollen Augen zu ihm auf.

Er legte behutsam einen Arm um sie, um sie vor dem Herabfallen zu bewahren, und wühlte mit der anderen Hand in seinen Taschen herum. Endlich wurde er fündig und zog einige kleine Gegenstände hervor, die er an die Kinder verteilte. Ich konnte nicht sehen, worum es sich dabei handelte, aber die Mädchen jubelten und bedankten sich und tobten dann so stürmisch davon, wie sie gekommen waren.

Der Mann, Jinqx, seufzte leise und rückte sich wieder bequem zurecht. Er klopfte einladend mit der Hand auf den Platz an seiner Seite und griff wieder nach dem Wurzelstück, das in seinem Schoß lag. Ich hockte mich neben ihn und nahm eine vorsichtige Nase, da der Wind in meine Richtung stand. Aber es war auszuhalten.

Wir saßen schweigend da. Ich hörte zu, wie er seine Pfeife paffte und hin und wieder ein zufriedenes Brummen ausstieß. Dann verlagerte er kurz sein Gewicht, um ein kleines Messer aus einer Tasche seines unglaublichen Mantels zu fischen, und lehnte sich dabei schwer gegen mich. Ich sah neugierig zu, wie er begann, das Wurzelstück mit der scharfen Klinge zu bearbeiten. Seine hässlichen, stumpfen Finger waren dabei außerordentlich geschickt.

»Du heißt Eddy«, sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

Es war keine Frage, deshalb antwortete ich nur im selben Tonfall: »Du heißt Jinqx.« Er hielt einen Moment inne und lachte mich breit und vergnügt an. Dabei verengten sich leicht seine schräg stehenden Augen über den breiten Wangenknochen zu fältchenumkränzten Schlitzten, und auch die Hakennase kräuselte sich auch ein wenig dabei. Ich lachte unwillkürlich zurück.

Dabei blieb es vorerst, was unsere Unterhaltung anging. Ich beobachtete gebannt, wie nach und nach unter seinen kräftigen Händen aus dem Wurzelstück eine kleine Krähe mit wie zum Krächzen geöffnetem Schnabel entstand. Sie schien beinahe zu leben, wie sie in der rauen Handfläche lag, und ich konnte einen erstaunten Laut nicht zurückhalten. »Das ist schön«, sagte ich unwillkürlich.

Jinx brummte wortlos und drückte mir sein Werk in die Hand. Dann stand er auf und streckte seine stämmigen Glieder. »Lust auf einen Spaziergang?«

Zu meiner eigenen Überraschung hörte ich, wie ich zustimmte. Er ging voraus zur nächsten Leiter und kletterte flink daran empor. Ich sah ihm nach und wunderte mich über die geschmeidigen Bewegungen dieses schweren Körpers. Seine bloßen, erstaunlich kleinen und wohlgeformten Füße schienen die Sprossen der Leiter kaum zu berühren. Ich folgte Jinx mit allem Geschick, das ich in den letzten Tagen erworben hatte, und turnte hinter ihm her über ein weites Maschengeflecht, das zwei nebeneinander liegende Äste miteinander verband. Dabei beging ich den Fehler hinunterzusehen. Weit unter mir lag der Waldboden mit den tiefen Wurzeltälern, in denen sich ameisenkleine Punkte bewegten. Ein heftiges Schwindelgefühl erfasste mich. Ich klammerte mich panisch an das mit einem Mal erschreckend dünne Seil, und kämpfte mit dem Sog, der mich dazu zwingen wollte, meinen Griff zu lockern und mich fallen zu lassen.

Starke Hände griffen unter meine Achseln und hievten mich über die letzten Meter auf den einigermaßen sicheren Grund des Nebenastes. Jinx lehnte mich gegen einen emporstrebenden Ast und hockte sich schweigend neben mich. »Besser?«, fragte er, als mein Atem sich zu beruhigen begann. Er holte eine Flasche aus seinem Mantel und zog mit den Zähnen den Korken heraus, bevor er sie mir hinhielt.

Mit zittrigen Fingern griff ich danach. Das beißende Aroma eines starken Obstbrands stieg in meine Nase und trieb mir Tränen in die Augen. Ich überwand meinen Widerwillen und nahm einen kräftigen Schluck von dem klaren Schnaps, dessen Schärfe mir für einen Moment den Atem nahm und nachhaltig den letzten Rest des Schwindels vertrieb. Ich hustete und reichte Jinx die Flasche zurück. Er spuckte den Korken in seine Hand, setzte die Flasche an die Lippen und legte den Kopf zurück. Glucksend verschwand der größte Teil des Flascheninhalts in seiner Kehle, ehe er mit einem befriedigten Knurren den Korken in den Flaschenhals hieb und sie wieder in seinem unbeschreiblichen Mantel verstaute. Er reichte mir wortlos seine grobe Hand und zog mich hoch. Ich war noch ein wenig wackelig auf den Beinen, aber seine Hand stützte mich, bis ich mich sicherer fühlte. Der Obstbrand regte meinen leeren Magen an, der nun laut und fordernd zu poltern begann. Jinx blinzelte zu mir auf und stieg stumm auf eine Leiter, die vom Hauptstamm weg nach unten führte.

»Ich würde gerne erst was essen«, sagte ich und deutete hinauf zum Gemeinschaftsnest. Jinx knurrte zustimmend und kletterte hinab. Ich folgte ihm eilig und ein wenig wütend. »He, Jinx. Ich gehe jetzt rauf, ich habe Hunger«, rief ich seinem breiten Rücken hinterher, der sich zielstrebig auf die nächste Leiter zubewegte.

»Komm mit«, rief er zurück, ohne sich umzusehen. Ich zögerte einen Moment, dann zuckte ich mit den Achseln und folgte ihm. Ich hätte nicht einmal sagen können, warum ich diesem unmöglichen, maulfaulen Menschen die ganze Zeit hinterherlief, aber vielleicht

fand ich es ja heraus, wenn ich noch eine Weile dabeiblieb.

Jinqx führte mich zu einer Höhlung im unteren Teil des gigantischen Stammes. Neugierige Gesichter sahen uns entgegen, als wir eintraten, und als die Grennach meinen Begleiter erkannten, erklangen laute, erfreut klingende Begrüßungsrufe. Jinqx nickte in die Runde und schob mich weiter ins Innere des düsteren Raumes. Glühsteine sorgten für eine schummrige Beleuchtung, die kaum ausreichte, mehr als ein paar Schritte weit zu sehen. Ich wunderte mich ein wenig über diese Höhle, weil ich bisher den Eindruck gewonnen hatte, dass die Grennach offene, lichtdurchlässige Räume liebten und geflochtene Wände, die Luft und Geräusche durchließen und niemals vollständig gegen die Außenwelt abgeschlossen waren.

Jinqx dirigierte mich an einen dieser ärgerlich niedrigen Tische und drückte mich auf ein kleines Kissen nieder. Er schien nicht gerne überflüssige Worte zu machen. Ein Grennach-Mann, der Erste, den ich außerhalb des Männer-Bezirk sah, kam an den Tisch und begrüßte uns herzlich. Jinqx antwortete in der Sprache der Grennach, von der ich immer noch keine Silbe verstand.

»Ich habe uns etwas zu essen bestellt«, erklärte mir Jinqx. Er lehnte entspannt an der Höhlenwand, tief in seinen Mantel vergraben, und hatte die stämmigen Beine bequem unter sich gezogen. Seine dunklen Augen musterten mich scharf und ohne die Ironie, mit der sie sonst die Welt betrachteten. Ich fühlte mich unter diesem Blick wie unter einem Laserskalpell.

Nach einer Weile schnüffelte er kurz und zog seine Pfeife hervor. Er nahm einen Zipfel des modderfarbenen, undefinierbaren Kleidungsstückes, das er unter seinem Mantel trug, und schnaubte hinein. Dann stopfte er gemächlich seine Pfeife und setzte sie in Brand. Er schnüffelte wieder und verzog das Gesicht. »Das braucht Monate, bis meine Sachen wieder nach mir riechen«, murmelte er angewidert. »Verdammte Baumratten.«

Chloe, die bis dahin selig geschlafen hatte, nahm das anscheinend als ihr Stichwort. Sie krabbelte aus meinem Hemd und kletterte über meinen Arm auf den niedrigen Tisch. Mit erhobenem Kopf und zitternden Barthaaren schnupperte sie in die Luft und lief dann zielstrebig auf Jinqx zu, der friedliche Rauchwolken ausstieß. Chloe zögerte kurz, dann sprang sie hinüber auf seinen Schoß und kringelte sich auf seiner groben Hand zusammen. Sie legte zutraulich ihren schmalen Kopf auf seinen Daumen und schloss die Augen. Jinqx nahm weiter keine Notiz von seiner Besucherin, er schloss nur behutsam seine stumpfen Finger um den weichen kleinen Rattenkörper. Ich starrte fassungslos auf diesen Anblick. Ein solches Verhalten sah Chloe, meiner bissigen kleinen Freundin, alles andere als ähnlich.

Der Grennach kam und brachte uns ein beladenes Tablett. Jinqx aß nur mit einer Hand, die andere ruhte mitsamt der schlafenden Chloe reglos in seinem Schoß. Ich blickte immer wieder verstohlen hin, weil ich nicht recht glauben wollte, was ich da sah.

Wir nahmen schweigend unsere Mahlzeit ein. Jinqx ließ sich von dem Grennach, der uns aufmerksam und zurückhaltend bedient hatte, seine Schnapsflasche auffüllen, nachdem er den vier Finger hohen Rest, der noch darin gewesen war, durch seine Gurgel hatte laufen lassen. Chloe kehrte gelassen von ihrem Ausflug zu mir zurück und krabbelte auf meine Schulter.

Vor dem Ausgang der Baumhöhle blinzelte ich mit tränenden Augen in das durch die Blätterkrone gedämpfte Licht, das mir nach der Düsternis dort drinnen so blendend hell erschien wie schon seit Tagen nicht mehr. Als ich meine Augen daran gewöhnt hatte und mich umsah, war Jinx fort.

Erst einige Tage später sah ich den skurrilen Kerl wieder. In der Zwischenzeit hatte Tallis mich zu einem Treffen der Nestältesten mitgenommen, die mich dringend kennen lernen wollten, wie sie es mit einem unfrohen Lächeln ausdrückte. Ich saß etwas unbehaglich zwischen sieben alten Grennach-Frauen, die mich nicht sehr freundlich musterten und in ihrer Sprache erregt miteinander diskutierten. Tallis sagte während der ganzen Sitzung kein Wort, sah mich nur hin und wieder mitleidig und entschuldigend an. Ich kochte vor Wut, als die sechs anderen grußlos an mir vorbeigingen und das kleine Versammlungsnest verließen. Tallis kam zu mir und nahm meine Hand. Ich musste an mich halten, sie ihr nicht zu entziehen.

»Verzeih unsere Unhöflichkeit, Kind. Das ist sonst nicht die Art meiner Schwestern, aber wir haben große Sorgen, und ich verlange eine übermäßig schwere Entscheidung von ihnen. Das Erscheinen der Sturmkrähe sagt meist eine schmerzhaft Veränderung bevor, und meine Schwestern befürchten, dass ich unser Volk auf den falschen Weg führen könnte.« Ihr faltiges kleines Gesicht zeigte Kummer und große Bedrückung. Ich nahm sie impulsiv in den Arm und drückte sie an mich. Sie küsste mich auf die Wange und machte sich dann frei. »Geh, Kind, freue dich deines Lebens«, sagte sie lächelnd und schob mich fort. »Das hier ist meine Aufgabe; nichts, worüber du dir den Kopf zerbrechen solltest.«

Ich war bereits auf dem Weg zu meinem geliebten schwarzen See, um meine tägliche Runde zu schwimmen und mich ein wenig in der Sonne zu aalen, als mir einfiel, dass ich sie nicht gefragt hatte, wen sie mit der ›Sturmkrähe‹ gemeint hatte, obwohl ich es mir fast denken konnte.

Erfrischt und angenehm matt lag ich nach dem Bad auf dem sonnigen Uferstreifen und ließ mich sanft aufwärmen. Dann muss ich eingeschlafen sein, denn als ich das nächste Mal die Augen aufschlug, klang das weiche Plätschern des Sees an meine Ohren, das darauf hindeutete, dass jemand darin schwamm. Ich stemmte mich auf die Ellbogen und schirmte meine Augen gegen das Licht ab. Der Schwimmer durchpflügte das schwarze Wasser mit kräftigen Stößen und kam zielstrebig auf mich zu. Starke Hände an fleischigen Armen zogen ein Paar breiter Schultern ein Stück aus dem Wasser. Dunkle Augen glitten ungeniert über meine Blößen. Jinx strich sich das krause, nasse Haar aus dem Gesicht und lachte breit und ein wenig unverschämt. Ich tat ihm nicht den Gefallen, empört herumzukreiseln, sondern starrte nur genauso unverschämt zurück. Das Wasser verbarg seine stämmige Gestalt fast zur Gänze vor mir, aber was ich von ihm sehen konnte, zeigte den ungewöhnlichen Anblick eines vor Nässe und Sauberkeit glänzenden Jinx.

»Kommst du noch mal rein?«, fragte er, ohne sich lange mit einer Begrüßung aufzuhalten. Ich schüttelte den Kopf.

»Ich bin gerade dabei, wieder ein bisschen warm zu werden«, entschuldigte ich mich. Er nickte nur und glitt herum. Für einen Augenblick sah ich ein rundes Hinterteil und zwei gut gepolsterte Schenkel aufblitzen, dann tauchte er unter und schwamm unter Wasser weiter. Ich stützte mich wieder auf und beobachtete ein wenig beunruhigt die

Wasseroberfläche, aber Jinqx blieb verschwunden. Der See lag still und unberührt vor mir.

Gerade als ich überlegte, ob ich hinterherschwimmen und nachsehen sollte, ob ihm etwas passiert war, raschelte es hinter mir im Schilf. Jinqx stand da, auf nackten Füßen und vollständig mit seiner unsagbaren Lumpensammlung bekleidet. Den einzigen Beweis, dass er wirklich im Wasser gewesen war, gaben seine feuchten schwarzen Haare, die zottelig auf die breiten Schultern herabhingen.

»Hallo«, sagte ich ein wenig einfallslos. Er grinste wieder und ließ sich neben mich auf meine ausgebreitete Decke fallen. Er griff ohne jeden Umstand nach meiner Hand und betrachtete den Ring, den ich am Finger trug. Seine dunklen Brauen zogen sich zusammen, und der volle, sinnliche Mund spitzte sich nachdenklich. Ich betrachtete fasziniert die starken Linien seines Gesichtes, die ausgeprägten Wangenknochen, das kräftige Kinn und die breite Stirn mit den feinen Schatten an den Schläfen.

Jinqx blickte auf und ertappte mich, wie ich ihn anstarrte. Seine Augen bohrten sich in meine, und er zog meine Handfläche an seinen Mund. Ich ließ es zu und wehrte mich auch nicht dagegen, als er jetzt mein Gesicht zwischen seine groben Hände nahm und mich behutsam küsste. Sein Mund schmeckte frisch und beinahe so unschuldig wie der eines Kindes, und seine Lippen waren weich wie die einer Frau. Ich erwiderte den Kuss nicht ohne Vergnügen und schob Jinqx dann sanft, aber bestimmt von mir.

»Du bist leider nicht ganz mein Fall«, sagte ich freundlich.

»Schade«, erwiderte er ohne Bedauern. »Woran liegt es? Zu alt, zu dick, die falsche Augenfarbe ...?«

... zu schmutzig, hätte ich beinahe hinzugefügt, aber antwortete dann ehrlich: »Das falsche Geschlecht. Tut mir leid, Jinqx.«

Er sah ausgesprochen belustigt aus. »Na ja, Pech gehabt«, sagte er fröhlich und fingerte seine unvermeidliche Pfeife heraus. Mit seinem Tabaksbeutel fiel eine weiße Schachtel ins Gras, die er mir anbot.

»Danke«, sagte ich überrascht und zog eine Zig aus der Packung. Es war ein ganz gewöhnliches Päckchen Zigs, wie man sie in Cairen City an jeder Ecke kaufen konnte. Ich konnte sogar das Kaiserliche Steuersiegel auf der Rückseite der Schachtel erkennen und die codierte Zwei-Galax-Markierung darüber, ehe Jinqx sie wieder in seinen Kleidern verschwinden ließ. Verdattert steckte ich die Zig zwischen meine Lippen und sog daran, bis sie sich entzündete. Der erste Zug brachte mich zum Husten, aber dann genoss ich den kühlen Geschmack, obwohl er mich an das Lager und die kleine Stell erinnerte.

»Woher hast du die?«, fragte ich Jinqx, der nur leise knurrte und gleichgültig die Schultern hob. Seine Hände beschäftigten sich wieder mit einer Schnitzerei. Ich legte mich zurück und blinzelte in den leicht verschleierte Himmel. Über uns kreiste ein dunkler, großer Vogel mit gezackten Schwingen, und ich musste wieder an Tallis' Worte denken. »Sturmkrähe«, sagte ich unwillkürlich. Jinqx lachte leise. Ich blickte dem Vogel hinterher, wie er in der endlosen, dunstigen Höhe verschwand, und merkte nicht, wie mir die Augen zufielen.

Als ich erwachte, war die Sonne fort und ich allein. Ich schlug die Decke beiseite, die sorgsam über mich gebreitet lag, und rappelte mich auf. Etwas fiel von meinem Schoß auf den Boden. Ich hob es auf, um es mir näher anzusehen. Mein Gesicht blickte mich an,

kaum handgroß und doch in jeder Einzelheit lebendig in dem dunklen Holz nachgebildet. Ein winziges Lächeln kringelte die Mundwinkel, und die Augen schienen mich fröhlich und doch ein wenig reserviert zu betrachten. Ich blinzelte, und Ida sah mich an. Ein zweites Blinzeln, und das Bildnis wandelte sich wieder zu meinem Gesicht.

Ich saß noch lange da und wendete das wunderbare Porträt in meinen Händen. Welche Meisterschaft sprach aus diesem bearbeiteten Stück Holz und welch liebevolle Beobachtung. Endlich wickelte ich es behutsam ein und steckte es in meine Hosentasche, bevor ich endlich durch die sinkende Dämmerung zum Nest zurückkehrte.

Während des Abendessens musste ich immer wieder an das Bildnis denken. Es fiel nicht weiter auf, dass ich nicht in gesprächiger Stimmung war, denn auch meine Begleiterinnen waren ungewöhnlich schweigsam. Dix und Mellis hörten nach dem Essen endlich damit auf, sich zu verstellen, und hielten sich ganz offen und sehr verliebt bei den Händen. Ich musste lächeln, und Tallis erwiderte mein Schmunzeln.

»Geht das denn überhaupt?«, flüsterte ich ihr ein wenig beunruhigt zu. »Dix ist schließlich kein Grennach-Mann.«

Tallis schüttelte leise den Kopf und strich beruhigend über meine Hand. »Und Mellis ist eine Gildenfrau«, murmelte sie. »Lass sie ihren eigenen Weg finden, Kind. Sie sind erwachsen.«

»Eddy«, tauchte meine Tante plötzlich aus ihrer Versunkenheit auf. »Ich möchte, dass du morgen früh mit Tallis und mir das Gedächtnis aufsuchst. Wir haben einiges herausgefunden, und ich möchte, dass du mit uns darüber nachdenkst, was es zu bedeuten haben könnte.« Überrascht willigte ich ein, und Tallis belohnte meine Fügsamkeit mit einem zärtlichen Klaps.

Ich verabschiedete mich und trat hinaus in die weiche, von dem milden Licht der Sterne und der überall verteilten Glühsteine erhellte Nacht. Das Gemurmel der hellen Grennach-Stimmen hinter mir verklang leise, als ich den Ast entlangging. Der Wald rauschte wie die sanfte Dünung eines unsichtbaren Ozeans. Eine weiche Altstimme sang leise zu dieser Begleitung. Ich blieb stehen und lauschte. Sehnsucht nach fernen, fremden Welten klang aus diesem wortlosen Gesang, der Duft der Sterne lag darin und das namenlose Heimweh einer Reisenden, die ihre Heimat nie gekannt hat.

Ich trat unwillkürlich einige Schritte auf den Ursprung dieses Gesanges zu, und er verstummte. Eine dunkle, formlose Gestalt hockte still vor mir auf dem Boden und schien ebenfalls zu lauschen. Ich setzte mich neben Jinx und blickte hinauf zu dem lockeren Blätterdach, durch das die Sterne blinzelten.

»Hast du das eben auch gehört?«, fragte ich gedämpft, um die Nacht nicht zu stören. Jinx regte sich nicht, aber ein leises Seufzen klang an mein Ohr. Ich tastete über das geschnitzte Bild in meiner Tasche und stammelte einen armseligen Dank.

Er schnitt mein Gestotter mit einer ungeduldigen Handbewegung ab und stand auf. Wieder folgte ich ihm, ohne zu protestieren. Er kletterte mit mir weiter hinauf, als ich mich jemals alleine oder in Mellis' Begleitung gewagt hatte. Wir balancierten über kaum armdicke Äste und sprangen halsbrecherisch über dunkle Abgründe, bis wir endlich den höchsten, schwankenden Wipfel des riesigen Baumes erreicht hatten und über uns nichts mehr sahen als den endlosen, bestirnten Himmel und rundherum das weite Blättermeer.

des Waldes. Jinqx hatte mich fest bei der Hand genommen. Ich folgte ihm in blindem Vertrauen. Überall in den dünnen Zweigen erahnte ich kleine, dunkle Formen: winzige geflochtene Nester, die direkt in den Himmel blickten. Jinqx führte mich an einigen von ihnen vorbei, an denen kleine Büschel von getrockneten Blumen und Kräutern baumelten. Endlich hangelten wir zu einem hinüber, das ohne diese Verzierung war. Jinqx half mir hinein und kletterte nach einer Weile hinterher. Er hatte sich seines Mantels entledigt und deckte ihn nun geschickt halb über das winzige gepolsterte Nest, um den kühlen Nachtwind abzuhalten. Wir kuschelten uns aneinander, denn etwas anderes ließ das enge Lager nicht zu, und blickten hinauf zu den Sternen. Eine leichte Brise bewegte das Meer der Blätter und wiegte uns sacht in unserem schützenden Nest.

»Wolkengondel«, sagte er nach einer langen Weile sanft. Ich begriff, dass das die Bezeichnung der Grennach für diese Nester sein musste, und schmiegte mich noch enger an den seltsamen Mann an meiner Seite. Er hatte seinen Arm um mich gelegt und lag reglos und versunken in den Anblick des Himmels da, die Augen so weit geöffnet, dass sich das schwache Licht der Sterne darin spiegelte. Ich tastete nach seiner groben Hand und schloss meine Finger darum. Er erwiderte den Druck, und seine andere Hand, die um meine Schulter gelegen hatte, strich zart wie ein Taubenflügel über meine Wange. Ich wandte den Kopf und legte meinen Mund an seinen Hals. Seine Hände streichelten über meinen Rücken, und seine Lippen fanden meinen Mund. Meine Hände glitten auf der Suche nach warmem Fleisch unter all die verhüllenden Stoffschichten. Endlich trafen meine Finger auf runde, weich gepolsterte Hüften und einen sanft gewölbten Bauch und glitten daran empor. Ich streichelte eine weiche Brust, und seufzte zufrieden und wortlos unter den süßen Küssen der schwarzen Sturmkrähe, während die Wolkengondel uns auf dem endlosen Baumozean leise in den Schlaf schaukelte.

Beim ersten Zwitschern der Vögel erwachte ich davon, dass einige vorwitzige Sonnenstrahlen sich in das Nest stahlen und mich an der Nase kitzelten, bis ich niesen musste. Ich war allein, was mich nicht wirklich überraschte. Ich gähnte herzhaft und dehnte meine Schultern. Um meine Beine auszustrecken, hätte ich sie erst aus dem Nest hängen müssen. Gähnend setzte ich mich auf und sah um mich. Bei Tage war das endlose Blätterdach, auf das ich rundum blicken konnte, noch beeindruckender, als es in der Nacht gewesen war. Ich hockte mich auf den Nestrand und ließ die Beine in die Luft baumeln. Hatte ich nur geträumt, was in dieser Nacht geschehen war? Nichts erinnerte daran, dass Jinqx wirklich hier bei mir gewesen war, und ich hielt es im hellen Licht des Morgens für durchaus wahrscheinlich, dass ich mir alles nur eingebildet hatte. Ich pflückte das Sträußchen getrockneten Lavendel vom Nestrand, das gestern noch nicht dort gebaumelt hatte, und machte mich vergnügt auf den halsbrecherischen Abstieg. Jetzt bei Licht fand ich ihn gar nicht mehr so schlimm. Er sorgte dafür, dass ich ordentliche Lust auf ein ausführliches Frühstück bekam.

Tante Ylenia erwartete mich bereits. Ich hatte vollkommen vergessen, dass sie mich gebeten hatte, mit ihr das Gedächtnis des Grennach-Volkes aufzusuchen. Ich entschuldigte mich deswegen ein wenig beschämt. Sie lächelte und tat es mit einer Handbewegung ab.

Der Raum, in den sie mich nach dem eiligen Frühstück brachte, glich eher der

Baumhöhle, in der ich mit Jinqx gesessen hatte. Es war eine Art von Astloch, dem eins dieser luftigen, geflochtenen Nester vorgebaut war. Tallis, die bereits dort mit einem rundlichen, dunkelhaarigen Grennach-Mann saß, sah bei unserem Eintreten auf und lächelte mich an. »Mirin, das ist Adina, von der ich dir erzählt habe. Eddy, Mirin ist der Tlenna'Tian meines Nestes und gleichzeitig der Erste Tlenna des Grennach-Volkes.«

Ich hockte mich neben die beiden Grennach und reichte dem Mann meine Hand. Er hielt sie einen Moment lang fest und sah mich an, als wollte er sich mein Aussehen für den Rest seines Lebens einprägen. Die glänzenden, nussbraunen Augen wanderten ruhig über mein Gesicht und meinen Körper.

»Ja«, sagte er schließlich mit erstaunlich tiefer Stimme. »Adina-Eddy. Sei begrüßt, Tochter der Riesinnen.« Er ließ meine Hand los und wandte sein gelassenes Gesicht wieder Tallis zu. Ylenia setzte sich schweigend neben ihn und faltete die Hände im Schoß. Tallis sah mich an, dann meine Tante und faltete die Hände in einer unbewussten Nachahmung von Ylenias Geste.

»Eddy«, begann Ylenia nach einem Moment der Sammlung. »Du hast sehr viel Geduld mit uns bewiesen in der ganzen Zeit, die du nun hier bei uns bist. Ich weiß, dass der Gedanke, hier in diese Welt zu gehören, dir noch fremd ist, und ich verstehe das vollkommen. Meine Mutter hat dich nach deiner Geburt entführt und in der Fremde aufwachsen lassen. Ich hoffe, nein, ich weiß, dass sie dafür einen guten Grund gehabt haben muss, den sie keinem von uns verraten konnte oder wollte. Dir ist dadurch Leid geschehen, und ich wollte, ich könnte dich dafür entschädigen.« Sie sah zu Tallis hinüber, und ihre Miene zeigte einen kurzen Anflug von Ärger.

Tallis' kleines Gesicht war kummervoll. »Bitte, Ylenia. Ich weiß, dass du mir zürnst, aber ich kann nicht anders handeln, als ich es für richtig halte.« Sie breitete die Hände aus und legte sie wie eine Schale wieder zusammen. Beide Frauen sahen mich stumm an. Der kleine Grennach-Mann beobachtete uns wie Schauspielerinnen, die eigens für ihn ihr Stück aufführten.

Ich tastete in meiner Tasche nach dem Bildnis, das Jinqx mir geschenkt hatte, und meine Finger schlossen sich um die hölzerne Krähe, deren scharfe Konturen sich schmerzhaft in meine Handfläche bohrten. Ich zog sie gedankenverloren heraus und fuhr über ihre ausgebreiteten Schwingen. »Ich bin hier zu Hause«, sagte ich mehr zu mir als zu den beiden Frauen. »Ich weiß nicht, wieso all das geschehen ist, aber du weißt«, ich blickte Tallis an, »dass ich mich auf Cairon, so lange ich nur denken kann, immer fremd gefühlt habe. Ich war zuerst verwirrt und unglücklich, nachdem ich so plötzlich hier gelandet war, aber nun fühle ich mehr und mehr, dass hier mein Herz ist.« Ich verstummte und fragte mich kurz, warum ich diese Formulierung gewählt hatte, um zu erklären, dass ich mich seit einigen Tagen eins mit mir und dem Leben um mich herum fühlte.

Mirin nickte und räusperte sich leise. »Zur Sache«, sagte Ylenia nüchtern. »Warum wir hier sind und warum ich dich gebeten habe, zu uns zu kommen, Eddy: Mirin hat uns die Prophezeiung, die die Herzen betrifft, in ihrem alten Wortlaut vorgetragen. Es war nicht einfach, sie zu finden, weil es wahrscheinlich eine der ältesten Erinnerungen dieses Volkes ist – aus einer Zeit, als die Herzen noch allesamt vereint hier in Tel'krinem gehütet

wurden.« Der Grennach flüsterte etwas, und Tallis nickte.

Ylenia sah die beiden an, aber da niemand etwas sagte, fuhr sie fort: »Ich denke, es ist uns gelungen, etwas mehr Klarheit in die Sache zu bringen. Es war so, wie Tallis vermutet hatte: Die Übersetzung in unsere Sprache hat den Wortlaut verfälscht, zwar nur gering, aber das ist bei einem solch dunklen Text mitunter schon ausreichend, um die ganze Prophezeiung unverständlich zu machen oder ihren Sinn ins Gegenteil zu verkehren.« Sie fasste nach dem silbernen Anhänger, den sie auf ihrer Brust trug. »Es ist nunmehr so gut wie sicher, dass diese Prophezeiung dich und deine Schwester betrifft.« Ich zog die Brauen hoch und sah Tallis fragend an. Meine alte Freundin hob sacht die Schultern und nickte.

»Was immer auch geschehen wird, wird das Schicksal dieser Welt verändern«, fuhr Ylenia fort. »Ob zum Guten oder zum Schlechten, kann niemand sagen. Es ist weiterhin sicher, dass es bald geschehen wird, sehr bald schon. Es hieß: ›Fügt zusammen, was getrennt war, wenn unter dem Katzenstern die Nebel wandern und die schwarzen Mauern sich beleben.« Der Katzenstern ist ein sehr heller, rötlicher Stern, der sich von Zeit zu Zeit an unserem Himmel zeigt, von Ost nach West zieht und wieder für Jahrhunderte verschwindet.«

»Ein Komet«, murmelte ich. Ylenia sah mich fragend an, aber als ich nicht weitersprach, setzte sie ihren Vortrag fort. »Dieser Katzenstern müsste, wenn die Aufzeichnungen meines Ordens Recht behalten, bald, wahrscheinlich schon in wenigen Wochen, wieder am Himmel zu sehen sein.«

Mirin nickte und bemerkte: »Er begann seine Wanderung, als das letzte Tochternest gegründet wurde. Etwa zum Beginn der Kolbanblüte müsste er wieder am Dach der Welt erscheinen.«

Ylenia nickte. »Das trifft sich mit den Berechnungen in den alten Aufzeichnungen des Ordens. Jetzt kommen wir zum zweiten Teil, zu der Aussage, dass die ›schwarzen Mauern sich beleben«. Wir haben lange darüber diskutiert, was das bedeuten könnte, und sind zu einem Schluss gekommen, der mir Kopfschmerzen bereitet.« Sie verstummte und sah beinahe hilflos zu Tallis hinüber. Mirin, der Grennach, löste zum ersten Mal seinen Blick von uns und schloss die Augen. Er begann mit klarer, singender Stimme zu sprechen. Die beiden Frauen lauschten angespannt seinen Worten.

»Ja«, murmelte Ylenia. »Das ist die richtige Stelle, das habe ich gemeint. Danke, Mirin. Tallis, du glaubst immer noch, dass wir mit unserer Vermutung richtig liegen?«

»Die Schwarze Zitadelle«, sagte Tallis leise. »Du hast Mellis' Bericht darüber gehört, und du hast gehört, was Dorkas dazu gesagt hat. Es gibt wieder einen Magier in der Schwarzen Zitadelle.«

»Und jemand sorgt dafür, dass die Nebelgrenze wandert«, setzte Ylenia hinzu. Ich sah verwirrt von der einen zur anderen und hoffte auf eine Erklärung, aber die blieb aus.

Wieder räusperte sich Mirin. »Ich würde Ter'firan gerne einmal sehen, damit ich mich daran erinnern kann«, sagte er fast schüchtern.

Ylenia nickte und sah mich an. Ich hob ratlos die Schultern, und sie lachte ärgerlich auf. »Entschuldige, Nichte. Ich vergesse immer, dass du ihre Sprache nicht sprichst. Ter'firan ist das Schmuckstück, das deiner Großmutter gehört hat, das Herz des Wassers.«

Ich wühlte ein wenig unentschlossen mit der Linken in den Taschen meiner Jacke herum. Es widerstrebte mir ungeheuer, die Brosche aus der Hand zu geben oder auch nur von fremden Augen begutachten zu lassen. Mir war jedes Mal, als würde mir mein eigenes Herz aus dem lebendigen Leib gerissen und öffentlich zur Schau gestellt. Aber Ylenia hielt fordernd ihre Hand auf und fixierte mich mit sanfter Unnachgiebigkeit; es blieb mir wohl kaum eine andere Wahl, als die Brosche herauszurücken.

Ich ließ die kleine Holzk Krähe achtlos in den Schoß fallen, um besser an meine Innentasche zu kommen. Tallis seufzte erschreckt. Sie berührte das Schnitzwerk sacht mit zwei Fingern und sah Ylenia an. Meine Tante gab einen erstickten Laut von sich. »Die Sturmkrähe«, sagte sie tonlos. »Ihr Schöpfer, helft!« Tallis sagte hastig etwas in der Grennach-Sprache, und Mirin setzte mit seiner ruhigen, tiefen Stimme eine beruhigend klingende Bemerkung hinzu.

»Das glaubt ihr«, sagte Ylenia heftig. »Ihr Grennach seht die Krähe mit viel zu nachsichtigen Augen, Iovve weiß warum! Jedes Mal, wenn sie auftaucht, zieht sie unweigerlich das schwärzeste Unglück nach sich. Ich will nicht dulden, dass meine Nichte davon betroffen wird, kannst du das nicht verstehen?«

Ich presste meine Finger um die eingewickelte Brosche und saß ganz still. Ylenia schien in ihrer Erregung nicht zu bemerken, dass sie nicht Grennach sprach, und dass ich sie verstehen konnte.

Tallis richtete sich hoch auf. »Du sprichst, ohne zu verstehen, Nesttochter«, sagte sie streng. »Du urteilst über etwas, das du nicht beurteilen kannst. Ihr Menschen seid immer noch Kinder, auch wenn ihr uns an Körpergröße und an Zahl übertrefft. Vergesst nie, wer euch gelehrt hat, die Welt so zu sehen, wie ihr sie mit euren armseligen Sinnen niemals hättet erfassen können! Es ist nicht an euch, darüber zu richten, wer unsere Freunde sind und wer unsere Feinde.«

Ich starrte gebannt auf meine alte Freundin und erkannte sie kaum wieder. Tallis, so klein sie war, schien meine große Tante um Haupteslänge zu überragen, und ihre sanftmütigen schwarzen Augen sprühten vor Zorn. Ylenia überraschte mich mit ihrer Reaktion auf die herbe Zurechtweisung. Sie neigte den silberschwarzen Kopf und hob die Hände in einer entschuldigenden Geste.

»Verzeih mir, Nestmutter. Ich sprach aus Sorge um Adina, die mir ans Herz gewachsen ist. Ich wollte niemals die Urteilskraft der Ältesten in Zweifel ziehen.«

»Es ist gut, Nesttochter«, sagte Tallis streng. »Du bist jung und dein Herz ist ungestüm. Ich werde deine Worte vergessen, und auch Tlen-na'Tian hat nicht gehört und seine Augen geschlossen.«

»Danke, Nestälteste«, flüsterte die gescholtene Hexe. Ich starrte mit halb offenem Mund auf die beiden Frauen. Meine Tante, die wahrhaftig eine mächtige und lebenskluge Frau war, wurde abgekanzelt wie ein halbwüchsiges, dummes Schulmädchen und ließ das auch noch brav und widerspruchslos über sich ergehen!

Tallis setzte sich zurück und blinzelte mir zu. Ich schüttelte mich ein wenig und reichte Ylenia die Brosche. Sie dankte mir geistesabwesend und wickelte sie behutsam aus. Das grüne Feuer der geschliffenen Steine schoss durch das Dämmerlicht des kleinen Gemaches und warf blitzende Reflexe auf das runde Gesicht des Grennach. Er blickte die

Brosche auf Ylenias Handfläche ebenso konzentriert an, wie er es vorher mit mir getan hatte. Dankbar registrierte ich, dass er keine Anstalten machte, sie anzufassen. Selbst Ylenias sanfte Berührung verursachte mir Beklemmung und das Gefühl, jeder einzelne Nerv in meinem Körper begänne langsam und schmerzhaft zu vibrieren. Just in dem Moment, wo ich glaubte, den ziehenden, zerrenden Schmerz keine Sekunde mehr ertragen zu können, nickte der Tlen-na'Tian, und Ylenia reichte mir die Brosche mit einem besorgten Blick auf mein Gesicht zurück.

»Es wird schlimmer?«, fragte sie. Ich nickte und steckte das Schmuckstück eilig wieder in die Innentasche meiner Jacke, wo es über meinem Herzen ruhen konnte. Mein Atem beruhigte sich, und ich entspannte langsam und bewusst meine verkrampften Muskeln. Ylenia breitete die Hände aus, als wolle sie etwas damit bekräftigen, was sie zuvor gesagt hatte, und sah die beiden Grennach bedeutungsvoll an.

Tallis nickte langsam. »Also gut«, sagte sie beinahe unfreundlich. »Ich werde meine Schwestern darauf vorbereiten. Aber sie werden es uns nicht leicht machen, Ylen. Es wäre vielleicht einfacher, wenn Ida auch hier wäre, aber so ...« Sie schnaubte.

Ylenia sah meinen fragenden Blick. »Wir wollen die Nestältesten dazu bringen, dir das Herz der Erde zu geben«, erklärte sie knapp. »Ich denke, dass du und Ida nicht zufällig im Besitz von drei der vier Herzen seid. Ida hat Ter'garann und Ter'samas auf sehr seltsamen Wegen erhalten. Ich bin sicher, dass das etwas zu bedeuten hat – und dass meine Mutter wusste, worum es dabei ging.« Sie warf wieder einen kurzen Blick auf Tallis, die bestätigend nickte.

Ich schluckte und versuchte, meine Gedanken zu sortieren. »Und was dann? Was wird sein, wenn ich diese beiden Herzen besitze? Mir macht das eine schon Angst genug.«

Jetzt ergriff Tallis das Wort. »Deine Großmutter war der Überzeugung, dass Ida und du die vorhergesagten Schwestern im Spiegel seid; die, die >finden, was verborgen war, öffnen, was verschlossen war««, zitierte sie die ominöse Prophezeiung. Sie mied Ylenias bohrenden Blick und fuhr fort: »Elaina, deine Großmutter, ist zufällig bei einer Suche in der Überwelt auf das Herz des Wassers gestoßen, das nun in deinem Besitz ist. Als dann einige Zeit später ihr Zwillingschwester auf die Welt kamt, begriff sie, was das zu bedeuten hatte. Ihr werdet das Herz der Welt wiederfinden und damit die verlorene Harmonie, die sonst unabweichlich unsere Welt zerstören wird, wiederherstellen.« Sie schwieg und stellte sich mit einem erschöpften Lächeln Ylenias verletzter Miene.

»Du hast es gewusst und hast mich dennoch danach forschen lassen«, sagte die Hexe vorwurfsvoll. »Warum ließest du mich im Dunkeln tappen, Tallis?«

Die Grennach schwieg. Dann seufzte sie schwer und faltete wieder die Hände. »Es war besser, es dich selbst erkennen zu lassen«, sagte sie leise. »Deine Mutter – du weißt, dass ich sie liebte, Ylen –, sie neigte manchmal zu Gedankengängen, denen selbst ich nicht so ohne weiteres folgen konnte. Ich habe ihr in vielem blind vertrauen müssen. Doch ich denke, mit ihrer Deutung der Prophezeiung hatte sie Recht. Dass du zu dem selben Schluss gekommen bist, festigt meine Überzeugung. Es wird mir helfen, meinen Schwestern zu erklären, wie wir zu handeln haben. Ich denke, wir werden Hilfe von unerwarteter Seite bekommen.« Sie blickte kurz und ein wenig unbehaglich auf die Krähe, die ich gedankenlos wieder in die Hand genommen hatte.

Ylenia ächzte. »Wenn man das Hilfe nennen kann, was von der Krähe kommt ...« Sie hob unbehaglich die Schultern. Tallis schüttelte stumm und belustigt den Kopf. Dann erhob sie sich und bedankte sich bei dem stillen Grennach-Mann für seine Hilfe. Er nickte würdevoll und sah uns mit Augen, denen nichts entging, nach, als wir hinausgingen.

Ylenia und Tallis wollten nun den Grennach-Ältesten eröffnen, was sie herausgefunden hatten, und ihnen ihre Forderung stellen. »Wir rufen dich dazu, wenn es so weit ist«, sagte Ylenia. »Aber wie ich Tallis' Schwestern kenne«, sie wechselte einen ironischen Blick mit der Grennach, die ihr zustimmend zuzwinkerte, »wird das unter Umständen sogar einige Tage dauern. Jede Stimme will gehört werden, und jede Ansicht will gründlich von allen Seiten betrachtet und gemeinsam besprochen sein, so lange, bis alle sich einig sind.« Sie verdrehte die Augen. »Eine gute Methode, aber entsetzlich langwierig und anstrengend«, setzte sie resigniert hinzu.

Ich tastete verwirrt nach der Brosche über meinem Herzen. In was für eine verwickelte und undurchsichtige Angelegenheit war ich da nur hineingeraten? Und warum hatte meine Tante so heftig auf Jinx' geschnitzte Krähe reagiert?

Als hätte der Gedanke bewirkt, dass die Person, an die ich dachte, sich vor mir materialisierte, stieß ich in der nächsten Astgabel auf die unordentliche schwarze Gestalt von Jinx. Der dunkle, lange Mantel hing in zerdrückten Falten um den stämmigen Körper und schien unter meinem Blick ein erstaunliches Eigenleben zu entwickeln. Aus ein paar Schritten Entfernung sah ich fasziniert zu, wie er sich aufblähte und ausbeulte, zuckte und wieder zusammenfiel, wie von einem winzigen, lokalen Sturm erfasst. Jinx saß still und völlig gelassen inmitten des wild gewordenen Kleidungsstücks und schnitzte wieder einmal an einem Spielzeug für eins der Grennach-Kinder.

Ein schrilles Quietschen erklang, und der Mantelsaum flog hoch. Ein halbwüchsiges Mädchen krabbelte mit hochrotem Kopf darunter hervor und rannte davon. Ein anderes steckte kurz danach den strubbeligen Kopf aus dem Mantel und sah der Fliehenden triumphierend nach. Sie zwitscherte etwas, und Jinx hob einladend einen Arm, damit sie auf den breiten Schoß klettern konnte. Ich kannte sie: Reillis war Jinx' glühendste Verehrerin unter all den Kindern und wich nur ungern von der Seite der Krähe. Sie war noch nicht lange dem Bezirk entwachsen, in dem sich die Männer um die Kinder kümmerten, aber schon eine der Furchtlosesten, wenn es darum ging, waghalsige Verfolgungsjagden und Kletterpartien in den äußersten Zweigen des mächtigen Baumes zu unternehmen. Jinx hatte sie nicht zuletzt deswegen wohl auch so ins Herz geschlossen.

Jetzt saß die wilde kleine Reillis allerdings friedlich auf Jinx' Schoß, hatte ihren Kopf an die breite Brust gebettet und lauschte der weichen Stimme, die leise etwas erzählte, während Jinx Messer und Schnitzarbeit hatte sinken lassen.

Zwar konnte ich nicht verstehen, worum es in der Geschichte ging, aber das gebannte Gesicht des Kindes und die Art, wie es atemlos an Jinx' Lippen hing, verriet mir, dass sie ungeheuer spannend sein musste. Endlich verstummte das leise Raunen. Das Kind seufzte zufrieden. Jinx gab Reillis einen kleinen Klaps, und sie hüpfte vom Schoß herunter und stob davon. Ich sah ihr nach, wie sie in einer halsbrecherischen Aktion auf den nächsten Ast überwechselte, und grinste. Irgendwie erinnerte das Mädchen mich an

ein anderes, ebenso wildes, das sich alleine durch die Straßen von Cairon City geschlagen hatte, immer bereit, zu kratzen, zu beißen und um sich zu treten.

Jinqx' dunkle Augen ruhten auf mir. Ich erwiderte den Blick ein wenig unsicher und wurde mit einem winzigen Lächeln belohnt. Wir saßen geraume Zeit friedlich nebeneinander in der kleinen Sonnenpfütze, die durch das Blätterdach tropfte, und schwiegen. Jinqx drehte die liebevoll gearbeitete Holzfigur eines kleinen Grennach in den stumpfen Fingern und piff tonlos vor sich hin. Das scharfe kleine Messer glättete hier eine Unebenheit und vertiefte dort eine Kerbe, die den buschigen Schweif noch etwas dichter aussehen ließ. Ich sah dabei zu, wie die winzige Puppe zum Leben erwachte, und war wieder einmal nahezu gerührt über die Liebe und Sorgfalt, die Jinqx auf das schlichte Spielzeug eines Kindes verwendete.

Die groben Hände hielten inne, und Jinqx riss den Kopf hoch. Die dunklen Augen verschleierten sich, und während ich fragend in das breite Gesicht vor mir blickte, füllten sie sich mit Tränen. Ich kam auf die Knie und legte meine Hand auf Jinqx' kräftigen Arm, ohne eine Reaktion hervorzurufen. Das dunkle Gesicht war zu vollkommener Reglosigkeit erstarrt, eine undeutbare Maske, in der nur die Augen zu leben schienen, aus denen unendliche, unnennbare Qual sprach. Eine Träne löste sich aus dem Augenwinkel und rann langsam über die hohen Wangenknochen zum Kinn.

»Jinqx, was ist mit dir?«, fragte ich ernstlich besorgt. Die Sturmkrähe antwortete nicht, nur ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. So saßen wir lange Zeit stumm nebeneinander.

Dann hörte ich Lärm von weit unten. Schrille Stimmen riefen durcheinander, und ein lauter, verzweifelter Schrei durchbrach das Rauschen der Blätter und das Flüstern des Windes. Ich sah von der erstarrt dasitzenden Person an meiner Seite hinab zu der Stelle, von der dieser Schrei gekommen war.

Die schrillen, erregten Stimmen näherten sich uns nach einer Weile, wurden lauter und verrieten mir auch ohne Sprachkenntnisse, dass da eine Gruppe von Grennach herannahte, die vor Schreck oder Trauer oder einer Mischung aus beidem nahezu rasend waren. Der Lärm verstummte erst, als die Ersten der aus Frauen und Männern bestehenden Gruppe sich uns näherten und Jinqx erblickten. Sie kamen heran und blieben dicht vor uns stehen, die Augen beinahe vorwurfsvoll auf Jinqx gerichtet. Dann teilte sich die Menge, und einer trat vor: ein Grennach-Mann, der einen leblosen, grauenvoll verdrehten kleinen Körper in den Armen hielt. Ich erkannte mit Entsetzen das Mädchen Reillis, das noch vor kurzem so lebhaft den Ast hinabgeturnt war. Es hing zerschmettert und blutig in den Armen des Mannes, der jetzt vor Jinqx stehen blieb.

Die stämmige schwarze Gestalt an meiner Seite regte sich unmerklich und hob das Kinn. »Sie ist abgestürzt«, sagte Jinqx ohne merkliche Gefühlsregung. Der Grennach-Mann, der unverhohlen weinte, nickte und hob dann in einer verzweifelten, fragenden Geste die Schultern. Jinqx schüttelte sacht den Kopf, und der Mann ließ die Schultern sinken. Er schloss die Augen und jammerte leise und wortlos. Dann ging er an uns vorbei, und der schweigende Zug folgte ihm. Ich sah die Blicke, die Jinqx trafen, und fröstelte. Die Grennach und das tote Mädchen verschwanden aus unserem Blick.

Bebend wandte ich den Kopf der schwarzen Sturmkrähe zu. »Du hast es gewusst. Du hast gewusst, was passieren würde, und du hast nichts unternommen!« Ich hörte den

Vorwurf in meiner Stimme; ich war gleichzeitig wütend und entsetzt und wollte nicht glauben, was geschehen war. Jinx hätte das Kind warnen können, hätte verhindern können, dass es sich zu Tode stürzte, hatte aber keinen Finger gerührt, um zu helfen. Hatte stattdessen dieses alberne Spielzeug geschnitzt und sich den Bauch von der Sonne wärmen lassen.

Jinx sah mich aus trockenen Augen an und schüttelte nur den Kopf, erbarmungslose Härte in den Winkeln des vollen Mundes. »Ich konnte nichts tun.« Die Worte klangen rau und endgültig. Ich knurrte aufgebracht und blickte fort von diesem unmenschlichen Gesicht vor mir. Mein Blick fiel auf eine grobe Hand, die ein scharfes Messer umklammerte. Blut quoll zwischen den zusammengepressten Fingern hervor. Ich schrie erschreckt auf, und Jinx zuckte zusammen. Die Faust öffnete sich und ließ das blutige Messer auf den Mantel niederfallen. Ein tiefer, beinahe bis auf die Knochen gehender Schnitt, aus dem ein dunkler Blutstrom schoss, zog sich über die Finger der rechten Hand und ein zweiter quer über die Handfläche. Jinx blickte beinahe gleichgültig darauf nieder, schloss die Faust und steckte sie in die Tasche, als wären die klaffenden, stark blutenden Wunden nichts weiter als unbedeutende Kratzer.

Ich grub hektisch in meinen Taschen herum und fand ein halbwegs sauberes Taschentuch. »Jinx, wir müssen das verbinden«, sagte ich, alles andere vergessend. Jinx schüttelte den Kopf und stand auf. Das Messer klirrte zu Boden. Jinx hob es auf, wischte es nachlässig am Mantel ab und steckte es ein. Hilflös sah ich zu, wie die kompakte dunkle Gestalt zur nächsten Leiter ging und geschickt hinabkletterte, ohne die verletzte Hand zu benutzen.

Überall im Großen Nest herrschte an diesem Tag düstere Bedrückung. Ich hätte niemals gedacht, dass diese freundlichen, fröhlichen Baumbewohner zu einer derart herzerreißenden Trauer um ein verunglücktes Kind fähig waren, wie ich sie nun in jedem Gesicht sah, das mir begegnete. Um niemandem zur Last zu fallen und ein wenig auch, um in aller Ruhe meine widerstreitenden Gefühle zu prüfen, ließ ich mich auf den Waldboden hinab und wanderte durch die verschlungenen Wurzelgassen. Wieder traf ich Dix, den anscheinend ein ähnlicher Grund hergetrieben hatte. Wir hockten uns bedrückt nebeneinander und teilten uns ein Stück Käse.

»Ich hatte das Gefühl, dass ich da oben jetzt nur störe«, sagte er nach einer Weile.

»Wie läuft's mit Mellis?«, fragte ich, um uns auf andere Gedanken zu bringen.

Er hob die Achseln und grinste schief. »Sie ist großartig«, sagte er aus tiefstem Herzen. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass sie sich wirklich mit mir eingelassen hat, Eddy.« Er blinzelte die Rührung fort, die ihn überkommen hatte, und setzte forsch hinzu: »Sie wäre eine echte Attraktion bei Mutter Gans. Dieser Schweif, den sie da hat ...« Er grinste, und ich gab ihm einen festen Knuff. Sein Grinsen wurde noch etwas breiter und unverkennbar unverschämt. »Und was treibst du so? Wo ist eigentlich dein schmutziger Freund, der Mensch mit dem strengen Körpergeruch?«

»Ach, halt den Mund!«, erwiderte ich heftig.

Dix ließ sich nicht beirren. »Ich muss sagen, dass du mich wirklich überrascht hast, Eddy. Ich bin sogar ein wenig enttäuscht von dir. Mir immer mit dem Verweis auf deine anders gelagerten Vorlieben auf die Finger zu klopfen und dich dann auf dem Absatz

umzudrehen, um mit diesem verlausten Exemplar ins nächste Nest zu hüpfen ...« Er schnalzte strafend mit der Zunge und wiegte das Haupt wie eine weise alte Großmutter.

Ich wusste nicht, ob ich lachen oder ärgerlich werden sollte. »Dix, du bist manchmal wirklich zu dämlich. Was weißt du schon von meinen ›Vorlieben‹, wie du es so dezent auszudrücken pflegst? Aber ich darf dich beruhigen, daran hat sich nicht das Geringste geändert. Solltest du also deine Finger wieder einmal nicht bei dir behalten können, mach ich dich wie gehabt zur Schnecke und überlasse den Rest deiner Mellis.«

Dix kicherte, und ich umarmte ihn freundschaftlich. Er sah mich von unten herauf mit seinem treuherzigen Dackelblick an und räusperte sich verlegen. »Ich habe deinen Lumpen sammelnden Freund übrigens unten bei den Ställen gesehen«, sagte er betont beiläufig. »Er sah übel aus, muss sich wohl geprügelt haben oder so was, jedenfalls war er voller Blut. Ich hab gefragt, ob ich was für ihn tun kann, aber er hat mich ziemlich kurz abgefertigt.«

»Bring mich hin.« Ich sprang auf. Dix verdrehte die Augen, wies mir aber den Weg. Vor einem der leeren Ställe, der dem strengen Geruch nach zu urteilen noch kurz zuvor Ziegen oder Schafe beherbergt haben musste, blieb er stehen und deutete stumm in das dunkle Innere. Ich zögerte einen Augenblick und wandte mich dann zu Dix um. »Wenn meine Tante oder Tallis mich suchen sollte, bin ich hierbei Jinqx.« Dix nickte und klappte mir teilnahmsvoll auf die Schulter, ehe er davonstiefelte. Ich blieb noch einen Moment vor dem niedrigen Eingang stehen, dann holte ich tief Luft und tauchte ins Innere.

Es roch durchdringend nach Mist und den scharfen Ausdünstungen der Tiere, die den Stall bewohnt hatten. Unter meinen Füßen raschelte Stroh. Ich tappte auf eine dunkle Masse zu, die reglos an der Rückwand des Stalles lehnte. Bei ihr angekommen, ließ ich meinen Glühstein aufleuchten. Jinqx knurrte und hob eine Hand, um die geblendeten Augen abzuschirmen. Dunkle Streifen getrockneten Blutes zogen sich über das breite Gesicht, und auch der lange Mantel zeigte große, dunkle Flecken, wo die verletzte Hand ihn berührt hatte. Ich hockte mich neben Jinqx und sagte leise: »Meinst du nicht, es wäre besser, wenn ich dir die Hand verbinde? Du holst dir eine Blutvergiftung, wenn du hier in dem Schmutz hockst.«

Jinqx erwiderte nichts, schnaubte nur leise und verächtlich. Ich sah verwirrt und angewidert zu, wie die blutverkrustete, schmutzstarrende Hand eine halb geleerte Flasche hob und an die Lippen führte, die inzwischen ebenfalls ein dunkler Rand von getrocknetem Blut zierte. Aus den tiefen Schnitten sickerte immer noch helles Blut und lief langsam über das Handgelenk. Der Ärmelsaum des Mantels war steif und dunkler als der Rest des Stoffes. Jinqx schluckte und reichte mir stumm die rot verschmierte Flasche. Ich zuckte zurück, weniger vor dem schaurigen Anblick, als vor dem Ausdruck der dunklen Augen.

»Jinqx, es tut mir leid«, stammelte ich. »Ich hatte kein Recht dazu, dir Vorwürfe zu machen. Aber ich habe einfach nicht verstanden, wie du tatenlos zusehen konntest, wie so ein Unglück passiert. Wenn ich die Gabe hätte, so etwas vorherzusehen ...«

Jinqx hielt mir immer noch reglos die Flasche hin. Ich griff unsicher danach und nahm einen langen Zug.

»Keine Gabe«, sagte die weiche Altstimme schleppend. »Ein Fluch.«

Das blieb das Einzige, was wir in den nächsten Stunden sprachen. Wir betranken uns in dem dunklen Stall, der mit jedem Schluck weniger zu stinken schien. Während mein Kopf von dem starken Schnaps zu schwimmen und meine Glieder schwer zu werden begannen, hatte ich das unheimliche Gefühl, dass Jinx im Gegensatz zu mir immer nüchterner wurde. Ich sackte langsam in mich zusammen, ein weicher Arm hielt mich fest und bettete mich behutsam auf das schmutzige Stroh. Kleider raschelten und fielen weich um mich herum zu Boden. Etwas wurde unter meinen Kopf geschoben, und etwas anderes deckte mich zu. Dann schlüpfte jemand neben mich unter die Decke und zog mich in eine Umarmung. Ich legte meine Hand auf weiches, nachgiebiges Fleisch und meinen Mund auf eine runde, erstaunlich kleine und feste Brust. Und dort schlief ich ein wie ein Säugling, der mitten in einer Mahlzeit vom Schlaf überrascht wurde, sicher und zufrieden im Arm seiner Mutter.

Als ich die Augen aufschlug, erwartete ich, wieder einmal allein zu sein. Der Platz neben mir war leer, aber Jinx' Mantel deckte mich immer noch zu. Ich richtete mich auf und hielt dabei stöhnend meinen Kopf fest, der von meinen Schultern zu fallen drohte. »Jinx?« Meine Stimme war rau und belegt, und in meinem Mund trabten Kamele unter sengender Sonne durch endlosen Wüstensand. Dieser verdammte Schnaps, den Jinx trank wie Wasser, war erheblich stärker als jeder Synalc, den ich von Cairon kannte.

Das schwache Licht, das vom Eingang her in den Stall fiel, verdunkelte sich plötzlich, als jemand hereinkam. Ich blinzelte und wiederholte: »Jinx? Bist du das?« Jinx setzte sich neben mich und reichte mir eine Schale mit Wasser. Ich nahm sie dankbar entgegen und trank in langen, durstigen Zügen. »Ah, das habe ich gebraucht«, sagte ich aufatmend. »Wenn du jetzt noch eine Kopfschmerztablette hättest ...« Jinx brummte und zog ein Röhrchen aus der Tasche. Eine kleine grüne Tablette fiel in meine Hand. Ich starrte darauf nieder wie auf eine Erscheinung. Zuerst die Zigs und jetzt das hier – Jinx schien einen ähnlich weiten Weg hinter sich zu haben wie ich.

Ich krabbelte unter dem Mantel hervor, und Jinx schlüpfte hinein wie eine Vogelmutter, die in ihr Nest zurückkehrt. Ich sah ihr Gesicht und ihre Hände im matten Schein des Glühsteins. Sie hatte sich das meiste Blut abgewaschen und ihre verletzte Hand mit einem schmutzigen Stoffstreifen umwickelt. Ich griff danach, aber Jinx entzog sie mir unnachgiebig. »Es ist beinahe verheilt«, sagte sie.

Ich sah sie skeptisch an. Mit einem halben Lächeln wickelte sie den Lumpen ab und hielt mir die verletzte Handfläche hin. Über die Finger und die Handfläche zogen sich zwar zwei hässliche verschorfte Narben, aber Jinx hatte Recht: die Schnitte waren fast verheilt. Ich starrte sie überrascht an. Sie stopfte das Tuch nachlässig in eine der unzähligen Taschen ihres Mantels. »Bis nachher«, sagte sie, bückte sich unter der niedrigen Tür durch und ging. Ich rappelte mich hoch und lief hinter ihr her, aber als ich aus dem Stall trat, war sie bereits verschwunden.

In Anbetracht meines Brummschädels, meines revoltierenden Magens und des durchdringend an mir haftenden Stallgeruchs entschied ich, das Frühstück ausfallen zu lassen und stattdessen zuallererst meinen See aufzusuchen, um mich wieder ein wenig präsentabel zu machen. Ich verschlief den halben Tag am Seeufer und wurde nur deshalb noch vor dem Abend wach, weil am Nachmittag ein heftiger Regenschauer niederging,

der mich schnell und gründlich aufweckte. Als ich zum Großen Nest zurückkam, herrschte helle Aufregung: die Versammlung der Nestältesten war zu einem Schluss gekommen, und man hatte bereits alles nach mir abgesucht. Mellis und Dix fingen mich ab, als ich zum Gemeinschaftsnest hinaufkraxelte, um mir einen Imbiss zu holen, und schleppten mich vor die Versammlung.

Das Nest war dämmrig erleuchtet. Die finsternen Mienen der Grennach und das eisern beherrschte Gesicht meiner Tante ließen mich Schlimmes erahnen: Anscheinend war die Diskussion nicht nach Ylenias Wünschen verlaufen. Tallis hockte mit verschränkten Armen an einer Fensterluke und blickte hinaus. Ich sah ihren schwarzen Schwanz nervös hin und her zucken. Still an einer Wand hockte Mirin, das Grennach-Gedächtnis.

»Eddy«, sprach Ylenia mich an, kaum, dass ich das Nest betreten hatte. »Gut, dass du endlich kommst, Kind. Ich wollte dich bitten, den ehrenwerten Ältesten Ter'firan zu zeigen. Vielleicht überzeugt sie das ja von der Richtigkeit unserer Forderung.« Ylenias Stimme klang scharf und ungeduldig, und die Grennach-Frauen blickten noch ein wenig unwirscher drein. Ich hatte ganz und gar nicht den Eindruck, als würde eine Demonstration antiker Schmuckstücke die Meinung der alten Frauen ändern können. Trotzdem tat ich, was Tante Ylenia von mir verlangte. Widerstrebend legte ich wieder einmal das Herz des Wassers in ihre Handfläche und hockte mich dann still an die Wand. Mein Herz schlug schwer und schnell, und ich hatte Mühe, Luft zu bekommen. Ich merkte, wie mir der Schweiß ausbrach. Kleine Funken tanzten vor meinen Augen.

Die Nestältesten beugten sich über Ter'firan und tuschelten aufgeregt miteinander. Es schien qualvolle Stunden zu dauern, bis eine von ihnen zu Ylenia aufblickte und beinahe bedauernd den Kopf schüttelte.

»Wir können es dennoch nicht tun, Nesttochter«, sagte sie mit klangvoller Stimme. »Ter'briach wurde uns anvertraut von unseren Müttern, und wir können sie nicht einer Fremden geben, auch wenn du uns versicherst, dass sie die Berechtigung dazu hat. Das Herz der Erde ist das höchste Kleinod meines Volkes, das Teuerste, was uns aus der alten Zeit geblieben ist.«

Ylenia seufzte enttäuscht und reichte mir die Brosche zurück. Ich atmete erleichtert aus und verstaute sie wieder in meiner Tasche.

Tallis, die die ganze Zeit scheinbar unbeteiligt aus dem Fenster gesehen hatte, wandte sich heftig um. »Ihr redet töricht und ihr wisst es«, sagte sie scharf. »Wo ist denn Ter'briach, die ihr so eifersüchtig hütet? Kannst du sie mir zeigen, Kallis, so wie Eddy dir Ter'firan zeigen konnte?«

Die Ältesten schwiegen unbehaglich. Dann meldete eine andere sich zu Wort. »Du weißt, wer Ter'briach hütet, Nestälteste«, sagte sie nicht minder heftig. »Du selbst warst es, die die Hüterin ausgewählt hat. Willst du uns nun vorwerfen ...«

»Ich werfe keiner Schwester etwas vor«, unterbrach Tallis sie etwas milder. »Aber, Wullis, du warst selbst dabei, als wir alle uns für die Hüterin entschieden, und du weißt auch sicher noch, warum es uns richtig erschien, so zu handeln. Heute ist die Zeit für den zweiten Schritt gekommen, meine Schwestern. Wir müssen uns von Ter'briach trennen, weil wir nur so das wiedererlangen können, was uns von allem am Wertvollsten ist.«

»Ter'terkrin«, murmelte eine der Grennach. »Das Herz der Welt.«

Alle schwiegen. Dann schüttelte die erste Sprecherin schwermütig den Kopf und sagte: »Nein, Tallis. Es wäre falsch, Ter'briach für solch ein unsicheres Spiel zu riskieren. Wir sollten dankbar sein, dass wir wenigstens das Herz der Erde noch besitzen, und die junge Riesin bitten, uns Ter'firan ebenfalls zurückzugeben. Zwei der Herzen wären wieder im Mutternest ...« Die Grennach murmelten erregt durcheinander, ihre Stimmen klangen beifällig.

Mir wurde schwarz vor Augen. Die Vorstellung, mich von der Brosche trennen zu müssen, war mir aufs Äußerste verhasst. Wenn das ihre Entscheidung sein sollte, würden sie mir Ter'firan mit Gewalt abnehmen müssen, freiwillig gäbe ich sie nicht mehr her.

»Denkt ihr wirklich, dass diese Entscheidung euch noch zusteht?«, fragte eine Stimme, die sich bisher noch nicht zu Wort gemeldet hatte. Sie schnitt klar und kalt durch das Stimmengewirr und brachte es zum Verstummen.

Ich öffnete die Augen und sah zur Tür. Eine dunkle, schwere Gestalt versperrte dem schwindenden Tageslicht den Eingang. Ylenia atmete scharf ein. Über Tallis' ärgerlich zerfurchtes Gesicht huschte ein Lächeln. »Endlich«, sagte sie. »Du kommst spät, Sturmkrähe, beinahe zu spät.«

»Ich komme niemals zu spät«, erwiderte Jinx lapidar und trat ein. Die Ältesten sahen ihr stumm entgegen. Jinx hockte sich in die Mitte des Raumes und betrachtete nacheinander die Anwesenden. Der Mantel mit den dunklen Blutflecken war über und über mit Mist verkrustet, und in Jinx' krausem Haar hing Stroh. Ihre bloßen Füße starrten vor Schmutz, Hände und Gesicht trugen immer noch Spuren des getrockneten Blutes. Dennoch beherrschte ihre kompakte Gestalt den Raum und degradierte alle anderen Anwesenden zu beinahe körperlosen Figuren. Selbst meine große Tante verblasste nahezu vor der machtvollen Dunkelheit, die wie ein schwarzes Loch das Zentrum des Nestes ausfüllte. Das war es wohl, was Jinx vor allem ausmachte, sie schien erheblich mehr Substanz zu besitzen als jede andere und brauchte gleichzeitig nicht durch irgendwelche Handlungen einen Beweis für ihre Existenz zu liefern: Sie war einfach ganz und gar da.

»Nestälteste?«, fragte sie und begann, ihre Pfeife zu stopfen. Ihre dunklen Augen ruhten mit der ihnen stets innewohnenden Belustigung auf Tallis.

Meine alte Freundin hob ihre Hände und zischte leise und erbost. »Du hast gehört, was meine Schwestern gesagt haben.«

Jinx schloss die Lippen um das Mundstück der kleinen Pfeife und musterte wieder die anderen Grennach. Die alten Frauen wirkten gleichzeitig mürrisch und verängstigt, wie Kinder, die den Tadel einer strengen Lehrerin erwarteten. Ich warf einen Seitenblick zu meiner Tante, die mit verschränkten Armen an der Wand lehnte. Sie schien zu dem Schluss gekommen zu sein, dass sie hier und jetzt nichts weiter ausrichten konnte, und beobachtete wie ich das Schauspiel.

Jinx stieß gemächlich eine Rauchwolke aus und nahm die Pfeife aus dem Mund. Sie stocherte mit dem Finger darin herum und schob sie wieder zwischen ihre kräftigen weißen Zähne. Dann kratzte sie sich ausgiebig am Bauch und paffte wieder einige bläuliche Wölkchen. Die Ältesten begannen unruhig hin und her zu rutschen.

»Jinx«, setzte eine von ihnen an und warf Tallis einen flehenden Blick zu, den diese

ungerührt erwiderte. »Jinx, du wirst doch verstehen, dass wir Ter'briach nicht einfach so hergeben können. Wer ist dieses junge Ding, das ihre Hüterin sein soll? Wir kennen sie nicht. Wir wissen nicht, ob sie das Herz der Erde für uns bewahren kann ...«

Jinx schnaubte, und die alte Grennach verstummte hilflos. »Ihr wollt Ter'briach lieber selbst hüten?«, fragte Jinx. Die Ältesten wechselten unbehagliche Blicke. Dann raffte sich die erste Sprecherin, Kallis, wieder zu einer Entgegnung auf.

»Wir werden Ter'briach wieder selbst hüten«, sagte sie entschlossen. Die anderen raunten erregt. Tallis schlug erbittert die Hände ineinander, aber sie schwieg.

Jinx blinzelte spöttisch. »Helft mir, mich zu erinnern«, sagte sie sanft. Mirin, der Tlen-na'Tian, rührte sich zum ersten Mal und setzte sich aufrechter hin. »Keine von euch war bereit, Ter'briach zu tragen, das Herz, das schwerer wiegt als seine Schwestern. Nicht eine von euch hatte die Kraft, das Herz der Erde zu hüten, die ewige Last von Ter'briach zu ertragen. Nicht eine von euch, Nestälteste.« Sie blickte die Grennach der Reihe nach an, und alle schlugen die Augen nieder. Nur Tallis stand da, ein triumphierendes und gleichzeitig trauriges Glimmen in den Augen.

»Wir haben es versucht«, sagte sie weich. »Alle haben wir es versucht, und keine von uns konnte Ter'briach meistern. Wir sind nicht wie unsere Vorfahren, wir sind schwächer geworden, der alten Kräfte nicht mehr in dem Maße mächtig, wie unsere Ahninnen es einst waren.« Sie blickte Ylenia traurig an. »Eine der Töchter gab uns weisen Rat, Nestschwestern. Eine Tochter, die nicht von unserem Fleische ist, aber im Geiste die Würdigste von allen. Und wir beschlossen, dem Rat zu folgen.« Tallis sah langsam in die Runde. Die Ältesten wirkten nachdenklich, die eine oder andere begann leise und zweifelnd zu nicken.

Jinx legte ihre groben Hände auf die Knie, die Handflächen nach oben gekehrt. »Adina ist Ter'firans Trägerin«, sagte sie. »Ihre Schwester Anida hütet Ter'garann und Ter'samas. Zwei Schwestern aus dem Menschengeschlecht, Spiegelschwestern. Und sie hüten Kleinodien, die seit Äonen getrennt und verloren waren. ›Schloss und Schlüssel finden, was verborgen war‹«, zitierte sie leise.

Einige der Ältesten seufzten. Kallis allerdings schien immer noch nicht überzeugt zu sein.

»Es ist falsch«, sagte sie heftig. »Es war damals schon falsch, Ter'briach aus den Händen zu geben. Wir hätten uns mehr bemühen müssen ...« Sie sah Beifall heischend in die Runde. Zweifelnde und zustimmende Blicke begegneten ihr gleichermaßen.

Jinx schüttelte nachsichtig den Kopf und begann, ihre Taschen zu durchsuchen. Sie kramte und grub, schüttelte ärgerlich den Kopf, zerrte den besudelten Mantelsaum unter einem Bein hervor, um besser an eine der unteren Taschen zu kommen, fand auch dort nichts, hob eine Pobacke, fingerte in den hinteren Taschen herum und stöhnte endlich erfreut auf. Die Ältesten sahen der Suchaktion entgeistert und mit steigendem Entsetzen zu. Keine von ihnen gab auch nur den leisesten Kommentar dazu ab, aber ihre Gesichter sprachen Bände. Ylenia hatte sich halb abgewandt und verbarg ein Lächeln, Tallis lachte breit.

Jinx faltete einen unbeschreiblich schmutzigen Lumpen auseinander und hielt seinen Inhalt schweigend empor. Ich schnappte nach Luft. Es blitzte in allen Schattierungen

zwischen sonnigem Gelb und warmem, erdigem Braun. Die Ältesten starrten gebannt auf das Schmuckstück. Einige von ihnen hatten Tränen in den Augen. Jinx hielt ihnen das Herz der Erde schweigend entgegen, aber keine der Grennach wagte es zu berühren. Ich musste ein Kichern unterdrücken. Das unschätzbare Kleinod dieses Volkes ruhte also für gewöhnlich irgendwo in den unergründlichen Tiefen von Jinx' Taschen, in der Gesellschaft von Tabakkrümeln, Kopfschmerztabletten, diversen Schnapsflaschen, altem Brot und schmierigen Lumpen ... wahrhaft ein edler, angemessener Schrein für eine Kostbarkeit von solcher Bedeutung!

Tallis musste etwas von meinen Gedanken aufgefangen haben, denn sie blinzelte mir zu. Jinx hielt immer noch Ter'briach in der schmutzigen, vernarbten Hand.

»Ich nehme sie auf mich«, sagte Kallis entschlossen. »Ich werde Ter'briach für uns hüten, meine Schwestern. Das Herz der Erde muss wieder zu den Grennach zurückkehren, das allein kann die Lösung sein.« Sie hielt Jinx auffordernd die schmale Hand hin. Jinx zuckte fatalistisch mit den Achseln und reichte der alten Grennach das Schmuckstück. Alle hielten den Atem an. Meine Tante machte unwillkürlich einen Schritt nach vorne, als wollte sie die Übergabe verhindern.

Kallis lächelte triumphierend, als das Herz der Erde in ihre Hand fiel. »Seht ihr«, begann sie und verstummte. Ein leises Stöhnen kam von ihren Lippen, sie wankte und wurde bleich. Jinx beobachtete sie aus halb geschlossenen Augen, ein leises, unangenehmes Lächeln spielte um ihren Mund. Kallis lehnte sich schwer gegen eine ihrer Schwestern. Ihre Finger krampften sich um das Herz der Erde, und die Kanten der Brosche schnitten tief hinein. Einige helle Blutstropfen fielen zu Boden.

»Lass sie los«, riefen ihre Schwestern durcheinander. »Gib sie der Krähe zurück, Kallis. Lass Ter'briach fallen, du verletzt dich!« Die Grennach konnte die besorgten Rufe offensichtlich nicht mehr hören. Sie war zu Boden gesunken und wand sich in heftigen Krämpfen. Ihre Augen waren verdreht und vor ihren zerbissenen Lippen stand blutiger Schaum. Jinx hockte still da und betrachtete ungerührt das grausige Schauspiel.

»Mach dem ein Ende, Jinx«, bat Tallis. Jinx schüttelte schweigend den Kopf. Ylenia hockte sich neben die stöhnende Kallis und versuchte vergeblich, ihre verkrampften Finger zu öffnen.

»Nein«, sagte Jinx scharf. »Nicht du, weiße Hexe. Sie würde dir genauso schaden!« Ylenia sank auf ihre Fersen zurück und starrte Jinx an. Dann wandten beide wie auf ein geheimes Kommando den Kopf und sahen zu mir. Jinx nickte. Ich erhob mich zögernd und ging auf die verkrümmt daliegende Kallis zu. Mein flehender Blick traf sowohl bei Ylenia als auch bei der dunklen Frau auf unnachgiebige, wenngleich ermutigende Mienen. Also seufzte ich ergeben, hockte mich neben Kallis und fasste behutsam nach ihrer eisern geballten Faust. Die Finger gaben weich unter meinem tastenden Griff nach und öffneten sich. Das Herz der Erde lag unschuldig funkelnd da. Ich nahm es mit einem bebenden Atemzug zwischen Daumen und Zeigefinger, überzeugt davon, dass ich gleich diejenige sein würde, die sich in Krämpfen auf dem Boden wand. Jemand schrie leise auf.

Staunend betrachtete ich das Schmuckstück in meiner Hand. Es lag da, kühl und strahlend, und schien leise im Takt meines Pulses zu vibrieren. Ich blickte auf und begegnete den verblüfften Blicken der Grennach. Jinx kaute auf ihrer Pfeife herum und

schmunzelte. Meine Tante kümmerte sich um die ohnmächtige Kallis, und meine alte Freundin Tallis lehnte an der Wand. Unter ihren geschlossenen Lidern quollen Tränen hervor.

»Hüterin«, flüsterte eine Grennach. Eine andere wiederholte das Wort.

Tallis hob die Hände. »Nun seht ihr es selbst, meine Schwestern. Ihr seht, dass wir die Entscheidung schon vor Jahren getroffen haben. Es liegt nicht mehr in unseren Händen, über Ter'briach zu entscheiden. Wir werden über das reden, was hier geschah, wenn unsere Gemüter sich beruhigt haben. Lasst mich nun mit der neuen und der alten Hüterin allein, ich bitte euch.« Die Grennach-Ältesten erhoben sich ohne Widerspruch und verließen das Nest, Kallis zwischen sich führend, die inzwischen wieder bei Bewusstsein war, wenn auch überaus benommen.

Ich blickte wieder gebannt auf das Herz der Erde nieder, das so harmlos in meiner Hand lag. Ylenia setzte sich schweigend neben mich und ließ in einer tröstenden Geste ihre Hand auf meiner Schulter ruhen. Ihre Augen ruhten in seltsamer Distanz auf Jinx, die in aller Seelenruhe ihr Schnitzmesser hervorgeholt hatte und damit ein kleines Stück rötlichen Holzes bearbeitete. Ich löste bedauernd meine Augen von Ter'briach und reichte sie mit einem langen Seufzer Jinx. Sie sah darauf nieder und blickte mich dann reglos an, ohne irgendwelche Anstalten zu machen, sie mir abzunehmen.

»Das geht nun nicht mehr«, sagte Tallis. »Ter'briach ist die größte Bürde von allen. Du bist auserwählt, sie zu tragen, und ich bedaure das von ganzem Herzen. Du kannst dich nicht mehr von ihr trennen, jedenfalls nicht, ohne dein Leben zu gefährden.«

»Aber Jinx hat sie auch getragen und konnte sich ohne weiteres wieder von ihr trennen«, gab ich kläglich zu bedenken. Es stimmte, etwas in mir widerstrebte heftig bei dem Gedanken, Ter'briach wieder fortzugeben. Jinx sah mich an und lächelte dünn. Mir war, als könne sie meine innersten Regungen erkennen. Sie streckte die Hand aus und sah mich spöttisch an. Ich fingerte zögerlich an der Brosche herum. Meine Hand schloss sich um das Herz der Erde. Ich warf Jinx einen trotzig Blick zu. Niemand würde mir Ter'briach entreißen, niemand! Sie gehörte mir, und das für alle Zeiten. Ich allein war ihre rechtmäßige Hüterin. Jinx' Lächeln wurde breiter und ein wenig traurig. Tallis seufzte, und Ylenias Griff um meine Schulter verstärkte sich.

»Das war es, was auch deine Großmutter erleben musste«, sagte Tallis leise. »Du kannst die Herzen nicht mehr fortgeben, wenn sie dich erkannt haben. Lieber würdest du sterben, als dich von ihnen zu trennen. Verstehst du, Eddy? Ich wusste, dass deine Großmutter tot ist, als ich Ter'firan fand. Elaina hätte sie sonst niemals zurücklassen können.«

Ich wagte nicht, ihren Blicken zu begegnen. Was hatte das alles mit mir zu tun? Ich wollte nichts davon wissen, und ich wollte nichts mehr, als diese unheilvollen Herzen wieder loszuwerden. Schon bei dem Gedanken daran brach mir allerdings der kalte Schweiß aus. Tallis' mitleidvolle Augen entließen mich und richteten sich auf die gelassen dahockende Jinx. »Danke, Sturmkrähe«, sagte die alte Grennach. »Du hast die Last lange getragen und meinem Volk einen unschätzbaren Dienst damit erwiesen. Ich wollte, ich könnte dich angemessen entlohnen.«

Jinx lachte. »Du schuldest mir keinen Dank, Nestälteste. Ter'briach war mir keine Last.

Was mich bedrückt, ist anders beschaffen.« Sie stand auf und schüttelte ihre Kleider zurecht. »Wenn ihr mich nun nicht mehr benötigt, werde ich gehen. Ich war sehr lange hier bei euch und muss nun weiterziehen.«

Tallis nickte voller Bedauern. »Ich hatte gehofft, du würdest bleiben, bis dies hier vorbei ist«, sagte sie traurig. Sie warf mir einen flüchtigen Blick zu. »Gibt es hier wirklich nichts, was dich noch halten könnte?«

Ylenia regte sich unbehaglich, und Jinx zögerte. »Es wäre nicht sehr anständig, oder?«, fragte sie. »Ich muss weiterziehen, Nestälteste, das weißt du. Jetzt fällt der Abschied noch leicht, doch später würde er sehr schmerzen.«

Tallis senkte den Kopf. Ich sah, dass sie mit sich kämpfte. Dann blickte sie auf, und ihr Gesicht war hart. »Ich bitte dich, zu bleiben, Sturmkrähe«, flüsterte sie. »Deine Anwesenheit wäre hilfreich. Ich muss das Schicksal unserer Welt über das von Einzelnen stellen, auch wenn es schmerzhaft ist.«

Jinx sah sie mit unbewegter Miene nachdenklich an, und meine Tante seufzte schwer. »Ich helfe euch, Nestälteste«, sagte Jinx schließlich. Ihre schwarzen Augen musterten mich flüchtig. Ich glaubte, einen Schatten des Bedauerns in ihnen zu erkennen.

»Danke«, sagte Tallis leise. »Wir sind abermals tief in deiner Schuld.«

»Das seid ihr«, erwiderte Jinx hart und ging hinaus.

Anida

~ 15 ~

Marten führte sie auf einem anderen Weg zurück, als sie gekommen waren. In einer engen Gasse hielt er vor einer heruntergekommenen Spelunke an und schob Ida wortlos durch die Tür. Sie war zu benommen, um nach dem Grund dieser Rast zu fragen. Teilnahmslos sah sie zu, wie Marten den Wirt begrüßte und einige leise Worte mit ihm wechselte. Der Kahlkopf nickte und zeigte ein zahnfüßiges Grinsen, bevor er mit einer einladenden Geste eine Tür in der hintersten Ecke des Schankraumes öffnete. Marten nahm Ida beim Arm und schob sie in ein dunkles, muffig riechendes Zimmerchen mit einem großen Bett, einem wackligen Tisch und zwei Stühlen. Der kahlköpfige Wirt öffnete ein Fenster, um Licht und etwas frischere Luft hineinzulassen, und wartete geduldig, bis Marten Ida auf einen Stuhl niedergedrückt hatte.

»Bring uns einen Imbiss und zwei ordentliche Humpen von deinem starken Bier«, bestellte Marten. Der Wirt zwinkerte ihm zu und kehrte kurz darauf mit dem Gewünschten zurück. Marten griff wie ein Verhungerner nach dem Brett, auf dem Brot und fetter Speck lagen, und säbelte sich dicke Scheiben ab.

»Was soll das hier geben?«, raffte Ida sich zu einer Frage auf. Die Betäubung ließ langsam nach und wich einem zerrenden, zornigen Schmerz.

»Ich habe nicht vor, dich um dieses Bett zu jagen, falls es das ist, was du befürchtest«, erwiderte der Dicke kauend. »Ich dachte nur, wir wollten uns in aller Ruhe ansehen, was Devvy über deinen Bruder rausgefunden hat.«

Ida zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Ja, warum nicht«, sagte sie matt und blickte hinunter auf den Tisch. Eine riesige Pranke packte sie an der Schulter und schüttelte sie grob durch.

»He, Prinzessin, so mag ich dich nicht«, knurrte Marten und funkelte sie an. »Verdammt, reiße dich zusammen! Wegen dem hier«, er hielt ihr den zusammengefalteten Bogen Papier vor die Nase, »hab ich bei der Khanÿ meinen Hintern riskiert, also werden wir uns jetzt auch gefälligst damit beschäftigen. Wenn du allerdings lieber hier rumsitzen und vor Selbstmitleid zerfließen willst – bitte. Aber komm mir nachher nicht angewinselt, weil du es dir wieder mal anders überlegt hast.«

Er knallte Devvys Bericht vor Ida auf den Tisch und sah sie derart verächtlich an, dass die dünne Haut über ihrem Zorn aufplatzte. Sie sprang auf und schlug blindlings zu. Ihre Faust traf mit einem befriedigend satten Geräusch mitten in Martens höhnisches Gesicht und ließ den schweren Mann überrascht aufjaulen und zurücktaumeln. Ida setzte ihm nach und konnte ein zweites und drittes Mal zuschlagen, ehe ihre Faust von seiner eisenharten Hand abgefangen und sie selbst schmerzhaft gegen die Wand geschmettert wurde. Dort hielt der fette Mann sie mit seinem Bauch eingeklemmt, während er heftig atmend ihre Arme gegen die Wand drückte. Ida starrte ihm aus nächster Nähe ins Gesicht und registrierte befriedigt die aufgeplatzte Lippe, aus der helles Blut über das Kinn rann, und eine rasch aufblühende Schwellung unter seinem linken Auge.

Beide funkelten sich hasserfüllt an. Marten atmete stoßweise und keuchend und drückte Ida mit seinem ganzen Gewicht hart gegen die rissige Wand. Sie spannte ihre Muskeln an und versuchte sich mit aller Kraft freizumachen, aber gegen die wuchtige Masse des

dicken Mannes hatte sie keine Chance.

»Lass mich los, du widerlicher Fettwanst!« Sie verdrehte ihr Handgelenk in seinem klammernden Griff.

»Ich denke nicht daran«, knurrte Marten böse. Sein Atem beruhigte sich langsam, und er leckte sich das Blut von der geschwollenen Lippe. Sein Gesicht zuckte ungläubig. Er stieß ein schnaubendes Lachen aus und ließ Ida so plötzlich frei, dass sie taumelte und schwer gegen ihn fiel. Er fing sie auf und hielt sie fest, aber der Schwung, den sie hatte, reichte aus, um ihn ebenfalls aus dem Gleichgewicht zu bringen. Er krachte wie ein gefällter Baum rückwärts zu Boden, und sein Kopf schlug hart und dumpf auf die Dielen. Ida landete weich auf all den Fleischpolstern, kämpfte sich mühsam wieder hoch und lehnte sich keuchend gegen das Bett.

Marten lag still auf dem Rücken und starrte gegen die Decke. Dann hob ein langer, schwerer Atemzug seinen Bauch, und er begann, laut und hilflos zu lachen. Ida sah ihn reglos an, dann stieß sie einen gleichzeitig erbitterten und belustigten Laut aus und reichte ihm die Hand, um ihm aufzuhelfen.

Marten lehnte sich neben sie ans Bett und betastete vorsichtig die Beule unter seinem Auge. »Du hast eine wirklich bemerkenswerte Technik, holde Prinzessin«, sagte er vergnügt. Ida warf ihm einen schrägen Seitenblick zu und grinste unbehaglich.

»Es tut mir leid, edler Ritter«, murmelte sie schuldbewusst. »Du hättest mich aber auch nicht derart in Rage versetzen sollen.«

Er hielt ihr seine Pranke hin. »Freunde?«

Ida zögerte einen Moment, dann schlug sie ein. »Freunde, mein dicker Ritter.« Einen Moment lang saßen sie friedlich nebeneinander und sahen sich ein wenig verwundert an. Dann stand Ida auf und ging zum Tisch. Sie sah sich suchend um und tauchte dann kurz entschlossen ihren Hemdzipfel in einen Bierkrug. Marten protestierte lautstark über diese Vergeudung eines guten Getränkes, aber sie ignorierte sein Gejammer und säuberte vorsichtig sein blutverschmiertes Kinn, bis er sie ungeduldig beiseite schob.

»Lass gut sein, Prinzessin. Ich wende Bier lieber an einem anderen Körperteil an.« Er nahm ihr den Humpen ab, um ihn in wenigen durstigen Zügen zu leeren.

Ida schüttelte belustigt den Kopf und hielt ihm den anderen Humpen auch noch hin. Dann griff sie nach dem zusammengefalteten Papier und glättete es mit der Handfläche. »Wer ist Devvy?«, fragte sie.

Marten steckte ein großes Stück fetten Specks in den Mund und murmelte undeutlich: »Einer der Männer, die für uns die Augen aufhalten.« Er schluckte und setzte hinzu: »Eine Organisation wie die unsere ist darauf angewiesen, über alle möglichen Dinge auf dem Laufenden zu bleiben. Was planen Gegner und Konkurrenten, wie sehen die Aktivitäten der staatlichen Organe aus, wo könnte ein gutes Geschäft auf uns warten und so weiter.« Er blinzelte. »Du weißt schon. Devvy ist einer der Mitarbeiter, die diese Informationen für uns sammeln.«

Ida starrte auf das Geschriebene nieder, ohne es wirklich zu sehen. »Seit wann leitet Dorkas die Organisation?«, fragte sie tonlos.

»Seit vier Jahren. Wir haben davor allerdings einige Jahre gebraucht, um die richtigen Leute einzuschleusen und andere aus dem Weg zu räumen, damit Dorkas die

Organisation schließlich im Handstreich übernehmen konnte. Es war eine lang geplante und sorgfältig durchgeführte Aktion. Die Khanj ist gerissen, hinterhältig und ausgesprochen geschickt. Ich kenne keine andere Frau, die das geschafft hätte. Und seit sie den Laden führt, läuft das Geschäft wie nie zuvor.« In seiner heiseren Bassstimme klang unverhohlene Bewunderung mit.

»So lange schon. Dann hat sie uns also die ganze Zeit belogen.« Ida presste die Lippen zusammen. »Bekommst du oft den Auftrag, jemanden umzubringen?«, fragte sie hart.

Marten vollführte eine hilflose Geste. »Nicht mehr so häufig. Früher, als wir die Führungsposition der Khanj noch festigen mussten, war es hin und wieder nötig, an jemandem – nun ja, ein Exempel zu statuieren oder einen Konkurrenten auszuschalten. Inzwischen ...«, er hob die Schultern und sah Ida beinahe flehend an. »Prinzessin, das ist es, was ich gelernt habe. Ich war Söldner, vergiss das nicht. Menschen umzubringen ist mein Beruf.«

Ida lachte böse auf. »Ein gelernter Mörder. Ich pflege doch wirklich einen feinen Umgang.«

Marten zuckte mit seinen schweren Lidern, erwiderte aber nichts. Er griff wieder nach seinem Messer und zog sich das Essensbrett heran. »Was schreibt Devvy?«, fragte er nach einigen Momenten hingebungsvollen Kauens und Schluckens. Ida schob ihm mit spitzen Fingern den Brief hin und legte seufzend das Gesicht in die Hände. Er überflog das Schreiben und stocherte sich in den Zähnen herum. »Nicht sehr aufschlussreich.« Er schnalzte bedauernd mit der Zunge und lehnte sich gegen die knarrende Stuhllehne. »Devvy war immer schon ein sehr vorsichtiger Mann. Wenn er Informationen für wichtig hielt, hat er sie nie einem Schreiben anvertraut, sondern immer darauf gedrungen, der Khanj oder mir persönlich zu berichten.« Er griff nach dem Schreiben und las erneut die wenigen Zeilen.

»Ein junger Mann wird seit einiger Zeit in der Zitadelle gefangen gehalten. Es könnte sich um den Gesuchten handeln. Vielleicht lässt es sich einrichten, dass Marten herkommt und mir eine genauere Beschreibung des Mannes gibt.«

Marten grunzte und faltete das Papier sorgfältig zusammen. »Typisch. Devvy geht auf Nummer Sicher. Wir werden ihn aufsuchen und mit ihm sprechen müssen, Prinzessin.«

Ida nickte resigniert. »Also gut. Aber danach trennen sich unsere Wege.«

Der dicke Mann starrte sie an, das Messer, mit dem er am Speck herumgesäbelt hatte, reglos in seiner Hand. »Wie meinst du das?«

»Wie ich es gesagt habe. Du hast deine Arbeit getan, und ich danke dir dafür. Ab jetzt kann ich mich alleine durchschlagen.«

Marten stieß einen Fluch aus und warf das Messer klirrend auf den Tisch. »Du kannst nicht alleine durch den Hort reisen. Es ist zu unsicher, Prinzessin. Die Situation hier macht inzwischen sogar mir Angst.«

Idas Lippen zuckten verächtlich. »Falls du dich um dein Honorar sorgst, kann ich dich beruhigen. Du wirst dein Geld bekommen und noch einen anständigen Bonus dazu, wenn dieser Devvy mir etwas Nützliches mitzuteilen hat. Zufrieden, mein geldgieriger Freund?«

Martens Augen verengten sich zu grünlich glimmenden Schlitzern. »Das war hässlich. Aber ich habe verstanden, Prinzessin.« Er legte wortlos einige Münzen auf den Tisch und

deutete zur Tür. Ida nickte zufrieden und folgte ihm.

Auf ihrem stummen Marsch hatte Ida reichlich Muße, sich umzusehen. Es waren kaum Leute unterwegs. Die wenigen, die ihnen begegneten, drückten sich mit gesenkten Augen an den Mauern der Häuser vorbei. Sie schienen nur darauf bedacht, möglichst schnell wieder ins schützende Innere eines Gebäudes zu gelangen. Hin und wieder traf Ida und ihren Begleiter ein misstrauischer Seitenblick, aber selbst das schien mehr Mut zu erfordern, als die meisten aufzubringen wagten.

Deshalb erschrak Ida heftig, als sie aus einer schmalen Straße auf einen großen Platz gelangten, auf dem sich eine unüberschaubare Menschenmenge versammelt hatte. Das Erschreckendste war allerdings die Stille, die sogar über diesem Ort hing. Kaum mehr als das leise Rascheln von Kleidern, hin und wieder das gedämpfte Murmeln einer Stimme oder ein unterdrücktes Husten und das leise Scharren von Füßen ließen sich vernehmen.

Marten packte Ida hart am Arm und riss sie zurück. Er drückte sie eng an eine Mauer und bedeutete ihr, sich ruhig zu verhalten. Marten streckte den Kopf vor und musterte die einmündenden Gassen und Straßen. Dann gab er Ida einen scharfen Wink und kehrte den Weg zurück, den sie gekommen waren. Sie bogen in die nächste enge Gasse ein, die vom Platz wegführte, und folgten ihr bis zur nächsten Kreuzung.

»Wir umgehen den Platz«, sagte Marten kurz angebunden. Ida hielt ihn am Ärmel fest und hob fragend die Brauen. Der Dicke gönnte sich ein halbes Lächeln. »Du willst alleine weiter, hm?«, sagte er sarkastisch. »Wahrscheinlich wärest du auch einfach so über den Platz marschiert, wie, Prinzessin? Nun, du wärest mitten in eine öffentliche Hinrichtung geplatzt, meine Liebe. Hätte das dir Freude gemacht? Zuzusehen, wie so ein armes Schwein, das das Pech hatte, den Protektoren in die Quere zu kommen, ausgepeitscht und dann geköpft wird?« Ida schauderte, und Marten nickte. »Das sind die wahren Verbrecher, holde Prinzessin. Einem Khan gefällt deine Nase nicht, und du hast das Pech, zu einer der unteren Kasten zu gehören und dich nicht freikaufen zu können – schade um deinen Kopf.«

Ida entgegnete nichts darauf, und Marten deutete mit einer ironischen kleinen Verbeugung auf die nächste Querstraße.

Devvý bewohnte ein schäbiges kleines Haus am Rande des engen, stinkenden Kanals, der die Stadt durchzog. Marten klopfte einen rhythmischen Trommelwirbel an die Tür.

Eine Stimme rief: »Komm schon rein, Marty. Die Tür ist offen.«

Marten schob die Tür auf und trat in den dunklen, kühlen Flur. »Du wirst doch nicht etwa unvorsichtig, mein Guter?«, rief er.

»Wie kommst du darauf?«, antwortete die Stimme. »Ich habe dich schon von weitem heranwalzen sehen, mein Bester. Du bist schließlich nicht gerade geschrumpft.«

Sie traten durch eine niedrige Tür in ein helles Zimmer. Am Fenster saß ein schmaler junger Mann, der ihnen mit freundlichen, hellbraunen Augen entgegensah. Er begrüßte Marten herzlich und reichte dann Ida etwas reservierter, aber immer noch liebenswürdig, seine Hand.

»Das ist Ida, eine alte Freundin der Khanÿ«, stellte Marten sie mit einem bissigen Unterton vor. Ida warf ihm einen mörderischen Blick zu und lächelte dann den jungen Mann an.

Devvy wies stumm auf zwei Sitzgelegenheiten und lehnte sich dann entspannt zurück. »Du kommst wegen des Mannes, auf den ihr mich angesetzt habt, richtig?«

Marten nickte und wies mit einem Ruck seines schweren Kopfes auf Ida. »Ihr Bruder, zumindest hoffen wir das.«

Devvy blickte unbehaglich auf seine Hände nieder. »Ich wünsche es Euch nicht, Lady. Der Mann, den ich meine, wird in der Zitadelle gefangen gehalten. Da kommt keiner rein oder raus. Eine Befreiungsaktion wäre glatter Selbstmord.« Er seufzte und lieferte eine Beschreibung des Betreffenden. Ida lief es kalt und heiß über den Rücken, und Marten knurrte missvergnügt. Dann blickte er Ida an und nickte mit einem Achselzucken. »Er scheint es zu sein, Prinzessin, meinst du nicht auch?«

Ida nickte und holte tief Luft. »Es muss einen Weg geben, wie ich dort hineinkommen kann. Euch ist es doch auch irgendwie geglückt, Devvy.«

»Kein Weg, der Euch offen stünde. Und ich selbst werde mich dort besser auch nicht mehr blicken lassen. Es sind nicht die Protektoren, die ich fürchte, Lady. Da gibt es seit einiger Zeit wieder einen Schwarzen Magier, der in der Zitadelle wohnen soll. Ich kenne keinen guten Schutz gegen Schwarze Magie, du, Marty?«

Marten antwortete nicht. Er musterte Ida, die bleich und mit entschlossener Miene vor sich hin starrte, und seufzte leise. »Diesen Gesichtsausdruck kenne ich, Prinzessin. Meinst du nicht, es wäre besser, deine Entscheidung noch einmal zu überdenken?«

Ida fuhr auf. »Wie könnte ich? Soll ich Albuin einfach so seinem Schicksal überlassen, meinst du das? Ich muss mir zumindest ein Bild verschaffen, mich mit eigenen Augen davon überzeugen, was dort vor sich geht. Ich gehe zur Zitadelle, Marten, und wenn du deswegen platzst!«

Marten grinste traurig. »Davon ging ich aus. Nein, ich meinte deine Entscheidung, mich aus dem Spiel zu nehmen.«

Ida presste die Lippen aufeinander. »Erzählt mir alles, was Ihr über die Zitadelle wisst«, wandte sie sich heftig an Devvy. Der warf Marten einen fragenden Blick zu und begann auf das Nicken des dicken Mannes hin zu berichten.

»Das ist nicht viel«, sagte Ida, als er geendet hatte. »Also habt Ihr Albuin selbst gar nicht zu Gesicht bekommen, ist das richtig?«

»Meine Gewährsleute haben mir seine Beschreibung gegeben. Einer von ihnen hat gehört, wie der Name Albuin erwähnt wurde und dass der junge Mann ein Zauberer sei, ein Grauer Magier.«

Ida seufzte. »Ich muss dorthin. Ich kann ihn doch nicht sich selbst überlassen, den dummen Jungen.« Sie dankte Devvy und stand auf.

Marten erhob sich schwerfällig und legte dem jungen Mann seine Pranke auf die Schulter. »Wie geht es deiner Schwester?«, fragte er gedämpft.

Devvy hob resigniert die Hände. »Es wird langsam gefährlich für sie. Wir haben sicherheitshalber ihre Kinder schon mal über die Grenze ...« Er unterbrach sich und warf einen Blick auf Ida.

Marten nickte und klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. »Die Khanÿ hat Matelda benachrichtigt, sie wird für die Kinder sorgen. Sag deiner Schwester, sie soll sich rechtzeitig absetzen, es nützt niemandem, wenn die Protektoren sie in die Finger

bekommen. Die Khanÿ hat ihre Papiere fertig. Sie muss sie nur abholen, dann bringt Danil sie rüber.« Devvy nickte und lächelte unglücklich.

Kaum waren sie zur Tür hinaus und hatten ein paar Schritte die Straße hinunter getan, stöhnte Marten erbärmlich auf und krümmte sich zusammen. Ida fuhr herum und sah entsetzt, wie der schwere Mann sich gegen die Mauer lehnte und mit schmerzverzerrtem Gesicht nach Luft rang.

»Süßer Iovve, Marten, was hast du?«, rief sie und griff nach seinem Arm.

Er öffnete ein Auge und murmelte mit versagender Stimme: »Wenn ich nicht sofort etwas in den Magen bekomme, werde ich den Tag nicht überleben, Prinzessin.«

Ida schrie empört auf und boxte ihm fest in den Bauch. »Du blöder Fleischklops! Wie kannst du mir so einen Schrecken einjagen?«

Marten rieb sich über die geschlagene Stelle und grinste ein wenig kläglich. »Ich übertreibe nicht. Ich habe seit dem Frühstück ...«

»... den deftigen Imbiss in dieser schauerlichen Spelunke nicht zu vergessen ...«, bemerkte Ida erbarmungslos.

»... nichts mehr zwischen die Zähne bekommen«, fuhr Marten fort, als wäre er nicht unterbrochen worden. »Ein Mann meines Formates ist auf regelmäßige und ausreichende Nahrungszufuhr angewiesen, aber das kannst du ja nicht nachvollziehen, du mageres Geschöpf.«

Ida grinste und nahm seinen Arm. »Dann komm, du armes, verhungertes Wesen. Du bist schon ganz eingefallen, mein dicker Ritter. Das kann ich wirklich nicht verantworten.« Sie tätschelte seinen Wanst, und er drückte sie kurz und dankbar an sich.

Trotz der schlechten Neuigkeiten fühlte Ida sich erstaunlich vergnügt, als sie sich auf den Weg zur nächsten Garküche machten. Marten verputzte zwei doppelte Portionen eines gehaltvollen Eintopfes. Endlich schob er seinen Napf von sich und seufzte zufrieden.

»Ah, jetzt bin ich wieder ein Mensch«, brummte er vergnügt und griff nach seiner Pfeife.

Ida lehnte sich vor und stützte das Kinn in die Hand. »Was soll ich tun, Marten?«

Er sah sie blinzelnd durch eine zarte blaue Rauchwolke hindurch an. »Fragst du mich etwa um Rat?« Seine Stimme klang ungläubig. »Du fragst mich um Rat?« Er stieß ein erheitertes Schnauben aus.

Ida rümpfte die Nase. »Komm schon, Marten, ich weiß, was du sagen willst. Spuck's aus, dann geht es dir besser.«

Marten paffte und grinste. »Dann kann ich es mir ja sparen. Darf ich davon ausgehen, dass ich wieder im Geschäft bin?«

»Vielleicht«, erwiderte Ida zurückhaltend. »Ich muss noch darüber nachdenken.«

»Denk nicht zu lange nach«, empfahl der Dicke. »Mein Preis erhöht sich mit jeder Minute, die du zögerst.« Er schnitt eine gemeine, habgierige Miene. »Du weißt, dass ich nur auf dein Geld aus bin, Lady«, setzte er mit einem böartigen Grinsen hinzu. Ida lächelte ihn voller Zuneigung an.

»Ich wollte dich nicht kränken, mein dicker Ritter«, sagte sie sanft. Er nickte kurz und legte seine fette Hand auf ihre.

»Also«, sagte Ida und entzog sie ihm behutsam. »Wie gehen wir vor, Marten?« Er schloss halb die Augen und dachte nach.

»Ich muss mich zuerst noch um Storn kümmern. Das wird aber nicht viel Zeit beanspruchen. Ich kenne die Orte, an denen er sich bevorzugt herumtreibt. Ich denke, ich könnte die Angelegenheit heute noch erledigen, allerspätestens morgen. Bis dahin hat Amos unseren Proviant fertig ...«

Ida lachte belustigt auf. Er plante einen kaltblütigen Mord, und am Ende der Reise, die ihnen bevorstand, erwartete sie eine schwer bewachte Zitadelle mit einem Magier, der gefährlicher war als ein Bataillon Soldaten, aber der Dicke sorgte sich nur darum, dass ihnen das Essen ausgehen könnte. Marten sah sie gekränkt an. Sie winkte ihm, fortzufahren, und er brummelte verstimmt vor sich hin. »Es hat wenig Sinn, großartige Pläne zu machen. Ich habe keine Erfahrung mit Magiern, Prinzessin. Wir werden improvisieren müssen, wenn wir erst einmal dort sind.«

»Einverstanden«, erwiderte Ida. »Gehen wir also erst einmal nach Hause.« Marten unterhielt sie auf dem Rückweg mit der Schilderung, wie er und sein kleiner Bruder Simon sich einmal bis auf die Knochen blamiert hatten, als sie gewettet hatten, wer von ihnen die hübsche Nachbarstochter am meisten beeindrucken konnte.

»... danach hat Loreen natürlich uns beide keines Blickes mehr gewürdigt«, schloss er lachend und breitete resigniert die Arme aus. »Das war wahrscheinlich das erste Mal, dass Simon es nicht geschafft hat, ein Mädchen gleich im ersten Anlauf um den Finger zu wickeln. Ich hatte sowieso nicht mit einem Erfolg gerechnet, deshalb war ich auch nicht halb so am Boden zerstört wie er.«

Ida blinzelte ihn von der Seite an. »Warum hast du nicht daran geglaubt, dass du die Wette gewinnen könntest?«, fragte sie ehrlich interessiert.

Marten starrte sie perplex an. »He, du willst mich auf den Arm nehmen, hm?«

Ida schüttelte sich in gespielter Entsetzen. »Um der Schöpfer willen, nein!«, sagte sie. »Ich habe doch nicht vor, mir einen Bruch zu heben.«

Marten schnaubte amüsiert. »Prinzessin, du stellst wirklich originelle Fragen. Sieh mich doch an. Glaubst du ernsthaft, eine Frau würde mir auch nur einen zweiten Blick gönnen?«

»Hm«, machte Ida unverbindlich. Marten sah sie misstrauisch an. Ida lächelte zuckersüß und tätschelte seinen Arm. Der dicke Mann schnaubte und verdrehte die Augen. Inzwischen waren sie vor Amos' Haus angelangt.

»He, was bedeutet das?«, rief Marten betroffen aus. Ida blickte ihn fragend an. Marten beachtete sie nicht weiter, sondern schob sich seitwärts auf die Eingangstür zu. Jetzt sah Ida, was er vor ihr bemerkt hatte: Die Tür stand einen Spalt breit offen. Ida schüttelte nachsichtig den Kopf. Hier im Hort schien der sonst so schwer zu erschütternde Mann von einem gelinden Verfolgungswahn geplagt zu sein. Er drückte die Tür behutsam weiter auf und blickte vorsichtig hinein. Dann betrat er das Haus. Ida grinste und folgte ihm.

Natürlich fand sich dort niemand. Das Haus lag still und friedlich da, im Küchenherd knisterte ein Feuer, und nichts regte sich außer Martens schweren Schritten, die Zimmer um Zimmer durchquerten. Ida setzte einen Kessel Wasser für Tee auf und ließ sich auf einen Schemel fallen. Sie streckte die Beine aus und ächzte zufrieden. Morgen oder übermorgen würden sie sich auf den Weg machen, um ihren Bruder zu finden. Ihre Heimkehr rückte endlich in greifbare Nähe. Sie vermisste das Gildenhaus und ihre

Freundinnen unsagbar. Ein scharfer Stich durchzuckte sie. Dorkas – das war allerdings noch ein bitterer Schluck aus der Kanne.

Das Teewasser kochte, und sie erhob sich, um die getrockneten Kräuter aus dem kleinen Küchenschrank zu holen. Sie öffnete die Tür und erstarrte. »Marty«, rief sie erstickt. »Marty, bitte komm schnell her!«

Der dicke Mann polterte die Treppe hinunter, und sie kniete sich hin, um behutsam den verkrümmten Körper des alten Amos aus seinem Versteck zu ziehen. Sie brauchte sich allerdings nicht mehr vorzusehen, wie sie sehr schnell erkannte. Der alte Mann war ganz ohne Zweifel tot.

Marten rumpelte in die Küche und stand stocksteif da, als er erkannte, worüber Ida sich beugte. Er kniete nieder und ergriff vorsichtig Amos' knotige Hand. Ida sah sein Gesicht und schluckte schwer an den aufsteigenden Tränen. Marten blickte reglos und starr auf den Leichnam nieder. Sein Atem ging schwer, und er schloss krampfhaft seine dicken Finger um die dürre Hand des Toten. Das kochende Wasser zischte ins Feuer. Ida hob den Kessel herunter, dann stand sie am Herd und knetete ihre Hände. Marten hockte zusammengesunken neben Amos auf dem Boden und rührte sich nicht.

Endlich hob er den Kopf und atmete tief aus. Er stand schwankend auf, schob seine Hände unter den Körper des alten Mannes und hob ihn hoch. Ida sah ihm nach, wie er mit dem Toten in den Armen die Küche verließ, und hörte ihn langsam die Treppe hinaufsteigen. Ungeduldig wischte sie sich über die feuchten Augen und kletterte in ihre Dachkammer.

Auf ihrem Bett lag ein gefaltetes Stück Papier. Sie nahm es und wendete es verwundert in den Fingern. Es war nicht an sie adressiert, aber jemand hatte es auf ihr Bett gelegt, also konnte sie es genauso gut öffnen. Sie faltete es auseinander und las, was dort in einer ordentlichen, fremden Handschrift geschrieben stand: »Zu meinem Bedauern habe ich Euch nicht angetroffen, Anida. Ihr habt etwas von Wert in Eurem Besitz, was mich interessiert. Falls Ihr Wert darauf legt, Euren Bruder lebend wieder zu sehen, solltet Ihr Euch damit bald bei mir einfinden. Schafft Euch den Fettwanst vom Hals und kommt zur Zitadelle. Allein.«

»Keine Unterschrift«, murmelte Ida. Sie sank auf ihr Bett und presste eine Hand gegen den Mund. Amos musste die Leute überrascht haben, und sie hatten ihn kurzerhand umgebracht. Aber was hatten sie gesucht?

Schwere Schritte stapften die Treppe hinunter, und die Tür zum Garten wurde geöffnet. Ida ging hinterher und blickte hinaus. Marten stand mitten in einem der frisch umgegrabenen Beete und hob eine Grube aus. Ida trat zögernd aus dem Haus und ging zu ihm. Er verharrte, die Schaufel in den Boden gesenkt, ohne sie anzusehen. Sein rundes Gesicht war starr und ausdruckslos.

»Marten«, sagte Ida hilflos. »Es ist allein meine Schuld.« Sie reichte ihm den Brief. Er nahm ihn und las, dann reichte er ihn schweigend zurück und fuhr fort, Amos' Grab auszuheben. »Marten«, flehte Ida. Er schaufelte weiter und schüttelte schwer den Kopf.

»Du bist nicht schuldig; das ist allein der, der ihn getötet hat«, sagte er schroff. »Geh bitte, Ida, lass mich das hier fertig machen.«

Sie nickte unglücklich und ging zurück in die Küche. Es würde sicherlich nichts schaden,

jetzt doch den Tee zu kochen, mit dem sie eben begonnen hatte. Und wenigstens etwas Kaltes zu essen vorzubereiten, damit Marten etwas zwischen die Zähne bekam, wenn er mit seiner traurigen Arbeit fertig war.

Sie saß da, umklammerte den Becher mit Tee und hörte Marten ins Haus kommen und die Treppe hinaufsteigen. Dann kam er langsam wieder herab. Seine Schritte klangen noch schwerer als sonst, als er in den Garten hinausstapfte. Ida hörte Erdschollen in das Loch fallen und dann das dumpfe Geräusch, mit dem die Erde festgestampft wurde. Danach rührte sich lange Zeit nichts. Ida starrte reglos in ihren langsam erkaltenden Tee. Marten betrat die Küche und blickte leer auf das Brot und den kalten Braten, die Ida auf dem Tisch bereitgestellt hatte. Er ging zum Schrank und holte einen Krug mit geharztem Wein heraus.

»Marty«, sagte Ida sanft. »Willst du nicht zuerst etwas essen?«

Der dicke Mann schüttelte den Kopf und ging zur Tür. Dann zögerte er. Er hob ungelenk die breiten Schultern und sah sich um, als sei der Raum ihm plötzlich fremd geworden. Er stellte den Krug behutsam nieder und ließ sich auf die Bank sinken. Ida rückte an seine Seite und nahm seine Hand, die er ihr teilnahmslos überließ.

»Ich habe jetzt niemanden mehr«, sagte er tonlos. »Amos war mein letzter lebender Verwandter. Sie sind alle tot, Prinzessin.« Sein Gesicht verzerrte sich. Ida nahm ihn wortlos in den Arm, und er legte seinen Kopf an ihre Schulter.

Als sein trockenes Schluchzen sich zu beruhigen begann, griff Ida nach dem Weinkrug und füllte einen Becher. Sie drückte ihn Marten in die Hand und nahm sich dann selbst von dem schweren Wein. Stumm trank sie Marten zu. Er wischte sich das Gesicht trocken und trank den Becher mit einem einzigen Zug leer. Ida füllte nach. Er griff danach und zögerte.

»Trink, mein Ritter«, befahl Ida. »Nichts kann Amos wieder lebendig machen, aber wir werden uns immer an ihn erinnern. Und ich schwöre dir, ich werde seine Mörder finden und zur Rechenschaft ziehen, selbst wenn es ein Leben lang dauern sollte!« Ihre Augen blitzten bernsteinhell, und Martens trüber, verstörter Blick belebte sich. Er hob mit einem winzigen Lächeln den Becher und prostete Ida zu.

»Auf Amos«, sagte er heiser. »Und auf dich, Prinzessin.«

»Auf Amos und auf uns«, erwiderte sie leise und sehr bestimmt.

Sie brachte ihn auf seine Kammer. Er hatte nicht viel gesprochen, während er sich betrank, und Ida hatte ihn auch nicht dazu ermuntert. Sie sah zu, wie er schwer auf sein Bett fiel und die Augen schloss. Sie schob seine Beine ganz auf das Bett und zog ihm die Stiefel aus. Dann schnürte sie ihm die Tunika auf und brachte ihn durch geduldiges Zureden dazu, sie sich über den Kopf ziehen zu lassen. Sie deckte ihn zu, dämpfte das Licht des Glühsteins und ging gähnend zur Tür.

»Geh nicht weg«, murmelte Marten kläglich.

»Du solltest jetzt einfach schlafen«, erwiderte Ida müde. »Du brauchst ein wenig Ruhe, mein Ritter.«

»Bitte, Ida«, wiederholte er.

Es klang so jämmerlich, dass Ida kapitulierte. Sie kehrte zum Bett zurück und hockte sich auf die Kante. »Aber nur, bis du schläfst«, sagte sie streng, als sei der dicke Mann ein

quengeliger kleiner Junge. Er nickte gehorsam und tastete nach ihrer Hand. Ida nahm seine riesige Pranke zwischen ihre Hände und seufzte unhörbar. Seine Augen waren weit geöffnet und bittend auf sie gerichtet, und auf seinen Wangen glänzte Feuchtigkeit. Ida unterdrückte einen resignierten Fluch. »Komm, rück ein Stück.« Sie schälte sich aus ihren Kleidern. Er gehorchte stumm, und Ida schlüpfte unter die Decke. Marten legte behutsam seinen Arm um sie, Ida streckte ihren langgliedrigen Körper aus und gähnte. Martens Bauch hob und senkte sich mit seinem schweren Atem.

»Ich habe ihn getötet«, sagte er nach einer Weile verloren. Ida wandte den Kopf und sah ihn verdutzt an, ehe sie begriff, dass er nicht von dem alten Mann sprach.

»Wen?«, fragte sie sacht. Marten atmete heftig ein und wieder aus. Sie spürte, wie er zu zittern begann. Ida legte tröstend ihre Hand auf seine Brust und nach einigen schnellen Atemzügen beruhigte sich Marten wieder.

»Simon hat mich mit seiner verfluchten Arroganz unerträglich gereizt. Er hat geglaubt, alles müsste sich immer nur um ihn drehen, und wo er sei, wäre der Mittelpunkt der Welt. Ich habe mich bemüht, ihn auf den Boden zu holen, und manchmal ist es mir sogar für kurze Zeit gelungen, aber selbst das hat er mir verübelt. Ich konnte sein hochmütiges, ekelhaftes Gehabe nicht mehr ertragen. Ich wusste, dass Simon bis auf die Knochen verdorben und verrottet war, ein widerliches Stück Dreck. Ehrenkodex, ritterliche Tugenden, pah! Ich habe schließlich alles an ihm gehasst ...« Seine Stimme versagte.

»Und dann hast du ihn getötet«, sagte Ida leise. Marten schwieg. Ida legte ihren Arm um seinen Nacken und verbarg ihr Gesicht an seinem Hals. Sie weinte um den jungen Ritter, dessen Leben einen solch fatalen Verlauf genommen hatte, und Marten hielt sie fest, als sei sie diejenige von ihnen beiden, die dringender des Trostes bedurfte.

Endlich richtete Ida sich auf und wischte sich über das Gesicht. Der dicke Mann an ihrer Seite hatte friedlich die Augen geschlossen. Sie sah die dunkle Verfärbung unter dem einen Auge und die geschwollene Lippe und fuhr sanft mit dem Finger darüber. Dann beugte sie sich über den Schlafenden und küsste ihn behutsam auf den Mund. »Simon?« sagte sie leise. Er rührte sich nicht. Ida ließ sich zurücksinken und schmiegte sich in seinen Arm.

Der Morgen dämmerte blass herauf, als sie von einer sanften Berührung erwachte. Eine behutsame, große Hand streichelte weich über ihren bloßen Rücken, und sie streckte sich wohligher unter der Berührung. Sie grummelte leise und drehte sich zu ihm um. Seine schwerlidrigen Augen waren halb geschlossen auf sie gerichtet. Ida gab einen leisen, gurrenden Laut von sich. Sie legte ihre langen Arme um ihn und küsste ihn schlaftrunken. Er erwiderte den Kuss beinahe schüchtern. Sein schwerer Bauch drückte sich weich an sie, und sie fuhr sanft mit ihren Händen darüber. Er umfasste behutsam ihre Brust mit seiner riesigen Hand und streichelte sie. Die Berührung seiner dicken, sanften Finger weckte ein ziehendes Kitzeln in ihrem Rückgrat und ließ sie wünschen, einen Schweif wie eine Grennach zu besitzen, um ihrem Gefühl der wonnevollen Lust damit Ausdruck geben zu können. Sie drückte sich an die weiche, warme Fülle seines Körpers und fühlte seine mächtigen Schenkel und die massigen Arme, die sie umfassen hielten. Ihre Küsse wurden fordernder.

Ida grub ihre Finger tief in das nachgiebige Fleisch seiner Hüften und zog ihn an sich.

»Komm, mein Ritter«, forderte sie rau. Er stützte sich auf seine Unterarme und küsste ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Lippen. »Ich bin zu schwer«, murmelte er sanft abwehrend.

Ida lachte und legte ihm die Arme um den Hals. »Ich bin eine große, kräftige Frau«, versicherte sie lachend. »Komm, mein Liebster. Ich will dein Gewicht spüren.« Er sah sie aus verschleierten Augen an. Ida fuhr mit den Fingerspitzen über seine Brust, bis er erschauerte. Sie umschlang ihn fest und ließ sich von ihm tief in die Kissen drücken.

»Du liebst, wie du kochst«, sagte sie lachend, als sie sich ermattet in den Armen lagen. Er nahm ihre Hand und küsste sie zärtlich. »Ich fühle mich ganz mild und weich und gar, mein Ritter.«

»Hm«, murmelte er und ließ seinen Mund über ihren Hals wandern. »Du bist ein honigsüßer Pudding, Prinzessin.« Er biss sie sanft in die Schulter.

Sie kicherte und zwickte ihn in die Seite. »Der Pudding bist wohl eher du, mein dicker Freund. Obwohl ich zugeben muss, dass ich nicht mehr ganz so mager bin wie damals, als wir uns kennen lernten.«

»Ich fand dich schon immer schön«, erwiderte er sehr ernsthaft. »Du bist ein zarter, feiner Apfelkuchen, ganz süß und trotzdem mit einem Hauch Schärfe und einer braunen Kruste ...«

»Liebster, hör auf, ich bekomme Hunger«, protestierte Ida und nahm sein Gesicht zwischen die Hände, um es eingehend aus nächster Nähe zu betrachten. Er küsste ihre Finger und machte Anstalten, sich zu erheben. »He, Marty, wo willst du hin?«, fragte Ida.

Er hockte breit und schwer auf der Bettkante und angelte nach seiner Hose. »Frühstück machen«, antwortete er erstaunt. »Du hast doch gesagt, du hast Hunger.« Er beugte sich über sie und küsste sie fest auf den Mund. »Lauf nicht weg. Ich bin gleich wieder da.«

Ida streckte sich ausgiebig und grunzte wohlig. Dann fingerte sie mit einem winzigen Lächeln die Kette von ihrem Hals und legte sie behutsam auf das Kissen neben sich.

Als Marten mit einem üppig beladenen Tablett in den Händen hereinkam, war Ida fest eingeschlafen. Ihre Wange ruhte auf ihrer Hand. Über die schmalen Finger, um die sich die silberne Kette wand, fiel eine zerzauste blond-schwarze Haarsträhne. Idas Lippen waren leicht geöffnet und ihr Atem ging ruhig.

Marten stellte das Tablett leise ab, bevor er sich vorsichtig auf der Bettkante niederließ. Er betrachtete die Schlafende, ohne sie zu berühren. Seine riesigen, zärtlichen Hände ruhten still auf den massigen Schenkeln, und das schwere Gesicht zeigte einen gedankenverlorenen, melancholischen Ausdruck.

Idas Lider flatterten, ehe sie mit einem erschreckten kleinen Schnaufen erwachte. Sie blickte zu dem reglos dasitzenden Mann auf und lächelte ihn schläfrig an. »Kommst du nicht wieder ins Bett, mein Ritter?« Ihre Hand wanderte seinen Schenkel empor und streichelte über seinen Bauch. Er griff nach ihr, hielt sie fest und beugte sich schwerfällig nieder, um Ida zu küssen. Ida legte ihre Arme um ihn und zog ihn ganz zu sich herab. Er lag schwer und weich auf ihr, sein Atem strich über ihre Wange, und seine Lippen, seine Zunge, sein Mund genossen sie wie einen wunderbaren Leckerbissen.

Endlich ließ er von ihr ab und schob sich in die Höhe, um das Tablett zu holen. Ida sah ihm auf die Ellbogen gestützt zu, das Gesicht gerötet und mit lachend blitzenden Augen, die von einem strahlenden Goldton waren. Marten stellte das Tablett vorsichtig neben sie

auf das Bett und schlüpfte hinein, wobei er beinahe die Teekanne umgestoßen hätte. Ida fing sie mit einer behändigen Bewegung auf und goss den Tee in die bereitstehenden Becher. Marten schnitt Brot ab, bestrich es fingerdick mit Butter und süßem Nussmus, zerteilte es und steckte Ida ein Stück davon in den Mund, bevor er sich wieder über sie neigte und sie küsste.

Sie verschluckte sich und protestierte undeutlich, als er ihr den nächsten Bissen zwischen die Lippen steckte: »Marty, nun gib es schon zu! Ich bin dir immer noch zu mager, sonst würdest du mich jetzt nicht zu mästen versuchen. Iss du selbst erst etwas, mein Dicker, du musst doch beinahe verhungert sein.«

Marten lachte und steckte sich ein gekochtes Ei ganz in den Mund. Ida nippte von ihrem Tee und seufzte zufrieden. Dann hob sie die Hand und ließ die Kette vor Martens Nase baumeln, ehe sie sie auf das Tablett niederrieseln ließ. Er starrte darauf herab, ein Stück Brot reglos vor seinem Mund in der Luft.

»Du hast sie länger in deinem Besitz gehabt als ich. Ich möchte, dass du sie behältst.«

Marten griff danach und hielt die Kette einen Moment lang zwischen seinen dicken Fingern. »Warum?«, fragte er tonlos, ohne Ida anzusehen.

»Ich bin die Frau, die dir den zweiten Blick gönnt«, erwiderte sie lächelnd. »Oder auch den dritten, wenn man es genau nimmt. Behalte sie, mein Ritter. Du hast sie dir verdient.«

Martens Lippen zuckten. Wortlos legte er die Kette um seinen Nacken, wo sie beinahe vollständig zwischen den fleischigen Wülsten verschwand. Ida lehnte sich mit einem zufriedenen Brummen an ihn und biss herzhaft in ein krümeliges Stück Nusskuchen. Marten aß schweigend und ohne die gewohnte Konzentration. Ida schob ihre Hand unter seinen Arm und fragte: »Du denkst an Amos?«

Marten hob entschuldigend die Schultern. »Ich frage mich, was sie von dir wollen«, sagte er nachdenklich. »Was ist das Wertvolle in deinem Besitz, das sie unbedingt haben wollen?« Ida schwieg. Marten sah sie kurz an und senkte dann den Blick in seinen Becher. Ida biss sich grübelnd auf die Lippe. Ihre Brauen waren finster zusammengezogen und ihre Miene so verschlossen wie eine Felswand. Unwillkürlich griff sie nach dem kleinen Lederbeutel, der zwischen ihren Brüsten hing, und tastete mit ihren Fingern über die filigranen Erhebungen und Vertiefungen der darin verborgenen Herzen.

»Ist es das?«, fragte Marten. Ida wandte langsam den Kopf und sah ihn an. Ihre Augen hatten sich zu einem kühlen Rauchgrau verdunkelt und sagten: »Bis hierhin und nicht weiter.«

Das Gesicht des dicken Mannes wurde ausdruckslos. Seine schweren Lider senkten sich über die grünlich funkelnden Augen. Ida erkannte, dass er zutiefst verletzt war. Sie umarmte ihn, ohne auf das gefährlich ins Rutschen geratende Tablett zu achten. »Sei nicht böse, mein Ritter. Das ist etwas, was ich niemandem zeigen kann, auch dir nicht. Es hat nichts damit zu tun, dass ich dir nicht vertrauen würde, glaube mir.«

Martens Hände ruhten reglos auf seinem Bauch, er machte keine Anstalten, die Umarmung zu erwidern. Ida seufzte und ließ ihn los. Sie schlug die Decke zurück und griff nach ihren Kleidern. Marten sah ihr stumm zu, wie sie sich anzog. Dann schob er das Tablett zur Seite und stand ebenfalls auf. »Ich gehe jetzt und erledige den Auftrag für die

Khanj«, sagte er in neutralem Tonfall.

Ida schüttelte sich unwillkürlich. »Tu das, Marten«, erwiderte sie freundlich. »Ich bereite inzwischen alles für unsere Abreise vor. Soll ich den Proviant zusammenstellen oder übernimmst du das lieber selbst?«

Marten lächelte schwach, wobei seine Augen ernst blieben. »Du kannst ja ruhig schon mal damit anfangen.«

Marten kehrte erst gegen Abend wieder. Er wirkte bedrückt und äußerte sich noch nicht einmal zu dem, was Ida ihnen vorsetzte, obwohl sie selbst der Meinung war, dass ihr dieser Kochversuch sogar noch gründlicher misslungen war als die meisten früheren. Marten löffelte die ungenießbare Brühe, ohne auch nur die Miene zu verziehen, und knurrte nur einen abwesenden Dank, als sie ihm ein weiteres Mal den Teller füllen wollte.

Ida hockte sich neben ihn und begann, seine fleischigen Schultern zu massieren. »War es schlimm?«, fragte sie leise.

Er wiegte seinen schweren Schädel und fuhr sich mit der Hand durch das Gesicht. »Nicht schlimmer als sonst«, erwiderte er nach einer Weile. »Ich hasse es, das tun zu müssen. Nicht, dass ich Storn besonders vermissen werde ...« Er zog eine Grimasse und verstummte. Seine Finger drehten rastlos den Becher Wein, den Ida ihm hingestellt hatte und von dem er bisher kaum getrunken hatte.

Ida ließ ihre Hände auf seinen Schultern ruhen und beugte sich vor, um ihn zu küssen. Er wandte sich ein wenig mühsam um, damit er sie um die Taille fassen konnte und zog sie auf seinen Schoß. Ida nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und streichelte es zärtlich. Sie strich mit dem Zeigefinger über die steile Falte zwischen seinen Brauen, bis sie sich glättete. Marten sah sie lange und ein wenig unglücklich an.

»Was hast du?«, fragte Ida besorgt.

Er schüttelte unwillig den Kopf und legte seine riesigen Hände zärtlich um ihren Hals. Er küsste sie mit erschreckendem Ungestüm und murmelte: »Verzeih mir, Ida.« Seine dicken Finger drückten geschickt zu und schnürten ihr das Blut ab. Ihr wurde schwarz vor Augen, und sie hob in dem schwachen, vergeblichen Versuch die Hände, den erbarmungslosen Griff um ihren Hals zu lösen. Noch ehe sie das Bewusstsein verlor, spürte sie, wie er sie auffing und hörte seine unglückliche Stimme: »Es tut mir so leid, Prinzessin.«

Sie erwachte in einem Albtraum aus Tönen, Gerüchen und feurigen Blitzen, die selbst bei fest geschlossenen Lidern grell in ihre schmerzenden Augen stachen. Jedes noch so leise Geräusch explodierte scheinbar direkt in ihrem Kopf, und als sie versuchte, sich in eine sitzende Position zu bringen, überschwemmte sie eine solche Welle von Übelkeit erregenden Empfindungen, dass sie schon nach wenigen schwachen Versuchen, von krampfartigem Brechreiz geschüttelt, aufgeben musste. Sie schien auf einem Bett zu liegen, soweit sie das trotz der flammenden und zerrenden Pein in ihrem Körper erkennen konnte. Wie gegen einen tonnenschweren Widerstand hob sie eine Hand und tastete über ihren Hals und ihre Brust. Die Berührung ließ den allgegenwärtigen Schmerz höher aufflammen. Ihr Hemd stand bis zur Taille offen, und ihre Fingerspitzen waren wie glühend kaltes Metall, das ihr die ungeschützte Haut versengte. Sie zwang sich, tastend und zittrig weiterzusuchen, obwohl sie dabei vor Schmerzen stöhnte.

Der Lederbeutel mit den Herzen war fort. Ida öffnete ihre Augen einen Spalt breit und

bemühte sich, ihre Umgebung zu erkennen. Blitze und zerspringende Funken von einer falschen, grässlichen Farbe machten es ihr beinahe unmöglich, sich zu orientieren. Der Versuch, die Augen geöffnet zu halten, steigerte den scharfen, schneidenden Schmerz in ihren Schläfen ins Unerträgliche. Sie sank zurück und bemühte sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Die Luft, die sie einsog, schmeckte und roch gleichzeitig brandig und verfault und stach in ihre Lungen. Jeder Nerv ihres Körpers revoltierte.

Ida zwang sich, vollkommen reglos zu liegen, weil jede Bewegung diese Empfindung noch verschlimmerte. Ihre Gedanken ließen sich kaum sammeln, ihr Gehirn stand in blutigen Flammen. Sie drehte sich auf die Seite und ließ die Beine aus dem Bett rutschen. Nach und nach schob sie sich vom Bett, bis sie auf dem Boden hockte, schluchzend vor Qual. Sie kroch zur Tür und zog an dem alten Holz, das unter ihrem schwachen Griff keinen Deut nachgeben wollte. Sie bohrte ihre Fingernägel in den Türspalt und zerrte mit aller Kraft daran, die ihr geblieben war. Die Nägel splitterten und brachen ab, und ungeachtet ihrer blutenden Finger machte sie weiter, bis sie endlich begriff, dass diese Tür sich zur anderen Seite öffnen ließ. Sie sank mit ihrem ganzen Gewicht gegen das Türblatt und fiel in den Gang.

Dort lag sie eine peinvolle Ewigkeit, ohne sich erinnern zu können, wer sie war, warum sie hier auf dem kühlen Holzboden lag und wo sie eigentlich hinwollte. Keuchend vor Schmerzen schob sie sich zur Treppe vor. Etwas Mächtiges zog sie unbarmherzig hinunter, hinaus. An den alten Treppenstufen riss sie sich die Haut ihres bloßen Oberkörpers auf, Splitter bohrten sich in ihre Brüste, und ihre blutenden Finger griffen hilflos und schwächlich nach jedem Halt, der sich ihnen bot, während sie quälend langsam die Treppe hinunterkroch. Eine hartnäckige Stimme, die die schrillen Geräusche in ihren Ohren zu übertönen versuchte, rief immer wieder ihren Namen. Ida lehnte sich schluchzend an das Treppengeländer und rang nach Luft. »Ida«, rief es in ihrem Kopf. »Ida!«

»Jetzt nicht«, brachte sie zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor und setzte ihren mühsamen Weg zum Fuß der Treppe fort. »Jetzt geht es nicht!«

»Ida, brauchst du Hilfe?«, fragte die Stimme erstaunlich deutlich, bevor sie wieder hinter dem schrillen Summen und Kreischen in ihrem Kopf verschwand.

Ida schrie unter einem neuen Ansturm von Schmerz auf. »Ja«, keuchte sie schließlich. »Ja, bitte!«

»Wir kommen«, sagte die leiser werdende Stimme. »Wir kommen, Ida.«

Ida starrte verbissen auf das nahezu unüberwindbare Hindernis der nächsten Stufe und klammerte sich zitternd an das Treppengeländer. Dann schloss sie die Augen und überließ sich willenlos der tobenden Pein in ihrem Körper und ihrem Geist. Ihr kraftloser Griff lockerte sich, und sie rutschte die restlichen Stufen hinab und lag hilflos und von Krämpfen geschüttelt auf dem kalten Steinboden des Flures, ohne nur mehr ein einziges Glied rühren zu können.

»Ida«, rief eine erschreckte Stimme. Hände griffen nach ihr und hoben sie auf. Sie blinzelte durch die schmutzfarbenen Schlieren vor ihren Augen und erblickte ein trübes, finsternes Glühen, das von einer gesichtslos und bedrohlich vor ihr aufragenden Masse ausging. Das böartige, grünlich-schwarze Glühen griff pulsierend nach ihr. Sie keuchte

auf und wehrte die Hände ab, die sie aufzurichten versuchten. Das, was die ganze Zeit an ihr zernte, lag dort im Zentrum dieses Glühens, und sie musste es in ihren Händen halten, damit die Qual ein Ende hatte. Mit einer letzten Kraftanstrengung kam sie auf die Beine und ging mit Krallen und Zähnen auf das namenlose Wesen los, das all ihre Pein verursachte.

»Ida«, schrie Marten voller Entsetzen auf, als die halb nackte, blutende Frau sich auf ihn stürzte und ihn mit einer Wut und Raserei attackierte, die ihn hilflos gegen die Wand taumeln ließ. Ihre zerbissenen Lippen zogen sich mit einem drohenden Knurren von den Zähnen zurück. Nichts in ihren farblos glosenden Augen oder dem verzerrten Gesicht deutete darauf hin, dass sie ihn erkannte, sie schien vielmehr vollkommen von Sinnen zu sein. Mit gespreizten Fingern fuhr sie auf sein Gesicht los, und er sah die abgebrochenen, zum Teil halb losgerissenen Nägel an den blutenden Fingern. Fast wäre es ihr gelungen, ihm ein Auge auszukratzen, hätte er sich nicht noch rechtzeitig aus seiner Erstarrung gelöst und ihre Handgelenke gepackt. Er rief beschwörend ihren Namen, aber sie schien ihn nicht einmal zu hören.

Fauchend und knurrend wand sie sich in seinem Griff, und es gelang ihr, eine Hand zu befreien. Sie zerrte wild an seiner Tunika und zerfetzte sie wie Papier. Dann packte sie den Lederbeutel, der auf seiner Brust hing und zog so heftig daran, dass er einige Schritte vorantaumelte und dann schwer zu Boden ging. Er griff hastig nach dem Riemen, an dem der Beutel hing, und versuchte, ihn zu lösen, ehe Ida ihn endgültig damit strangulierte. Ihre Kraft schien übermenschlich, in ihrer Raserei war sie durchaus in der Lage, ihm mit dem Lederband das Genick zu brechen. Keuchend und stöhnend rollten sie ineinander verklammert über den Boden. Martens Finger schabten über den Lederriemen und versuchten hektisch, ihn zu zerreißen, da der Knoten sich inzwischen unlösbar zugezogen hatte. Der Riemen zerriss endlich mit einem peitschenden Geräusch, und der Beutel blieb in Idas Händen. Sie kniete wie erstarrt da, ihr Gesicht erschlaffte, und ihre Augen verdrehten sich, bis nur noch das Weiße zu sehen war.

Marten hockte auf allen vieren neben ihr, massierte seine Kehle und versuchte schnaufend und keuchend, wieder zu Atem zu kommen. Als Ida zusammensackte, fing er sie auf und hielt sie fest, während er selbst sich schwankend und taumelnd bemühte, auf die Beine zu kommen.

Er brachte sie zurück in das Zimmer, aus dem sie so mühsam ausgebrochen war, und legte sie aufs Bett, bevor er selbst auf der Kante niedersank und sich schwer atmend den Schweiß vom Gesicht wischte. Sein pfeifender Atem kam langsam zur Ruhe. Er deckte Ida vorsichtig zu und legte seine Hand sacht gegen ihre blasse Wange. Ihr Gesicht hatte den wahnsinnigen Ausdruck verloren, der ihn so erschreckt hatte. Sie sah jetzt zu Tode erschöpft aus, mit dunklen Ringen unter den Augen und eingefallenen Zügen wie nach einer langen, zehrenden Krankheit. Marten rieb sich den dicken Hals, wo der Riemen des Lederbeutels tief eingeschnitten hatte, und schloss für einige Atemzüge die Augen.

Dann wuchtete er sich mühsam auf die Beine und holte ein Tuch und eine Schüssel mit Wasser. Er stellte sie neben das Bett, schob das Laken, das Ida bedeckte, beiseite und begann behutsam die Kratzer und Schürfwunden zu reinigen, mit denen sie übersät war. Er nahm ihre linke Hand, säuberte sehr vorsichtig die verletzten Finger und wollte dann

dasselbe mit der anderen tun. Aber die Bewusstlose regte sich unruhig. Sie entzog ihm ihre Hand, die immer noch das Lederbeutelchen umklammerte. Marten ließ davon ab und deckte sie wieder zu. Lange Zeit saß er still neben Ida und betrachtete das von den erlittenen Schmerzen gezeichnete Gesicht.

Das habe ich nicht gewollt, sagte er stumm zu ihr. Das habe ich nicht gewollt, Prinzessin.

Die Herzen schlugen einen starken und gleichmäßigen Takt. Ida spürte, dass sie nicht allein war. Sie konnte ihre Umgebung nicht genau erkennen, aber es verbarg sich nichts Feindliches oder Beängstigendes in ihr. »Marten?«, rief sie unsicher. Ein ungutes Gefühl verband sich mit dem Gedanken an ihn. Sie erinnerte sich an Küsse und sanfte und leidenschaftliche Berührungen. Da war nichts Beunruhigendes an diesen Erinnerungen, und trotzdem sträubte sich etwas in ihr gegen eine Begegnung mit ihm hier, an diesem seltsamen Ort. Sie sah sich um. Da tanzte ein leuchtender Funke durch die Luft und schien sie anlocken zu wollen.

»Fiamma«, rief sie mit plötzlicher Freude. »Fiamma, warte doch auf mich!«

Sie lief hinter dem Funken her, der ihr spöttisch zuzublinzeln schien. »Ida«, rief es aus der Ferne, »Ida, wo bist du, ich kann dich nicht finden.«

»Hier bin ich«, antwortete sie außer Atem. Sie hielt an und stützte die Hände in die schmerzenden Flanken. Weshalb war sie nur so erschöpft? Der glimmende und flackernde Funke wurde größer, und eine Feuerelfe flatterte heran und tanzte um ihren Kopf.

»Fiamma«, Ida hob lachend eine Hand. »Wir haben uns so lange nicht gesehen.«

Die Elfe landete auf ihrer Handfläche und stemmte die winzigen Hände in die Seiten. »Warst du denn fort?«, fragte sie. »Ich hatte es gar nicht bemerkt.«

»Oh, Fi«, schimpfte Ida. »Ich glaube, du vermisst mich kein bisschen, gib es zu!«

Kleine Flammen tanzten auf ihrer Hand. Sie starrte gebannt darauf nieder, wunderte sich ein wenig, dass es überhaupt nicht schmerzte. Ihre Finger brannten mit blauer Flamme, und die Handfläche war von flackernden roten Feuerzungen bedeckt, die etwas silbern Verschlungenes, rötlich Glühendes umringten.

»Ida!« Die Stimme klang ungeduldig. »Konzentriere dich doch bitte, wie soll ich dich sonst finden? Wo bist du?«

»Mein Kopf tut weh«, klagte Ida. »Ich weiß nicht, wo ich bin.« Sie stand in endlosem Schnee, rings um sie eine makellose, blendend weiße Fläche, die von keiner Fußspur zerstört wurde. Weit hinten vom Horizont näherte sich ihr ein dunkler Punkt. Sie schirmte die Augen gegen das gleißend schwarze Licht ab, das eine dunkle Sonne von dem bleiern glühenden Himmel herabsandte.

Der Punkt vergrößerte sich rasend schnell. Ida erkannte einen riesigen weißen Bären, der in schaukelndem Galopp auf sie zukam. Er war über ihr, ehe sie auch nur an Flucht denken konnte, und warf sie rücklings in den Schnee. Sein aufgerissenes Maul gähnte über ihrer Kehle, sie sah die blitzenden Reißzähne, und heißer Speichel troff auf ihr Gesicht nieder. Er brüllte, und tausend Stimmen riefen mit dem Brüllen: »Ida, wo bist du? Du bist so weit weg.«

»Hier«, antwortete sie erstaunt. »Ich war doch immer hier.« Sie saß in Amos' behaglicher Küche, ein Feuer knisterte im Herd, und im Topf köchelte eine duftende

Suppe vor sich hin. Sie stand auf, um die Suppe umzurühren und schöpfte sich eine Kelle voll davon in den Napf. Es blitzte blau und silbern, und ein Dampfwölkchen stieg aus dem Napf auf. Sie tauchte ihren Löffel in den pulvrigen Schnee und hob das Herz der Luft an ihre Lippen.

»Da bist du«, sagte die Stimme. Sie hob erstaunt den Kopf und sah eine in schimmernd schwarze Gewänder gehüllte Gestalt vor sich stehen, die ihr die Hände entgegenstreckte. Aus dem Schatten einer großen Kapuze blickten schwarze Augen, und ein blitzender schwarzer Stern schimmerte auf der breiten Stirn. Die Hände ergriffen ihre Handgelenke und drehten sie nach oben. Auf ihren ausgestreckten Handflächen lagen die beiden Herzen, rot und blau gleißend, und ließen Ida geblendet die Augen schließen.

»Ida«, sagte eine Stimme dicht an ihrem Ohr. Eine behutsame Hand hob ihren Kopf und flößte ihr kühles, süßes Wasser ein. Sie verschluckte sich und wehrte die Hand mit einer unwilligen Bewegung ab. Ein feuchtes Tuch wischte kühlend über ihr Gesicht. »He, was soll das«, protestierte sie schwach. »Ich bin doch nicht krank.«

»Ida, bei den Schöpfern«, sagte die tiefe Stimme voller Erleichterung. »Wie fühlst du dich?«

Sie lag still da und dachte über die Frage nach. Da waren verschiedene kleine Schmerzen an ihrem Körper: an den Händen, im Gesicht und an ihrer Brust, aber all das schien bedeutungslos. »Gut«, sagte sie. Sie schlug die Augen auf und blickte in Martens besorgtes Gesicht. Er starrte sie voller Schuldbewusstsein an, und seine Finger wrangen ein feuchtes Tuch, bis die Wassertropfen zwischen ihnen herausquollen und auf seine Hose fielen.

»Mein Ritter, was hast du?«, fragte sie verdutzt und richtete sich auf. In ihrer Hand lag ein kleiner Lederbeutel mit zerrissenen Riemen. Sie sah verständnislos darauf nieder. Marten sah ihn ebenfalls an, und seine Miene wurde noch bedrückter.

»Es tut mir so leid«, sagte er stockend und erwürgte weiter den unschuldigen Lappen. »Ich wusste nicht, was ich damit anrichten würde. Kannst du mir vergeben, Prinzessin?«

Ein unterdrückter Laut entfuhr ihr, als die Erinnerung zurückkehrte. Sie wandte sich heftig ab und schlug eine Hand vor ihr Gesicht. Marten hob eine feuchte Pranke und berührte sie zögernd an der Schulter. »Prinzessin?«, fragte er unglücklich.

»Warum hast du das getan?«, fragte sie erstickt. »Bei den Schöpfern, Marten, warum hast du das nur getan?« Sie erinnerte sich an seine Hände an ihrer Kehle und schauderte. Er antwortete nicht. Sie fuhr herum und sah ihn an. Ihre Augen schleuderten kaltgraue Blitze auf ihn, die er mit gesenkten Lidern entgegennahm.

Er leckte sich über die Lippen und entgegnete stockend: »Ich musste es tun, Ida. Ich hatte keine Wahl. Bitte, Prinzessin, ich wollte dir nicht weh tun. Ich dachte nur, dass du sie mir nicht freiwillig geben würdest, und deshalb habe ich dich schlafen gelegt. Das ist normalerweise nicht ... das hätte dir nicht geschadet, glaube mir. Ich hätte niemals etwas getan, was dir schaden könnte.« Er verstummte hilflos und streckte ihr bittend die Hand hin.

»Oh, Marten«, sagte Ida heftig. »Du glaubst doch nicht, dass ich dir noch einmal trauen werde? Nach dem, was du getan hast? Warum hast du mir die Herzen gestohlen?«

»Die Khanj wollte es«, antwortete er müde. »Ich habe ihr von Amos und von dem Brief

an dich berichtet, und dass ich glaube, dass du etwas bei dir trägst, das den Magier in der Schwarzen Zitadelle interessiert. Sie wollte es unbedingt sehen, weil sie ahnte, worum es sich dabei handelt. Die Zitadelle sucht wie besessen nach bestimmten, uralten Kleinodien, die lange verschollen waren.« Er presste seinen fein geschwungenen Mund zu einer dünnen Linie zusammen.

Ida wurde es eiskalt. Sie tastete nach dem Beutel und atmete erleichtert auf, als sie das sanfte Pulsieren der beiden Herzen unter ihren Fingerspitzen fühlte. »Warum habt ihr sie nicht behalten?«, fragte sie scharf. »Sie sind unermesslich wertvoll, Marten. Ihr hättet sicher einen großartigen Gewinn damit erzielt.« Und mich getötet, setzte sie stumm hinzu. Eines war ihr durch seinen feigen Diebstahl schmerzhaft klar geworden: Wenn sie sich jemals für längere Zeit von den Herzen trennte, käme sie auf undenkbar qualvolle Weise zu Tode.

»Prinzessin«, sagte Marten heftig. »Denkst du wirklich, ich könnte dich berauben? Hältst du mich dazu für fähig?«

»Nun, du hast es getan«, erwiderte Ida kalt. »Ich weiß nicht, was dich veranlasst hat, mir mein Eigentum zurückzugeben. Vielleicht versprichst du dir etwas davon? Die Hoffnung darauf, dass ich wissen könnte, wo sich die anderen Herzen verbergen? Ist es das?«

Er wandte sich brüsk ab. »Die Dinger sind gefährlich«, sagte er mit unterdrücktem Grimm. »Die Zitadelle ist hinter ihnen her, und sie haben Amos ihretwegen getötet. Du bist in Gefahr, Prinzessin.«

Ida setzte sich auf und betastete die zerschundenen Lippen mit ihren schmerzenden Fingern. »Süßer Iovve, was habe ich nur mit meinen Händen gemacht?«, fragte sie ehrlich erstaunt. Marten zuckte mit den massigen Schultern.

»Keine Ahnung. Das muss passiert sein, bevor du versucht hast, mich zu erwürgen«, gab er zurück.

Ida starrte ihn an. »Ich habe versucht, dich zu erwürgen?«

Der dicke Mann zog schweigend den Halsausschnitt seines Hemdes tiefer und zeigte Ida die blauroten Striemen, die sich durch das Fett zogen.

Ida hob die Hand, um vorsichtig darüber zu streichen. »Marty, das tut mir leid«, sagte sie ehrlich bekümmert. »Ich kann mich gar nicht daran erinnern ...«

Er schnaubte verletzt, doch dann siegte sein Sinn für Humor über das Gekränktsein, und er begann so heftig zu lachen, dass sein mächtiger Bauch bebte. »Du hast mir eine Todesangst eingeflößt, Prinzessin. Du bist wie eine Irre auf mich losgegangen, und ich wusste nicht, ob du mir mit den Zähnen die Kehle zerfetzt oder zuerst das Genick brichst.«

Sein dröhnendes Lachen steckte Ida an, die gegen ihren Willen breit zu grinsen begann. »Oh, Marty, du bist schrecklich«, sagte sie hilflos und lehnte sich an seinen wogenden Bauch.

Er hielt sie fest und küsste sie vorsichtig auf die wunden Lippen. »Ich hatte solche Angst um dich. Prinzessin, du hast so schlimm ausgesehen. Ich dachte, du würdest unter meinen Händen sterben. Bitte, jag mir nie wieder einen solchen Schrecken ein, hörst du?«

Ida legte halb besänftigt ihre Arme um seine füllige Mitte und schloss die Augen. »Du weißt nicht, was du getan hast, Marten«, sagte sie müde. »Du hättest mich beinahe umgebracht, ist dir das überhaupt klar? Wie kann ich dir jemals wieder vertrauen.«

Er streichelte sacht über ihre zerzausten Haare. »Du hast Recht. Aber was erwartest du eigentlich von einem alten Gauner, hm? Dass ich innerhalb von ein paar Stunden eine wundersame Wandlung vollziehe und als Heiliger hier vor dir stehe?«

Ida kicherte und drückte ihn fest an sich. »Das schafft wohl niemand«, gab sie zu. »Selbst die Schöpfer würden sich an dir die Zähne ausbeißen, da bin ich sicher. Geh jetzt, mein schurkischer Raubritter, und lass mich schlafen. Wir haben eine gefährliche Unternehmung vor uns.«

»Kann mir endlich jemand erklären, was hier vor sich geht?« Selten in meinem Leben hatte ich mich so hilflos gefühlt wie nach dieser seltsamen Sitzung. Ich hockte da, Ter'briach in meiner Hand, und sah Jinqx hinterher.

Tallis setzte sich neben mich auf den Boden und schlang ihren schwarzen Schwanz entspannt um die bloßen Fußknöchel. Ich hatte mich inzwischen so an diesen Anblick gewöhnt, dass er mir nicht mehr im Mindesten ungewöhnlich erschien. Sie nahm behutsam meine Hand und streichelte sacht darüber. »Du fühlst dich in Angelegenheiten verwickelt, die dich eigentlich nichts angehen, habe ich Recht?« Ich erwiderte ihren Blick nicht ohne Vorwurf. Sie seufzte und schlug die Augen nieder. »Ich erzähle dir von deiner Großmutter«, begann sie, und ich hörte, wie Ylenia sich hinter uns leise regte. »Elaina und ich waren lange Jahre ein Paar, nachdem dein Großvater gestorben war. Wir haben alle Sorgen und Geheimnisse miteinander geteilt – zumindest glaube ich das –, und ich habe deiner Großmutter bei ihrer besessenen Suche nach den verlorenen Herzen geholfen. Sie war überzeugt davon, dass es ihre Enkelinnen sein werden, die die Herzen aufspüren und mit ihnen auch das verlorene Herz der Welt.«

Sie schwieg und ein bitterer Zug erschien um ihren Mund. »Deine Entführung war eine Entscheidung, die sie gegen meinen Rat getroffen hat«, sagte sie mit einem Anflug von Trauer. »Kurz zuvor war es ihr mit meiner Hilfe gelungen, Ter'firan auf Cairon ausfindig zu machen. Ich warnte sie davor, das Herz in Besitz zu nehmen, da sie nicht seine rechtmäßige Hüterin war, und ich befürchtete, sie könnte Schaden nehmen. Sie schlug meine Warnung in den Wind, und es schien, als hätte ich mich in meiner Sorge um sie getäuscht. Deine Großmutter war eine mächtige Zauberin, wohl die mächtigste, die euer Volk je hervorgebracht hat, aber ohne meine Hilfe wäre selbst ihr nicht gelungen, was sie vollbracht hat. Die Herzen sind machtvollere Gegenstände der Magie, stärker als alles, was die Grennach je geschaffen haben, und sie können ihre Träger auf unvorstellbare Weise beeinflussen und verändern.«

Wieder verstummte sie und ließ mir Gelegenheit, über das Gehörte nachzudenken. Ich akzeptierte inzwischen die merkwürdige Geschichte meiner Herkunft und begann, diese eigentümliche, gleichzeitig primitive und dennoch hoch entwickelte Welt, auf die es mich verschlagen hatte, als meine Heimat zu betrachten. Aber bei dem Gedanken an Magie und Hexerei sträubte sich mir immer noch alles. Die seltsamen Herzen, die nun in der Innentasche meiner alten Lederjacke ruhten, waren ein Aspekt dieses Glaubens an Zauberei, der mich, wenn ich ernsthaft darüber nachzudenken begann, an meiner

geistigen Gesundheit zweifeln ließ.

Tallis sah meinen Gesichtsausdruck und deutete ihn richtig. Sie hob die schmalen Schultern und lächelte beinahe entschuldigend. »Das ist alles sicher ein bisschen zu viel für dich«, sagte sie sanft. »Wollen wir uns morgen weiter unterhalten?«

Ich schüttelte heftig den Kopf, und meine länger gewordenen Haare kitzelten meine Wangen. Tallis nickte und fuhr fort: »Elaina, deine Großmutter, entschied, dass es sicherer für uns sei, mit dir auf Cairon zu leben. Sie war der festen Überzeugung, dass dir hier auf unserer Welt Unheil drohte. Getrennt von deiner Schwester wäret ihr dagegen beide in Sicherheit und könntet unbehelligt aufwachsen, bis ihr beide bereit wäret, eure Aufgabe zu erfüllen.«

»Was für eine Aufgabe?«, fragte ich erbost. Ylenia kam an meine Seite und legte ihre schlanken Hände um mein Gesicht. Ihre Augen, die im Dämmerlicht des Nestes von der Farbe geschmolzenen Goldes waren, tauchten tief in meinen Blick. Ich versuchte zu blinzeln, aber meine Lider gehorchten mir nicht. Einen endlosen Moment lang blickte Ylenia bis auf den Grund meiner Seele, dann ließ sie mich los und zog mich in eine sanfte Umarmung. Ich spürte, wie Chloe sich beunruhigt einen weniger beengten Schlafplatz in meinem Ärmel suchte. »Ich verstehe vieles nicht«, sagte Ylenia leise, ohne mich aus der Umarmung zu entlassen. Ich wehrte mich nicht dagegen, obwohl mein erster Impuls war, mich heftig freizumachen. Unsicher legte ich meine Arme um Ylenias Taille und roch den sanft pudrigen Duft, der von ihrem Haar ausging.

»Meine Mutter hat mich niemals in das eingeweiht, was sie tat«, fuhr sie fort, gleichermaßen an mich wie an Tallis gewandt. »Ich wusste schon sehr früh, dass ich einmal ihre Stelle im Weißen Orden einnehmen würde, und habe immer erwartet, dass sie mich in ihr Vertrauen zieht, aber das sollte nie geschehen.« Sie seufzte leise und lachte direkt darauf. Sie schob mich von sich, ohne mich loszulassen, und betrachtete mich, als habe sie mich nie zuvor gesehen.

»Du und deine Schwester«, sagte sie nachdenklich und machte eine Pause. Einige schwarz-silberne Haarsträhnen hatten sich wie immer aus dem unordentlichen Knoten gestohlen und fielen über ihre Schulter. »Ihr beide seid mir in mehr als einer Hinsicht ein Rätsel. Ihr solltet beide Hexen sein, bei eurer Herkunft und eurem Aussehen. Aber Anida ist so magieblind, wie es selbst bei normalen Menschen selten ist, und du scheinst ebenfalls keinerlei magische Kräfte zu haben. Allerdings ...«, sie zögerte und wechselte einen besorgten Blick mit Tallis. »Ida habe ich mit der Schale geprüft. Zweimal habe ich sie hineinblicken lassen, und zweimal hat sie mich auf eine Art überrascht, die seltsam und unerklärlich war. Vielleicht sollte ich es dir ersparen, aber ...« Wieder unterbrach sie sich und blickte Hilfe suchend Tallis an.

»Ich werde dabei sein«, sagte die alte Grennach entschieden. Sie wickelte den Schweif von ihren Füßen und stand auf. »Lass es uns für morgen Abend vorbereiten, Ylen. Eddy, bist du damit einverstanden?«

Ich zuckte mit den Achseln. Da ich nicht genau wusste, worum es ging, konnte ich schwerlich eine Meinung dazu äußern. Es hatte anscheinend mal wieder mit Zauberei zu tun, was mir Unbehagen verursachte, aber wahrscheinlich musste ich mich damit abfinden, wenn ich wirklich vorhatte, mein Leben hier anzunehmen. Ylenia legte mir eine

Hand auf den Arm und drückte ihn beruhigend. Ich nickte ergeben. »Morgen Abend.« In dieser Nacht schlief ich unruhig und wurde von bedrückenden Träumen heimgesucht. Ich lief durch die ungewöhnlich menschenleeren Straßen von Cairon City und suchte etwas. Die Clouds waren so schmutzig und heruntergekommen wie immer, und es kam mir nicht im Geringsten bemerkenswert vor, dass überall Bäume standen, in denen es vor Leben zu wimmeln schien. Aber jedes Mal, wenn ich in eine der dichten Kronen blickte, war dort nichts, kein Tier, kein Mensch, kein ... was auch immer ich dort erwartete zu sehen: kleinwüchsige Wesen mit langen Schwänzen, die geschickt von Ast zu Ast turnten, aber keine Affen, sondern ... Ich zermartete mir das Hirn, aber es wollte mir nicht einfallen.

Unser Haus, das Haus meiner Großmutter, stand still und dunkel da und schien mich zu erwarten. Ich stürmte die kleine Vortreppe hinauf und riss die Tür auf. »Großmutter! Ich bin zu Hause!«

Da war niemand, aber ich hörte leise Schritte, die sich im Obergeschoss bewegten. Ich erklimmte die steile Treppe und ging durch die Kammern, öffnete eine Tür, schloss sie wieder, öffnete eine andere, Stunde um Stunde. Die Räume waren klein und verschachtelt, voll gestellt mit allerlei Gerümpel. Da stand mein Kinderbett und dort lehnte der große Spiegel, der immer im Schlafzimmer meiner Großmutter gehangen hatte. Ich wischte mit dem Ärmel über sein staubblindes Glas und blickte hinein. Ein Gesicht blickte mir entgegen, und ich musterte es neugierig. Die Frau, die mich ansah, war mir fremd. Sie war genauso groß gewachsen wie ich, was ungewöhnlich war, überragte ich doch die meisten Männer noch um eine Handbreite. Sie hatte ein schmales, ernsthaftes Gesicht mit einer ausgeprägten Nase und einem kräftigen Kinn. Ihr Haar über der breiten Stirn hatte offenbar seit längerem keinen Friseur mehr gesehen und hätte einen Schnitt vertragen können. Seltsame Haarfarbe, dachte ich belustigt. Als könnte sie sich nicht entscheiden. Ihre Augen waren goldgrün und ernst, und in den Winkeln zeigten sich winzige Fältchen. Ihr breiter Mund hatte großzügig geschwungene Lippen, die sich jetzt zu einem winzigen Lächeln bogen. Ich lächelte zurück. Die Frau hob eine ihrer großen Hände und hielt sie mir entgegen. In der Handfläche lagen zwei silbern verschlungene Broschen: rot und Funken sprühend die eine und von einem zarten blauen Dunst umhüllt die andere. Ich atmete tief und erleichtert ein und zog meine Hand aus der Tasche. In ihr fühlte ich ein fremdes, schweres Gewicht, schwerer, als die kleinen Schmuckstücke hätten sein dürfen. Unwillkürlich ahmte ich die Geste der Fremden nach und öffnete meine Handfläche. Grünlich wabernd wie unter Wasser schimmerte Ter'firan, und Ter'briach in seiner erdigen Fülle lastete schwer zwischen meinen Fingern.

Die Lippen der fremden Frau formten stumme Worte, und ich bemühte mich verzweifelt, sie zu lesen. »Adina«, sagte ich unwillkürlich. Dann schüttelte ich den Kopf. »AnidA.« Die Frau streckte mir die Hände entgegen. Blau und rot schimmerten die Herzen. Hinter ihr erschien schattenhaft eine weiße, schlanke Gestalt. Haar glänzte schwarz-weiß-silbern.

»Großmutter«, rief ich erleichtert und drehte mich um. Nachtschwarze Gewänder schimmerten, und eine dunkel verhüllte Gestalt zog sich zurück, ehe ich sie genauer betrachten konnte. Als ich mich zum Spiegel umwandte, war seine Fläche leer. Ich konnte

das Zimmer erkennen, in dem ich stand, jede Einzelheit bis hin zu den Spinnweben und den Spuren, die ich auf dem staubigen Boden hinterlassen hatte. Aber Adina/Anida war fort. Ich trat dicht an den Spiegel heran und versuchte, sie irgendwo in einer der dämmrigen Ecken zu finden. An den Spiegel gepresst, bemerkte ich erst das wahrhaft Merkwürdige: Wo war mein eigenes Spiegelbild?

Schweißgebadet und mit einem heftigen Ruck, als wäre ich aus geringer Höhe in mein weich gepolstertes Schlafnest gefallen, erwachte ich. Ich rappelte mich schlecht gelaunt auf und stieg in meine Kleider. Chloe steckte ihren Kopf aus der Schlafkuhle und blinzelte mich verdutzt an. Ich wollte schwimmen gehen, vielleicht half mir das, die schweren Träume aus meinem Kopf zu vertreiben.

Die Luft war kühl und schmeckte prickelnd wie Wein. Ein leichter Dunst lag über allem und ließ die Konturen sanft verschwimmen. Ich stieg in den leeren Transportkorb, dessen Bedienung ich inzwischen gelernt hatte, und ließ mich zum Waldboden hinab. Die dicken Moospolster federten wie ein exquisiter Teppich unter meinen bloßen Füßen. Ich spürte, wie meine Stimmung sich zu heben begann. Niemand bewegte sich in den Gassen, die die dicken Wurzeln bildeten, und die wenigen Laute, die ich hörte, stammten von den Tieren in den Stallungen und den erwachenden Vögeln überall in den Baumwipfeln.

Ein leiser, süßer Vogelruf weckte meine Aufmerksamkeit, als ich mich dem Rand der Lichtung näherte. Ich blickte mich um und sah Jinx' dunkle, schweigende Masse, die gegen eine Wurzel gelehnt auf einem schwellenden Moospolster saß.

Ich setzte mich neben sie und lehnte meinen Kopf an das raue Holz. Chloe krabbelte aus meinem Ärmel und sprang hinüber, um irgendwo in den unergründlichen Tiefen von Jinx' Kleidern zu verschwinden. Die Sturmkrähe saß still da, ihre Hände ruhten reglos in ihrem Schoß, und noch nicht einmal ein gelegentliches Blinzeln belebte ihre starren Züge. Sie wirkte, als säße sie schon seit Urzeiten hier an diesem Ort, genauso aus der Wurzel gewachsen wie der Baum selbst, ebenso alt und ebenso überlebensgroß auf dem Boden ruhend.

»Wie alt bist du eigentlich, Jinx?«, fragte ich impulsiv.

Sie wandte unendlich langsam den Kopf und sah mich aus fremden, spiegelnd schwarzen Augen an. Ich sah mein Gesicht in ihnen, winzig klein und verzerrt, und musste an meinen Traum in dieser Nacht denken. Jinx senkte langsam die Lider, und ein Atemzug hob ihre Brust.

»Ah«, sagte sie, ein Laut zwischen Erleichterung und Schmerz. »Ah, ja.« Sie öffnete wieder die Augen und schenkte mir ein winziges, ironisches Lächeln. »Wolltest du nicht schwimmen gehen?«

Glühender, sengender Zorn kochte in mir empor wie Lava, die sich den Weg durch dunkle Erdschichten ins Freie sucht, und nahm mir den Atem. Jinx sah mich mit abwartendem Interesse an. Der Spott in ihren dunklen Augen schürte meine aufschießende Wut nur noch mehr. Mein Hals war wie zugeschnürt, und in mir war für nichts anderes mehr Platz als für den Wunsch, ihr weh zu tun, damit dieser arrogante, überlegene Ausdruck endlich von ihrem Gesicht verschwand. Schwerer, herbstlicher Geruch wie von modrigem Laub und brackigem, fauligem Wasser stieg in meine Nase und ließ mich würgen.

»Du«, zischte ich. »Du sitzt da und glaubst, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben, was? Weißt du, wie mich das ankotzt? Wer bist du überhaupt? Was gibt dir das Recht, uns alle zu behandeln wie dumme Kinder, du – du – du stinkendes Stück Abfall!« Jinx lächelte nur. Ich wandte mich blind vor Wut ab und hieb meine Faust gegen die rissige Rinde der Wurzel, wobei ich mir wünschte, sie wäre das höhnische Gesicht neben mir. Leise Geräusche und ein winziges blaues Rauchwölkchen, das in der Luft zerfaserte, zeigten mir an, dass Jinx sich in aller Gemütsruhe eine Pfeife angezündet hatte. Ich schlug wieder und wieder gegen das harte Wurzelholz und riss mir daran die Fingerknöchel auf.

»Es ist schwer am Anfang«, sagte Jinx nachdenklich. »Sie zerrt an dir wie ein Gewittersturm, und später liegt sie auf deinen Schultern wie die Last der Welt. Aber du wirst dich daran gewöhnen.« Ich schluckte an meinem Grimm und drehte mich wieder zu ihr um. Sie saß friedlich da und blickte den Rauchwölkchen aus ihrem Mund nach. Ich begriff nicht, was sie von mir wollte.

»Sie wird dich verändern«, fuhr sie träumerisch fort. »Das muss nicht schlimm sein. Du solltest nur aufpassen, dass sie dich nicht verschluckt. Das kann sie, Eddy. Das kann sie wahrhaftig.«

Ich ballte krampfhaft meine Fäuste und öffnete sie wieder. »Wovon redest du nur?«, fragte ich heiser. Meine Kehle war so wund wie meine Fäuste.

Jinx legte ihre geöffnete Hand entspannt auf ihren Schenkel und vollführte eine winzige Bewegung mit den stumpfen Fingern. Es schimmerte golden und braun wie Herbstlaub in der Luft über ihrer Hand, und ein Blinzeln später lag Ter'briach in ihrer rissigen Handfläche. Ich sog panisch erschreckt die Luft ein und erwartete den reißenden Schmerz, den die Trennung von einem der Herzen immer mit sich brachte – aber dieses Mal blieb er aus. Ein intensiver werdender Geruch nach Moder und nassem Laub, schwerer dunkler Erde und schlammigem Wasser lag in der Luft, erstickte meine glosende Wut und ließ sie einer herbstlichen, melancholischen Stimmung Platz machen.

Jinx blickte still auf das Herz der Erde nieder. Ihr herbes Gesicht war ungewöhnlich weich und sanft. »Lass dich nicht von ihr verschlingen. Sie ist keine grausame Herrin, Eddy. Aber du musst sie ertragen können.« Ter'briach in ihrer Hand schimmerte weich und golden und verschwand. Eine unvorstellbar schwere Last senkte sich auf mich und drückte mich auf den weichen Boden nieder. Mein Brustkorb wurde zusammengepresst, und meine Muskeln kämpften heftig und vergeblich darum, einen Schluck Luft in meine Lungen zu saugen. Der herbstliche Geruch wurde stärker und schärfer wie brennendes Laub und ließ mir Tränen in die Augen steigen. Mein Blick verschleierte sich. Schwärze flutete von den Rändern meines Gesichtsfeldes heran und drohte mich zu verschlingen.

»Ah«, sagte eine weiche Stimme sanft. »Aber du hast Kraft, Eddy. Wir gehen jetzt ein Stück deines Wegs gemeinsam, aber eigentlich brauchst du mich nicht. Ich habe keinen Einfluss, niemals. Ich bin die Botschaft, nicht die Tat. Ich bin die, die zusieht; nicht die, die handelt. Ich bin der Tod und nicht das Leben. Atme, Eddy. Es ist ganz leicht.«

Ich holte tief und zitternd Luft. Die Last hob sich von mir und verschwand, wie sie gekommen war. Die Luft schmeckte süß und frisch nach grünem Laub und reifendem Obst. Jinx sah reglos zu, wie ich mich aufrichtete und wieder gegen die rissige Wurzel

lehnte. Meine Finger bebten unkontrolliert, und Funken tanzten vor meinen Augen.

Jinx taxierte mich nüchtern und nickte. Sie griff in eine ihrer unzähligen Taschen und holte die schmierige Schnapsflasche hervor, entkorkte sie und drückte sie mir in die Hand. »Nimm einen ordentlichen Schluck. Das hilft, Eddy, glaube mir. Ich habe ausgiebige Erfahrungen damit gesammelt.«

Benommen tat ich, was sie befahl. Der scharfe Schnaps rann brennend durch meine Kehle und setzte meinen Magen in Flammen. Der reine, sommerliche Obstgeschmack vertrieb den letzten Rest fauligen Modergeruchs aus meinen Sinnen. Keuchend setzte ich die Flasche ab, rang nach Luft und nahm noch einen zweiten, großen Schluck. Dann wischte ich über meinen Mund und meine tränenden Augen und gab Jinx die Flasche zurück.

Sie verkorkte die Flasche und reichte sie mir wieder hin. »Behalte sie«, sagte sie mit sanfter Ironie. »Du brauchst sie jetzt nötiger als ich.« Sie grinste, dass sich ihr dunkles Gesicht kräuselte wie eine vom Wind bewegte Wasserfläche. »Außerdem finde ich sicher noch die eine oder andere Flasche in meinen Taschen, wenn ich ernsthaft danach suche.« Sie streckte sich gähmend, klopfte ihre Pfeife aus und stand auf. »Gehen wir nun schwimmen?«

Sie hielt mir auffordernd ihre Hand hin. Ich ergriff sie benommen und ließ mir aufhelfen. Stumm und ohne zu begreifen, was geschehen war, folgte ich der stämmigen dunklen Frau zum Teich. Leicht wie eine Tänzerin ging sie auf ihren bloßen Füßen vor mir her, und ich musste lachen. Diese seltsame Welt hatte sich vorgenommen, mich zu verblüffen und aus dem Gleichgewicht zu bringen, und ich musste einen ordentlichen Brocken Stolz herunterschlucken, um zugeben zu können, dass es ihr auch immer wieder gelang.

Das Bad hatte die erwünschte erfrischende Wirkung auf meinen benommenen Kopf. Jinx war nur kurz ins Wasser getaucht, hatte entschieden, dass es ihr zu kalt und viel zu nass war, und war eilig wieder ans Ufer geklettert. Jetzt saß sie nur in ihren Mantel gewickelt da und sah zu, wie Chloe ihre Kleider inspizierte, die neben ihr im Gras lagen.

»Was machst du da?«, fragte ich vergnügt. »Lüftest du deine Lumpensammlung?« Jinx grinste und fuhr sich mit den Fingern durch das krause, feuchte Haar. Ich streckte mich neben ihr aus und legte meinen Kopf in ihren Schoß. Jinx beugte sich über mich, wobei sich der Mantel ein wenig öffnete, und studierte mein Gesicht. Ich streckte schläfrig eine Hand aus und streichelte ihre Brüste.

»Wie lange hast du Ter'briach gehütet?«, fragte ich tastend. Sie zeichnete mit ihren groben Fingern die Konturen meiner Stirn und Wangenknochen nach, eine Berührung, die so zart war wie das Herabfallen eines Blütenblattes.

»So kurz wie einen Atemzug und so lang wie ein Leben«, erwiderte sie gedankenversunken. »Aber es ist gut, wieder frei zu sein. Ich hatte vergessen, wie das ist.« Sie legte ihre Hand auf meine Augen, und ich spürte die Wärme und den Puls ihres Körpers.

»Du weißt, dass ich fort muss«, sagte sie nach einer Weile. »Nicht sofort, auch nicht morgen oder übermorgen. Aber bald, Eddy. Vielleicht werden wir uns nie wieder sehen.«

Ich schob ihre Hand von meinem Gesicht und richtete mich auf. »Wäre das schlimm für dich?«, fragte ich. Sie erwiderte meinen Blick reglos und unbewegt. Dann schüttelte sie

sanft, aber nachdrücklich den Kopf. Ihre glänzend schwarzen Augen ließen mich nicht los. Ich griff nach ihrer Hand und suchte vergeblich nach Worten. Sie nickte nach einer Weile, als habe sie das verstanden, was ich nicht sagen konnte, und breitete wortlos ihren Mantel aus. Ich ließ mich von ihr einhüllen und tauchte hinein in die schwere Dunkelheit, die sanft und bitter nach Laub und feuchter Erde roch.

Ich muss gestehen, dass ich an diesem Tag von Jinx' Spezialrezept noch reichlich Gebrauch machte. Jinx hatte wie vorhergesagt irgendwo in einer ihrer Taschen noch eine weitere Flasche aufgetan und hielt eifrig mit. Wieder hatte ich das Gefühl, dass, je mehr sie trank, sie umso nüchterner wurde. Aber auch mit mir schien sich etwas verändert zu haben. Hätte mich noch vor kurzem ein solch ausgedehntes Besäufnis mit der Sturmkrähe zu einem schwankenden, seiner Sinne nicht mehr mächtigen Bündel schlecht zusammengeleimter Haut und Knochen gemacht, war ich an diesem Nachmittag, der dem Bad folgte, trotz des reichlich genossenen Schnapses allenfalls ein wenig benommen und vielleicht auch meiner Artikulationsfähigkeit nicht mehr ganz so sicher. Aber mein Geist arbeitete klar und scharf wie selten zuvor, und ich spürte den mächtig und langsam schlagenden Puls der beiden Herzen wie eine stete Trommel, die mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Jinx blieb den ganzen Tag über bei mir, etwas, das sie noch nie zuvor getan hatte, und sie war geradezu gesprächig. Ich erinnere mich im Rückblick nicht mehr an alles, worüber wir redeten, und das schmerzt mich sehr, jetzt, da sie nicht mehr bei mir ist. Eine Sache allerdings ist mir so frisch im Gedächtnis geblieben, als wäre sie gestern erst geschehen.

Wir saßen auf einem stillen Seitenast des riesigen Baumes und ließen unsere Beine ins Leere baumeln. Jinx hatte den letzten Schluck aus ihrer Flasche genommen und sie mit einem bedauernden Achselzucken wieder eingesteckt. Ich bot ihr den winzigen Rest aus der Flasche an, die sie mir geschenkt hatte. »Wir sollten uns gleich Nachschub besorgen«, sagte sie und hob sie lachend an den Mund. Ich klammerte mich an einen dünnen Ast und beugte mich weit vor, um die Äste unter uns zu beobachten, auf denen reger Betrieb herrschte.

Jinx warf mir die geleerte Flasche zu und rülpste. »Komm, meine Freundin«, sagte sie in geradezu überschwänglicher Laune. Sie reichte mir die Hand und zog mich mit Schwung hoch. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel schwer gegen sie, und sie hielt mich fest und taumelte ein paar Schritte rückwärts. Lachend und aneinander geklammert rutschten wir ein Stück den Ast hinunter und fingen uns erst in der nächsten Astgabel. Ich hockte da, kämpfte mit einem Schluckauf, und Jinx begutachtete ohne Bedauern einen neuen, langen Riss in ihrem Mantelsaum.

Dann gab sie mir wieder die Hand, aber diesmal, statt mich hochzuziehen, hob sie meine Hand vor ihre Augen und verweilte so. Ich sah, dass sie wieder einmal den Ring meiner Großmutter an meinem Finger betrachtete. Ihre Miene zeigte eine Mischung aus Ärger, Missbilligung und Sorge. »Warum trägst du diesen Ring?«, fragte sie seltsam scharf.

Ich grinste und machte eine weit ausholende Bewegung mit der Hand, die mich fast von dem Ast katapultiert hätte. »Meine Liebste gab ihn mir vor ihrem Tod mit der Bitte,

ihr niemals untreu zu werden«, schwadronierte ich in pathetischem Ton, versaute aber die ganze Wirkung durch ein albernes Kichern, das mir direkt danach entfleuchte.

Jinx verzog keine Miene. »Woher hast du ihn?«, bohrte sie weiter. Die Fragerei machte mich wütend. Was ging es Jinx an, woher ich den Ring hatte und warum ich ihn trug? Dieser seltsame Anfall von Eifersucht schien mir so wenig zu ihr zu passen wie saubere, ordentliche Kleidung. Sie ließ meine Hand los und seufzte. »Sei vorsichtig, Eddy. Der Ring besitzt Magie, und ich kann nicht sehen, welcher Art sie ist. Er verursacht mir ein sehr ungutes Gefühl – und du weißt, dass ich mich auf meine Ahnungen immer verlassen kann.«

Der Ton, in dem sie ihre Warnung aussprach, war beiläufig, aber ihre Worte verursachten mir dennoch eine Gänsehaut. Ich erklärte eilig die Herkunft des Ringes, und Jinx lauschte, ohne eine Miene zu verziehen. Als ich geendet hatte, schwieg sie eine Weile und zuckte dann fatalistisch mit den Achseln.

»Mag sein, dass ich mich irre«, sagte sie gleichgültig. »Behalte ihn einfach im Auge, das kann in keinem Fall schaden. Und wenn du deine Schwester triffst – warne sie.«

Nach diesen Worten waren wir lange Zeit still. Ich fühlte mich unangenehm ernüchtert. Mir fiel ein, dass ich mit Ylenia und Tallis verabredet war, weil meine Tante irgendetwas mit mir und einer Schale anstellen wollte. Etwas Magisches. Ich entwickelte langsam, aber sicher eine Allergie gegen Zauberei. Trotzdem hatte ich nicht vor, betrunken vor den beiden zu erscheinen. Ich erklärte es Jinx, und sie nahm es mit einem Nicken zur Kenntnis.

»Leg dich lieber etwas hin. Wir sehen uns hinterher«, bestimmte sie. »Ich hole dich ab. Wenn du mir deine Flasche mitgibst, Sorge ich dafür, dass sie aufgefüllt wird.«

Ich händigte ihr die Flasche aus und sah Jinx nach, wie sie flink die nächste Leiter erklomm. Auf halbem Weg hielt sie inne und machte Anstalten, wieder zurückzukommen. Sie wandte ihren Kopf und sah zu mir, das Gesicht verzerrt wie von einem plötzlichen Schmerz oder einer übergroßen Anstrengung. Ich fasste nach der untersten Sprosse der Leiter, unsicher, ob sie meine Hilfe brauchte, aber sie schüttelte nur leicht den Kopf und lächelte verzerrt.

»Es ist gut«, rief sie heiser. »Geh, leg dich schlafen, Eddy. Ich werde dir folgen, das verspreche ich dir!« Ohne ein weiteres Wort setzte sie ihren Aufstieg fort, allerdings merklich mühsamer als zuvor. Ich sah ihr besorgt nach, bis sie im Gewirr der Blätter verschwunden war, dann folgte ich brav ihrer Anweisung und legte mich schlafen, wobei mir zum ersten Mal auffiel, dass Chloe nicht mehr da war. Sie musste bei Jinx geblieben sein. Ich wusste nicht, ob ich deshalb beleidigt sein sollte, aber dann tat ich es mit einem Achselzucken ab. Die Kleine genoss vielleicht das saftige Müllaroma, das diese Welt ihr bisher nicht hatte bieten können.

Meine Tante und Tallis erwarteten mich schon, als ich durch den Eingang des Nestes krabbelte. Ylenia musterte mein zerknautschtes Äußeres leicht befremdet, ersparte mir aber eine Bemerkung. Tallis lächelte nur und blinzelte mir zu. Ich hockte mich mit klopfendem Herzen zwischen die beiden und sah meiner Tante zu, wie sie behutsam eine anscheinend schwere Kristallschale vor mich hinstellte, die mit einer ölig schimmernden klaren Flüssigkeit gefüllt war.

»Was muss ich tun?«, fragte ich leicht beklommen. Ylenia nahm meine Hände und rieb leicht mit ihren Daumen über meine Handrücken.

»Hab keine Angst.« Sie lächelte aufmunternd. Ihre Zuversicht kam mir allerdings ein wenig aufgesetzt vor. Ihre bernsteinfarbenen Augen waren leicht verschleiert, wie von unausgesprochener Sorge.

Tallis schnalzte leise mit der Zunge und wischte mit ihrem Schwanz über den Boden, wobei einige Bruchstücke von Zweigen und vertrockneter Rinde sich darin verfangen und leise raschelten. »Macht es nicht so spannend. Ylen, das ist eine kinderleichte magische Übung, also hör auf, dreinzuschauen wie das Sommergewitter persönlich!«

Ylenia lachte und entspannte sich tatsächlich. »Mit deiner Hilfe wird es sicher gelingen, Nestälteste«, sagte sie weich.

Tallis schnalzte wieder und wickelte den Schwanz um die Füße. »Fangt an«, bestimmte sie. Ich beugte mich nach Ylenias Anweisungen über die Schale und blickte hinein. Dann leerte ich meinen Geist, was mir alles andere als leicht fiel. Ich steckte meine Hand in die Tasche und griff nach der kleinen Holzkrähe, die ich immer noch mit mir herumtrug. Mein Daumen fuhr über den scharfen Schnabel, und meine Gedanken wanderten zu Jinx und dann zu dem Traum der letzten Nacht, zu Ida ...

»Nein, Eddy«, hörte ich Ylenia noch scharf sagen, dann verschwamm das Nest um mich herum und ich begann zu fallen. Meine Augen, meine Nase und meine Ohren füllten sich mit schwerer, öliger Flüssigkeit. Vor meinem Blick waberten schwarze, unheilvoll schimmernde Schlieren, die sich verdichteten und wieder zerfaserten wie Tinte im Wasser. Ich versuchte zu schreien, aber als ich den Mund öffnete, drang die samtweiche Flüssigkeit auch dort ein und floss durch meine Kehle. Ich schluckte und hustete gleichzeitig. Die Flüssigkeit schmeckte nach nichts, aber sie brachte mich zum Würgen. Ich schnappte nach Luft und fühlte, wie sie ölig in meine Lungen schwappte. Panisch um mich schlagend, blind und taub, fiel ich immer weiter, versank immer tiefer in dem unheimlichen Zeug. Eigentlich hätte ich ersticken oder ertrinken müssen, aber ich konnte, wenn auch mühsam, immer noch atmen, obwohl ich deutlich fühlte, dass zähe Flüssigkeit statt Luft meine Lungen füllte.

Ich zwang mich zur Ruhe. Anscheinend war ich nicht in akuter Gefahr, und es nutzte mir nichts, wenn ich in Panik verfiel. Ich war irgendwie hier hereingeraten und musste zusehen, wie ich wieder hinauskam. Da waren meine Tante und Tallis, die dabei gewesen waren, wie dieses ölige Etwas mich verschluckt hatte. Sie würden sicherlich versuchen, mir zu helfen.

Meine Finger klammerten sich um etwas Spitzes, Hartes. Ich konnte mich nicht daran erinnern, was es war, aber es ging ein tröstliches Gefühl davon aus, deshalb hielt ich mich weiter daran fest, während ich immer noch zu fallen glaubte. Alle meine Versuche, meine verschwommene Sicht zu klären und dahinterzukommen, wo ich mich befand und wieso ich Minuten um Minuten fallen konnte, ohne irgendwo anzukommen, blieben vergeblich. Ich streckte tastend meine Hand aus, aber um mich war nichts als dickflüssige, sich etwas schmierig anfühlende Flüssigkeit, die unangenehm weich und nachgiebig durch meine Finger glitschte. Nichts passierte, ich fiel offenbar schon seit Stunden – obwohl ich sogar begann, das Gefühl für diese Bewegung zu verlieren – ich spürte keine Bedrohung, ich

sah, hörte, roch und schmeckte nichts. Kurz: Es war die Hölle.

Ich schlief. Ich war wach. Es gab kein Ich, das schlafen oder wach sein konnte. Da war nur das endlose, rotierende Rasen der Gedanken, und auch das wurde langsamer, träger, zäher, so zäh und ölig wie die Umgebung, in der etwas fiel oder schwebte, das einmal ein Mensch gewesen war – oder sich eingebildet hatte, ein Mensch zu sein, der Eddy hieß – oder Adina – oder –

Nichts.

Schwarze Mauern schlossen sich um mich, und graues Zwielight beleuchtete lange, eintönige Gänge und Torbögen, die in andere Gänge führten. Ich taumelte durch das endlose Labyrinth und suchte meinen Weg durch diesen steinernen Albtraum. Jedes Gefühl für Zeit und Raum war mir verloren gegangen. Ich wusste nicht mehr, wer ich war oder wonach ich strebte. Das Labyrinth war meine Welt, und ich existierte aus dem einzigen Grund, auf ewig darin herumzuirren.

Tallis und Ylenia blickten erstarrt auf die zwischen ihnen stehende Kristallschale, in der eine dunkle, schlierige Flüssigkeit schwappte. Die alte Grennach-Frau kauerte zum Sprung bereit da, die Hand nach der Schale ausgestreckt. Ylenia schloss langsam die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Ein Schmerzenslaut, der aus dem Innersten ihrer Seele zu kommen schien, löste sich von ihren Lippen und verhauchte gespenstisch im dämmrigen Inneren des Nestes. Tallis erwachte aus ihrer Erstarrung und ergriff die Schale. Grimmig kippte sie sie um und sah zu, wie die ölige Flüssigkeit in den geflochtenen Matten, die den Boden bedeckten, versickerte.

»Das war jenseits meiner Kräfte«, sagte sie zornig. »Keine von uns hat es aufhalten können. Bei den ewigen Baumwesen, was ist nur geschehen?«

Ylenia legte ihre Hände auf den nassen Boden und schüttelte fassungslos und verzweifelt den Kopf. »Ich hätte es nicht versuchen dürfen, Tallis. Ida hat mir gezeigt, dass die Gesetze der Magie nicht gelten, wenn es um sie geht. Ich hätte wissen müssen, dass das auch auf ihre Schwester zutrifft. Ich hätte es wissen müssen!«

»Ah«, sagte eine weiche Altstimme vom Eingang her. »Ah!« Es klang gleichzeitig resigniert und triumphierend. Ylenia wandte sich nicht um, aber ihr Gesicht verhärtete sich. Sie presste die Lippen zusammen und starrte auf ihre Hände, die noch immer in der dunklen, öligen Lache auf dem Boden ruhten.

Tallis entspannte sich und zog im Niedersinken die Beine unter ihren Körper. »Also?«, fragte sie geduldig. »Was hast du uns zu sagen, Sturmkrähe Unglücksbringerin?«

Jinx trat ein und setzte sich. Ylenia blickte nicht auf. Ein bitteres Lächeln kräuselte ihre Mundwinkel. »Was soll sie zu sagen haben, Nestälteste? Sie wusste, was geschehen würde, wie sie es immer weiß. Sie sieht das Unglück und rührt keinen Finger, selbst wenn es ihre eigene Geliebte trifft.«

Jinx griff ungerührt nach ihrer Pfeife und steckte sie zwischen ihre kräftigen Zähne. In einer ihrer Taschen raschelte es. Chloe steckte ihren gefleckten Kopf mit neugierig gesträubten Barthaaren heraus. Ylenia wandte sich hastig ab, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen.

Tallis sah Jinx bittend an. »Kannst du uns etwas sagen, Sturmkrähe?«, fragte sie wieder. »Wir brauchen deine Hilfe. Die Hüterin Ter'briachs ist verschwunden, und ich bin

nicht fähig, sie zu finden. Meine Kräfte sind zu gering.«

Jinx stieß eine aromatisch riechende Rauchwolke aus und sah ihr zu, wie sie in der stillen Luft zerfaserte. »Ich weiß und weiß nicht, wo Eddy ist«, sagte sie sanft. »Sie hat die einzige Grenze überschritten, die ich nicht überqueren darf.«

Ylenia lachte verächtlich auf. »Eine großartige Hilfe. Ist das alles, was wir von dir zu erwarten haben, Todesbotin? Mystisches Gefasel?«

Jinx kniff die Augen zusammen. Für einige Momente schien sich an der Stelle, wo sie saß, eisige Kälte und die Leere des unendlichen Raumes auszubreiten. Tallis streckte begütigend eine Hand aus, und mit einem hörbaren Ausatmen der dunklen Frau, das von einer erneuten kleinen Rauchwolke aus ihrer Pfeife begleitet wurde, entspannte sich die Atmosphäre wieder.

»Ich kann ihr nicht folgen, aber ich kann etwas anderes tun«, sagte Jinx. »Ein Stück von mir ist mit ihr gegangen, deshalb kann ich spüren, was mit ihr geschieht. Im Moment ist sie nicht in Gefahr. Sie wird die Grenze erneut überschreiten, und dann will ich dort sein, wo sie wieder in unsere Welt eintritt. Du kannst mir helfen, diesen Ort zu lokalisieren, Tallis.« Sie warf einen blitzenden Blick auf Ylenia und setzte ungewöhnlich scharf hinzu: »Auch deine Hilfe wird benötigt, weiße Hexe. Obwohl du mich hasst und verachtest, achte ich deine Kräfte. Sie sind ungewöhnlich stark für eine Menschenfrau.«

»Spar dir dein Lob, Sturmkrähe«, entgegnete Ylenia nicht minder scharf. »Ich werde dir helfen, aber nur, weil dies der einzige Weg zu sein scheint, meiner Nichte beizustehen.«

»Waffenstillstand«, sagte Jinx. Ylenia nickte verbissen. Jinx sah Tallis auffordernd an. Die alte Grennach erhob sich und stellte die Schale zwischen sie. Dann hob sie fragend die Brauen.

»Kein Wasser«, sagte Jinx knapp. Sie saugte an ihrer Pfeife und beugte sich tief über die Kristallschale. Mit einem langen Atemstoß entließ sie den bläulichen Rauch in die Schale. Er fiel auf den Boden nieder, kräuselte sich dort, ballte sich zusammen und breitete sich wieder aus. Immer noch stieß Jinx mit nahezu unerschöpflichem Atem den würzig duftenden Rauch aus und füllte nach und nach die gesamte Schale damit. Als der Rauch den oberen Rand erreichte, hielt sie gebieterisch ihre Hand darüber und schloss die Augen, bis sie wieder zu Atem gekommen war.

»Bleib«, befahl sie und nahm die Hand fort. Der sanfte Rauch blieb gehorsam im Inneren der Schale und wallte dort bewegt hin und her, auf und ab. Jinx grinste und holte eine Flasche aus dem Mantel. Sie nahm einen kräftigen Zug, rülpste und reichte die Flasche mit einem ironischen Zwinkern Ylenia, die nur angewidert abwehrte. Tallis hingegen dankte ihr und trank einen kleinen Schluck.

»Dann mal los«, sagte Jinx und beugte sich über die Schale. »Ich brauche den Aufenthaltsort von Eddys Schwester. Weiße Hexe, du hast die stärkste Verbindung zu ihr. Was siehst du?«

Ylenia beugte sich widerwillig vor, bis ihr schwarzsilberner Schopf Jinx' krause Locken berührte. Jinx hob ihre Hand und griff nach Tallis und dann auch nach der schmalen weißen Hand der Hexe, die zuerst zurückzuckte, sie ihr dann aber mit einem unwilligen Kräuseln ihrer Lippen überließ.

»Ah«, hauchte Jinx nach einer Weile. »Ah, ja.« Sie schloss die schwarzen Augen. Ihr

Kopf sank tiefer. Mit einem endlos erscheinenden Atemzug saugte sie die bläulichen Schwaden wieder ein, bis die Schale erneut leer und makellos vor ihnen stand. Jinx sank auf ihre Fersen zurück und legte die Hände in den Schoß. Ylenia starrte die in ihren dreckigen Kleidern versunkene Frau an. Jinx saß reglos und ohne zu atmen da, die Augen weit geöffnet und blicklos in die Ferne gerichtet.

Endlich, nach einem Zeitraum, der Ylenia bereits unruhig und ein wenig besorgt herumrutschen ließ, blinzelte sie und entließ ihren angehaltenen Atem, der klar und ohne jede Trübung aus ihren Lungen strömte. »Ah«, sagte sie wieder versonnen.

Chloe krabbelte aus der Tasche und rollte sich in ihrem Schoß zusammen. Jinx begann sie geistesabwesend zu kraulen. Tallis und Ylenia blickten sich an, die eine ungeduldig und mit schlecht verhohlenem Zorn und die andere mit einem besänftigenden Lächeln.

»Ja«, sagte Jinx und stand auf. »Ich mache mich dann auf den Weg.« Sie wandte sich zur Tür.

»Halt«, peitschte Ylenias Stimme hinter ihr her. »Du kannst nicht einfach so gehen, Sturmkrähe!«

Mit ehrlichem Erstaunen im Gesicht drehte Jinx sich noch einmal um. »Ihr habt es nicht gesehen?« Tallis schüttelte stumm und niedergeschlagen den Kopf, und Ylenia ballte nur um Fassung ringend ihre Fäuste. Jinx legte den Kopf auf die Seite, als höre sie auf etwas, was den anderen verborgen blieb. »Die Schwarze Zitadelle«, sagte sie sanft. »Wir werden beide dort finden.« Damit wandte sie sich endgültig ab und verließ das Nest.

Ylenia blickte Tallis an, die Jinx hinterhersah. »Die Zitadelle«, murmelte Tallis. »Ein übler Ort, seit je. Wir spüren schon seit einiger Zeit die schwarze Kraft, die von dort ausgeht. Du hast sie auch bemerkt, Ylen, oder täusche ich mich?«

Ylenia, die blass geworden war, sank ein wenig in sich zusammen. »Warum?«, sagte sie hilflos. »Warum dort?«

Tallis hob die Schultern und ließ sie resigniert wieder fallen. »Es ist, wie es ist. Wann bist du reisefertig?«

Ylenia straffte ihre Schultern. »Sofort, Nestälteste«, sagte sie fest.

Tallis lächelte sie beruhigend an. »Morgen früh wird früh genug sein«, erwiderte sie freundlich. »Jinx werden wir ohnehin nicht mehr einholen können.«

Ylenia schauderte und nickte mit zusammengepressten Lippen. Die Sturmkrähe fliegt voraus, dachte sie voller böser Vorahnungen. Hütet euch, meine Nichten.

Sie ritten schweigend durch den Morgen. Der Himmel war grau bedeckt und es nieselte leise, was nicht gerade dazu beitrug, Idas Laune zu heben. Marten hielt sich an ihrer Seite. Sie spürte die Blicke, die er ihr von Zeit zu Zeit zuwarf. Er hatte ein iovveverflucht schlechtes Gewissen, und das zu Recht. Ida beabsichtigte vorerst nicht, ihn davon zu erlösen, dazu war ihr Groll noch immer zu frisch. Außerdem schmerzten ihre verletzten Hände, und auch ihr Kopf war nach wie vor alles andere als klar.

Ida schniefte leise und verstimmt und wischte sich über das nasse Gesicht. Marten blickte wieder zu ihr hin und schnitt dabei eine herzzzerreißend jämmerliche Miene. Ida sah zwischen den Ohren ihres Pferdes eisern auf den schlammigen Weg und gab vor, seine flehenden Blicke nicht zu bemerken. Er seufzte und sank ein wenig in sich zusammen. Der Regen wurde stärker. Ida zog sich die Kapuze ihres Umhanges tiefer in die Stirn und verfluchte wortlos die Elemente und das verdammte Pech, das sie hier durch dieses von allen Schöpfern verlassene Land hetzte, auf der Suche nach ihrem leichtsinnigen Bruder, der es ihr mit Sicherheit, wie sie ihn kannte, noch nicht einmal danken würde.

Marten räusperte sich. »Sollen wir nicht eine Pause einlegen?«, fragte er sehr vorsichtig. »Bis der Schauer vorbei ist? Ich könnte eine Rast vertragen, du nicht?«

Ida verkniff sich ein Lächeln. Der Dicke hatte Hunger. »Meinetwegen. Lass uns nach einem Unterschlupf suchen.«

Marten schnaufte erleichtert und wies auf eine Ansammlung von Felsen rechts vom Weg. »Da hinten gibt es eine Schäferhütte«, sagte er eifrig. »Dort können wir sicherlich unterkommen. Um diese Jahreszeit ist die Herde meist im Süden unterwegs.« Ida knurrte unverbindlich und lenkte ihr Pferd hinter Marten her.

Die Schäferhütte, die sie nach einer halben Stunde Ritt erreichten, entpuppte sich als ein zwischen zwei Felsen geklemmter offener Unterstand, der sie nur notdürftig gegen den Wind und den inzwischen heftig herunterpladdernden Regen schützte. Ida kauerte fröstelnd an der Felswand nieder, während sich Marten um die Pferde kümmerte und dann versuchte, mit dem feuchten, im Unterstand gestapelten Holz ein Feuer zu entfachen. Ida zog es kurz in Erwägung, den klitschnassen Umhang auszuziehen, aber sie fühlte sich zu elend, um irgendeine Bewegung zu machen. Zähneklappernd zog sie das Kleidungsstück enger um sich und betete um etwas Wärme.

Marten gelang es endlich, dem feuchten Holz ein zischendes, heftig qualmendes Feuer zu entlocken. Er wandte sich zu Ida um und zog ihr trotz ihres matten Protestes den durchnässten Umhang von den Schultern.

»Du wirst dich zu Tode erkälten, Prinzessin. Ich habe einen trockenen Mantel in der Satteltasche, den hole ich dir.« Er stapfte zu den Pferden hinüber, und Ida krabbelte mit erstarrten Gliedern dichter ans Feuer. Am liebsten hätte sie sich mitten hineingesetzt, so durchgefroren war sie.

Marten kehrte zurück, das kurze Haar dunkel vor Nässe, und schüttelte sich wie ein Hund, bevor er sich neben Ida hockte. »Zieh die nassen Sachen aus«, befahl er. Ida

nestelte mit klammen, vor Kälte schmerzenden Fingern an den Lederriemen ihrer Tunika herum, die sich so voll Regenwasser gesaugt hatten, dass sie sich nicht lösen lassen wollten. Marten kaute unschlüssig auf seiner Unterlippe herum. Dann schob er kurz entschlossen ihre Hände beiseite und ging mit seinen dicken Fingern ans Werk. Er schälte Ida aus ihren Kleidern und wickelte sie fürsorglich in den warmen Mantel. Ida ließ es geschehen und fühlte, wie mit der wohligen Wärme, die in ihre Glieder kroch, ihre Augen schwer wurden.

»Du bist auch nass, mein Ritter«, murmelte sie schläfrig. Martens Antwort versank im samtigen Dunkel des Schlafes.

Sie wurde von würzigem Duft geweckt, der in ihre Nase stieg. Marten hatte es wieder einmal fertig gebracht, unter widrigsten Umständen ein wahres Festmahl zu zaubern. In eine Decke gewickelt kniete er neben der Feuerstelle und rührte in dem verheißungsvoll vor sich hin brodelnden Topf.

Ida streckte sich, gähnte herzhaft und nibbelte mit beiden Händen durch ihre immer noch feuchten Haare. Marten wandte sich um und grinste sie an. »Das Essen ist gleich fertig, Prinzessin.« Sein rundes Gesicht war leicht gerötet, und er leckte sich voller Vorfreude über die Lippen.

»Schön«, sagte Ida aus tiefstem Herzen. Ihr Magen knurrte inzwischen ebenfalls erbärmlich.

Wenig später saßen beide da und löffelten in friedlicher Eintracht den kräftigen Getreidebrei. Ida wischte ihren Napf mit einem Stück Brot aus und seufzte zufrieden, während Marten seinen gewohnten dritten Nachschlag nahm.

»Das war wieder köstlich, mein Ritter«, sagte Ida versöhnlich. Marten sah sie dankbar an und löffelte emsig weiter. »Wann werden wir die Zitadelle erreichen?«

Marten schluckte und wedelte unbestimmt mit seinem Löffel. »Kommt darauf an«, sagte er. »Wollen wir gleich weiter, oder brauchst du noch etwas Ruhe?«

Ida überprüfte ihre körperliche Befindlichkeit und hielt sich für erfrischt genug, um weiterreiten zu können. Der Regen hatte zudem inzwischen nachgelassen, also würde ihre Reise unter weniger unangenehmen Umständen stattfinden. »Wir können sofort aufbrechen«, entschied sie. Marten nickte und aß in aller Ruhe weiter. »Sobald du satt bist, heißt das«, ergänzte Ida lächelnd.

Marten zwinkerte ihr zu und schaufelte den nächsten Löffel in seinen Mund. »Wir werden gegen Abend am See sein«, bemerkte er undeutlich. »Wie wir dann zur Zitadelle rüberkommen, kann ich dir auch nicht sagen.« Ida nickte nachdenklich. Die Schwarze Zitadelle lag inmitten eines tiefen, kalten Bergsees, dessen Überquerung alles andere als ein Kinderspiel darstellen würde. Aber es hatte wenig Zweck, sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Sie würde eine Lösung finden, wenn sie dort waren.

In ihren klammen, vom Feuer nur notdürftig getrockneten Kleidern ritten sie wenig später weiter. Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft war immer noch feucht und von unangenehmer Kühle. Das Gelände, das sie durchquerten, war felsig und abweisend, und der steinige Weg stieg stetig an. Marten piffte leise und falsch vor sich hin, ein Zeichen dafür, dass er sich nicht mehr ganz so unbehaglich fühlte.

Gegen Nachmittag klarte der Himmel endlich wieder auf. Eine blutig rote, tief stehende

Sonne zwischen dramatisch beleuchteten Wolken sorgte für einen beinahe beängstigenden Ausblick. Sie hatten nach dem langen Anstieg ein relativ ebenes Gebiet erreicht und sahen nun eine düstere Silhouette vor sich, die bedrohlich aus einer spiegelglatten schwarzen Wasserfläche aufragte.

»Die Zitadelle«, sagte Marten leise.

Ida schrak zusammen. Sie hatten seit Stunden kein Wort mehr miteinander gewechselt, und Ida ritt in einem stetigen Zustand leichter Benommenheit hinter Marten her, der sich immer wieder mit Augenblicken starker Schläfrigkeit abwechselte. Sie richtete sich schwerfällig im Sattel auf. Alle ihre Glieder zogen sie bleischwer hinab, und sie hätte nichts lieber getan, als nachzugeben, sich aus dem Sattel rutschen zu lassen und augenblicklich in tiefen Schlaf zu fallen. »Ah, ja«, sagte sie matt. »Was tun wir jetzt, mein Ritter?«

Marten musterte sie mit deutlicher Sorge. »Du siehst elend aus, Prinzessin. Möchtest du dich ein wenig ausruhen, ehe wir uns einen Weg hinein suchen?«

Ida richtete sich auf und schüttelte energisch die Schwäche ab, die sie in ihren Fängen hielt. »Auf keinen Fall. Ich hätte kein gutes Gefühl dabei, hier ein Lager aufzuschlagen. Lass uns um den See reiten, vielleicht finden wir eine Brücke.«

Marten lenkte schweigend sein grobknochiges Pferd zum Seeufer, und Ida folgte ihm, wobei sie kaum den Blick von der Zitadelle abwenden konnte, die düster dräuend vor ihnen aufragte. Sie war nicht auf einer Insel errichtet, wie Ida zuerst angenommen hatte, sondern der Fuß ihrer mächtigen Mauern versank im schwarzen Wasser des Sees.

»Wer auch immer da wohnt, hat bestimmt einen verflucht feuchten Keller«, rief Marten über seine Schulter.

Ida grinste und musterte das dichte Schilf, das das Ufer bedeckte. Nichts bewegte sich darin, kein Vogel, kein kleines Getier, noch nicht einmal Insekten schwirrten durch die Luft. Es war, als sei die Umgebung der Zitadelle verpestet. Auch in dem tiefen, dunklen Wasser schien nichts zu leben. Ida schauderte bei dem Gedanken, das bösertige Auge des Sees schwimmend durchqueren zu müssen.

»Prinzessin«, rief Marten und wies ins Schilf. Er zügelte sein Pferd und ließ seinen schweren Körper aus dem Sattel rutschen. Er verschwand im Dickicht, und Ida hörte das Schilf rauschen und unter seinen Füßen brechen. Marten stieß einen erfreuten Laut aus.

»Was hast du gefunden?«, fragte Ida ungeduldig. Wahrscheinlich irgendetwas, das man in den Mund stecken und herunterschlucken kann, schoss es ihr durch den Kopf. Sie schalt sich für diesen ungerechten Gedanken und stieg ebenfalls ab.

Vor ihr tauchte das gerötete Gesicht Martens aus dem dichten Gestrüpp auf. »Ein Boot, Prinzessin. Es scheint ein wenig undicht zu sein, aber es ist nicht völlig leckgeschlagen. Und die Ruder sind auch noch da.«

Ida drängte sich an ihm vorbei und sah misstrauisch auf den morschen Kahn nieder, den Marten entdeckt hatte. »Der trägt uns beide nie im Leben«, sagte sie mit anzüglichem Blick auf Martens Wanst. »Was hältst du von einem Bad?«

Er zog eine jämmerliche Miene. »Prinzessin«, sagte er flehend. »Tu mir das nicht an! Soll ich nicht zuerst hinüberrydern und mich ein wenig für dich umsehen?« Ida schüttelte unnachgiebig den Kopf. Martens Hilfe suchender Blick schweifte über das Ufer, und seine

Augen weiteten sich. »Aber was ist das?«, rief er überrascht. »Der war doch eben noch nicht da?«

Ida drehte sich um und stolperte beinahe über den zweiten Kahn, der halb verborgen im trockenen Schilf lag. »Nein, der war eben noch nicht da«, stimmte sie nachdenklich zu. »Anscheinend legt man großen Wert darauf, dass wir beide in die Zitadelle gelangen.«

»Zauberei!« Marten verzog angewidert das Gesicht und hielt Ida fest. »Lass uns nachdenken, Prinzessin. Das ist eine verfluchte Falle. Wir sollten nicht blind hineintappen.«

Ida schüttelte seine Hand ab. »Ich habe keine Wahl«, entgegnete sie knapp. »Du kannst hier bleiben und auf unsere Pferde aufpassen. Ich rudere hinüber.« Sie packte das erste Boot und mühte sich vergeblich, es ins Wasser zu schieben.

Marten sah ihr einen Moment lang unschlüssig dabei zu, dann fluchte er und drängte sie beiseite. Mit einem kräftigen Ruck zerrte er den Kahn aus den Ranken, die ihn umschlungen hielten, und schob ihn ins Wasser. Dann wandte er sich dem zweiten Boot zu und befreite es ebenfalls aus dem Gestrüpp. »Du gehst auf keinen Fall alleine«, rief er drohend.

»Spiel dich nicht so auf, edler Ritter.« Ida kletterte in den schwankenden Kahn und griff nach den Rudern. »Ich hoffe, du kannst schwimmen. Die Planken sind morsch, wahrscheinlich brechen sie durch, wenn sie dich nur sehen.«

Marten knurrte gekränkt und stieg sehr vorsichtig in sein Boot. Ida hatte sich bereits vom Ufer abgestoßen und hielt mit einigen kräftigen Ruderschlägen auf die Mitte des Sees zu.

»Warte auf mich!« Marten hängte seine Ruder ein und folgte ihr. Sein Kahn lag beängstigend tief im Wasser, und Ida hörte Marten schimpfen, weil er einen nassen Hintern bekam. Sie näherten sich der Zitadelle, und sie bedeutete Marten, still zu sein. Es war sicherlich sinnlos, denn ihre Ankunft konnte nicht unbemerkt geblieben sein. Die steil aufragenden schwarzen Mauern verursachten ihr ein Gefühl der Beklemmung.

»Siehst du irgendwo einen Eingang?«, rief sie gedämpft.

Marten, dem von der Anstrengung der Schweiß in Strömen über das hochrote Gesicht lief, schüttelte nur den Kopf. »Rückseite«, schnaufte er kurzatmig.

Ida ließ sich an seine Seite zurückfallen. »Bleib hier und warte auf mich. Ruh dich aus. Du siehst aus, als träfe dich jeden Moment der Schlag. Ich sehe mich auf der anderen Seite um und komme dann zurück.«

Marten wischte sich das Gesicht trocken und nickte dankbar. Ida legte sich in die Riemen und ruderte die schwarze Mauer entlang. Eine heftige Windböe aus heiterem Himmel ließ ihr Boot schwanken. Ida hielt grimmig die Ruder fest und wartete, bis das Wasser sich wieder beruhigte. Dann warf sie einen letzten Blick auf Marten in seinem tief liegenden Kahn und bog um die Ecke.

Unerwartet geriet sie in eine dichte Nebelbank, die sie kaum noch die Hand vor Augen erkennen ließ. Ida ruderte sachte und gleichmäßig weiter und orientierte sich an der klammen Kühle, die die Mauern der Zitadelle ausströmten. Einige Ruderschläge später lichtete sich der Nebel. Ida ließ ihren Blick über die Zitadelle wandern.

»Ha«, sagte sie zufrieden. Eine tiefschwarze Öffnung in den dunklen Mauern gähnte sie

an. Stufen führten aus dem Wasser direkt in das Tor. Ida wendete das Boot, um Marten zu informieren, und steuerte erneut die Nebelbank an.

Ein massiver Schatten tauchte darin auf und verdichtete sich zu Martens vertrauten Umrissen. Sein stetig sinkender Kahn lag inzwischen halb unter Wasser, und das unterdrückte Schimpfen des dicken Wirtes ließ Ida für einen Moment ihre eigene Sorge vergessen. Sie winkte ihm zu, er möge sich beeilen. »Dort ist der Eingang, mein nasser Ritter. Sieh zu, dass du ins Trockene kommst.«

Er erreichte fluchend die Steintreppe und rettete sich an Land. Bedrückt sah er auf seinen Kahn, dessen Dollbord kaum noch aus dem Wasser blickte. »Damit komme ich nicht zurück, Prinzessin. Ich werde wohl doch schwimmen müssen.«

»Darüber zerbrechen wir uns den Kopf, wenn es so weit ist. Komm jetzt, Marty, hilf mir, mein Boot anzubinden.«

Sie erklommen die steile, vom Algenbewuchs rutschige Treppe. Es roch nach Moder und uralten, feuchten Mauern. Im Torbogen blieben sie stehen und blickten in die dahinter liegende Dunkelheit. Marten seufzte und lockerte sein kurzes Schwert in der Scheide. Ida blickte ihn mit emporgezogenen Brauen spöttisch an. »Erwartest du Schwierigkeiten, edler Ritter?«

Marten grunzte ungeduldig und wies mit seiner plumpen Hand ins Innere. »Gehen wir nun hinein oder willst du dich unterhalten?«

Ida zuckte mit den Schultern und trat in das düstere Innere der Zitadelle. Als ihre Augen sich an das Zwielflicht gewöhnt hatten, sah sie sich ein wenig enttäuscht in der weiten Halle um. Hier schien seit Jahrhunderten niemand mehr gelebt zu haben. Die Halle war verwüstet wie von einem riesigen Feuer, rußgeschwärzte Säulen stützten die Decke, und das Mauerwerk lag wie glasiert unter einer dicken Staub- und Rußschicht.

»Das müssen unglaubliche Temperaturen gewesen sein«, murmelte Ida. »Was war das wohl für ein Feuer?«

»Zauberei.« Martens Stimme klang unsicher und ein wenig ängstlich, und Ida sah sich verwundert nach ihm um. Der dicke Wirt schwitzte trotz des kühlen Lufthauchs, der an ihnen vorüberstrich. Zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, sah Ida, dass Marten sich vor etwas ernsthaft fürchtete, und beschloss, es einfach zu ignorieren. »Hier gibt es nichts Interessantes«, sagte sie laut. »Siehst du irgendwo eine Treppe, Marty?«

Sie gingen an den Wänden entlang auf der Suche nach einem Aufstieg. Als sie sich am anderen Ende der Halle wieder trafen, hatte der Wirt sich wieder etwas gefangen. »Nichts zu finden, Prinzessin«, meldete er. »Keine Treppe, keine Tür, nichts. Nur diese Halle hier.«

Ida schüttelte unzufrieden den Kopf. »Das kann doch nicht sein! Du hast die Zitadelle doch auch von außen gesehen, das ist ein riesiges Gebäude! Es muss doch eine Möglichkeit geben, in die anderen Räume und nach oben zu gelangen!«

Marten lehnte sich gegen eine rußige Wand. »Ich bin müde, und ich habe Hunger«, jammerte er. »Wir hätten etwas zu essen mitnehmen ...«

»Marten!«, fuhr Ida ihn an. Er verstummte gekränkt. Sie drehte sich um die eigene Achse und sah sich in der Halle um. Ein gigantischer Pfeiler im Zentrum erregte ihre Neugier. Sie umrundete ihn mehrmals mit grüblerischer Miene.

»Da ist eine Art Markierung«, sagte sie. »Marty, komm mal her, ich reiche nicht ganz hinauf.« Marten setzte sich grummelnd in Bewegung und blieb mit hängenden Armen neben ihr stehen. Ida stieß ihn in die Seite. »Mach nicht so ein Gesicht. Heb mich hoch, ich will mir das genauer ansehen.«

Seine mächtigen Arme umschlangen ihre Taille, und er hob sie mühelos empor. Ida tastete über die eingemeißelten Zeichen, die sie entdeckt hatte. Ihr Ring glitt über den Stein, und ein leises Singen ertönte. Ida riss die Hand zurück, als hätte sie sich verbrannt, und führte sie an die Lippen.

»Was ist, Prinzessin?«, fragte Marten.

Ida schüttelte verwundert ihre Hand. »Der Stein wurde plötzlich ganz kalt unter meinen Fingern.« Zögernd streckte sie ein zweites Mal die Hand aus. Der silberne Ring an ihrem Finger schimmerte grünlich im Zwielflicht. Ida legte ihre Hand auf die gemeißelten Zeichen, und wieder ertönte ein leises, hohes Singen. Funken sprühten, und Ida fuhr mit einem Aufschrei zurück. Marten taumelte und ließ sie los.

»Was machst du?« schimpfte er. »Bist du verrückt geworden?« Er rieb sich die Schulter. Ida rappelte sich auf und deutete sprachlos auf den Pfeiler. Ein breiter Spalt hatte sich darin aufgetan, hinter dem eine gewundene Treppe in die Tiefe führte.

»Heiliger Strohsack«, entfuhr es dem dicken Wirt. Er griff Halt suchend nach seinem Schwert. »Du willst doch nicht etwa dort hinunter?«

Ida starrte ihn an. »Was ist los mit dir, Marty? So kenne ich dich gar nicht.«

Er wischte sich über den Mund. »Ich habe Angst«, gab er widerstrebend zu. »Das hier ist ein übler Ort, Prinzessin. Jeder Stein hier atmet Bosheit und Zauberei.«

Ida klopfte ihm auf den Arm. »Ich gehe alleine, mein dicker Ritter. Bleib du hier und bewache den Eingang.« Sie wandte sich der Öffnung im Pfeiler zu.

»Nein«, schrie der Wirt und stürzte ihr nach. »Ich bleibe nicht alleine zurück. Warte auf mich!«

Sie betraten die steile Wendeltreppe, die Stufen waren glatt und ausgetreten. Ida hielt sich an der rauen, etwas feuchten Wand fest und tastete sich in die Dunkelheit vor. Die Luft war abgestanden und schmeckte nach Fäulnis und Verwesung. Ida hörte hinter sich den schweren Atem Martens und seine polternden Schritte.

»Hast du deinen Glühstein bei dir, Marty?«, fragte sie keuchend und versuchte vergebens, in der tiefen Dunkelheit etwas zu erkennen.

»Nein, der ist in meiner Satteltasche«, knurrte der Wirt. »Verflucht finster hier, was?«

Ida seufzte und kletterte weiter. Sie mussten inzwischen tief unter der Oberfläche des Sees sein. Der Gedanke machte sie frösteln. Ihre Beine wurden immer schwerer, sie musste sich zu jedem Schritt neu zwingen. Ihr eigener keuchender Atem klang in ihren Ohren und vermischte sich mit dem lauten Schnaufen Martens. Sie trieb sich weiter vorwärts, abwärts. Gerade, als sie dachte, keinen weiteren Schritt mehr tun zu können, ihre schweren Glieder einfach auf dieser verfluchten, endlos langen Treppe niedersinken zu lassen und dort zu schlafen bis ans Ende der Zeiten, traf ihr Fuß, der nach der nächsten Stufe tastete, hart auf ebenen Boden.

»Wir sind unten«, keuchte sie und hockte sich auf die letzte Stufe, um zu verschnaufen. Marten, der weit zurückgeblieben war, erreichte schließlich auch den Fuß der Treppe und

ließ sich ächzend neben sie fallen. Sie lehnte sich an seinen schweren, warmen Körper, und er legte seinen Arm um ihre Schultern.

»Ich bin tot«, prustete er. »Prinzessin, bei dem Gedanken, dass wir da wieder rauf müssen, wird mir ganz elend!«

»Mir auch, edler Ritter. Aber jetzt brauchen wir dringend Licht. Zu dumm, dass wir nicht an Glühsteine gedacht haben.«

Vogelschwingen rauschten. »Ah«, hauchte es an ihr Ohr. Ida wandte sich heftig um, aber da war nichts.

»Hast du das auch gehört, Marty?«

»Was denn?«

Ida fuhr mit den Händen durch die Luft. »Diese Stimme«, sagte sie laut. »Da war eine Stimme!«

Leises, spöttisches Krächzen klingelte in ihren Ohren, und eine weiche Vogelschwinge strich über ihre Wange. Es rauschte leise, ein sanfter Luftzug berührte ihr Gesicht. »Lass uns weitergehen«, sagte Ida und sprang auf.

»Wie sollen wir die Treppe jemals wieder finden? Es ist stockfinster hier.«

Kaum hatte er ausgedet, glomm ein geisterhafter Schimmer auf und tauchte ihre Umgebung in ein kränkliches graues Licht. Sie standen in einem endlosen Gewölbe. Rundum bot sich ihnen der gleiche Anblick: kalter, unregelmäßiger Steinboden und dicke Säulen, die ein niedriges, gewölbtes Dach stützten.

»O je«, sagte Ida entmutigt und vergaß den geheimnisvollen Vogel. »Das ist ja noch riesiger als die Halle oben. Wie sollen wir Albi hier nur finden?«

Marten sah sich um. »Hier ist weit und breit nichts«, knurrte er. »Siehst du irgendein Anzeichen dafür, dass hier jemand lebt?«

Ida schüttelte den Kopf. »Lass uns ein Stück gehen«, schlug sie vor. Marten schnaufte zwar unwillig, aber er folgte ihr.

Sie gingen lange geradeaus. »Irgendwo muss doch eine Mauer kommen«, sagte Ida verzweifelt. »Wir können doch nicht bis in alle Ewigkeit so weitergehen!«

Als hätte jemand ihre Worte gehört, tauchte hinter der nächsten Säule, die sie passierten, eine Mauer mit einem niedrigen Durchlass auf. Ida spähte misstrauisch hinein. »Ein Gang«, sagte sie ein wenig enttäuscht. »Rechts oder links, Marty?«

»Links«, brummte der Wirt. Ida betrat den Gang und wandte sich nach links. Sie folgten minutenlang dem Gang, der von keiner Tür unterbrochen wurde. Er führte um zwei Ecken und endlich erschien ein weiterer Durchlass.

»Links«, empfahl Marten wieder. Ida zuckte mit den Schultern und gehorchte. Weitere Gänge und Durchlässe führten sie abwechselnd kreuz und quer, bis Ida jegliche Orientierung verloren hatte. Mehrmals landeten sie in einer Sackgasse und mussten umkehren. Die Gänge wanden und schlängelten sich, und die Abzweigungen wurden immer zahlreicher und irreführender.

Ida sank erschöpft auf den kalten Steinboden und lehnte sich gegen die Wand. Marten hockte sich stumm neben sie. »Weißt du, was das ist?«, fragte Ida entmutigt. »Wir stecken in einem verdammt Labyrinth, Marty. Finden wir hier je wieder hinaus?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich fürchte, nein«, gab er mit einem schiefen Grinsen zu.

»Ich habe schon vor etlichen Kilometern die Orientierung verloren, Prinzessin. Wir hätten Steinchen auf unseren Weg streuen sollen.«

»Zu spät. Was machen wir jetzt, mein Ritter?«

Er erhob sich ächzend. »Weitergehen. Oder hast du vor, hier hocken zu bleiben und zu verhungern?« Er reichte ihr die Hand und zog sie hoch.

Ida verlor jedes Zeitgefühl. Sie schienen schon tagelang durch die eintönigen schwarzen Gänge zu irren. Das trübe, graue Licht machte sie gleichzeitig müde und deprimiert. Sie starrte auf Martens breiten Rücken und fühlte eine irrationale Wut auf den dicken Mann in sich hochsteigen. »Marten, ich brauche dringend eine Pause!« Sie lehnte sich an die Wand und schloss die Augen.

Marten stand dicht vor ihr, und sie hörte seinen leeren Magen rumpeln. »Ich werfe noch einen Blick um die nächste Ecke, dann komme ich zurück. Vielleicht bringe ich ja Neuigkeiten mit.«

Ida knurrte nur, ohne die Augen zu öffnen. Sie hörte, wie seine schweren Schritte sich entfernten, und rutschte an der kalten Wand entlang in die Hocke. Entmutigt und völlig erschöpft legte sie das Gesicht in die Hände.

Sie musste eingenickt sein, denn lautes Klirren von Stahl und Martens basstiefes Brüllen ließen sie aufschrecken. Sie sprang auf und rannte um die Ecke. Der Anblick, der sich ihr bot, ließ sie für einen Moment erstarren. Drei behelmte und schwarz gekleidete Männer hatten Marten in eine Ecke gedrängt. Er schwang verzweifelt sein kurzes Schwert gegen die schwer bewaffnete Übermacht. Ein tiefes Grollen drang aus seiner Kehle, und er wehrte sich erstaunlich gut, obwohl die Schläge unaufhörlich auf ihn niederprasselten.

»Marten!«, schrie Ida und zog ihr Messer, um ihm beizustehen. Die Angreifer trugen schwarze Kettenhemden und Helme mit heruntergeklapptem Visier. In dem Augenblick, als sie auf den Mann zurannte, der Marten am ärgsten bedrängte, hob dieser sein Breitschwert zu einem mörderischen Hieb. Marten parierte unglücklich, das Schwert flog ihm aus der Hand und klirrte gegen die Wand. Einer der beiden anderen Männer nutzte die Gelegenheit und rammte sein Schwert tief in Martens ungeschützten Leib.

Ida schrie entsetzt auf und stürzte sich auf die Mordgesellen, aber unter ihren Fäusten zerfaserten die düsteren Gestalten wie Nebelstreifen im Wind.

Marten kauerte an der Wand. Aus der klaffenden Bauchwunde ergoss sich ein dunkler Blutstrom über seine Kleider und seine Hände, die sich vergebens bemühten, das hervorschießende Blut zurückzuhalten. Sein Atem ging schwer und röchelnd. Ida kniete sich neben ihn und begann hastig, ihren Umhang für einen provisorischen Verband zu zerschneiden.

»Habe sie nicht kommen sehen«, brachte Marten stöhnend hervor. »Waren da wie vom Himmel gefallen und griffen mich an. Prinzessin!« Seine Augen waren voller Todesangst auf sie gerichtet und flehten um Hilfe. Die Blutlache, in der er hockte, vergrößerte sich stetig.

Ida schob seine Hände beiseite, um ihren Umhang gegen die Wunde zu pressen. Ihr wurde übel, als sie sah, welches Unheil der Schwerthieb angerichtet hatte.

»Marty«, sagte sie drängend. »Halt das fest, hier. Ich brauche mehr Stoff.«

Seine blutigen Hände tasteten schwach über seinen Bauch und den Umhang, der schon

dunkel durchtränkt war. Er hustete und sank langsam zu Boden. »Zwecklos«, stöhnte er schwach. »Ich bin erledigt, Prinzessin. Lauf, bring dich in Sicherheit. Wenn sie zurückkommen ...« Seine Augen wurden glasig.

Ida rüttelte an seiner Schulter. Tränen liefen über ihr Gesicht. »Nicht aufgeben, mein Ritter. Halt durch, du wirst wieder ... alles wird gut!« Sie konnte sehen, dass er sie nicht mehr hörte. Sein rasselnder, stöhnender Atem setzte immer wieder aus. Ida presste ihren Umhang gegen seine Wunde und fluchte verzweifelt.

Ein langer, rauer Atemzug hob seine Brust, und er stieß ihn pfeifend wieder aus. »Weiter, Marty, atme weiter«, flehte Ida. »Du darfst nicht sterben, mein Ritter!« Seine Hände fielen herab. Ida sah in Martens gebrochene Augen, und Tränen verschleierten ihren Blick. »Nein«, stöhnte sie und schlug die Hände vors Gesicht. Sie saß lange neben dem Toten, zu erschüttert, um sich aufzuraffen und weiterzugehen, den toten Marten alleine in dem blutbespritzten Gang zurückzulassen.

»Ah«, krächzte es unverkennbar spöttisch. »Du darfst nicht alles glauben, was du siehst. Deine Augen betrügen dich. Willst du ewig hier hocken bleiben und heulen, Ida?«

Ida fuhr herum und starrte in ein Paar glänzend schwarzer Augen über einem mörderischen, wie zum Lachen aufgesperrten Schnabel. »Oh«, sagte sie unwillkürlich, und die riesige Krähe gab ein glucksendes Geräusch von sich.

»Also los, mach dich auf die Füße«, sagte der Vogel herrisch. »Willst du hier anwachsen? Komm, auf, wir haben zu tun. Das ist kein Ort, an dem man ungestraft zu lange verweilen darf.«

Ida drehte sich mit einer hilflosen Geste zu dem Toten um. »Marten«, sagte sie schwach.

Die Krähe pickte ungeduldig nach ihr. »Lass das liegen«, krächzte sie scharf. »Es ist Aas. Du lebst, und du solltest zusehen, dass du aus diesem Labyrinth herauskommst. Sie hätten gerne, wenn du hier drinnen sterben würdest. Willst du ihnen den Gefallen tun?«

Ida kam taumelnd auf die Füße. »Wer bist du? Und wer will mich töten?«

Die Krähe flog auf. »Folge mir, ich führe dich aus dem Labyrinth. Wir müssen deine Schwester finden, und unsere Zeit läuft ab. Aber denk daran: Traue deinen Augen nicht!«

Mit einem letzten Blick auf den toten Marten rannte Ida los. Die Krähe schlug ein unerbittliches Tempo an, und Ida musste ihre letzten Reserven mobilisieren, um Schritt halten zu können. Die düsteren Wände des Labyrinthes flogen an ihr vorbei, und sie hatte Mühe, den schwarzen Vogel nicht aus den Augen zu verlieren. Manches Mal sah sie gerade noch seine Schwanzspitze durch einen der Durchgänge verschwinden, wenn sie um eine Ecke bog. Schweiß lief ihr in die Augen, und ihr Herz drohte zu zerspringen.

Sie stolperte an einem Torbogen vorbei, warf einen benebelten Blick hindurch und hielt abrupt an. »Hier geht es hinaus«, rief sie keuchend. »Krähe, komm zurück! Hier ist der Ausgang!«

Sie trat durch das Tor. »Nein, Ida!«, hörte sie in der Ferne den Ruf der Krähe. »Nicht dort hinein!«

Ein großer Saal tat sich vor ihr auf. Ida sah sich misstrauisch um und fühlte sich für einen Moment in einen Garten versetzt: Kleine Säulen säumten wie Büsche und Hecken die schwarz gefliesten Wege auf dem grauen Boden, irgendwo plätscherte Wasser, und

hier und da standen Bänke unter Lauben, deren Mauerwerk so bearbeitet war, dass es wie rankender Wein wirkte. Die gesamte Umgebung war schwarz, grau und marmorweiß und wirkte wie die Stein gewordene Vorstellung eines gepflegten Parkes. Ida hob den Kopf und betrachtete die niedrige Decke, deren kunstvolles Mosaik die Umrisse von Wolken nachahmte. Die Pfeiler, die die Decke stützten, hatten die Form von Bäumen, und es hätte Ida nicht überrascht, hier und da ein marmornes Schaf zu erblicken.

»Verrückt«, murmelte sie und drehte sich zum Eingang um. »Was ist das hier, Krähe?« Sie verstummte erstaunt. Der Durchgang zum Labyrinth war verschwunden. Dort, wo sie glaubte, den Gartensaal betreten zu haben, plätscherte Wasser in einem kleinen Brunnen.

Ida setzte sich auf die Brunneneinfassung und schöpfte etwas von dem kühlen Wasser. Ihre Kehle war staubtrocken und rau. Sie trank und wusch sich das Gesicht. Dann rappelte sie sich auf und ging weiter in den seltsamen Steingarten hinein.

Beinahe wäre sie an der weiß gekleideten Gestalt vorbeigelaufen, so still saß sie auf einer der Bänke, die rund um einen thronähnlichen Sitz in der Mitte eines runden Platzes standen. Ida stutzte und trat zu der Bank.

Der schlanke Mann sprang überrascht auf und streckte ihr die Hände entgegen. »Ida«, sagte er erstickt. »Ich kann es nicht glauben! Wie hast du mich nur gefunden?« Er umarmte sie heftig. »Du darfst nicht hier bleiben«, hauchte er in ihr Ohr. »Sie ist jetzt nicht in der Zitadelle, aber wenn sie zurückkehrt und dich bemerkt, ist alles zu spät. Ich muss dich sofort von hier fortbringen!« Er ließ sie los und sah sich furchtsam um. Sein schmales Gesicht unter dem dichten blonden Schopf schien kaum ein Jahr älter geworden zu sein, seit sie sich zuletzt gesehen hatten.

»Albuin«, sagte Ida, die jetzt erst ihre Sprache wieder fand. »Albi, geht es dir gut? Ich hatte solche Angst, dass dir etwas zugestoßen sein könnte.«

Er wandte sich heftig zu ihr um, und sie sah die Schweißperlen auf seiner Oberlippe. Seine hellen Augen waren angstvoll geweitet, als er sie am Handgelenk packte. »Warum bist du nur gekommen? Ich habe so gehofft, dass du dich nicht herlocken lässt. Geh, Ida, geh schnell. Ich komme schon alleine klar ...«

»Albuin!« Ida packte ihn bei den schmalen Schultern und zwang ihn, sich ihrem Blick zu stellen. »Hör endlich auf! Ich muss wissen, was hier los ist, verstehst du? Wer hält dich hier fest und warum? Was ist deine Rolle in diesem Spiel?«

Er stöhnte und biss sich auf die Hand. »Ida, ich flehe dich an! Sie kann jeden Moment zurückkommen, und dann sind wir alle verloren!« Er schluchzte beinahe. Ida hielt ihn fest und zog ihn in eine der Lauben.

»Beruhige dich«, sagte sie streng. »Albuin, ich weiß, dass ›sie‹ – wer auch immer das sein mag – eine gewissenlose Mörderin ist, immerhin hat sie zwei Freunde von mir auf dem Gewissen.« Ihre Stimme versagte, und sie räusperte sich rau, ehe sie fortfuhr. »Du musst mir sagen, was hier vorgeht, Albi. Wer ist ›sie‹, und was hat sie vor?«

Der junge Mann fuhr sich zittrig mit den Händen über Gesicht und Haare. »Bei den Schöpfern«, stöhnte er. »Es tut mir leid, dass du von ihr hergelockt worden bist, Ida. Ich wollte meine Familie aus der Sache heraushalten, das darfst du mir glauben. Aber du besitzt etwas, das sie unbedingt haben will. Und ich bin noch immer nicht so weit, dass

ich mich ihr widersetzen könnte.«

Ida hätte ihn am liebsten gepackt und geschüttelt. »Wer ist ›sie‹ und was will sie von mir? Albi, bitte, rei dich doch zusammen!«

Er schloss die Augen und atmete tief durch. »Entschuldige, kleine Schwester«, sagte er ruhiger. »Ich bin vollkommen erledigt. Seit sie fort ist, habe ich nach einem Weg gesucht, sie aufzuhalten, aber meine Kräfte sind zu gering. Wenn du mir allerdings jetzt beistehst ...« Er sah sie mit neu erwachter Hoffnung an und griff nach ihrer Hand. »Du musst wissen, dass sie hinter den Herzen her ist, die du mit unserer Schwester htest. Sie darf sie auf keinen Fall in ihren Besitz bringen, Ida, denn das wäre unser aller Ende. Sie hält bereits das Herz des Todes in den Händen. Zusammen mit den vier kleineren Herzen wäre es ihr ein Leichtes, auch noch das Größte von allen an sich zu reißen. Sie wird uns alle vernichten, wenn sie die Herzen in ihre Gewalt bekommt, und ich schwöre dir, sie wird keinen Moment zögern! Sie ist vollkommen wahnsinnig.«

Ida lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Wer ist sie?«, fragte sie, um Ruhe bemüht.

Albuin seufzte. Seine hellen Augen zeigten deutlich sein Unbehagen, und wenn Ida ihren Bruder nicht besser gekannt hätte, hätte sie vermutet, dass er sich schämte. »Meine Meisterin«, sagte er leise. »Du weißt, warum ich von zu Hause fortgegangen bin. Ich war auf der Suche nach einem mächtigeren Meister, und ich habe sie gefunden, hier, in der Zitadelle. Ich war unbändig stolz darauf, unter allen anderen ausgewählt zu sein. Diese Magierin hat mich Dinge gelehrt, die ich mir bis dahin nicht einmal hätte träumen lassen.« Eine steile Falte stand zwischen seinen blonden Brauen. Er schlug die Augen nieder und blickte auf seine Hände. »Ich habe zu spät begriffen, dass sie mich nur deshalb erwählt hatte, um über mich an dich und unsere Schwester heranzukommen. Es ging ihr einzig und allein darum, die Herzen in die Hände zu bekommen. Das darf niemals geschehen, Ida, hörst du? Unsere Welt wäre in ihrer Gewalt!«

»Was können wir tun?«, fragte Ida, deren Herz vor Angst schneller schlug.

Albuin drückte ihre Hand und sah sie bittend an. »Ich bin ihr noch immer nicht ebenbürtig, aber mit Hilfe der Herzen kann es mir gelingen, sie unschädlich zu machen. Auf jeden Fall werde ich sie daran hindern, uns die Herzen gegen unseren Willen abzunehmen. Vertraust du mir, Ida? Willst du sie mir überlassen?«

Ida schwieg. Sie tastete nach dem Lederbeutel, in dem sie das stetige Pochen der beiden Herzen spürte. »Ich kann sie dir nicht geben. Es bringt mich um, Albi. Marten hat es versucht ...« Sie verstummte.

»Ich kann es tun«, sagte Albuin leise und bestimmt. »Ich bin ein Magier, hast du das vergessen? Ich bin noch nicht ganz so mächtig wie meine Meisterin, aber ich habe dazugelernt, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Keine Regenschauer mehr auf deinen Scheitel, kleine Ida.«

Seine Stimme, warm und voller Liebe, ließ in ihr die Tränen aufsteigen. Sie seufzte und fasste das Lederbeutelchen fester, nahezu entschlossen, ihm die Herzen zu geben. »Was ist mit Eddy?«, fragte sie. »Brauchst du nicht auch ihre Herzen, um die Magierin aufzuhalten?«

Sein Gesicht zeigte unverhohlene Erleichterung. »Richtig, du weißt es ja nicht: Adina ist

hier, die Magierin hat sie entführt. Sie irrt wahrscheinlich genau wie du im Labyrinth umher. Ich werde versuchen, unsere Schwester aufzuspüren, Ida. Warte hier auf uns. Im Moment kann dir nichts geschehen, ich spüre, dass meine Meisterin noch immer fort ist. Ich bin bald wieder bei dir.«

Ida sah ihm nach, wie er mit schnellen Schritten davonging. Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen. Was für ein Durcheinander! Waren Amos und Marten wirklich nur gestorben, damit eine größenwahnsinnige Magierin die Herzen in ihre Klauen bekam? Und woher konnte sie die Gewissheit nehmen, dass Albuin ihr die ganze Wahrheit sagte? Sie hatten sich jahrelang nicht mehr gesehen. Er konnte sich verändert haben. Woher wollte sie wissen, dass nicht er es war, der mit aller Macht nach den Herzen verlangte, und der damit das Schicksal der Welt in den Händen halten würde?

Sie seufzte und erinnerte sich. Die Prophezeiung ihrer Großmutter hatte gelautet, eines ihrer Enkelkinder werde der mächtigste und weiseste Magier sein, und seine Kräfte würden in dunkler Zeit dazu beitragen, das Herz der Welt zu erhellen und alle aus Not und Nacht zu führen. Das war natürlich Albuin, und jedes Wort, das er gesagt hatte, bestätigte bisher diese Prophezeiung.

Schnelle Schritte erklangen. Albuin kehrte zurück, gefolgt von der verwirrt dreinblickenden Eddy, die aufatmete, als sie ihre ruhig dasitzende Schwester erblickte. »Ida«, rief sie erleichtert. »Heiliger Kometenschweif, bin ich froh, dich zu sehen!« Sie umarmte ihre Schwester, und Ida erwiderte die Umarmung verblüfft. Als der Ring an ihrer Hand Eddys Schulter berührte, erklang ein leises, aber durchdringendes Summen, das wie eine wortlose Warnung in der Luft hing. Eddys Hand tastete nach Idas und umklammerte sie. Die Ringe berührten einander und wurden kalt. Ein leichtes, grünliches Glimmen ging von ihnen aus und wurde unmerklich stärker und heller.

»Wer ist dieser Typ?«, flüsterte Eddy ihr zu. »Er behauptet, unser Bruder zu sein, ist das wahr?« Ida nickte stumm. Eddy sah sich um. »Wo sind wir hier eigentlich? Ich war eben noch im Großen Nest, und plötzlich finde ich mich in diesem schrecklichen Labyrinth wieder. Ich dachte schon, ich würde nie den Weg hinaus finden ...«

»Adina, bitte, das alles hat doch Zeit«, unterbrach Albuin sie ungeduldig. »Wir können später noch in Ruhe darüber reden, wenn das hier vorbei ist. Sie kann jeden Moment zurückkommen. Gebt mir jetzt bitte die Herzen.«

Eddy sah ihn mit zusammengezogenen Brauen an, und Ida nestelte an dem Riemen des Lederbeutels. »Was wirst du tun?«

»Ich werde eine Zeremonie abhalten, die die Herzen für immer vor dem Zugriff meiner Meisterin in Sicherheit bringt. Wenn es mir gelingt, wird damit auch das Herz des Todes gebannt und machtlos sein. Dann sind wir in Sicherheit, Ida.« Er hielt ihr flehend die Hand hin.

Ida nickte ergeben und zog den Riemen über den Kopf. Sie sah Eddy fragend an, die mit grimmiger Miene in die Tasche ihrer Jacke griff. Albuin sah ihnen erwartungsvoll zu. »Du kannst garantieren, dass uns dabei nichts geschieht?«, fragte Ida, das Beutelchen locker zwischen ihren Fingern. Albuin nickte ungeduldig und griff gierig danach.

Hinter ihrem Rücken flammte ein grelles Licht auf. Eddy schrie und schirmte ihre Augen ab. Albuin, kalkweiß geworden in dem bläulichen Licht, starrte mit stecknadelkopfkleinen

Pupillen furchterfüllt auf den erhöhten Thronessel in der Mitte des kleinen Platzes. Ein dunkler Schatten saß inmitten des bläulich flammenden Infernos auf dem Thron und blickte auf sie herab.

»Du hast es wahrhaftig gewagt, mein Schüler«, flüsterte eine tonlose Stimme. Das Flüstern erschien Ida und ihrer Schwester lauter als das Tosen eines Wasserfalls und ließ sie beinahe ertauben. »Du wolltest mich hintergehen«, fuhr die grässliche Stimme leidenschaftslos fort.

Albuin stöhnte und sank mit flehend erhobenen Händen in die Knie. »Nein, bitte ... Ich wollte nicht ... Ich habe es für dich getan!«

Ein schreckliches Geräusch zerriss die Luft. Es dauerte einige Sekunden, bis Ida begriff, dass die schwarze, lichtumglühte Gestalt auf dem Thron lachte. Ida zog sich Schritt für Schritt zurück, bis sie neben der geblendet dastehenden Eddy stand und ihre Hand ergreifen konnte. Die Ringe an ihren Fingern waren von einer solch eisigen Kälte, dass sie reifbeschlagen in der Wärme ihrer Berührung leise zischten.

»Du hast alles aufs Spiel gesetzt, du dummer Junge.« Das unbarmherzige Flüstern drang unvermindert laut an Idas Ohren. »Du hättest es beinahe geschafft, alles zu vernichten, was ich geschaffen habe. Warum warst du so gierig, mein Kind? Warum nur?«

»Bitte«, winselte Albuin. Sein kalkweißes Gesicht nahm in dem Licht, das von der Gestalt ausging, eine bläuliche Tönung an, die ihn aussehen ließ, als sei er tot. »Bitte, hab Erbarmen. Ich habe einen Fehler gemacht, das wird nie wieder vorkommen. Bitte, Herrin!«

Die Gestalt neigte sich bedrohlich über ihn. »Du hättest meine Macht mit mir teilen können«, zischelte sie. »Wir hätten gemeinsam über diese Welt, über alle Welten geherrscht. Warum war dir das nicht genug?«

Albuin winselte nur noch. Die schwarzen, schemenhaft zu erkennenden Hände in der Lichtflut griffen nach seiner Kehle. Er kreischte auf und begann, grässlich zu schreien. Das kalte, bösartige Licht hüllte ihn vollständig ein. Sein schmaler Körper zuckte und wand sich heftig, konnte dem Griff der schwarzen Hände aber nicht entkommen. Seine Schreie wurden schwächer und verstummten endlich. Seine zuckenden Bewegungen hörten ganz auf. Die schwarze Gestalt öffnete ihre Hände und ließ den leblosen Körper achtlos zu Boden fallen. Ihr Kopf richtete sich auf, und Ida fühlte mehr, als sie wirklich sah, dass die unsichtbaren Augen sich auf sie und Eddy richteten.

»Weg hier!«, keuchte Eddy und riss an Idas Ellbogen. Stolpernd und gegeneinander stoßend stürmten sie davon, während das grauenvolle Lachen gellend hinter ihnen her schallte.

Wir rannten, als wären uns alle Teufel des Weltalls auf den Fersen. Das grässliche, irre Gelächter wurde leiser, und ich hörte bald nur noch unser heftiges Keuchen und das Geräusch unserer auf den Steinboden klatschenden Füße. Wir stürmten durch einen kleinen Durchgang und rannten endlose Gänge hinunter, bis die Erschöpfung über unser Entsetzten siegte, und wir uns nach Luft ringend und mit feurigen Blitzen und Sternchen vor den Augen einfach auf den Boden fallen ließen.

»Was hatte das zu bedeuten?«, fragte ich hustend. Ida hockte mit angezogenen Knien da, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und antwortete nicht.

Endlich hob sie den Kopf und sah mich an. »Wir sind wieder in dem verfluchten Labyrinth«, sagte sie matt. »Lass uns weitergehen, Eddy. Vielleicht taucht ja meine Führerin wieder auf, ehe die Magierin uns findet.«

Ohne ihre Worte zu erklären, zog sie mich hoch und mit sich. Ich folgte ihr brav, was blieb mir auch anderes übrig. Im Gegensatz zu mir schien Ida zumindest eine Ahnung zu haben, wo wir uns befanden und was hinter der ganzen Angelegenheit steckte. Schaudernd dachte ich an das eben Erlebte zurück. Der junge Mann, der sich als mein Bruder – mein Bruder! – vorgestellt hatte, war tot, kaum, dass ich ihn kennen gelernt hatte. Gestorben auf eine Art, die ich mir nicht erklären konnte. Und das Wesen, das in dieser grausamen Lichtflut gehockt hatte ... Ich schüttelte mich wieder. Ich brauchte mich nicht zu fragen, wovon meine nächsten Albträume handeln würden.

»Halt«, zischte Ida und riss mich aus meinen Grübeleien. Sie blieb stehen und zog mich in den Schutz des Durchgangs zurück, den wir gerade passiert hatten. Sie legte den Finger auf die Lippen und lauschte. Dort draußen waren Leute, die gedämpft miteinander redeten.

Ida schob vorsichtig den Kopf vor und blickte um die Ecke. Ich unterdrückte ein Stöhnen und biss mir vor Aufregung auf die Lippe. Ida blies den angehaltenen Atem durch die Zähne, und ein leiser Pfiff ertönte. Ich kniff sie wütend in die Seite.

Von draußen klang wie zur Antwort ein ähnlicher Pfiff zurück. Ida zog mich vorwärts. Gesichter wandten sich uns zu, erst erschreckt, dann zutiefst erleichtert.

»Dix«, sagte ich erschüttert.

»Mellis«, rief Ida erfreut. »Was macht ihr, wo kommt ihr her?«

Die kleine Grennach klopfte ihr herzlich auf den Arm. »Wir sind euer todesmutiges Rettungskommando. Aber anscheinend habt ihr das gar nicht nötig, wenn ich euch so ansehe.«

Ida schnaufte erheitert, und mir wurden die Knie weich. »Sag bloß, ihr wißt, wo's hier rausgeht?«, wandte ich mich an Dix. Sein zerkratschtes Gesicht legte sich in spöttische Falten.

»Ach, sind wir doch nicht umsonst hier?« Er grinste frech. Ich klopfte ihm unsanft auf den Kopf, und er grummelte aufgebracht.

Mellis wandte sich mit gespitzten Ohren der nächsten Abzweigung zu. »Los, Beeilung«, befahl sie. »Tallis und Ylenia halten den Schutzzauber zwar aufrecht, aber es kostet sie sehr viel Kraft. Wir sollten zusehen, dass wir hier rauskommen. Den Schöpfern sei Dank, dass wir euch so schnell gefunden haben!«

Sie winkte auffordernd, und wir setzten uns in Trab. Ich jubilierte innerlich. Endlich wieder Tageslicht und freies Land um mich herum, ein weiches Bett und normale Häuser, nicht dieses grässliche Labyrinth. Diesen Ort hier würde ich freiwillig nie wieder betreten, das schwor ich mir.

Ich konnte es beinahe nicht glauben, aber schon nach wenigen Minuten hatten wir das Labyrinth verlassen und erreichten eine steile Treppe in einem dicken Pfeiler, die aus dem Kellergewölbe herausführte. Ida legte vorsichtig eine Hand auf das Gemäuer und blickte benommen auf die Stufen.

»Ich konnte diese Treppe nicht wieder finden«, sagte sie mit belegter Stimme. »Ich bin

aus dem Labyrinth nicht mehr herausgekommen. Und Marty, Marty und Albuin ...«

Sie konnte nicht weitersprechen. Ich sah ihre Tränen und strich ihr unbeholfen über die Schulter. Ida nahm meine Hand. Wieder schienen die Ringe, als sie sich berührten, kleine elektrische Impulse durch meine Nerven zu senden.

Wir machten uns an den Aufstieg, der lang und ermüdend war, aber bei weitem nicht so lang, wie ihr Weg hinab gewesen war, wie Ida uns versicherte. Oben erwartete uns eine riesige Halle, die staubig und verlassen und überaus harmlos aussah. Das Licht der hellen Mittagssonne schien durch schmale Fensterschlitze in den meterdicken Mauern und ließ Staub und Ruß wie Diamanten funkeln. Ich atmete tief ein und unterdrückte einen Freudenschrei. Nie hätte ich gedacht, dass ich schlichtes Sonnenlicht derart vermissen würde.

Ich drückte Idas Hand, und sie blickte mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Das ist hell, hm? Ich fühle mich, als hätte ich seit Jahren keine Sonne mehr gesehen.«

»Wir sind noch nicht in Sicherheit«, mahnte Mellis. »Erst müssen wir noch von der Insel runter. Beeilt euch, ich möchte Tallis und Ylenia nicht über Gebühr anstrengen. Es kostet sie große Kraft, den Zauber aufrechtzuerhalten.«

Zwei Boote lagen am Fuß einer Treppe, die direkt ins Wasser führte. Ich warf einen Blick zurück auf die abweisenden Mauern der Zitadelle, die schwarz und schweigend über uns aufragten, und schauderte. Keine zehn Shuttles würden mich hier je wieder herbringen!

Unser Boot stieß sanft ans Ufer. Die zackige Silhouette der Zitadelle lag beruhigend weit hinter uns. Mellis sprang auf den sandigen Boden und trieb uns wieder zur Eile an. Wir zogen das Boot an Land und liefen dann zum Waldrand. Ein Pferd schnaubte erschreckt. Mellis ließ einen Ruf hören. »Wir haben sie«, meldete sie mit klingender Stimme.

»Den Schöpfern sei Dank«, antwortete jemand matt. Eine hoch gewachsene, weiß gekleidete Gestalt schob sich durch den dichten Farn.

»Tante Ylen«, rief Ida und lief auf sie zu, um ihr in die Arme zu fallen. Die weiße Hexe umarmte sie stumm und blickte dann mich an, Tränen der Erleichterung in den goldenen Augen.

»Eddy«, murmelte eine Stimme. Ich drehte mich erschreckt um und sah in Tallis' dunkle Augen. Die alte Grennach hockte auf dem Boden und schien sogar zu schwach, um aufzustehen. Ich kniete mich neben sie und umarmte sie heftig.

»Danke«, flüsterte ich ihr ins Ohr. »Danke, Tallis. Ihr habt uns von einem schrecklichen Ort befreit.«

Sie legte ihre Arme fest um mich und schmiegte ihre weiche Wange an meine. »Den Baumwesen sei gedankt dafür«, sagte sie leise. »Ich hatte solche Angst, dass es uns nicht gelingen würde.«

Dix kniete sich neben uns und legte seine Hand kurz auf meine Schulter. Ich sah in seine samtbraunen Hundeaugen und musste schlucken. »Du hast mir schon wieder aus der Klemme geholfen«, sagte ich schroff, um meine Rührung zu verbergen. »Lass dir das ja nicht zur Gewohnheit werden, Kleiner, hörst du?« Er nickte fröhlich.

»Lasst uns aufbrechen«, befahl Ylenia ungeduldig. »Ich befürchte, dass wir hier nicht in Sicherheit sind. Ich würde mich besser fühlen, wenn wir wenigstens einen Tagesritt von

dieser verfluchten Zitadelle fort sind.«

Unsere Rückreise zum Großen Nest gestaltete sich weitaus weniger anstrengend, als ich befürchtet hatte. Wir wurden durch keinerlei Widrigkeiten aufgehalten, und schneller als erhofft erreichten wir den endlosen Wald, der den gigantischen Baum beherbergte. Dennoch ritten wir in einer niedergeschlagenen und düsteren Stimmung dahin, die jeden Reisetag zur Qual machte, denn Idas Verhalten war seltsam und beängstigend.

Während der ganzen Zeit ritt sie schweigsam und wie eine Fremde neben uns her. Ihr Gesicht war bleich und angespannt, und immer wieder schüttelte sie den Kopf oder rieb sich die Augen. Hin und wieder spürte ich, wie Idas ferner Blick auf mir ruhte, aber sie richtete kaum einmal aus eigenem Antrieb das Wort an mich oder an eine der anderen. Manchmal schienen ihre Augen durch das, was sie umgab, hindurchzusehen auf eine seltsame, Furcht erregende Erscheinung, und dann war ihr Gesicht voller Angst und Ekel. Sie schreckte zusammen, wenn Ylenia oder jemand anderes sie berührte, und vermied ihrerseits jeden körperlichen Kontakt zu ihren Begleiterinnen.

Ihr ganzes Benehmen glich mit jedem verstreichenden Tag mehr dem einer Geisteskranken. Ich sah die Blicke, die Ylenia und Tallis miteinander wechselten und die nur allzu beredt von ihrer Sorge um den offensichtlich zerrütteten Geist meiner Schwester sprachen. Als sich unsere Reise dem Ende zuneigte und wir uns ein letztes Mal um das Feuer zum Schlafen niedergelegt hatten, hörte ich, wie sie und Tallis sich leise miteinander berieten. Beide waren sich einig darüber, dass Ida der Last, die sie zu tragen hatte, nicht länger gewachsen war, und fragten sich, wie lange ich noch die Bürde der Herzen ertragen konnte, ehe auch ich zusammenbrach. Ylenia war fest entschlossen, uns so schnell wie eben möglich davon zu befreien.

Ich lauschte stumm und mit angehaltenem Atem ihren leisen Worten. Ida, die neben mir lag, regte sich sacht. Tallis und Ylenia waren verstummt und lagen reglos in ihre Decken gewickelt neben dem verlöschenden Feuer. Ich blickte noch eine Weile nachdenklich in die rötlich verglimmende Glut. Ida wälzte sich herum und murmelte etwas.

»Was hast du?«, fragte ich bang und ohne große Hoffnung auf eine Antwort.

Sie seufzte und drehte sich zu mir. »Ich weiß es nicht«, hauchte sie. »Irgendetwas stimmt nicht mit meinen Augen. Ich sehe Dinge, die es eigentlich nicht geben dürfte ...« Sie stockte, und ich hörte ihren mühsamen Atem. »Alles sieht falsch aus und fühlt sich falsch an. Falsch und böse. Ich sollte froh sein, dass sie uns aus der Zitadelle gerettet haben, aber ich habe Angst, Eddy. Hat Tallis Recht, bin ich den Herzen nicht gewachsen und werde langsam verrückt?«

Ich schwieg bedrückt. Ich wollte Ida beruhigen, aber mir fiel nichts ein, was ich ihr hätte sagen können. »Schlaf nur«, sagte ich matt. »Morgen Abend sind wir zu Hause im Nest, und dann wird alles gut. Das alles ist sicher nur eine Nachwirkung des Schreckens, den du erlitten hast.«

Es klang nicht besonders überzeugend. Ida drückte stumm und mutlos meine Hand und rollte sich wieder in ihre Decke ein. Ich lag noch lange wach und starrte ins Dunkel, ehe meine brennenden Augen zufielen und ich in traumlosen Schlummer sank.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages erreichten wir das Große Nest. Ich war

überrascht darüber, mit welch heimatlichen Gefühlen ich an dem riesigen Baum emporblickte, als wir auf den Transportkorb warteten, der uns hinauftragen sollte. Mein altes Schlafnest erwartete mich schon, und ich grub mich wohlig in die weich gepolsterte Kuhle.

Meiner Schwester begegnete ich am nächsten Tag, als ich mich auf den Weg zu meinem Badeteich machen wollte. Sie stand verloren zwischen den Wurzelwällen auf dem weichen Waldboden und blickte mit diesem wahnsinnigen Ausdruck in ihrem blassen Gesicht auf die Bäume, die die Lichtung umgaben. Sie wirkte auf mich wie ein Tier in der Falle, das verzweifelt nach einem Ausweg suchte. Ich sprach sie leise an, und sie fuhr zu mir herum, als hätte ich sie mit einer Nadel gestochen.

»Komm, wir gehen schwimmen.« Ich nahm sie behutsam bei der Hand. Sie folgte mir willenlos und stumm zum See. Zu meinem Erstaunen ließ sie sich bereitwillig in das kühle Wasser gleiten, um eine Weile zu schwimmen. Als sie schließlich neben mir im weichen Gras in der Sonne lag, war ihr Gesicht zum ersten Mal wieder entspannt und ruhig. Sie lag mit geschlossenen Augen da und genoss die Wärme auf ihrer Haut. Ich griff nach ihrer Hand, und unsere Ringe berührten sich mit einem sanften Klingen. Ida wandte mir das Gesicht zu, öffnete aber nicht die Augen.

»Du siehst es wirklich nicht, oder?«, fragte sie leise. Ich hob ratlos die Schultern. Sie löste ihre Hand aus meinem Griff, um nach ihren Kleidern zu greifen und sich anzuziehen. Als sie den Gürtel schloss, verharrten ihre Finger über ihrem schmalen Messer, und sie runzelte beinahe ärgerlich die Stirn.

Mit einem unwilligen Laut zog sie das Messer aus der Schlaufe und wog es in der Hand. Ehe ich reagieren konnte, stieß sie die Klinge in ihre Hand und trieb sie hindurch, bis das Heft gegen die Handfläche stieß und die blutige Spitze weit aus ihrem Handrücken ragte. Ein winziges Rinnsal Blut lief aus der Wunde über ihre Finger und tropfte auf das Gras. Idas Gesicht war friedlich und zeigte keine Spur von Schmerz.

»Bist du wahnsinnig geworden?«, schrie ich sie an. Sie lächelte sanft und schlug mit dem Handrücken fest auf ihr Bein. Die Messerspitze drang tief in den Oberschenkel ein und nagelte ihre Hand darauf fest.

Ich griff nach dem Messer und zog es behutsam heraus. Aus der klaffenden Wunde in Idas Hand sprudelte nun stark das Blut. Auch auf ihrem Hosenbein bildete sich ein dunkler Fleck, der sich langsam ausbreitete. Kurz entschlossen riss ich einen Streifen Stoff von meinem Hemd und wickelte ihn um Idas blutende Hand. Ida betrachtete seltsam distanziert mein Tun. Sie gab keinen Laut von sich. Ihr Gesicht zeigte einen sanft verwunderten Ausdruck, gerade so, als frage sie sich, warum ich eigentlich dieses ganze Getue um sie machte. Ich zog meine Hose und meine Jacke an und blickte auf meine Schwester, die ihr Gesicht der Sonne zugewandt hatte und still in sich hineinlächelte. Mir war angst und bange um sie.

»Hast du die Krähe gesehen?«, fragte sie träumerisch. Die verbundene Hand ruhte in ihrem Schoß, und die Finger regten sich sacht.

»Welche Krähe?«

Sie hob die Schultern in einer ungeduldigen Geste. Dann deutete sie beinahe zornig auf meine Lederjacke. Ich schüttelte den Kopf und griff in die Tasche, um die kleine

Holzkrähe herauszuziehen und sie Ida in die unverletzte Hand zu drücken. Ida betastete die Figur und presste die Lippen zusammen.

»Ah!«, sagte sie unwillig. Es klang so sehr wie Jinqx, dass ich zusammenzuckte. »Du siehst es nicht, oder?«, wiederholte sie die Frage, die sie schon einmal gestellt hatte. Ich schüttelte nur stumm und verwirrt den Kopf.

Ida sah mich beinahe mitleidig an. Ihre Augen waren von einer sternenfunkelnden Nachtschwärze. »Vielleicht kann ich es dir zeigen«, sagte sie unvermittelt. Ein silbriger Wolkenschatten zog über ihre Augen. Sie griff nach meiner Hand, dass unsere Ringe sich sacht berührten, und legte die Finger der anderen an meine Wange.

So standen wir einige Augenblicke lang reglos da. Ein kalter Hauch zog durch meinen Kopf. Lange, fremde Finger schienen nach meinem Geist zu greifen und ihn unbarmherzig zu packen und zusammenzupressen. Mein Blick verschwamm auf Übelkeit erregende Weise. Ich musste an mich halten, um nicht vor Entsetzen aufzuschreien.

»Siehst du es jetzt?«, flüsterte eine Stimme in meinem Kopf. Der Griff der eisigen Hand um mein Bewusstsein verstärkte sich, bis mein Atem stockte und feurige Funken vor meinen Augen stoben. Ich war nicht mehr in der Lage, mich zu bewegen. Alles, was ich ansah, die Bäume, der kleine See, der Himmel über uns, die vorüberziehenden Wolken, bekam ein krankes, falsches Aussehen. Die Farben veränderten sich, wurden giftig und bössartig. Die Konturen der Dinge erzitterten und verschwammen, verdoppelten sich und schoben sich ineinander. Die Bäume griffen mit bedrohlichen Krallenhänden nach mir, das hohe Gras schlang sich messerscharf um meine Knöchel, um mich zu fesseln und zu zerfleischen. Der glühende Himmel, aus dem eine schwarze Sonne stach, senkte sich tonnenschwer auf mich herab, und der See schien mich wie die leere Augenhöhle eines Totenschädels anzugrinsen.

Ich würgte und kämpfte mit aller Kraft gegen die mich fesselnde Starre an. Mit einem Schrei löste ich den klammernden Griff um meinen Geist und riss mich los. Die Realität schnappte zurück und stürzte über mir zusammen. Ich sank in die Knie und erbrach mich krampfhaft und heftig.

Als ich endlich wieder in der Lage war, meine Umgebung wahrzunehmen, fiel mein Blick auf meine Schwester, die reglos am Seeufer kniete. Sie hielt einen Glühstein in der Hand und starrte darauf nieder.

»Es tut mir leid. Aber du hast es jetzt auch endlich gesehen, nicht wahr? Die Krähe hatte Recht, ich darf meinen Augen hier nicht trauen.« Sie ließ den Glühstein blendend hell aufflammen und führte ihn an ihr Gesicht. Ehe ich auch nur eine Bewegung machen konnte, hatte sie ihr grauenhaftes Werk vollendet und hockte da, die Hände vor die ausgebrannten Augenhöhlen geschlagen.

»Was hast du getan?«, keuchte ich. Sie ließ die Hände sinken, die Lider über die leeren Augenhöhlen gesenkt und mit friedlicher Miene.

»Lass uns jetzt gehen«, sagte sie ruhig. »Wir haben schon zu lange gezögert, meine Schwester. Ich kann es nun klar erkennen. Wir müssen zurück.« Eine Krähe rief heiser und misstönend. Als sei das ein Signal gewesen, stand Ida auf und griff nach meiner Hand. »Komm. Bringen wir es zu Ende.«

Sie trat einen Schritt auf das Ufer zu, und ich folgte ihr wie betäubt. Wieder

veränderten sich die Farben: Der Himmel wurde blutig rot, und das Grün der Bäume und des Grases verfärbte sich zu einem giftigen Violett. Das bleiern aussehende Wasser des Sees schäumte böseartig auf. Ich zögerte, weiterzugehen, aber Idas fester Griff um meine Hand lockerte sich nicht, sie zog mich unbarmherzig weiter mit sich. Ein zweiter Schritt, und erneut erzitterten die Konturen der Umgebung, begannen sich zu verformen und ineinander zu fließen. Mir wurde übel, aber es war mir unmöglich, meine Augen zu schließen. Der dritte Schritt, mit dem wir eigentlich den Rand des Wassers hätten erreichen müssen, führte uns in eine zähe, unnachgiebige Luftmasse, die uns einfing und festhielt wie Bernstein ein kleines Insekt. Die Umgebung erstarrte zu einer verwackelten, falsch belichteten Fotografie. Ida schob unbeirrbar ihren Fuß vor zum nächsten Schritt und zerrte mich mit sich. Etwas dehnte sich und riss. Die erschreckend falschfarbene, erstarrte Landschaft, in der wir gefangen waren, zersplitterte in tausend Scherben und verschwand mit einem trommelfellzerfetzenden Schrillen in undurchdringlicher Schwärze.

Blind tappte ich hinter Ida her, die ohne ein merkliches Zögern weiterging. Ein sanftes graues Glühen schimmerte auf und wurde stetig heller. Ich blinzelte und schluckte. Steinerne Säulen wuchsen ringsherum aus dem Boden und reckten sich einer niedrigen, gewölbten Decke entgegen. Unzählige Durchgänge und Torbögen standen dunkel und schweigend da und erwarteten unser Eintreten.

Ida blieb stehen und wandte sich zu mir um. Ich starrte sie sprachlos an.

»Aber wir sind ...«, begann ich ungläubig zu erkennen. »Wir sind wieder in der Zitadelle!«

»Wir waren niemals fort. Keinen Augenblick lang.«

Meine Knie wurden weich, und ich setzte mich auf den harten, kalten Steinboden. »Aber Tallis«, stotterte ich hilflos. »Tante Ylenia ...«

Ida hockte sich neben mich. »Wir müssen zurück ins Labyrinth. Die Magierin hat uns abgelenkt, und vielleicht wäre es ihr auf diese Weise sogar gelungen, sich die Herzen zu erschwindeln. Wir müssen handeln, Eddy. Uns bleibt keine andere Möglichkeit, wenn wir jemals wieder von hier entkommen wollen. Wir müssen uns ihr stellen, sonst werden wir uns den Rest unseres Lebens fragen, ob wir in Wirklichkeit noch immer durch die Zitadelle irren!«

Ich fror. Die Illusion unserer Flucht aus der Zitadelle war zu plastisch und zu überzeugend gewesen. Der Gedanke, auf ewig durch dieses Labyrinth zu stolpern und sich möglicherweise noch nicht einmal dessen bewusst zu sein, jagte mir einen tödlichen Schrecken ein.

»Wie hast du es nur bemerkt?«, fragte ich und stand auf. Meine Beine waren noch immer ein wenig unsicher, deshalb lehnte ich mich für einen Moment an eine Säule. Ida hob in einer verwirrten Geste die Hände und ließ sie wieder sinken.

»Ich weiß es nicht. Es fühlte sich alles irgendwie falsch an. Und wenn ich die Augen schloss, konnte ich immer noch das Labyrinth sehen. Zuerst dachte ich, das wäre die Erinnerung, die mich nicht loslassen wollte. Aber das Bild wurde immer deutlicher.«

Sie verstummte und zupfte unruhig an dem Verband um ihre Hand. Sie streifte ihn ab und hielt mir stumm die Handfläche entgegen. Dort war nicht die kleinste Spur einer Verletzung zu sehen. Ich starrte auf die unversehrte Haut ihrer Hand und schüttelte

ungläubig den Kopf. »Ich habe nichts gemerkt«, sagte ich heiser. »Ich hätte Ylenia die Herzen gegeben, wenn sie es verlangt hätte. Ich war so verängstigt und beunruhigt über deinen Zustand!«

Ida seufzte und band sich den Stoffstreifen um ihre Augen. Sie fasste nach meiner Hand. »Gehen wir«, bestimmte sie. »Wir sollten nicht noch mehr Zeit verlieren. Inzwischen hat sie bestimmt bemerkt, dass wir ihrer Illusion entkommen sind!« Sie führte mich trotz ihrer Blindheit sicher durch die verwirrenden Gänge des Labyrinths. Schneller, als mir in meiner Verwirrung lieb war, standen wir vor dem Eingang zu dem Gartensaal, in dem unser Bruder sein Ende gefunden hatte. Ida zögerte und wandte mir unschlüssig ihr bleiches Gesicht zu. Ich sah, dass sie Angst hatte, und seltsamerweise beruhigte das mein eigenes Herzklopfen, statt es zu vergrößern. Ich drückte ihre Hand und murmelte: »Also los, meine tapfere Schwester. Stellen wir uns dem Monstrum.«

Ida lächelte schwach und nickte. Ohne mich loszulassen, tastete sie nach dem Lederbeutel an ihrer Brust, der die beiden Herzen umhüllte. Ich griff in meine Tasche und nahm meine beiden Schützlinge in die Hand. Der scharfe Schnabel der Holzkrähe stach in meinen Handballen. Ida wies stumm auf den Eingang, und Schulter an Schulter traten wir hindurch.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartet hatte, und war gleichermaßen erleichtert wie enttäuscht von dem Anblick, der sich uns bot. Keine Spur deutete mehr auf das gewaltsame Ende unseres Bruders hin. Der Thronessel in der Mitte des Saales stand stumm und verlassen da, ohne ein Zeichen von der Erscheinung, die bei unserer letzten Anwesenheit hier so schrecklich gewütet hatte.

Ida ließ meine Hand los und wandte unruhig den Kopf von einer Seite zur anderen. Sie schien enttäuscht. »Ich verstehe das nicht«, sagte sie gedämpft. »Ich war so sicher, dass wir hierher zurück müssen. Was tun wir jetzt, Eddy?«

Ich öffnete den Mund, um ihr zu versichern, dass ich genauso ratlos war wie sie, als sie plötzlich von meiner Seite verschwand. In einer Sekunde stand sie neben mir und in der nächsten war sie fort, als hätte es sie niemals gegeben. Ich war allein.

Ida verschlug es den Atem, als sie sich so unvermutet allein in dem verlassenen Gartensaal fand. Der Silberring an ihrer rechten Hand prickelte unangenehm, und sie rieb ihn unwillkürlich. Wohin mochte ihre Schwester so plötzlich verschwunden sein? Gerade hatten sie noch miteinander gesprochen, und im nächsten Augenblick war Eddy verschwunden gewesen, als hätte sie niemals existiert. Vielleicht war auch Eddy nur eine Illusion der schwarzen Magierin gewesen. Wozu hatte das Trugbild sie verleiten sollen? Hatte sie die Entscheidung, hierher zurückzukehren, wirklich aus eigenem Entschluss getroffen, oder war sie einer Einflüsterung ihrer Schwester erlegen?

Sie rief sich streng zur Ordnung. Fruchtlöse Grübeleien würden jetzt nur schaden. Sie war hier, und sie hatte eine Aufgabe zu erledigen. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Sie konnte es nicht alleine schaffen. Ohne Eddy und die Herzen, die ihre Schwester hütete, war sie verloren.

Über dem Thronessel schimmerte weiches Licht. »Ida«, hauchte eine atemlose Stimme. Das matte Glühen verstärkte sich und umhüllte eine helle Gestalt, die auf dem Sessel kauerte. Blasse Hände umklammerten die Armlehnen, schlanke Beine waren auf

den marmorweißen Sitz gezogen. Ida trat zögernd einen Schritt näher. Ein blonder Kopf neigte sich ihr zu, und angsterfüllte helle Augen musterten ihr Gesicht.

»Ida, den Schöpfern sei gedankt«, sagte der junge Mann erleichtert. »Ich hatte solche Angst um dich!«

»Albi«, sagte Ida erschüttert. »Albi, bist du es wirklich? Ich fürchtete, du seist tot!«

Der junge Mann schwang sich hastig von dem Thron herab. »Ida, wir müssen fliehen«, drängte er. Sein Gesicht war hager vor Erschöpfung und Furcht. »Ich bin ihr nicht gewachsen, sie ist unendlich mächtig. Sie wird uns vernichten, wenn sie uns hier findet!« Er musterte sie. »Warum, bei den Schöpfern, hast du dir die Augen verbunden?«

»Weil ich so besser sehen kann«, erwiderte Ida scharf. »Warum sollte ich dir glauben? Du hast versucht, mich hereinzulegen, damit ich dir die Herzen gebe!«

Albuin sah sie flehend an. »Ich kann dir alles erklären, Ida, aber nicht jetzt, nicht hier, ich bitte dich! Sie hat mich gezwungen, dich hinters Licht zu führen, ich hatte keine Wahl. Ich konnte aus ihrem Bann entfliehen, aber sie ist hinter mir her. Ich flehe dich an, Ida, wir müssen hier raus!«

Zögernd folgte sie ihm zur Tür. Aber noch ehe er sie erreichte, flammte ein böses, kaltes Licht in der Türöffnung auf und schloss sie in den Saal ein. Albuin fuhr herum, und sein Gesicht verzerrte sich vor Angst. »Gib mir die Herzen, schnell. Das ist unsere einzige Chance, Ida. Mit ihnen kann ich sie aufhalten. Sie wird uns sonst vernichten!«

Ida umklammerte das Lederbeutelchen und wich zurück an die Wand. »Gib dir keine Mühe. Wenn du die Herzen haben willst, musst du sie dir selber holen.«

Das hübsche Gesicht des Mannes verzerrte sich in hilfloser Wut. Ida begriff. »Das kannst du nicht«, flüsterte sie entgeistert. »Du kannst sie mir nicht mit Gewalt abnehmen, habe ich Recht?«

»Ida, sei vernünftig. Ich kann uns nur so retten. Gib mir die Herzen!«

»Du bist nicht mein Bruder, habe ich Recht? Wo ist Eddy? Was hast du meiner Schwester getan?«

Der blonde Mann zischte einen erbitterten Fluch. »Du warst schon immer so verdammt stur. Ida, jetzt reiß dich bitte einmal in deinem Leben zusammen. Willst du nun hier raus, ja oder nein?«

Ida zögerte. Dann schüttelte sie entschieden den Kopf. »Gib auf. Du täuschst mich nicht länger, Schwarze Hexe!«

Ein blendendes Licht flammte auf, drang schmerzhaft durch ihre geschlossenen Lider und nagelte sie an ihren Platz. Eine groß gewachsene Gestalt neigte sich über sie und griff nach den Kleinodien, die sie umklammert hielt. Ida schrie auf und warf sich zurück. Eisige Finger berührten die Binde über ihren Augen, die plötzlich glühend kalt wurde. Ida schrie wieder und fuhr mit den Händen an ihre Augen. Die Binde saß unverrückbar fest und blendete sie vollkommen. Sie konnte nicht mehr sehen, was um sie herum geschah.

»Du hast Recht«, bohrte sich das grässliche Flüstern der Magierin in ihren schmerzenden Kopf. »Ich kann mir deine Schätze nicht gegen deinen Willen nehmen, kleine Anida. Aber ich kann dich festhalten, bis du sie mir freiwillig gibst, oder bis du stirbst. Suche es dir aus, mein Kind. Du hast die freie Wahl.«

Das Lachen der Magierin schrillte durch Idas Kopf und wurde lauter und lauter. Ida

presste die Hände gegen die Ohren und schrie vor Schmerz und Angst, bis endlich eine gnädige Ohnmacht sie erlöste.

Das Verschwinden meiner Schwester erfüllte mich mit heftiger Panik. Ich musste an mich halten, um nicht blindlings aus dem Gartensaal zu flüchten. Was mich schließlich rettete, war die ohnmächtige Wut, die in mir aufstieg. Es nutzte nichts, kopflos durch das Labyrinth zu irren. Ich musste zuallererst Ida wiederfinden, denn ohne sie war ich hier verloren.

Ein letztes Mal blickte ich mich in dem offensichtlich leeren Saal um und wandte mich dann zur Tür. Irgendwo in diesem verfluchten Labyrinth war meine Schwester, und ich fing am besten schleunigst damit an, sie zu suchen.

Als ich aus der Tür trat und verunsichert den endlosen Gang entlangblickte, glaubte ich einen Moment lang, irgendwo in der Ferne meinen Namen gehört zu haben. Ich ging die wenigen Schritte zu einem der nahen Durchgänge und lauschte.

»Eddy«, wisperte es verzerrt und hohl zwischen den grauen Mauern. Ich durchquerte den Torbogen und wartete, bis das Echo meiner Schritte verhallt war. Wieder flüsterte ein leiser Luftzug meinen Namen. Ich folgte dem lockenden Ruf durch zahllose Tore und Gänge, ohne dass er jemals deutlicher als ein ersterbendes Flüstern wurde. Jemand schien mich narren zu wollen und führte mich wahrscheinlich unaufhaltsam von dem Ort fort, an dem sich Ida aufhielt. Ich sank in die Hocke und lehnte mich entmutigt an eine kalte Wand.

»Eddy«, drang es etwas lauter an mein Ohr. Ich schrak auf und horchte misstrauisch, ob der Ruf sich wiederholte. Wie in aller Welt sollte ich es nur anstellen, Ida wieder zu finden? Möglicherweise irrte sie gerade genauso durch das Labyrinth wie ich. Wir würden bis an unser Lebensende aneinander vorbeilaufen.

»Eddy«, flüsterte es klagend. »Du bist beinahe da. Komm, Kind, es sind nur noch ein paar Schritte.«

Ich rappelte mich auf und ging ohne große Hoffnung zur nächstgelegenen Türöffnung, um hindurchzusehen. In dem schattenhaften Dämmerlicht des Gewölbes schien in weiter Ferne ein winziges, gelbliches Licht zu leuchten, das meine Neugier erregte. Ich war das ewige graue Zwielight dieses Labyrinthes inzwischen von Herzen satt und sehnte mich nach einer Veränderung.

Das sanfte Licht leitete mich durch etliche Durchgänge, verschwand aber nicht, wie ich zuerst geargwöhnt hatte, sondern wurde heller und größer, während ich mich ihm näherte. Endlich schien ich seinen Ursprung erreicht zu haben: Die Türöffnung, auf die ich zuging, war im Gegensatz zu allen anderen, die ich durchquert hatte, geradezu strahlend hell erleuchtet. Ich tat einen tiefen Atemzug und trat ein.

Die behagliche Küche war anheimelnd warm, und es roch verlockend nach frisch gebackenem Brot. Ich hockte auf der Küchenbank und sah zu, wie die große Frau mit dem silberschwarzen Haar den Teekessel vom Feuer hob und daraus zwei große Becher füllte. Sie wandte sich mit einem Lächeln um und stellte einen Becher und den Topf mit Honig vor mir auf den blank gescheuerten Tisch, ehe sie sich neben mich auf die Bank setzte. Ich rührte einen großen Löffel Honig in den heißen Tee, blies darüber, nahm einen vorsichtigen Schluck und seufzte wohligh.

»Ich bin so froh, dich endlich wiederzuhaben«, sagte die Frau leise und legte ihre Hand

auf meine. Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter und schloss die Augen, um den milden, pudrigen Duft ihrer Haare einzusatmen. Die Erinnerung an diesen Duft hatte mir geholfen, die Zeit im Waisenhaus zu überstehen und mir manche kalte Nacht auf der Straße zu lindern gewusst.

»Großmutter«, fragte ich. »Warum hast du mich allein gelassen?«

Statt einer Antwort legte sie ihren Arm um mich. Ich fühlte mich so geborgen, wie ich es zuletzt als Kind empfunden hatte.

»Es tut mir so leid. Ich hatte gehofft, bald wieder zu dir zurückkehren zu können, aber das war mir nicht vergönnt, weil ich dich nicht in Gefahr bringen wollte. Eddy, du warst Tag und Nacht in meinen Gedanken.« Sie ließ mich los und streichelte zärtlich über mein Gesicht. Ihre topasfarbenen Augen lächelten mich voller Wärme an. Ich sah in ihr schönes Gesicht, das so sehr dem ihrer Tochter Ylenia glich, und musste schmerzlich schlucken.

»Warum hast du mich allein gelassen?«, wiederholte ich kläglich meine Frage. Sie legte ihre Hand auf meine und drückte sie besänftigend. Auf ihrer Brust baumelte ein schwarz und silbern schillerndes Schmuckstück und fing in grünlichen Reflexen den weichen Schimmer des Herdfeuers ein.

»Nach einem Leben der Suche war es mir endlich vergönnt, das Schwarze Herz zu finden«, begann sie mit einem sanften Zögern in der Stimme zu erzählen. »Es sollte mich zu den anderen leiten, die der Schlüssel für das Herz der Welt sind. Aber unterdessen hatte sich wegen Ter'nyoss die Dunkle Botin an meine Fersen geheftet.« Ihr Gesicht verzerrte sich wie in einem Schmerzanfall. »Sie hatte das Herz des Todes vor mir in ihrer Obhut und forderte es von mir zurück. Ich bin jahrelang durch alle Schichten der Realität, durch unzählige Welten vor der Sturmkrähe geflohen. Ich konnte nicht zu dir zurückkehren, ehe ich nicht einen Weg gefunden hatte, sie abzuschütteln. Ich hätte dich in schreckliche Gefahr gebracht, Adina.« Sie verstummte und musterte mich mit großer Besorgnis.

»Du und deine Schwester«, sagte sie sanft. »Ich habe gewusst, dass es euch gelingen würde, die Herzen zu erlangen. Ich bin so stolz auf euch, mein kleiner Liebling!«

»Du bist die Schwarze Magierin«, sagte ich vorwurfsvoll. »Du hast Ida und mich hierher geholt, um uns die Herzen zu stehlen.«

Ein sanfter, trauriger Schatten glitt über das alterslose Gesicht meiner Großmutter. Sie legte eine schmale Hand auf meine Schulter und drückte sie bekümmert. »Du hast einen falschen Eindruck von mir bekommen, meine Kleine. Dein Bruder Albuin mit seinen tölpelhaften Versuchen, euch die Herzen zu entreißen, hat dieses ganze fürchterliche Durcheinander verursacht. Es lag nicht in meiner Absicht, euch beiden Schmerzen zuzufügen. Bitte, Kind, glaube mir, ich liebe dich.«

Sie schwieg und sah mich an. Ich schlug die Augen nieder. Wie sehr hatte ich damals gehofft, meine Großmutter wieder zu finden, aber sie war und blieb fort. Und nun stand sie vor mir und bat mich um mein Vertrauen. Nach all dem, was Ida und mir in der Zitadelle geschehen war, bat sie mich um Vertrauen!

Sie seufzte schmerzlich, als habe sie meine Gedanken gelesen. »Adina«, murmelte sie und zog mich eng an sich. Ich konnte nicht anders, als mich in ihren Arm zu schmiegen und ihr zuzuhören. »Wir sind ausersehen, gemeinsam die alte Macht der Herzen wieder

zu erwecken. Ich bin eine alte Frau, meine kleine Adina. Dies hier«, sie umfasste sacht das schwarz schillernde Schmuckstück auf ihrer Brust, »hilft mir zwar, mein Leben zu verlängern, aber erst der vereinten Kraft der Herzen wird es gelingen, mir – und auch dir, meine kleine Enkelin – Unsterblichkeit zu verleihen. Kein Tod mehr, keine Krankheit, keine Schmerzen, die wir fürchten müßten. Wir werden ewig leben, meine geliebte Enkelin. Dann wird uns keine Macht der Welt mehr trennen können. Wir werden für immer zusammen sein.«

Sie griff nach dem Schmuckstück auf ihrer Brust und zog es über ihren Kopf. Die zarte Silberkette verfang sich in einer ihrer schwarzweißen Haarsträhnen, und ich half ihr dabei, sie zu befreien. Dann lächelte sie mich mit Augen aus dunklem Bernstein an und hielt mir das Schwarze Herz entgegen. »Es gehört nicht allein mir. Nimm es, fühle seine Kraft. Du trägst zwei seiner kleinen Schwestern, und du bist stark. Du wirst es ertragen können. Ich gebe Ter'nyoss, das Schwarze Herz, in deine Hände, meine kleine Adina.«

Ich zögerte einen Augenblick. Das große, unheilvoll schimmernde Schmuckstück lag ruhig in der schmalen Hand meiner Großmutter. Ich hob den Blick und sah in ihre Augen. Sie nickte mir ermutigend zu und hob mir leicht die Hand entgegen. Ich holte tief Luft und griff nach dem Herzen des Todes.

Es lag schwer und kühl in meiner Hand. Ich blickte darauf nieder, beinahe ein wenig enttäuscht darüber, dass ich nichts empfand. Hätte die Berührung eines der großen Herzen nicht irgendetwas in mir hervorrufen müssen? Ich erinnerte mich daran, wie lastend und unheimlich das Herz der Erde sich zu Anfang angefühlt hatte. Hätte Ter'nyoss nicht zumindest die Erde unter meinen Füßen beben lassen müssen?

Ernüchtert blickte ich auf und sah meine Großmutter an, deren sanfter Blick plötzlich etwas Lauerndes bekommen zu haben schien. Ich öffnete den Mund, um ihr meine Enttäuschung mitzuteilen, als die Luft rund um mich zu wabern begann. Schwarze Funken stoben vor meinen Augen auf, und ein bösesartiges Summen übertönte das Knistern des Herdfeuers. Die Luft, die ich in meine Lungen sog, war mit einem Mal glühend heiß. Meine Hand, die das Schwarze Herz umschlossen hielt, begann unkontrolliert zu beben. Flüssiges Feuer rann durch meine Adern. Mein Kopf schien platzen zu wollen, und ich fühlte, wie mir die Augen aus den Höhlen traten und meine Zunge anschwell, bis sie meinen Mund ausfüllte. Ich wollte schreien, aber kein Laut drang über meine Lippen. Das Gesicht meiner Großmutter wuchs vor meinen Augen und begann, mein gesamtes Blickfeld auszufüllen. Ihre Lippen bewegten sich, aber ich konnte nicht verstehen, was sie sagte.

Die schwarzen Funken vor meinen Augen wurden so zahlreich, dass sie jeden anderen Anblick auslöschten, und das Schrillen in meinen Ohren war inzwischen so laut, dass ich zu ertauben fürchtete. Ich umklammerte das Herz des Todes, das zum Zentrum meiner Welt geworden war, und betete um ein schnelles Ende meiner Qualen.

Das Feuer in meinen Adern wurde unerträglich. Ich glühte vor Fieber, meine Knochen schmolzen in der unerbittlichen Hitze, mein Blut kochte, mein Körper verbrannte zu Asche. Unendliche Kraft erfüllte mich. Es gab nichts mehr, das mir schaden würde, niemanden, der sich mit meiner Macht messen konnte. Ich war unsterblich. Ein Blinzeln von mir erschaffte ein Universum, und ein Atemzug vernichtete es wieder. Wer es wagte,

mich herauszufordern, sah seiner Vernichtung entgegen. Kein Sterblicher und keine Gottheit war mir mehr gewachsen. Meine Macht wuchs ins Unermessliche. Das Schwarze Herz flammte stolz und lockend vor meinem geblendeten Blick, versprach die Unendlichkeit zu meinen Füßen.

Das Brennen und Glühen ließ nach, und langsam kehrten Sicht und Gehör wieder zurück. Die entschwindenden Wellen der Kraft ließen mich knochenlos und matt zurück. Meine Hand, die Ter'nyoss umklammert hielt, öffnete sich schwach und sank herab. Kühle Finger nahmen das Kleinod sanft aus meiner erschlafften Hand. Hände strichen über mein schweißverklebtes Haar und verweilten zärtlich auf meinem Gesicht.

»Ich wusste es«, flüsterte die Stimme meiner Großmutter. »Du bist sehr stark, meine Kleine. Du hast meine Kräfte geerbt. Ich werde dich alles lehren, was ich weiß. Wir werden ewig herrschen, Adina. Über diese Welt, über jede Welt, die wir uns nehmen wollen. Gefällt dir das, mein Liebling? Gefällt dir der Gedanke?«

Das beschwörende Flüstern durchdrang all meine Sinne und benebelte mich wie eine Droge. Mühsam kämpfte ich gegen den verführerischen Sog der sanften Stimme an. Ich drehte schwach den Kopf von den sanften Liebkosungen fort. Immer noch fühlte ich das lockende, sengende Feuer des Schwarzen Herzens durch meine Adern toben. Das Feuer und die verführerischen Worte der Hexe, die meine Großmutter war ...

»Was ist mit Ida?«, fragte ich matt und ohne große Überzeugung. Der sachte Griff der schmalen Hand auf meiner Schulter verstärkte sich ein wenig.

»Sie wird uns helfen«, sagte meine Großmutter. »Allerdings ist sie im Moment noch kaum dazu in der Lage. Sie ist verletzt, Eddy. Es wird einige Zeit dauern, bis sie sich wieder erholt hat. Sei unbesorgt, mein Kleines, ich kümmere mich gut um sie.« Sie lächelte, um meine Unruhe zu zerstreuen. »Sie ist oben in deinem alten Zimmer«, fuhr sie fort. »Du wirst sie jederzeit sehen können, während ich dich auf deine große Aufgabe vorbereite. Ohne dich kann ich das Herz der Welt nicht beschwören, aber gemeinsam werden wir es meistern. Ich bin so glücklich, Eddy!«

Sie umarmte mich, und ich erwiderte es von ganzem Herzen. »Darf ich zu ihr?«, fragte ich vorsichtig. Großmutter ließ mich los und gab mir einen kleinen, zärtlichen Schubs.

»Geh, bring ihr etwas Tee«, sagte sie. »Und achte darauf, dass sie den Verband nicht löst, sonst werden ihre Verletzungen nicht heilen. Geh, meine Kleine.«

Ihr stolzer, liebevoller Blick ruhte auf mir, als ich die Küche verließ. Ich fühlte mich leicht und beschwingt, fast ein wenig betrunken, als ich die schmale Treppe erklomm und vor der Tür zu meinem alten Zimmer stehen blieb. Ich klopfte an und wartete einen Moment, und als ich keinen Laut von drinnen vernahm, drückte ich leise die Klinke hinunter und trat ein.

Ida lag reglos in meinem schmalen Bett. Ihr Gesicht unter dem Verband, der ihre Augen bedeckte, war bleich. Ich stellte den Becher mit Tee auf dem kleinen Tisch ab und setzte mich vorsichtig auf die Bettkante. Idas Lippen bewegten sich sacht, aber sie rührte sich nicht. Ich griff nach ihrer Hand und streichelte sie. »Ida«, rief ich leise.

Sie seufzte und schien zu erwachen. Ihr Gesicht drehte sich langsam in meine Richtung. »Eddy?«, fragte sie mit kleiner, ängstlicher Stimme. Ich brummte eine Antwort und umfasste beruhigend ihre Hand. »Eddy.« Sie versuchte, sich aufzusetzen. Ich half ihr und

stopfte ihr das Kissen in den Rücken.

»Ich habe dir Tee mitgebracht.« Ida griff mit ungläubiger Miene danach und befühlte vorsichtig den Becher.

»Wo sind wir?«, fragte sie, bevor sie einen Schluck trank.

»Zu Hause, bei Großmutter«, antwortete ich und stockte. Das war nur teilweise richtig, wir waren schließlich immer noch im Labyrinth, immer noch in der Zitadelle, auch wenn alles um mich herum nach unserem kleinen Haus in den Clouds von Cairon City aussah.

Ida nahm meine Antwort schweigend zur Kenntnis. Ihre Finger glitten zu ihrem Kopf und tasteten über den Verband. »Ich kann nichts sehen«, klagte sie und versuchte, ihre Finger darunter zu schieben.

Ich griff nach ihrer Hand und zog sie sanft fort. »Lass den Verband in Ruhe. Das muss erst heilen, Ida. Großmutter sorgt dafür, dass du wieder gesund wirst.«

Sie verzog das Gesicht, als wollte sie weinen. »Ich sehe nichts«, wiederholte sie. »Gar nichts, Eddy. Es ist, als wäre ich blind geworden.« Wieder hob sie ihre Hand, aber ich hielt sie unnachgiebig fest. Sie kämpfte eine Weile gegen meinen Griff an, dann gab sie auf und sank in das Kissen zurück. »Erklär mir alles«, forderte sie mit kräftiger werdender Stimme. »Wo sind wir, und wie kommt unsere Großmutter ins Spiel? Alle sagten doch, sie wäre tot!«

Ich streichelte beruhigend ihre Hand und ihr blasses Gesicht, während ich von meinem erstaunlichen Zusammentreffen mit Elaina, unserer Großmutter berichtete. Ich zögerte ein wenig, als es um mein Erlebnis mit Ter'nyoss, dem Herzen des Todes ging. Wie konnte ich meiner Schwester die Empfindungen nahe bringen, die mich durchströmt hatten: den Triumph, das Gefühl der Macht, das Wissen um die Besiegbarkeit des Todes

...

Ida bemerkte mein Stocken und drehte fragend das blinde Gesicht in meine Richtung. »Was hast du?«, fragte sie beunruhigt.

»Nichts«, erwiderte ich kurz. »Großmutter braucht unsere Hilfe, um das Herz der Welt wieder zu finden. Meinst du, du bist kräftig genug, um ihr und mir beizustehen?«

Ida verzog schmerzlich das Gesicht und betastete hilflos den Verband über ihren Augen. »Ich weiß nicht. Es ist so beängstigend, nicht mehr sehen zu können. Ich meine damit nicht die normale Sicht, sondern ...« Jetzt stockte sie. Ich musterte sie scharf. Ihr Kopf wandte sich ruhelos von einer Seite zur anderen. »Meine innere Sicht«, vollendete sie leise ihren Satz. »Das, was mir meine Augen in der Zitadelle nicht zeigen konnten. Ich habe Angst, Eddy. Ich kann nicht mehr entscheiden, was richtig und was falsch ist. Ich kenne unsere Großmutter nicht, ich weiß nicht, was sie plant. Wenn sie die Schwarze Magierin ist, trägt sie die Schuld an all dem, was uns widerfahren ist. Sie hat Albuin getötet.«

»Ida, sie ist unsere Großmutter! Sie will uns nichts Böses, warum auch? Wir haben die Herzen, und wenn wir ihr helfen ...«

»Aber das ist es doch«, unterbrach Ida mich heftig. Ihre Finger gruben sich schmerzhaft in meinen Arm. »Die ganze Zeit hat sie versucht, uns die Herzen zu entreißen und jetzt auf einmal kommt sie an und bittet höflich um Hilfe? Eddy, was ist denn los mit dir?«

Ich schluckte. In meinen Adern spürte ich noch immer das Echo der Kraft, die Ter'nyoss

mir verliehen hatte. Mein Blut brannte vor Verlangen, sie mir wiederzuholen, in meinen Händen zu halten und niemals wieder herzugeben. Es war ein unstillbarer Hunger, der an meinen Eingeweiden riss und knurrte wie ein Wolf.

»Eddy«, drängte Ida und rüttelte mich. »Warum sagst du nichts?«

Ich machte mich unsanft los und stand auf. »Hilfst du uns nun oder nicht?«, fragte ich schroff.

»Was wird geschehen, wenn ich nicht einwillige?« Ich vernahm mit meinen durch Ter'nyoss geschärften Sinnen die sorgsam verborgene Furcht unter ihren Worten und antwortete nicht, sondern wandte mich lautlos zur Tür.

Ida drehte das blinde Gesicht nicht fort von der Stelle, wo sie mich noch vermutete. »Was wird geschehen?«, wiederholte sie. Ihre Stimme klang schrill.

Ich öffnete die Tür. Das leise Geräusch der Klinke ließ Ida schreckhaft herumfahren. »Ich frage Großmutter«, sagte ich sanft und schloss die Tür hinter mir.

Großmutter stand still und hoch aufgerichtet am Fuß der Treppe und sah mir entgegen. Ihr Gesicht war ruhig. »Nun?«, fragte sie, und ich hob die Schultern.

»Sie traut dir nicht. Aber ich kriege sie so weit. Keine Sorge.«

Sie lächelte und mir wurde warm ums Herz. »Ich Sorge mich nicht, meine Kleine.« Sie umarmte mich. »Ich weiß ja, dass ich mich auf dich verlassen kann.«

In dieser Nacht schlief ich in Großmutters Bett, geborgen und friedlich. Durch meine Träume geisterte Ter'nyoss und ließ mich nahezu vergehen vor Lust und Verlangen nach dem dunklen, machtrunkenen Rausch, den sein Besitz mir versprach. Das beständige Pochen seiner beiden kleineren Schwestern untermalte das verführerische Dröhnen des Schwarzen Herzens und hämmerte seinen Namen unauslöschlich in mein brennendes Gehirn.

Die folgende, nicht mit irdischen Uhren messbare Zeit verbrachte ich wie in einen düster glühenden Nebel gehüllt. Meine Großmutter hielt ihr Versprechen und begann mich in ihrer geheimnisvollen Kunst zu unterweisen. Ich saugte das neue Wissen ein wie ein Schwamm; es war, als benutzte eine andere, stärkere Macht mich als ihr Werkzeug und füllte meinen Geist mit dunklem Erkennen. Es war, als erinnerte ich mich an etwas, was ich einst gewusst und wieder vergessen hatte. All das geschah beinahe vollständig wortlos und wurde begleitet von dem beständigen Dröhnen des Schwarzen Herzens.

Zwischendurch kümmerte ich mich um meine Schwester. In dem Maße, in dem meine magischen Fähigkeiten wuchsen, schienen Idas Kräfte stetig zu schwinden. Stumm und blass lag sie in dem kleinen Zimmer und richtete kaum mehr das Wort an mich. Ich redete mit ihr, sprach von der Liebe und Sorge, die Großmutter für uns beide empfand, und von der Hoffnung, dass Ida ihr und mir bei dem großen Werk beistehen werde. Aber Ida drehte nur ergeben und stumm den Kopf zur Wand und ließ meine Handreichungen reglos über sich ergehen. Kein Zeichen deutete darauf hin, dass sie sich jemals anders besinnen würde. Ich begann mutlos zu werden.

Großmutter bedrängte mich nicht. Wenn ich aus Idas Zimmer kam, stand sie wartend unten am Fuß der Treppe und sah mir entgegen, und wenn ich stumm den Kopf schüttelte, umarmte sie mich tröstend. Abends saßen wir für gewöhnlich zusammen in der behaglich vom Herdfeuer gewärmten Küche und tranken Tee. Großmutter ließ sich

erzählen, wie mein Leben seit unserer Trennung verlaufen war, und berichtete ihrerseits von den ungezählten Welten, die sie auf ihrer Flucht vor ihrer dunklen Verfolgerin aufgesucht hatte. Sie hatte dem Wesen, das so hartnäckig auf ihrer Fährte geblieben war, nach Jahren der unablässigen Bedrohung endlich den Zugang zu ihrer Fluchtburg versperren können, aber noch jetzt schreckte sie manches Mal aus schweren Träumen, in denen sie von der Botin des Todes immer weiter durch die Endlosigkeit der Welten und Dimensionen gehetzt wurde.

»Die Zeit wird knapp«, sagte sie an einem dieser friedvollen Abende, nachdem wir lange geschwiegen und in das lodernde Herdfeuer geschaut hatten.

»Was meinst du, Großmutter?«

Sie antwortete nicht gleich, und ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Ter'nyoss schillerte grünlich-schwarz und kalt. »Der rechte Zeitpunkt zur Erweckung des Herzens der Welt ist nahe«, sagte sie endlich und wandte mir ihren bernsteingoldenen Blick zu. »Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, um Anida zu überzeugen, meine Kleine.«

In ihrer Stimme war kein Vorwurf, dennoch fühlte ich mich getroffen. »Ich habe getan, was ich konnte«, verteidigte ich mich. »Ida hört nicht auf mich, Großmutter. Warum kannst du nicht einmal mit ihr ...«

Sie unterbrach mich mit einer scharfen Handbewegung. »Das hätte keinen Sinn. Sie vertraut mir nicht, Adina, nicht so wie du. Nein, du bist die Einzige, die etwas erreichen kann. Aber die Zeit drängt.«

Ich schwieg, den Blick auf meine Hände gesenkt. »Was, wenn es mir nicht gelingen sollte?«, fragte ich nach einer Weile bedrückt.

Großmutter legte ihre schlanke Hand auf meine und drückte sie zärtlich. »Sorge dich nicht, mein Liebling. Das alles ist meine Schuld. Ich habe mich so sehr darauf verlassen, dass du mir hilfst, dass ich darüber deine Schwester aus den Augen verloren habe. Ich kann nicht von ihr erwarten, dass sie mir vertraut. Nicht nach allem, was ihr beide durchgemacht habt.« Ich hob den Blick und sah sie fragend an. Sie hatte mir nicht geantwortet. Aber ich musste meine Frage nicht wiederholen, und sie musste mir nicht laut antworten. Ich las die Antwort in ihren unergründlich tiefen Augen. Ich seufzte. Es gab keinen anderen Weg, das wusste ich auch, wenn ich ehrlich zu mir war. Wenn Ida sich weigerte, uns zu helfen, musste Großmutter ihr die Herzen gegen ihren Willen abnehmen.

»Sie wird sterben«, wandte ich halbherzig ein. Großmutter schloss schmerzlich berührt die Augen.

»Wenn wir den Zeitpunkt versäumen, Ter'terkrin zu erwecken, werden wir alle sterben«, sagte sie unerbittlich.

»Wann wirst du es tun?«

Großmutter wich meinem Blick aus. »Du wirst es für uns tun müssen. Sie wird mich nicht an sich heranlassen, Adina. Dir vertraut sie. Du kannst sie ihr nehmen, wenn sie schläft, dann wird sie es nicht gleich spüren. Ich werde etwas in ihren abendlichen Tee tun, das sie betäubt. So bemerkt sie vielleicht noch nicht einmal, was mit ihr geschieht.«

Sie verstummte und presste die Lippen zusammen. Ich fror trotz der Hitze des Herdfeuers. Nichts würde die entsetzlichen Schmerzen betäuben können, die der Raub

der Herzen ihr verursachen würde. Da wäre es noch barmherziger, ihr zuvor die Kehle durchzuschneiden.

»Wann?«, fragte ich kurz, weil ich der Festigkeit meiner Stimme nicht recht traute. Großmutter drückte mitfühlend meine Schulter.

»Morgen Nacht. Ich werde alles dafür vorbereiten, meine tapfere kleine Enkelin.« Als ich wie üblich am nächsten Morgen Ida ihr Frühstück brachte und ihren Verband wechselte, musste ich mich sehr zusammenreißen, um mir nichts anmerken zu lassen. Sie war wach, als ich das Zimmer betrat. Ihr blindes Gesicht war dem Fenster zugewandt, und ihre Finger betasteten unruhig das Lederbeutelchen, in dem sie die kostbaren Herzen verwahrte.

Ich stellte das Tablett ab und setzte mich auf die Bettkante. »Wie hast du geschlafen?«, fragte ich, während mein Magen sich vor Elend zusammenkrampfte. Ich löste den dünnen, vollkommen undurchsichtigen Verband und rollte ihn sorgsam zusammen. Ida wandte mir ihr Gesicht mit den zerstörten Augen zu. Ihre Lippen verzerrten sich in einem kurzen Moment des Schmerzes. Ich strich behutsam die angenehm riechende Salbe auf die verbrannten Lider und nahm den sauberen Verband vom Tablett.

Ida griff nach meinem Handgelenk und ließ mich innehalten. Sie holte bebend Luft, und ihre Lippen begannen zu zittern. »Bitte«, flehte sie leise und verzweifelt. »Bitte, Eddy. Tu das nicht.«

Ich löste sanft ihren Griff. »Es dauert sicher nicht mehr lange. Die Salbe hilft wunderbar, und deine Wunden verheilen sehr gut.« Die Falschheit, die hinter diesen Worten lag, schmerzte mich wie ein scharf geschliffenes Messer, das in meiner Brust steckte. Wenn ich Ida doch nur das Schicksal ersparen könnte, das sie sich mit ihrer Sturheit eingehandelt hatte! Ich befestigte den Verband und legte meine Hände hilflos in den Schoß, während Ida zurücksank in das Kissen, das Gesicht zu einem trockenen, lautlosen Weinen verzerrt.

»Ida«, bat ich. »Warum willst du uns nicht helfen? Wenn es Großmutter nicht gelingen sollte, das Herz der Welt zu erwecken, wird das unser aller Ende bedeuten.«

Ida hob die Hände an ihre verbundenen Augen. »Sie wird uns töten, wenn wir ihr die Herzen ausliefern«, sagte sie hoffnungslos. »Mich sowieso, aber auch du wirst sterben, Eddy. Siehst du es denn nicht?«

»Ich verstehe nicht, wie du so sprechen kannst. Sie ist unsere Großmutter, Ida. Sie könnte uns niemals etwas zuleide tun.«

Ida krampfte die Hände um ihren Kopf. »Sie hat Albi getötet. Er war ihr Enkel, unser Bruder, Eddy. Das hat sie nicht daran gehindert, ihn umzubringen, als er ihr im Wege stand.« Sie ließ matt die Hände sinken und wandte das Gesicht ab. »Sie hat dich geblendet, so wie mich. Erwinnere dich, Eddy. Sie kann uns die Herzen nicht gegen unseren Willen abnehmen, wir müssen sie ihr freiwillig überlassen. Wenn du hart bleibst, haben wir vielleicht noch eine Chance. Aber das verfluchte Herz des Todes hat dich schwach gemacht und dir deinen klaren Kopf genommen. Wir sind verloren, Eddy. Verloren ...«

Ich stand auf und wandte mich heftig zur Tür. Sie verdiente es nicht anders. Ich hatte es versucht, jede verdammte Minute hatte ich versucht, sie zu Verstand zu bringen. Mehr

konnte ich nicht tun. Sollte es nun seinen Lauf nehmen.

»Eddy«, rief sie weich, als ich die Tür öffnete. Ich verharrte, und sie sagte: »Ich liebe dich, meine Schwester. Denk über meine Worte nach, und ...« Sie zögerte, und ich fühlte einen kalten Schauer über meinen Rücken laufen. »Befrage die Krähe«, setzte sie laut und klar hinzu. Ich floh aus dem Zimmer wie von Geistern gejagt und knallte heftig die Tür zu.

Den Rest des Tages drückte ich mich im Hause herum und grübelte über Idas Worte nach. Was hatte sie nur damit gemeint: Befrage die Krähe? Irgendwo in meinem Geist kratzte und biss eine Antwort, aber der Nebel über der Ahnung wollte nicht recht weichen. Ich war nicht böse darüber, denn mir schien, dass es eine überaus schmerzhaftes Erkenntnis sein würde.

Großmutter war fort und hatte uns allein gelassen. Ich war in meiner Ruhelosigkeit auch mehrmals an die Haustür gegangen und hatte auf die stille, heruntergekommene Straße geblickt. Meine Hand glitt in die Tasche meiner Jacke und spielte mit dem hölzernen Talisman, den ich aus unerfindlichen Gründen schon seit einer halben Ewigkeit mit mir herumschleppte. Ich erinnerte mich schon lange nicht mehr, woher ich das Ding hatte, aber der Vogel beunruhigte mich auf unklare Weise, wenn ich ihn berührte.

Großmutter kam gegen Abend zurück und ließ sich stumm und müde neben mir auf der Küchenbank nieder. »Ich habe alles vorbereitet.« Sie suchte mit einem ermutigenden Lächeln meinen Blick. »Geh jetzt, mein Liebling, und erfülle deinen Teil unserer Aufgabe.«

Ich erhob mich gehorsam. Den ganzen langen Tag hatte ich darüber nachgedacht, wie ich Idas Schicksal noch abwenden könnte, aber ohne Erfolg. Es blieb mir nun nichts anderes, als meiner Schwester ihren sorgsam gehüteten Schatz zu nehmen und sie damit zu töten. Schweren Herzens erklomm ich die steile Treppe und blieb einen Moment lang vor der Tür zu Idas Zimmer stehen, um zur Besinnung zu kommen. Dann holte ich tief Luft und trat ein. Das dämmrige Licht im Zimmer narrete meine Augen. Ich stand neben dem Bett und sah ungläubig darauf nieder, dann drehte ich mich hastig um und durchforschte den kleinen Raum. Es gab keine Ecken oder Winkel, in denen sich eine groß gewachsene Frau hätte verbergen können. Das Zimmer war leer.

Ich hastete die Treppe hinunter und berichtete atemlos von Idas Verschwinden. Großmutter hörte reglos zu, dann stützte sie in einem Moment der Schwäche beide Hände auf den Tisch. Ich trat beunruhigt an ihre Seite. Sie hob den Kopf und begann zu lachen. »Das kleine Aas«, stieß sie hervor, während ihr Tränen der Erheiterung über die Wangen liefen. »Oh, die kleine, hinterlistige, verschlagene Ratte! Na warte, wenn ich dich in die Finger bekomme!«

Sie beruhigte sich und wischte sich die Augen trocken. »Sie kann nicht weit sein. Geh, Eddy, such sie. Sie ist immer noch irgendwo hier im Haus. Finde sie und bring die Herzen zu mir. Spute dich!« Ich nickte und machte mich schweren Herzens daran, das kleine Haus vom Keller bis zum Dach zu durchkämmen.

Die Umgebung war ihr fremd. Sie sah sich verwirrt um, aber nichts in dem kleinen, mit Gerümpel vollgestopften Raum kam ihr im Entferntesten bekannt vor. Sie strich vorsichtig über das staubige Gestell eines Kinderbettes und befühlte neugierig die bunte Bettdecke. In diesem Raum waren Gegenstände gesammelt, wie sie sie noch nie zu Gesicht

bekommen hatte, und deren Funktion sie nicht einmal ansatzweise erraten konnte. Einen davon hob sie auf und drehte ihn ratlos in den Händen, ehe sie ihn behutsam wieder an seinen Platz legte. Sie folgte der langen Schnur, die an ihm hing, und entdeckte, dass sie in der Wand verschwand. Sie zog spielerisch daran, aber die Schnur schien fest mit der Wand verbunden zu sein.

Ein geschnitzter Holzrahmen an der Wand erweckte ihre Aufmerksamkeit, und sie trat näher, um ihn genauer zu betrachten. Der Spiegel war so groß wie sie selbst und beinahe blind vor Staub und Alter. Sie wischte ihn sauber und blickte hinein. Ihr Gesicht, bleich schimmernd in dem schwachen Licht, sah ihr entgegen. Sie lächelte sich zu. Das Lächeln kam mit einer winzigen Verzögerung zurück, und Ida begriff plötzlich, dass sie ihrer Schwester ins Gesicht sah. Sie streckte die Hände nach ihr aus, von plötzlicher Sehnsucht getrieben. Ohne Überraschung sah sie Ter'garann und Ter'samas auf ihren Handflächen liegen und wie zur Begrüßung hell aufstrahlen.

Ihre Schwester lächelte und griff in ihre Tasche. Ter'briach und Ter'firan lagen funkelnd da und schienen zu ihren Schwestern zu streben.

»Adina«, sagte Ida sehnsüchtig. Wie die Herzen war auch sie nicht vollständig ohne ihre Schwester. »Adina!«

Die andere bewegte stumm ihre Lippen. »AnidA«, las Ida. Sie tat einen Schritt auf den Spiegel zu und hielt inne. Adina blickte an ihr vorbei, und ihre Augen weiteten sich. Sie schien etwas zu rufen und drehte sich hastig um. Ida tat es ihr gleich. Ihre Augen erhaschten einen hellen Schimmer an der Tür, gerade so, als wäre eine weiß gekleidete Frau im Moment ihres Umwendens hinausgehuscht. Ida drehte sich wieder zum Spiegel, aber die Fläche war leer, zeigte nur noch das voll gestellte Zimmer. Eddy war fort.

Warum sehe ich mein eigenes Bild nicht?, fragte sie sich verwirrt. Wohin bin ich verschwunden? Sie trat näher an den Spiegel heran und versuchte, in die Ecken des gespiegelten Raumes zu spähen. Dort, neben der Tür, stand eine stille, in Schwärze gehüllte Gestalt und schien sie anzusehen.

»Ich bin bei dir«, sagte eine sanfte, dunkle Stimme. »Achte auf deinen Ring, Ida.«

Sie senkte verwirrt den Blick auf ihre Hand und betrachtete den Ring ihrer Großmutter. Als sie wieder aufsaß, war die Gestalt verschwunden. Ida betrachtete ihr Gesicht im Spiegel und tastete verwundert über ihre Augen. »Warum kann ich mich sehen?«, fragte sie laut. »Sie hat mich doch geblendet!«

Mit einem Ruck wachte Ida auf. Sie lag auf einem niedrigen, schmalen Bett mit durchgelegener Matratze, das in einem kleinen, mit allerlei Gerümpel voll gestellten Raum stand, der selten benutzt wurde, all dem Staub nach zu urteilen und der Luft, die alt und etwas abgestanden roch. Ida lehnte sich zurück und erinnerte sich ...

Sie hatte voller Angst und Verzweiflung nach Eddys letztem Besuch in ihrem Zimmer gesessen und nur zu deutlich das Schicksal vor Augen gehabt, das sie erwartete.

»Du solltest etwas unternehmen«, hatte eine spöttische Stimme gesagt.

Ida fuhr erschreckt auf, denn sie hatte keinen Menschen hereinkommen hören. »Wer ist da?«, fragte sie heftig. Etwas berührte ihr Knie und kratzte sie mit kleinen, scharfen Dornen. Sie griff danach und fühlte Federn unter ihren Fingern.

»Du hast mich eingelassen«, sagte die Stimme sanfter als zuvor. »Eddy hat mich

vergessen, aber du nicht, und deshalb konnte ich den Zauberbann wenigstens so weit überwinden, dass ich hierher kommen konnte. Ich würde dir gerne helfen, Ida, aber das vermag ich nicht. Ich kann dir nur raten: Sitz hier nicht herum und warte auf deinen Tod. Steh auf, unternimm etwas.«

Ida lachte widerwillig auf und streichelte sacht über das Gefieder der Krähe. »Du hast gut reden. Wie kann ich etwas tun, wenn ich nicht einmal sehen kann?«

Die Krähe krächzte höhnisch. »Ich habe es dir schon einmal gesagt: Deine Augen nützen dir hier wenig. Was hältst du davon, zur Abwechslung deinen Verstand zu benutzen?« Ida schwieg verstimmt. Ein harter Schnabel berührte eigenartig sanft ihre Hand. »Hast du schon einmal versucht, einfach hinauszugehen?«

Ida verneinte verdutzt und ein wenig beschämt. Das hatte sie tatsächlich nicht getan. Sie war durch ihr Zimmer gegangen, bis zur Tür und wieder zurück, aber nicht ein einziges Mal hatte sie die Tür einfach geöffnet und war hinausspaziert. Warum war sie nur niemals auf den Gedanken gekommen?

»Der Zauberbann«, sagte die Krähe lakonisch, als hätte sie ihre Gedanken gelesen. »Aber du solltest es ruhig trotzdem versuchen, Ida. Du bist stärker, als du denkst.«

Ida schwang die Beine aus dem Bett und stand auf. Sie hörte, wie die Krähe aufflatterte und neben der Tür landete. Ihre Krallen kratzten über den Boden. Ida tastete sich zögernd zur Tür und fand sich auf dem Bett sitzend wieder. Mit einem ungeduldigen Laut sprang sie auf und stürmte voran. Unter ihren Fingern fühlte sie das kühle Glas der Fensterscheibe. »Ach«, sagte sie wütend und drehte sich um. Drei energische Schritte Richtung Tür, und Ida stand wieder neben ihrem Bett. Entmutigt ließ sie sich darauf niedersinken und legte den Kopf in die Hände. Es flatterte laut, Schwingen berührten ihren Hals und starke Vogelklauen bohrten sich schmerzhaft in ihre Schulter.

»Auf«, forderte die Krähe. Ida erhob sich gehorsam und folgte den Weisungen des Vogels. »Noch ein Schritt«, sagte die dunkle Stimme dicht an ihrem Ohr. »Hebe jetzt deine rechte Hand. Die Rechte!« Ida folgte und berührte eine Klinke. Der Ring an ihrer Hand sumnte leise. Ida atmete erschreckt ein und drückte die Klinke nieder. Die Tür schwang lautlos auf. Zitternd in einem kühlen Lufthauch stand Ida vor dem Zimmer und wandte unruhig den Kopf von einer Seite zur anderen.

»Und nun?«, fragte sie den Vogel. Die Krähe sprang mit einem wütenden Schrei von ihrer Schulter, und Ida hörte, wie sie sich entfernte. Mit einem ergebenen Seufzer tastete sie sich an der Wand entlang, bis ihr Fuß ins Leere trat. Vorsichtig schob sie ihn voran und berührte eine Treppenstufe. Sie legte ihre Hand auf das Geländer und stieg leise hinab, immer gewahr, dass sie jeden Moment entdeckt und wieder in ihr Zimmer gesperrt werden würde.

Sie erreichte glücklich das Ende der Treppe und berührte nach wenigen Schritten eine Tür. Ihre Finger schlossen sich um den Türknauf und drehten ihn. Sie trat vor die Tür. Kühle Luft fächelte ihr Gesicht. Sie atmete tief ein und ging einen Schritt vor. Ihr Fuß stieß hart gegen ein Hindernis. Sie tastete danach und erkannte verblüfft die unterste Stufe einer Treppe, die sie emporzusteigen begann. Auf dem ersten Absatz glitten ihre Finger über eine weitere Tür, die sie öffnete. Nach einigen Schritten stieß sie unsanft mit dem Schienbein gegen ein Bett. Ida schnaufte erschreckt und setzte sich darauf nieder. Sie

berührte den Bettpfosten und das Kissen und erkannte resigniert, dass sie wieder in ihrem Zimmer angelangt war.

»Auf«, flüsterte es in ihrem Kopf. Wieder ging sie zur Tür hinaus und wandte sich dieses Mal zur anderen Seite. Langsam und unsicher stieg sie die Treppe hinauf. Auf dem obersten Absatz begann ein kurzer Gang, der um eine Ecke führte und an einer Tür endete. Ida öffnete sie, ohne sich weiter Gedanken um ihre Entdeckung zu machen. Das Zimmer dahinter war voller Gerümpel und führte nirgendwohin. Ida schloss die Tür und stand unschlüssig auf dem Treppenabsatz. Dann stieg sie entschlossen wieder hinab, bis sie erneut die vermeintliche Eingangstür erreichte. Sie öffnete sie beherzt und fiel über die erste Stufe der Treppe.

Irgendwann hatte sie aufgegeben, die Tür zu dem Zimmer am Ende der Treppe hinter sich geschlossen und entschieden, hier zu warten, bis man sie fand. Bis Eddy sie fand. Fröstelnd trotz der warmen, dumpfen Luft schlang sie die Arme eng um den Leib. Sie hatte sich auf das schmale Bett gesetzt, das zwischen all dem Gerümpel stand, und irgendwann war sie eingeschlafen und von seltsamen Träumen genarrt worden.

Die Türangeln knarrten leise, und ein sachter Luftzug wehte herein. Ida seufzte und griff Halt suchend nach dem Lederbeutel, in dem sie den tröstlichen Schlag der Herzen spüren konnte.

»Ida?« Schritte näherten sich. Das Bettgestell quietschte leise und die staubige Matratze sank tiefer, als Eddy sich neben sie setzte. »Was treibst du hier?«, fragte sie leichthin. Ida hob die Schultern und schwieg. »He«, sagte Eddy sanft und stupste sie an. Ida wandte ihr das Gesicht zu.

»Ich weiß, was du willst«, sagte sie leise. »Aber ich gebe sie dir nicht freiwillig, du musst sie mir nehmen.«

Eddy schwieg. Ida tastete nach ihrer Hand, und ihre Ringe berührten sich mit einem leisen Singen. Eddy riss mit einem Aufschrei ihre Hand weg. »Ida«, sagte sie mit mühsam verhehltem Zorn. »Sei vernünftig. Ich will dir nicht weh tun, das weißt du doch. Wenn du uns freiwillig hilfst, dann geschieht dir nichts, im Gegenteil. Du bist schließlich meine Schwester!«

Ida senkte den Kopf. »Nimmst du mir den Verband ab? Bitte, Eddy. Ich möchte wenigstens sehen, was mit mir geschieht.« Wieder berührte sie die Hand ihrer Schwester. Dieses Mal ließ Eddy es zu, aber Ida fühlte deutlich, welche Mühe es sie kostete. Idas Berührung schien ihr unangenehm, wenn nicht sogar abscheulich zu sein.

»Ich kann dir den Verband nicht abnehmen«, sagte sie kühl. »Großmutter wünscht, dass deine Augen verbunden bleiben. Es heilt sonst ...«

»Das ist doch dummes Zeug«, unterbrach Ida sie müde. »Ihr wollt mich ohnehin töten, was soll dann das Gerede von Heilung? Nein, Eddy, das Einzige, was die Schwarze Hexe sich davon verspricht, ist meine Blendung. Sie fürchtet meinen zweiten Blick, nichts anderes. Sie fürchtet, dass ich erkenne, welch Ungeheuer sie in Wirklichkeit ist! Sie hat dich mit ihrem Bann belegt, begreifst du das denn wirklich nicht?«

»Du redest irre«, wehrte Eddy unwirsch ab. »Ich bin vollkommen in Ordnung, Ida. Aber ich muss zugeben, dass ich beginne, an deinem Geisteszustand zu zweifeln!« Sie entzog Ida heftig ihre Hand und stand auf. »Kommst du freiwillig mit mir oder nicht?« Ihre

Stimme ließ keinen Zweifel daran, was andernfalls geschehen würde.

Ida biss sich auf die Lippen und nickte ergeben. »Ich habe keine Wahl.« Sie stand auf. »Gehen wir also.«

Eddy sog scharf die Luft ein. »Was hast du?«, fragte Ida. Ihr geschärftes Gehör vermittelte ihr das feine Geräusch von Fingern, die über eine glatte Oberfläche wischten.

»Dieser alte Spiegel«, antwortete Eddy beunruhigt. »Ich dachte, ich hätte eine Bewegung darin gesehen. Eine fremde Gestalt..«

»Eine schwarze Frau«, sagte Ida hoffnungsvoll. »Die Krähe, Eddy?«

Ihre Schwester nahm sie schweigend beim Ellbogen und schob sie zur Tür. »Du und deine Krähen«, sagte sie, als sie um die Ecke des Ganges bogen. »Was hast du nur immer damit? Es gibt hier keine Vögel.« Ida seufzte und hob die Schultern. »Achtung, hier fängt die Treppe an«, warnte Eddy. Ida tastete nach dem Geländer. Sie stiegen langsam abwärts.

»Wo bringst du mich hin?«, fragte Ida nach einer langen Zeit verwirrt und blieb stehen. Der Abstieg dauerte schon viel länger als bei jedem vorherigen Mal, das sie diese Treppe hinauf- oder hinabgestiegen war. Hatte sie in ihrer Blindheit einen Treppenabsatz verfehlt und war deshalb immer wieder vor ihrer eigenen Zimmertür gelandet?

Eddy antwortete nicht. Der Druck ihrer Hand um Idas Arm verstärkte sich. »Geh schon weiter«, sagte sie nach einer Weile mürrisch. »Du schleichst ja wie eine Schnecke, Ida.«

Ida schluckte schwer und setzte vorsichtig ihren Fuß auf die nächste Stufe. Das Geländer unter ihrer Hand schien sich leicht zu erwärmen. Sie gingen stumm weiter. »Ach«, rief Ida plötzlich erschreckt aus. Ihr tastender Fuß hatte etwas Weiches berührt, das sich unangenehm lebendig anfühlte. Sie zog den Fuß hastig zurück und klammerte sich an das warme Holz des Geländers.

»Höllenfeuer!«, fluchte Eddy, die hart gegen sie geprallt war. »Was ist denn jetzt schon wieder? Du machst mich rasend, Ida!«

Ida schob sich langsam wieder eine Stufe empor. »Da ist etwas«, sagte sie um Ruhe bemüht. »Ich bin auf etwas getreten, Eddy.« Ihre Schwester brummte und beugte sich an ihr vorbei. Dann fühlte sie wieder die kühle Hand in ihrem Rücken, die sie vorwärts schob. Sie stolperte eine Stufe abwärts und fing sich ab.

»Nichts ist da, Angsthase«, knurrte Eddy. »Geh weiter, ich bitte dich. Wir haben schließlich nicht die ganze Nacht Zeit.«

Ida schluckte ihren Protest hinunter und gehorchte. Ihre Füße traten auf widerlich weichen, schwankenden Boden, der sanft unter ihr pulsierte. Sie schrie auf und lehnte sich zurück. Ihre Hände griffen nach dem Treppengeländer, das sich zu bewegen begann. Es wand sich träge unter ihren Fingern, und Ida riss die Hände mit einem Aufschrei fort.

»Ida!«, erklang die gereizte Stimme Eddys an ihrem Ohr. »Verdammt, geh weiter!«

Ida schüttelte den Kopf. »Ich habe Angst, Eddy«, flehte sie. »Nimm mir die Binde ab, ich bitte dich. Ich will sehen, wohin ich gehe!« Eddy griff unerbittlich nach ihrem Arm und schob sie vorwärts, abwärts. Ida wehrte sich, schluchzend vor Panik, aber der grausam harte Griff ließ ihr keine Wahl. »Eddy!«, beschwor sie ihre Schwester. Das Weiche unter ihren Füßen erwärmte sich langsam. Bald war es, als wate sie durch knöcheltiefen, schmierig warmen Schlamm, der leise vor sich hinblubberte. Ihre Hand streifte das

schwammig weiche, heiße Etwas, in das sich das Treppengeländer verwandelt hatte. Ida schüttelte sich vor Ekel und schlang die Arme eng und schützend um ihren Körper.

»Wohin bringst du mich?«, fragte sie erneut mit zusammengebißenen Zähnen, ihre Panik nur mühsam niederringend. »Ich gehe keinen Schritt weiter, wenn du mir nicht endlich sagst ...«

Ein grober Stoß traf sie zwischen die Schulterblätter und ließ sie weitertaumeln. Die Luft roch nach Fäulnis und Verwesung und wurde mit jeder Sekunde heißer. Jeder Atemzug trug flüssiges Feuer in ihre Lungen. »Eddy«, schrie Ida entsetzt und schlug die Hände vors Gesicht. »Ich kann nicht weitergehen! Ich kann nicht!« Sie sank in die Knie. Eine schuppige, eiskalte Hand kratzte über ihr Gesicht und krallte sich schmerzhaft in ihre Schulter, um sie hochzureißen.

»Geh«, zischte flüsternd eine dämonische Stimme. »Geh weiter, Ida!« Die Klauen bohrten sich tief in ihr Fleisch. Ida schrie vor Schmerz und trat vorwärts, um dem grausamen Griff zu entgehen. Eine Flammenwand wuchs sengend und brausend vor ihr empor.

»Ich kann nicht«, stöhnte sie. »Eddy, ich werde verbrennen!«

»Geh weiter!« Die grässliche Stimme bohrte sich in ihren Geist und zerfetzte ihn. »Vorwärts!«

Ida hob die Hände und trat mit Todesverachtung in das Feuer.

Nach einer unmessbaren Zeit des totenähnlichen Schlafes kehrte ihr Bewusstsein zurück, furchtsam und vorsichtig, als wolle es vermeiden, sie allzu sehr zu erschrecken. Sie regte ungläubig die Finger, voller Verwunderung, dass sie noch Finger besaß, die sie bewegen konnte, und berührte damit den feinen, erstaunlich warmen Staub, in dem sie lag.

»Ich bin verbrannt«, sagte sie heiser. Auf ihrer Zunge lag der Geschmack von Asche und Rauch. Immer noch nicht davon überzeugt, dass ihr Körper nicht in dem Feuer verglüht war, tastete sie über ihre Brust, fühlte den Stoff ihrer Kleidung und das Lederbeutelchen mit den beiden sanft und regelmäßig schlagenden Herzen und fasste dann nach der Augenbinde, die sie immer noch unbarmherzig blendete.

»Ich bin verbrannt«, wiederholte sie lauter und beinahe trotzig. Ein klingelndes Lachen ließ sie zusammenzucken und heftig an ihrer Augenbinde reißen.

»Dafür, dass du verbrannt bist, siehst du aber noch erstaunlich solide aus«, sagte die helle Stimme vergnügt. »Lass dich mal anfassen.« Jemand berührte ihren bloßen Fuß und schickte ein sengendes Prickeln durch ihre Nerven. Ida schrie erschreckt auf und zog den Fuß von der flammenden Berührung fort.

»Siehst du?«, kicherte die Stimme. »Du bist immer noch ganz.«

»Fiamma«, erkannte Ida erleichtert und erstaunt die Besitzerin der Stimme. »Fi, wo sind wir hier?« Es roch ganz zart nach Feuer. Ein heißer Luftzug traf Idas Wange und ließ sie zurückzucken.

»Keine Ahnung«, sagte die Feuerelfe nach einer Weile atemlos. Sie ließ sich neben Ida in den Staub plumpsen. Mit einem leisen Zischen erloschen ihre Flügel. »Ich habe einen kleinen Rundflug gemacht, aber mir kommt hier nichts bekannt vor.«

Ida zischte vor Ungeduld durch die Zähne. »Fi, du musst doch irgendwie hierher gelangt sein. Wo sind wir also?«

Die Elfe lachte. »Weiß ich wirklich nicht«, erwiderte sie vergnügt. »Kann sein, dass das ein Trick von Ter'garann ist. Das Feuerherz ist unberechenbar, gerade für uns Elfen. Ich war eben noch bei meiner Großmutter und habe ihr die Haare gekämmt, und im nächsten Augenblick war ich hier – wo immer hier ist. Sag mal, warum hast du dir die Augen verbunden? Spielst du Blindekuh?«

Ida musste wider Willen lachen. »Könnte man so sagen. Allerdings mache ich das nicht ganz freiwillig. Fi, meinst du, du schaffst es, mir den Verband abzunehmen?« Wieder flammten hörbar die Flügel der kleinen Elfe auf. Ida roch deutlich das brenzlige Aroma, als Fiamma ihren Kopf zu umflattern begann, und spürte, wie die winzigen Funken knisternd auf sie niederfielen und mit einem beinahe unhörbaren Zischen verloschen. Etwas zerrte an dem Verband. In Idas Nase stieg der scharfe Geruch von versengtem Haar.

»Entschuldigung«, sagte die Elfe atemlos. »Ich hab dich ein bisschen angekohlt, Ida. Ich weiß nicht, woraus dieser Stoff gemacht ist, aber er scheint feuerfest zu sein, und ich kann nicht sehen, wie er an dir befestigt ist. Tut mir leid, ich bekomme ihn nicht ab.«

Ida hob resigniert die Schultern. »Macht nichts, Fiamma. Ich habe auch nicht wirklich damit gerechnet.« Sie stand unsicher auf und klopfte sich den Staub ab.

»Alles voller Asche«, sagte Fiamma beinahe ehrfürchtig. »Das muss wirklich ein tolles Feuer gewesen sein. Kein Wunder, dass du dachtest, du seist verbrannt. Ewig schade, dass ich das nicht gesehen habe!« Ihre Stimme klang neidisch.

»Fi, beschreibe mir bitte, wie es hier aussieht.«

»Wir sind in einem leeren Saal, der aussieht wie ein verrückter Garten«, begann die Elfe zögernd. »Unter der Asche ist Stein, glaube ich. In der Mitte ist ein Thron oder so was. Er steht erhöht. Es ist ein seltsames Licht hier, fast wie Mondlicht, aber irgendwie grau. Nicht sehr gemütlich ist das hier, Ida. Sollen wir nicht lieber woanders hingehen?«

»Gibt es eine Tür?«

Es folgte eine längere Pause. Ida hörte das leise Schwirren der davonfliegenden Feuerelfe. Dann rief ihre hohe Stimme aus der Entfernung: »Das finde ich aber ulkig, Ida. Ich habe noch nie ein Zimmer ohne Türen gesehen. Das ist doch unpraktisch!«

Ida lachte auf und ging durch die beinahe knöchelhohe feine Asche, die den ganzen Boden bedeckte, auf Fiamma zu. »Keine Tür?«

»Keine Tür«, antwortete die Elfe und schwirrte neben ihr her. »So ein dummer Baumeister. Wahrscheinlich baut er auch Häuser ohne Dach.«

»Wahrscheinlich«, stimmte Ida geistesabwesend zu. Sie lehnte sich nachdenklich gegen eine Wand und kaute an ihrem Daumennagel. »Ich fange es ganz verkehrt an«, sagte sie nach einer Weile nachdenklich.

»Wie meinst du das?«, fragte die kleine Elfe neugierig.

Ida seufzte und hockte sich neben Fiamma. Ihre Finger zogen Furchen in die weiche Asche. Dann griff sie nach dem Lederbeutel und zog ihn über den Kopf. Sie öffnete die Verschnürung und schüttelte die Herzen in ihren Schoß.

»Oh«, flüsterte Fiamma entzückt. Ida lächelte und strich mit den Fingern über die filigranen Verzierungen der Kleinodien. Es rauschte leise, und ein Luftzug fächelte Idas Wangen. »Oh«, wiederholte Fiamma etwas lauter und erfreut.

»Wer ist es?«, fragte Ida gedankenverloren. Ihre Hände berührten sanft die Herzen, die in ihrem Schoß lagen.

»Ein Vogel«, antwortete Fiamma. »Eine große, weiße Eule.«

Ida lächelte wieder und hob ihr Gesicht. Erneut erklang das sanfte Rauschen, dann senkte sich ein Gewicht auf ihr Knie. Kräftige Klauen umfassten behutsam ihr Bein. Ida hob vorsichtig eine Hand und berührte das Federkleid der Schnee-Eule, die sie zum Kristallpalast geführt hatte. »Danke«, sagte sie leise. Die Eule berührte sacht ihre Handfläche mit ihrem scharfen Schnabel und flog wieder auf.

»Sie sitzt auf dem Thron«, berichtete Fiamma. »Sie sieht hierher, Ida. Oh, was für schöne Augen sie hat! Violett wie der Nachthimmel.«

Ida nickte stumm. Sie umschloss die Herzen mit beiden Händen und stand auf. Mit sicheren Schritten ging sie zum Thron und blieb neben der Eule stehen. Der weiße Vogel blinzelte langsam und wandte den Kopf zur Seite. Fiamma sprang neben ihm auf die Lehne des Throns und klatschte lachend in die Hände, dass Funken aufstoben. Ida stand hoch aufgerichtet neben ihnen, die Hände ausgestreckt und den Kopf stolz erhoben.

»Ich bin bereit«, sagte sie laut und kämpferisch. »Kommt und holt mich.«

Lange stand Ida da, die rot und blau funkelnde Pracht der beiden Herzen in ihren ruhigen Händen. Reglos warteten die Feuerelfe und die Schnee-Eule an ihrer Seite. Die Wände des Saales schienen langsam näher zu kriechen, während das graue Licht nach und nach verdämmerte. Ida regte keinen Muskel, nur ihre Brust hob und senkte sich im langsamen Rhythmus ihres Atems. Die weiße Binde über ihren Augen glänzte gespenstisch im grauen Zwielflicht, und der Ring an ihrer Hand sandte einen matten grünlichen Schein aus. Fiamma regte unbehaglich ihre erloschenen Flügel. Ein winziger Funke stob durch die Luft. Die weißen Federn der Eule schimmerten im Dämmerlicht wie frisch gefallener Schnee. Sie wandte den Kopf mit den riesigen Augen und öffnete den mächtigen, gekrümmten Schnabel, um einen leisen Warnlaut auszustoßen.

Im tiefen Schatten hinter dem hohen Thronsessel regte sich etwas. Eine hoch gewachsene Gestalt trat aus der Schwärze und blieb schweigend auf der anderen Seite des Thrones stehen. Das graue Zwielflicht schimmerte auf hell-dunklem Haar und verlieh dem Kopf eine matte Aureole, die das Gesicht im Dunkel ließ. Ida schloss langsam die Finger um die Kleinodien und hielt den Atem an.

»Da bist du, Schwarze Hexe«, sagte sie gefasst. »Komm, zeig mir deine Macht, nimm mir meine Schützlinge, wenn du es kannst.«

Die schweigende Gestalt bewegte sich, und ein schwacher silberner Schein ging von ihrer Hand aus. Ida lächelte freudlos. »Aber das kannst du nicht, nicht wahr?«, fuhr sie gedämpft fort. »Du kannst mir Ter'samas und Ter'garann nicht gegen meinen Willen nehmen.« Sie hob trotzig den Kopf und wandte ihre geblendeten Augen der dunklen Gestalt zu. »Lass mich gehen, Hexe. Lass Eddy und mich frei. Wir nützen dir nicht, aber wenn du uns unbeschadet gehen lässt, verspreche ich dir, dass wir dir auch nicht schaden werden.«

Ein leises Geräusch ließ sie innehalten. Die Gestalt neben dem Thron hatte einen Schritt auf sie zugetan. Sie stand nun in dem schmalen Streifen Licht, der durch einen der Laubengänge fiel, und sah Ida an. Fiamma seufzte erschreckt und rief: »Ida, das ist nicht

...«

Die kleine Feuerelfe konnte ihren Satz nicht vollenden, weil die hoch gewachsene Gestalt befehlend ihre Hand hob. Es blitzte grünlich und blendend, und die Elfe war fort. Nur ein kleiner Funkenschauer kennzeichnete die Stelle, an der sie gestanden hatte. Ida zuckte zurück und rief angstvoll nach ihrer Freundin, aber nur das Echo ihrer eigenen Stimme antwortete ihr. Die unheimliche Gestalt trat lautlos näher und legte eine kalte Hand um Idas Handgelenk. Ida schrie erschreckt auf und riss sich los. Die Schnee-Eule flog auf und ließ sich auf Idas Schulter nieder. Als die dunkle Frau Anstalten machte, Ida zu berühren, hackte die Eule nach ihr. Die Hexe lachte leise und zischelnd und hob erneut mit einer scharfen Geste die Hand. Wieder flammte der grünlich-blasse Blitz auf, und eine kleine Explosion ertönte. Weicher, kalter Schnee fiel auf Idas Schulter.

Die Hexe lachte hässlich und deutete auf Ida, die wehrlos gegen den Zauber an ihrem Platz erstarrte. Die andere packte die Herzen mit ihren kalten Händen und nahm sie aus den kraftlosen Fingern. »Du hast dich geirrt«, sagte die Magierin sanft und höhnisch. »Die Herzen gehören allein der, die sie beherrschen kann. Deine Aufgabe ist nun erfüllt. Schlaf jetzt deinen letzten Schlaf, Ida.«

Sie hob die linke Hand, an der ein schmaler Silberring grünlich schimmerte, und berührte Idas verbundene Augen. Die Binde glomm auf und verschwand. Hilflos stand Ida da und sah in die erbarmungslosen Augen der Magierin. Ihre Sicht verschwamm, und sie blinzelte die aufschießenden Tränen fort.

»Bitte, gib mir die Herzen zurück«, flehte sie. »Es schmerzt so sehr. Bitte, Eddy. Ich werde sterben!«

Ihre Schwester hob ablehnend den Kopf. Die goldfarbenen Augen schimmerten kalt. »Die Herzen gehören uns«, sagte sie mit einer Stimme, deren metallischer Klang von keinerlei Mitgefühl erweicht wurde. »Du hast dich geweigert, uns zu helfen. Ter'nyoss duldet keinen Widerstand, Ida.«

Das leblose Gesicht vor Ida schien einer Fremden zu gehören. »Löse den Bann, der mich hält«, bat sie entmutigt. »Ich möchte nicht sterben wie eine Fliege im Bernstein. Das zumindest solltest du mir gewähren, Ter'nyoss.«

Ihre Schwester zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Meinetwegen.« Sie hob befehlend die Linke. Ida seufzte erleichtert und rieb sich ihre Arme, die unangenehm prickelten. Eddy wandte sich grußlos ab, und ihre Gestalt begann seltsam zu verschwimmen.

»Warte doch«, rief Ida erschreckt. Der ziehende, brennende Schmerz der Trennung begann, durch ihren Körper zu flammen. »Eddy, warte! Sag mir Lebewohl, meine Schwester. Wir werden uns nie wieder sehen.«

Die andere zögerte, und ihre zerfließenden Konturen verfestigten sich erneut. »Was bezweckst du damit?«, fragte sie unwillig. »Du bedeutest Ter'nyoss nichts. Lass uns gehen, Ida.«

»Bleib«, sagte Ida fest. Sie schloss die Augen und fuhr hastig fort: »Du solltest den Anstand besitzen, meinen Tod abzuwarten. Das zumindest bist du mir schuldig, Ter'nyoss, Herz des Todes. Ich habe deine Schwestern gehütet, vergiß das nicht. Gibt mir das nicht das Recht, in deinen Armen zu sterben?«

Eddy drehte sich widerstrebend zu ihr um. Idas innere Sicht zeigte ihr das wahre Gesicht des dunklen Wesens, in das ihre Schwester sich verwandelt hatte, und sie schauderte. Der Schmerz, der sie mit eisernen Klauen gepackt hielt, verstärkte sich erneut, und sie stöhnte unterdrückt auf.

»Es dauert sicher nicht lange«, brachte sie zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen hervor. Ihre Muskeln versagten ihr den Dienst, und sie sank zu Boden. »Bleib bei mir, Ter'nyoss, und halte mich fest, dann wird es noch schneller gehen.«

Die schlanke Gestalt ihrer Schwester kniete sich neben sie, und ihre kräftigen Arme legten sich mit steinerner Kälte um Idas Schultern. »Beeile dich«, sagte die gefühllose Stimme. »Die Zeremonie zur Erweckung Ter'terkrins kann nicht mehr lange aufgeschoben werden.«

Ida stöhnte und krümmte sich zusammen. Ein dunkler Schatten flatterte hinter dem Rücken ihrer Schwester auf und begann über ihren Köpfen zu kreisen. Lautes Krächzen erklang. Ida hob das Gesicht empor und schloss erneut die Augen. »Sei begrüßt, Sturmkrähe«, sagte sie schwach. »Bist du gekommen, um mich zu begleiten, Botin des Todes?«

Eddy blickte hastig auf. Die große Krähe zog stumm ihre Kreise durch den düsteren Saal. Idas Brust hob sich in einem Ansturm des Schmerzes, und sie griff unwillkürlich nach der Hand ihrer Schwester. Die Silberringe berührten sich summend und gleißten blendend auf. »Nein«, rief Eddy und versuchte, den Griff zu lösen.

Ida krallte ihre Hand um die kalten Finger und atmete scharf aus. »Ah«, sagte sie unwillkürlich. Ihre vor Schmerz weißen Lippen verzogen sich zu einem krampfhaften Lächeln. »Ah«, wiederholte sie staunend, und die seltsame Freude in ihrer Stimme ließ Eddy innehalten. Sie hörte auf, sich gegen den Griff zu wehren und blickte ihre Schwester verwirrt an.

»Was ...«, begann sie und stockte. Der gleißend grüne Glanz der Ringe verstärkte sich immer mehr. Eddy schloss schmerzhaft geblendet die Augen. Ida lächelte und drängte sich enger an den widerstrebenden Körper ihrer Schwester. »Nein!« Eddy wehrte sich schwach und vergeblich. »Nein!«

Der klägliche Schrei verhallte gespenstisch. Dunkel und still lag die Gestalt am Boden. Der grüne Glanz verblasste zu einem matten, sanft pulsierenden Schimmer. Das laute Schlagen der Krähenflügel war der einzige Laut in der Stille. Der große Vogel krächzte triumphierend und landete neben der reglosen Gestalt. Ein scharfer Schnabel pickte schmerzhaft in eine schlaffe Hand.

Die Gestalt regte sich und wehrte schwach den Angriff der Krähe ab. »Nicht, Jinqx«, sagte eine matte Stimme. »Hör auf, ich bin wach.« Sie legte die Hände auf den aschebedeckten Boden und stemmte sich empor. Ihre Finger fuhrn achtlos durch das bleiche Gesicht und hinterließen schwarze Streifen auf der Haut. »Ach«, sagte sie mit schwerer Zunge. Goldene Augen öffneten sich blinzeln. Die Krähe krächzte auffordernd und hüpfte ein paar Schritte fort.

»Ich komme ja«, murmelte die Frau und stand mühsam auf. Sie taumelte und griff Halt suchend nach dem Thronsessel. »Was ist nur mit mir?«

Die Krähe lachte leise. »Such nach der Tür«, sagte sie. »Wir werden jeden Moment

Besuch bekommen. Es wäre ratsam, den Ausgang zu kennen.«

»Was ist das?« Ratlos blickte die große Frau auf ihre Hände nieder. Rot und blau und grün und braun blitzte es von ihren Handflächen.

»Trödele nicht herum«, zischte die Krähe. Ihre Füße kratzten ungeduldig über den Stein. Sie hob die Schwingen und flatterte auf die Lehne des Throns. »Wo ist die Tür?«

»Hier«, sagte eine weiche Stimme. »Hier ist die Tür, du fliegende Ratte! Du hast lange gebraucht, um in meine Festung einzudringen. Aber nun ist es zu spät. Hebe dich fort!«

Die Krähe krächzte laut und flog auf. Ihre schwarze Gestalt verschwand in den tiefen Schatten des niedrigen Daches. Das unheilvolle Funkeln des Schwarzen Herzens schimmerte im Schatten des Throns. Die weiß gekleidete Frau schritt vor und ließ sich geschmeidig in den Sitz gleiten. Ihre schmalen Hände glitten liebkosend über die strengen Lehnen und blieben entspannt darauf liegen. »Das hast du sehr gut gemacht, meine Kleine«, sagte die Hexe sanft. Ihre Augen glitzerten im Schatten und spiegelten das vielfarbige Funkeln der Herzen. »Gib sie mir jetzt. Ter'nyoss wartet schon ungeduldig auf die Zeremonie.«

Die Jüngere rührte sich nicht. Versunken sah sie auf die vier Herzen in ihren Händen nieder, ein seltsames Strahlen in ihren wandelbaren Augen.

»Was ist?«, fragte die alte Hexe ungeduldig. »Eddy, gib mir die Herzen!«

Die junge Frau hob den Kopf und sah die Ältere mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen an. »AnidA«, sagte sie sanft. »Ich bin AnidA.«

Die schwarze Hexe lehnte entspannt im Thronsessel, die Finger nachdenklich vor dem Mund gefaltet. »Das ist erstaunlich«, sagte sie milde belustigt. »Damit habe ich allerdings nicht gerechnet, meine Enkelin.« Ein glucksendes Lachen kam von ihren Lippen. Dann streckte sie fordernd die Hand aus. »Gib mir die Herzen«, sagte sie scharf. »Vergiß nicht: Ich bin die Herrin von Ter'nyoss. Ich befehle dem Tode!«

Die junge Frau schüttelte sacht den Kopf. »Du irrst dich, Großmutter. Du hast Ter'nyoss ihrer rechtmäßigen Hüterin gestohlen, und nun lässt sie dich glauben, sie zu beherrschen. Aber sie ist schon zu lange bei dir und lenkt deine Schritte. Das Herz des Todes verschlingt alle, die sich ihm zu nähern wagen. Auch du wirst nicht verschont werden. Ter'nyoss wird die Herzen und dich vernichten.«

Die alte Frau legte den Kopf in den Nacken und lachte böse. »Dummes Kind«, zischte sie und stand auf. »Du glaubst, uns widerstehen zu können? Gib uns, was uns gehört!«

AnidA trat einen Schritt zurück und hob die Hände. Die Herzen strahlten auf. Der gleißende, vielfarbige Feuerball in ihren Händen wuchs und wurde heller. Seine Farben wirbelten umeinander, glänzten und sprühten. Farbige Reflexe tanzten über die Wände des Saales und ließen die Schatten erschimmern. Heller und größer wurde der feurige Ball, umschloss die Arme der Frau, wuchs weiter, blähte sich auf, sog die Gestalt seiner Trägerin in sich auf. Die wirbelnde Feuersäule streckte sich bis zur Decke des Saales und erstrahlte endlich in einem blendenden Weiß.

Die schwarze Magierin schrie vor Wut und griff nach dem Amulett auf ihrer Brust. Ter'nyoss sprang in ihre Hand und explodierte zu tödlichem Schwarz. Grünlich schimmernde dunkle Tentakel streckten sich aus und umschlangen die Hexe. Schwarz und bedrohlich wuchs das sich schlängelnde Gewirr empor und glitt auf die tanzende,

wirbelnde Feuersäule zu. Finstere Schatten krochen an dem strahlenden Weiß empor und versuchten es zu ersticken und zu verschlingen. Die Feuersäule wand sich und dehnte sich noch weiter aus, bis die dunklen Tentakel haltlos von ihr abfielen und die schwarze Masse sich zu einem festen Ball zusammenzog. Dunkelheit und Licht belauerten sich reglos.

Das strahlende Feuer sank zusammen und formte eine menschliche Gestalt. Wie zur Antwort dehnte der schwarze Ball sich aus und imitierte spöttisch die feurige Gestalt.

Das Licht wurde dunkler, weniger strahlend, weniger heiß. Farben kehrten zurück, malten dreifarbiges Haar und helle Haut. Wechselhafte Augen öffneten sich, und eine Hand streckte sich aus. Weißes Licht strahlte von dem Herzen der Welt in ihrer Handfläche, blendete den weit offenen Blick und spiegelte sich in den Pupillen.

Die dunkle Gestalt lachte laut und triumphierend. Weiße Gewänder schimmerten, und das schwarz-grünlich schillernde Amulett blitzte höhnisch. »Ter'terkrin, endlich!«, rief die Schwarze Magierin und streckte gierig die Hand nach dem Herzen der Welt aus, das klar und funkelnd in der Handfläche der jungen Frau lag. Ein lautloser Blitz blendete auf und ließ die Hexe zurückfahren.

»Du wählst den Kampf?«, zischte Elaina erbost. »Hüte dich, Ter'terkrin. Deine Schwester ist weit mächtiger als du, und ich bin ihre Meisterin. Ergib dich uns, Herz der Welt. Die armselige, schwache Kreatur, die dich hütet, kann uns nicht widerstehen!«

AnidA lächelte sanft. Wieder rauschten starke Flügel, und die große Krähe landete weich auf ihrer Schulter. Spöttische schwarze Augen musterten die alte Magierin. Die Krähe öffnete den scharfen Schnabel und krächzte boshaft.

Elaina hob die Hand, die Ter'nyoss hielt. Eine schwarz glühende Wolke breitete sich aus und hüllte das Schmuckstück in der Hand der Magierin ein. Dunkle Blitze fuhrn aus der Wolke und bedrohten die ruhig dastehende AnidA. Die junge Frau hob den Kopf und schloss ihre Augen. »Ah«, sagte sie leise. Sie breitete einladend die Arme aus und wartete. Die Blitze aus schwarzem Feuer zuckten höhnisch drohend auf ihre Brust zu und verharrten.

»Gib auf«, rief Elaina lockend. »Du hast so lange geschlafen, freue dich jetzt über dein Erwachen. Du willst doch nicht vernichtet werden, Ter'terkrin. Gib dich in meine Hand, und wir werden gemeinsam über die Welten herrschen. Deine Schwester wartet auf dich, Herz des Lichtes.«

Der helle Glanz des Kleinods verstärkte sich freudig. AnidA wartete, den Kopf zurückgelegt, mit vertrauensvoller, friedlicher Miene. Die schwarze Glut breitete sich aus und hüllte die junge Frau mit ihrem kostbaren Schatz in seine alles verschlingende Finsternis ein. Das Licht erlosch und tiefe Dunkelheit erfüllte den Saal. Elaina lachte laut und erregt, den Triumph vor Augen. Die Krähe krächzte, und das Schlagen ihrer Schwingen war in der Dunkelheit zu vernehmen.

Dann war es still. Wirbelnde Dunkelheit füllte die Luft, vielfarbige Funken sprühten durch die Finsternis, und ein sanftes Brausen erhob sich. Matt glühend schimmerte Ter'terkrin durch die Schwärze, flammte auf, durchdrang das Dunkel. Elaina schrie entsetzt und enttäuscht auf.

»Ter'nyoss, zeige deine Stärke! Deine Herrin befiehlt es dir!«

Das Licht loderte heller und strahlender als zuvor, zerteilte die Finsternis, vertrieb die

zerfasernde Dunkelheit aus dem Saal. AnidA war zu Boden gesunken, die Finger fest um das flammende Kleinod geschlossen, dessen Licht mühelos ihr Fleisch durchdrang, und es wie klares Glas erscheinen ließ.

Flatternde Schwingen durchteilten die Luft. Die Schwarze Magierin stöhnte und sank in die Knie. Auf ihrer Hand saß die Krähe, eine Kralle um Ter'nyoss gelegt, und starrte in ihre matt gewordenen goldenen Augen.

»Meine alte Feindin«, flüsterte Elaina. »Du hast mich endlich doch gefunden. Verschone mich, dunkle Botin des Todes.«

Die Krähe öffnete weit den Schnabel und gab einen Schrei von sich, der die Mauern der Zitadelle erschütterte. Ter'nyoss glühte schwach auf und verlösch. Der schwarze Vogel schloss seine Krallen und sprang empor, das Herz des Todes mit sich nehmend.

»Nein!«, schrie Elaina in Todesangst. Sie streckte die Hände aus, um die Krähe zurückzuhalten, aber der Vogel hatte sich schon weit emporgeschwungen und kreiste lachend hoch über ihrem Kopf.

»Es ist vorbei«, rief die Krähe krächzend. »Ter'nyoss ist wieder bei ihrer rechtmäßigen Hüterin. Wir sehen uns niemals wieder, Magierin.« Sie schlug heftig mit den Flügeln und verschwand im Dunkel des Gebälks. Das Flügelrauschen verklang in weiter Ferne.

»Nein«, wiederholte die Schwarze Magierin wimmernd. Sie schlug die Hände vors Gesicht und kauerte sich vor dem Thron zusammen.

AnidA regte sich sacht. Ihre geschlossene Faust öffnete sich wie eine Blütenknospe und entließ das Herz der Welt, das sanft zu Boden rollte. Strahlend und klar wie ein herabgefallener Stern lag es in der Asche und verwandelte sie in Diamantenstaub. Die Lider der jungen Frau zitterten leise. Sie seufzte und öffnete die Augen, die so klar und strahlend schienen wie das Licht, das Ter'terkrin aussandte. Ohne hinzusehen, ergriff sie das Herz der Welt und stand auf. Sie kniete sich neben die Magierin, die zusammengesunken neben dem Thron hockte.

»Großmutter«, sagte AnidA leise. Sie legte die Hand mit dem sanft glühenden Silberring auf die Schulter der alten Frau. Der Ring sumnte leise, und die Magierin schreckte hoch. Mit zerfurchtem Gesicht blickte sie verständnislos zu ihrer Enkelin hoch.

»Was?«, stammelte sie. »Was ist ...« Sie versuchte, sich aufzusetzen, aber AnidA hielt sie zurück.

»Großmutter«, sagte sie geduldig. »Wo ist der Ausgang aus dem Labyrinth?«

Die Hexe schlug die bebenden Finger vor den Mund und krümmte sich vor Qual. »Ter'nyoss«, stöhnte sie. »Ter'nyoss!«

AnidA umarmte sie mitleidig. Der schmale Körper der alten Frau wand sich vor Schmerz. Ihr Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt, Speichel hing in den Mundwinkeln, und ihr Atem zischte durch die gebleckten Zähne.

»Die Tür«, fragte AnidA. »Großmutter, bitte! Wo ist die Tür?« Sie verlagerte ihren Griff um die Schultern der Magierin und berührte sie dabei mit dem Herzen der Welt, das sie immer noch in ihrer Hand hielt. Elaina schrie und bäumte sich heftig auf. Auf ihren blutig gebissenen Lippen stand rosiger Schaum. Ihre Augen verdrehten sich, und sie krallte ihre Finger tief in AnidAs Rücken. Mit einem krächzenden Seufzer schloss sie die Augen und wurde schlaff.

»Großmutter«, rief die junge Frau angstvoll. Das bleiche Gesicht der Schwarzen Magierin zeigte einen erstaunten Ausdruck. AnidA tastete nach ihrem Puls und neigte den Kopf, um ihren Atem zu spüren. »Großmutter«, wiederholte sie traurig. Sie ließ den leblosen Körper zu Boden sinken und schlug die Hände vors Gesicht. Sie saß lange Zeit neben der Toten. Endlich hob ein tiefer Atemzug ihre Brust. Sie seufzte und stand auf. Mit geschlossenen Augen und Ter'terkrin in der Faust drehte sie sich suchend um ihre Achse.

»Wohin?«, fragte sie leise. »Wohin nur?«

Lauschend neigte sie den Kopf. Ein nahezu unhörbares Krächzen ließ sie herumfahren. »Dort entlang?«, flüsterte sie und tat einen zögernden Schritt, bevor sie mit steigender Sicherheit losging.

Dort entlang.

Lautloser Regen fiel auf die spätherbstliche Landschaft, und ein sanftes graues Licht lag über dem tiefen schwarzen Wasser des Sees. Hoch gewachsen, schlank und schweigend wie ein Baum stand eine hell gekleidete Frau am Ufer und blickte zu den ausgeglühten dunklen Ruinen der Zitadelle. Sie zog fröstelnd ihren Umhang enger um den Leib und wandte sich mit einem lautlosen Seufzer ab. Das hohe Gras hinterließ dunkle Nässeflecken auf den weißen Kleidern, während sie sich ihren Weg zum Waldrand bahnte.

Ein heiserer Vogelschrei ließ sie innehalten und sich suchend umwenden. Ihre Augen durchforschten die neblig trübe, feuchte Luft. Auf einem Stein am Seeufer schien eine dunkle Gestalt zu hocken, aber dabei konnte es sich ebenso gut um eine Sinnestäuschung handeln, wie schon so oft in den letzten Tagen. Mehr als einmal war sie hoffnungsvoll auf eine solche Erscheinung zugelaufen und hatte dann enttäuscht auf einen verkrüppelten regennassen Busch niedergeblickt.

Mit einem resignierten Kopfschütteln setzte sie ihren Weg zum Waldrand fort. Wieder schrie der Vogel, und wieder stockten ihre Schritte. Sie lachte auf, ärgerlich über sich selbst und gewiss, dass erneut eine schmerzliche Enttäuschung auf sie wartete. Amüsiert über ihre Torheit ging sie auf die still dahockende Silhouette zu.

Mit angehaltenem Atem trat sie hinter die Sitzende und starrte ungläubig auf das dreifarbige Haar, das feucht und struppig um den gesenkten Kopf stand. Eine schäbige dunkle Lederjacke hing um den schmalen Körper, der tief zusammengekauert auf dem nassen Stein hockte. Die Frau starrte reglos auf ihre Hand und schien die Annäherung der anderen nicht bemerkt zu haben.

»Eddy?«, rief die Erste unsicher. Die Sitzende stieß einen leise seufzenden Atemzug aus und hob das Gesicht, ohne den Kopf zu drehen. »Eddy«, wiederholte die Rufende lauter und erfreut.

Die Angesprochene drehte den Kopf und sah ohne Überraschung zu der anderen Frau auf. »Tante Ylen«, erwiderte sie matt.

Die Weiße Hexe kniete sich in den nassen Sand und griff nach den Schultern der jungen Frau. Sie blickte in die wechselhaften Augen ihrer Nichte und blinzelte ungläubig. »Aber ...«, murmelte sie verwirrt. »Du bist nicht ... du bist ...«

»AnidA«, entgegnete die junge Frau müde und senkte den Blick wieder auf ihre Hand. Der Silberring glänzte in einem böartigen Grün.

Ylenia berührte ihre Nichte an der Schläfe. Sie verharrte kurz, zog dann mit einem Aufschrei ihre Hand zurück und schüttelte die Finger, als hätte sie sich verbrannt. »Wie ist das nur möglich?«, fragte sie streng beherrscht. »Kind, was ist dort drinnen mit euch passiert? Wer hat euch das angetan?«

AnidA lachte, ein scharfes und freudloses Geräusch. Ihre Augen, über die Wolkenschatten zu ziehen schienen, fixierten Ylenia mit irritierender Intensität. »Uns?«, fragte sie belustigt. »Wen meinst du mit ›uns‹?« Sie hob die Hand und bewegte sacht die Finger. Der Ring schimmerte weich im Licht. »Es hat niemals zwei Ringe gegeben«, sagte sie gedankenverloren. Ylenia musterte sie, verwirrt ob des scheinbaren Themenwechsels.

AnidA rieb mit dem Daumen über den Ring, schob ihn zum Knöchel hoch, zögerte. Ihre Augen glommen in einem nachtdunklen Ton. »Verstehst du?«, drängte sie. »Es war immer nur dieser eine Ring. Ein Ring, Tante Ylen!«

Die Weiße Hexe begann zu begreifen. Ihr schwindelte, und sie musste sich an der Schulter ihrer Nichte festhalten. »Wer ...«, begann sie schwach.

»Meine Großmutter. Sie konnte es nicht riskieren, eine Hexe aufwachsen zu lassen, deren Fähigkeiten die ihren noch übertreffen und die ihr das Schwarze Herz abspenstig machen würde. Großmutter wusste schon vor meiner Geburt, dass Ter'nyoss ihr Schicksal bestimmte, und dass ich die Einzige war, die ihr gefährlich werden könnte. Sie hat mich gespalten und einen Teil von mir mit sich genommen. Unschädlich, ohne magische Kräfte, unwissend.«

Ylenia schlug die Hände vors Gesicht. AnidA saß schweigend da und rieb immer noch nachdenklich über den Ring. Ihr Blick schweifte zu der Zitadelle. »Ich bin eine Gefahr für euch«, sagte sie unvermittelt.

Ylenia blickte verstört auf. »Wie meinst du das? Du kannst es lernen ... Wir können dir zeigen, deine Kräfte zu beherrschen. Ich werde dich alles lehren, was ich weiß, Kind.«

AnidA schüttelte beherrscht den Kopf. Ihre Augen wichen nicht von der düsteren Ruine im See. »Ich habe mit Ter'nyoss getanzt«, sagte sie langsam. »Ihr Kuss war süß. Ich kann euch alle vernichten, Weiße Hexe. Ihr könnt mich nicht töten, aber ihr könnt mich meiden. Das Beste wird sein, ich schließe mich für immer in der Zitadelle ein.«

Ylenia schwieg erschüttert. Sie legte ihre Hand auf die ihrer Nichte, die kurz zuckte, als wolle sie sie zurückziehen, die Berührung dann aber geschehen ließ. »Gibt es keinen anderen Weg?«, fragte Ylenia bedrückt.

AnidA seufzte leise. Ihr Nacken bog sich wie unter einer schweren Last. »Du weißt nicht alles, Tante. Ich trage etwas, wonach dein Orden schon lange sucht. Es gibt mir mehr Macht, als eine einzelne Frau besitzen sollte.«

Sie hob die Hand und zog den Lederriemen über den Kopf, an dem der abgenutzte kleine Beutel hing. Sie öffnete ihn und ließ das strahlende Herz der Welt in ihre Hand gleiten. Ylenia atmete scharf ein, und Tränen schossen in ihre Augen. Sie hob die Hand, um Ter'terkrin zu berühren, und hielt zögernd inne. Um Erlaubnis heischend blickte sie ihre Nichte an. AnidA starrte blicklos auf das Kleinod nieder.

»Ach«, sagte sie schwach und verloren. Erkenntnis dämmerte in ihren Augen und ließ sie hell aufstrahlen. Sie hob ruckartig den Kopf und blickte zum verhängten Himmel. »Das ist die Lösung? Du verlangst einen hohen Preis, Ter'terkrin.« Über ihr Gesicht liefen Tränen, die sie nicht fortwischte.

»Was hast du?«, fragte Ylenia besorgt. »Kind, was sollst du tun?«

AnidA lächelte, während noch immer Tränen über ihr Gesicht liefen. Sie ließ das Herz der Welt sanft in ihren Schoß gleiten und legte die Hände ineinander. Behutsam drehte sie den Ring an ihrem Finger, schob ihn über den Knöchel und zog ihn ab.

Ylenia keuchte und bedeckte ihre Augen. Die Gestalt AnidAs verschob sich auf Übelkeit erregende Weise, verdoppelte sich wie von einem Zerspiegel wiedergegeben. Zwei Köpfe reckten sich in stummer Qual, vier Arme streckten sich flehend aus, zwei Rücken drohten unter den grausamen Krämpfen zu brechen. Die Schreckensgestalt mit zu vielen

Gliedmaßen krümmte sich schließlich am Boden, die Augen vor Grauen und Schmerz hervorquellend. Die Münder waren weit aufgerissen, und endlich brach sich ein entsetzlicher Schrei Bahn aus gepeinigten Kehlen.

Ylenia kniete hilflos neben dem sich windenden Geschöpf und wob einen Zauber, der neben der Gewalt dessen, was dort vor sich ging, wirkungslos verdampfte wie ein Regenschauer in der Sonnenglut der Wüste.

Ein Vogel krächzte. Das ineinander verklammerte Bündel Mensch am Boden wurde schlaff und still. Ylenia tastete angstvoll nach einem Handgelenk, fühlte den schwachen, aber regelmäßigen Puls und schloss mit einem erleichterten Seufzer die Augen. Im nassen Sand des Ufers erlosch der grünliche Glanz des unheilvollen Ringes, er lag matt und stumpf am Boden. Ylenia umwickelte ihre Hand, griff vorsichtig nach dem Ring und schob ihn in ihre Tasche. Dann befeuchtete sie einen Zipfel des Umhangs und wischte behutsam über die schweißbedeckten, bleichen Gesichter. Augenlider flatterten, und ein matter, dunkler Blick traf das besorgte Gesicht der Weißen Hexe.

»Tante Ylenia«, murmelte eine schwere Zunge. Hände lösten sich von anderen Händen und stemmten sich schwach gegen den Boden. Ylenia half ihrer Nichte, sich aufzusetzen. Die andere lag immer noch reglos im nassen Sand, und die Erste zog sie mit einer zärtlichen Geste in ihren Schoß, strich ihr das zerzauste Haar aus der Stirn und legte beinahe Besitz ergreifend ihre große Hand auf das stille Gesicht.

Ylenia musterte die beiden jungen Frauen mit Besorgnis und Misstrauen. Die Sitzende regte müde ihre Schultern in der abgenutzten Lederjacke und probierte ein etwas verwackeltes Lächeln. »Eddy?«, fragte Ylenia argwöhnisch.

»Ein verdammter Höllentrip«, sagte die junge Frau heiser und rieb sich über den Nacken. »Das war noch schlimmer als mein erster Versuch mit Narkohal, als ich dreizehn war. Höllenfeuer, ich dachte schon, ich schaffe es nicht!«

»Eddy«, wiederholte Ylenia erleichtert. »Bei den Schöpfern, hast du mir eine Angst eingejagt!«

Die bewusstlose Ida regte sich sacht und stöhnte leise. Eddy beugte sich über sie und murmelte etwas. Ihre Hand strich sanft über die geschlossenen Augen ihrer Schwester. Ylenia strengte sich an, um etwas zu verstehen, und vernahm einige Wortfetzen. »Fort«, hörte sie. »Jinx« und »Tante«. Ida nickte schwach und hob den Kopf. Mit geschlossenen Augen wandte sie den Kopf und jammerte leise. Eddy stützte sie, bis sie sitzend an ihrer Schulter lehnte.

»Ida«, sagte Ylenia warm. »Kind, wie geht es dir?«

Ida runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht.« Sie umklammerte Eddys Hand. »Ich bin noch etwas durcheinander. Mein Kopf schmerzt ...« Ihre Hand fuhr zu ihrer Schläfe und dann sehr langsam und vorsichtig über ihre Augen. »Habe ich die Augen geschlossen?«, fragte sie verwirrt. Eddy nickte wortlos. »Keine Binde mehr«, sagte Ida gedankenverloren. Sie tastete immer noch über ihre Lider.

Eddy wandte den Blick nicht vom Gesicht ihrer Schwester ab. »Kannst du uns von hier fortbringen?«, fragte sie drängend. Ylenia bejahte ein wenig erstaunt und sah zu, wie Eddy ihren Arm unter Idas schob und ihr aufhalf. »Gehen wir«, befahl die junge Frau schroff.

Ylenia nickte stumm und ging voraus zum Waldrand. Sie lauschte dem schwerfälligen Schritt Idas und den leisen Ermutigungen Eddys, die klangen wie ein Selbstgespräch. Ihr Angebot, Eddy bei der Unterstützung ihrer geschwächten Schwester zu helfen, war kurz abgelehnt worden, deshalb beschränkte sie sich darauf, den beiden Frauen die Zweige, die ihren Weg behinderten, vom Leib zu halten.

Warum macht sie die Augen nicht auf?, fragte Ylenia sich beunruhigt. Idas erschreckend blasses Gesicht begann sich leicht zu röten, und sie sah kräftiger aus, aber trotz des mühsamen Weges durch das niedrige Unterholz hielt sie ihre Augen die ganze Zeit fest geschlossen.

Ylenias kleines Lager war auf einer Lichtung aufgeschlagen worden, die nahe dem See lag, aber geschützt durch den Wald vor der Zitadelle. Eddy blieb am Rand der Lichtung stehen und blickte sich misstrauisch um. Dann stieß sie ihre Schwester leicht an.

»Haben wir das Labyrinth wirklich verlassen, Ida?«, fragte sie mit einem nervösen Unterton in der Stimme. Ida lachte leise.

»Wie kannst du daran zweifeln? Du hast den Beweis in deiner Tasche, Eddy.« Ihre Stimme schwankte leicht, und sie tastete nach dem leeren Lederbeutel auf ihrer Brust.

Eddy griff nach ihrer Hand und drückte sie. »Geht es?«, fragte sie besorgt.

Ida nickte. »Wir sind noch zusammen. Ich fühle sie, als ruhte sie an meiner Brust. Ich denke deine Gedanken. Ich sehe, was du siehst. Eddy, sag mir, wird das so bleiben, oder müssen wir uns noch weiter trennen?«

Sie schlug die Hand vor den Mund. Ylenia trat hastig einen Schritt näher und nahm Ida in den Arm. Eddy verzog den Mund, als müßte sie selbst das Weinen unterdrücken und steckte ihre Hand in die Tasche.

»Kommt jetzt«, sagte Ylenia energisch. Sie hatte ihre Verwirrung überwunden und verschob die Klärung aller Fragen, die ihr auf der Seele brannten, auf einen späteren Zeitpunkt. »Ihr braucht Schlaf, ihr seid völlig erschöpft. Kommt, die anderen werden außer sich sein vor Freude!«

Als Erstem begegneten sie Dix, der wie erstarrt stehen blieb, als er sah, wer Ylenia ins Lager folgte. Er fuhr herum und schrie: »Mellis! Ylenia hat sie gefunden!«, ehe er auf Eddy zuschoss und sie umarmte, wobei helle Tränen über sein zerkratschtes Gesicht liefen. Er schlug der so viel größeren Frau ungeschickt auf den Rücken und stammelte unablässig ihren Namen.

»Hör schon auf, du alter Idiot«, sagte Eddy zärtlich und schob den kleinen Mann von sich. »Ich habe schon genug blaue Flecken, Dix!«

»Eddy«, rief Tallis und lief auf sie zu. »Eddy, Kind, du lebst wahrhaftig noch! Und deine Schwester auch, ach, wie bin ich froh.« Sie tätschelte stumm und gerührt Eddys Arm. Ida wandte ruhelos und suchend den Kopf von einer Seite zur anderen.

»Warum öffnest du deine Augen nicht?«, fragte Ylenia leise.

Ida hielt inne und drehte ihr das angespannte Gesicht zu. Sie zögerte mit der Antwort, dann glitt ein verzerrtes Lächeln über ihr Gesicht. »Weil ich dann blind bin.« Ihre Lider flatterten und hoben sich. Voller Entsetzen sah ihre Tante in die silbrigen Augen, die blicklos und Ylenias Bild widerspiegelnd durch sie hindurchsahen.

Sobald Ylenia ihre Fassung wiedergewonnen hatte, ließ sie uns neben dem Feuer

niedersitzen und drückte mir eine Tasse Tee in die Hand. Ida war mir wie eine Schlafwandlerin gefolgt und lehnte nun schwer an meiner Schulter, wobei ihre Hand die meine fest umklammerte. Ich registrierte die besorgten Blicke, die Ylenia und Tallis miteinander wechselten, war aber zu erschöpft, um darauf eingehen zu können. Als unser Zelt stand, schlüpfte ich hinein, bettete Ida an meiner Seite und spürte noch, wie fürsorgliche Hände uns zudeckten.

Unsere Träume waren sanft und unbedrohlich. Wir wanderten wieder durch die Zitadelle. Eine Krähe, blendend weiß und strahlend, wies uns den Weg durch das Labyrinth, dessen Mauern vor unseren Schritten stumm zur Seite wichen. Wir mussten uns nicht verständigen, weil wir des anderen Gedanken dachten und durch die selben Augen blickten. Es war ein Gefühl des mit sich selbst Eins-Seins, das wir noch niemals in unserem Leben gespürt hatten. So war es richtig, so musste es sein.

Wir wachten auf, und der Schmerz der Trennung ließ uns aneinander geklammert verharren. Unter Idas gesenkten Lidern drangen die Tränen hervor, die ich weinte. Wir waren immer noch genügend miteinander verbunden, um fast die gleichen Gedanken zu denken und die Schmerzen der anderen Hälfte zu spüren wie die eigenen. Wenn ich die Augen schloss, sah ich das seltsam verwischte, vielfarbige Bild, das Idas innerer Blick ihr von der Umgebung vermittelte. Ich spürte ihre Unruhe und streichelte vorsichtig über ihre Wangen. Sie lächelte unter Tränen und nickte wortlos.

»Seid ihr wach, Kinder?« erklang es von draußen. Ich rief eine Antwort, und die Zeltklappe wurde aufgehoben. Ylenia sah mich an, dann Ida und lächelte mit Sorge in den Augen. Ich setzte ein bewusst fröhliches Gesicht auf und fragte munter: »Was gibt es zum Frühstück, Tante Ylen? Ich habe einen Bärenhunger!«

Ihre Miene entspannte sich. »Kommt«, erwiderte sie erleichtert. »Wir warten schon auf euch.«

Während des Frühstücks berichtete Ylenia uns, was sich in den Wochen ereignet hatte, in denen wir in der Zitadelle gewesen waren. Ylenia und die anderen waren uns in der Hoffnung hinterhergereist, uns befreien zu können, hatten sich aber bald enttäuscht gesehen. Trotz der gemeinsamen Bemühungen der Weißen Hexe und der Nestältesten gelang es ihnen noch nicht einmal, den magischen Schutzschirm zu durchdringen, der das Überqueren des Sees verhinderte. Schließlich gaben sie auf und kehrten zurück zum Großen Nest. Ylenia ritt von dort aus zum Ordenshaus zurück, um dort das Archiv nach einem Hinweis zu durchsuchen, der unsere Befreiung ermöglichen mochte.

Doch noch ehe sie oder Tallis eine brauchbare Lösung gefunden hatten, kamen seltsame Meldungen von der Grenze. Die Nebelwand hatte sich über Nacht aufgelöst und schien endgültig verschwunden zu sein. Tallis und Ylenia machten sich mit der vagen Vermutung erneut zum Nebelhort auf, dass dieses Ereignis etwas mit Ida und mir zu tun haben könnte, und auf ihrem Weg bekamen sie die Bestätigung durch einen Besuch der Sturmkrähe, die sie in ihrer Vogelgestalt ein Stück auf ihrem Weg begleitete.

Sie mussten sich langsam und vorsichtig durch den Hort bewegen, weil die Armee des Hierarchen, die bisher an der Grenze gelagert hatte, die Gelegenheit ebenso nutzte wie Ylenias kleine Reisegruppe. Die Truppen stießen auf kaum nennenswerte Gegenwehr, da kurz zuvor der Padischah einem Anschlag zum Opfer gefallen und seine beiden ältesten

Söhne nun in einen erbitterten Kampf um die Nachfolge verwickelt waren, der den Hort in heillose Verwirrung stürzte. Der Hierarch eroberte ohne große Mühe die Hauptstadt und setzte den überlebenden Zweitältesten in seinem Palast fest. Das ungefähr war der Stand der Dinge, als Ylenia und die anderen wieder vor der Zitadelle eintrafen.

Ida regte sich leise an meiner Seite, und ich spürte ihre Sorge. In der umkämpften Hauptstadt des Hortes lebte die Frau, die sich nun die Khanÿ nannte und die Ida einst als Freundin bezeichnet hatte. Wie mochte eine Verbrecherorganisation den Einmarsch der Soldaten der Hierarchie überstanden haben? Unter diesen Gedanken lagerte verschwommen und verdeckt noch ein anderer: die Trauer um den dicken Wirt Marten, der in der Zitadelle ein so grausames Ende gefunden hatte.

Tallis bemerkte meine Geistesabwesenheit und nahm teilnahmsvoll meine Hand. »Erzähle«, sagte sie leise. »Was ist euch widerfahren?« Die anderen rückten schweigend näher zusammen und lauschten gebannt. Ida saß schweigend an meiner Seite, und ich spürte das Echo meiner Worte in ihren Gedanken. Ich berichtete so knapp wie möglich von dem, was wir in der Zitadelle erlebt hatten. Die Einzelheiten würden später noch genügend Zeit der Beachtung finden.

Als ich zu der Begegnung mit der Schwarzen Magierin kam und stockend erzählte, wer sie gewesen war, unterbrach mich der leise Aufschrei meiner Tante. Sie blickte Tallis an, die wie erstarrt an meiner Seite saß und fest meine Hand umklammerte. »Das ist nicht wahr«, sagte Ylenia voller Schmerz. »Eddy, bitte, sag, dass das nicht die Wahrheit ist. Die Magierin hat dich getäuscht, sie hat dir ein Trugbild gezeigt, von dem sie wusste, dass du ihm vertrauen würdest!«

Bedauernd und beschämt schüttelte ich den Kopf. Ich hatte über Ter'nyoss in engstem Rapport mit dem Geist meiner Großmutter gestanden und wusste nur zu gut, dass sie es gewesen war; leibhaftig in Fleisch und Blut. Das Herz des Todes hatte in den Jahren, da sie es mit sich getragen hatte, vollständig Besitz von ihrem Geist ergriffen, aber dennoch war es Elaina gewesen, die mich in der Zitadelle dazu verführt hatte, meine eigene Schwester zu quälen und beinahe zu töten.

Mit niedergeschlagenen Augen berichtete ich von diesem beschämendsten Teil meiner Erlebnisse. Ich erzählte von dem mächtigen schwarzen Rausch, den Ter'nyoss mir bereitet hatte, und der düsteren Verlockung durch das Schwarze Herz, der ich nicht hatte widerstehen wollen und können. Tallis standen Tränen in den Augen, als ich endete. Ylenia hatte das Gesicht in die Hände gelegt und regte sich nicht.

»Was ist mit Ida? Warum ist sie derart apathisch?«, fragte sie nach einer Weile dumpf. Ich blickte zu meinem anderen Ich, das stumm und teilnahmslos an meiner Schulter lehnte. Ich tastete mit geistigen Fühlern nach ihr und erhielt einen sanften Druck ihrer Finger als Antwort.

»Sie ist erschöpft. Ohne sie wäre ich verloren gewesen. Sie musste durch meine Schuld ungeheuer leiden, aber am Ende hat sie Stärke für uns beide bewiesen.« Die Erklärung war zu einfach, aber ich fühlte mich ähnlich müde wie Ida. Was dort mit uns geschehen war, brauchte noch Zeit der Heilung und der Verarbeitung. Und unsere Trennung, die langsam und unaufhaltsam weiter voranschritt, kostete ebenfalls große Kraft.

Ylenia ließ die Hände sinken und wandte mir ihr müdes, trauriges Gesicht zu. »Wir

müssen über all das nachdenken«, sagte sie sanft. »Die Rolle, die meine Mutter dabei gespielt hat ...«, sie stockte. Tallis schloss schmerzlich die Augen.

»Das Herz des Todes«, sagte Mellis unvermittelt. Sie und Dix hatten teilnahmsvoll schweigend zugehört und sich dabei an den Händen gehalten. Die anderen sahen auf und blickten erst die beiden und dann Ida und mich an. Ich hob die Schultern.

»Jinx hat Ter'nyoss mit sich genommen«, sagte ich hilflos. »Sie ist ihre rechtmäßige Hüterin. Mehr weiß ich auch nicht.«

Ylenia krampfte die Hände ineinander. »Das Herz des Todes ist nicht vernichtet worden?«, fragte sie matt. Ich schüttelte entsetzt den Kopf.

»Bei den Sternen, nein! Du kannst die Dunkelheit nicht vernichten, ohne auch das Licht zu löschen! Ter'nyoss muss bestehen, wenn Ter'terkrin leben soll!« Es überraschte mich, die Weiße Hexe eine solche Frage stellen zu hören. Wie konnte sie ernstlich darüber nachdenken, das große Gleichgewicht, die Harmonie der Welt zu zerstören?

Sie hat Angst, sagte Ida in meinem Geist. Sie klang traurig und gleichzeitig amüsiert.

Ylenia senkte den Kopf. »Ausgerechnet die Sturmkrähe, die Unheilbringerin. Was kann daraus entstehen, außer neuem Unglück?«

Wir schwiegen und hingen unseren Gedanken nach. Ich hatte meinen Arm um Ida gelegt, ihr Kopf ruhte an meiner Schulter. Ihre Hand griff in meine Tasche und berührte das leise pulsierende Herz der Welt. »Die Krähe«, murmelte sie. Ich fühlte, wie ihre Finger sich an meiner Brust bewegten. Sie zog die Hand heraus und hielt mir den holzgeschnitzten Vogel hin. Ich hörte, wie Ylenia scharf die Luft einsog, als ich nach dem Spielzeug griff. Ich drehte Jinx' Hinterlassenschaft zwischen meinen Fingern und blickte erstaunt darauf nieder. Die hölzerne Krähe hielt eine schwarz funkelnde, geschliffene Perle in den Krallen. Ida lächelte.

Wir ruhten uns noch diesen Tag lang aus und brachen am anderen Morgen auf, um zunächst nach Iskerias zu reiten. Ich hatte darum gebeten, weil ich wusste, wie viel Ida daran lag, nach der Khanö – Dorkas – zu forschen.

»Wir können sicher in dem Gasthaus übernachten, das diesem Amos gehört hat«, schlug Mellis vernünftig wie immer vor. Ida wandte den Kopf ab und nickte matt. Sie öffnete ihre Augen und tastete sich langsam zum Waldrand. Ich wusste, dass sie vor unserer Abreise noch einen Moment lang allein sein wollte – so allein, wie eine Frau eben sein kann, wenn sie mit einer anderen geistig verbunden ist. Es berührte mich immer noch seltsam, wenn ich sie ihre Augen öffnen sah. Die beunruhigende silbrige Farbe, die sie zuerst gehabt hatten, verdunkelte sich nun nach und nach zu einem glänzenden Schwarz, das ihren Blick zugleich leblos und durchdringend wirken ließ. Ich wusste, dass sie so gut wie blind war, wenn sie ihre Lider hob, obwohl ihr eine schwache Unterscheidung von Licht und Dunkel möglich war. Dennoch bedeutete es eine Erleichterung für Ida, die Augen zu öffnen, gerade so, als wenn ich meine müden Lider zu einer kurzen Rast sinken ließ. Ihr zweiter, innerer Blick wurde dafür immer schärfer und zeigte ihr anscheinend nicht mehr allein das, was um sie herum war. Sie hatte noch Schwierigkeiten damit, das Gesehene zu deuten, und benötigte Ruhe und eine gewisse Abgeschlossenheit, um sich mit diesem neuen Sinn und dem Verlust des alten zu befreunden.

»Es ist verwirrend«, sagte sie in der Stille unseres Zelttes. Ihre Augen standen weit offen und spiegelten das weiche Licht des Glühsteins. »Ich weiß die meiste Zeit nicht, was ich eigentlich sehe. Dich erkenne ich immer leicht, aber das ist nicht verwunderlich. Tante Ylenia und Tallis sind auch sehr deutlich. Sie haben eine ganz charakteristische – Schwingung?« Sie verstummte und kaute nachdenklich auf ihrer Unterlippe herum. Ich empfing deutlich ihre Gedanken und konnte daher beinahe begreifen, was sie »Schwingung« nannte. Mir fehlte genauso wie ihr der richtige Begriff für den Sinneseindruck, den sie damit bezeichnete, und der gleichermaßen mit Sicht, Hör- und Tastsinn und Geruch zu tun hatte und dennoch nichts von alldem war.

Ida seufzte, als sie meine verwirrten Gedanken empfing, und lehnte sich schwer gegen mich. Unsere körperliche Trennung belastete uns beide immer noch, aber wir begannen, uns daran zu gewöhnen. Das war auch gut so, da wir den Rest unseres Lebens wieder als zwei eigenständige Individuen verbringen mussten, obwohl wir das nicht wirklich waren.

Idas Gedanken schweiften zu etwas anderem. Ich trank einen Schluck Tee und legte mich zurück. »Du musst es ihnen sagen«, bemerkte ich schläfrig. »Mellis war immerhin ihre beste Freundin.«

Ida nickte unglücklich. »Morgen«, sagte sie bedrückt. »Morgen erzähle ich es ihnen.« Kurz bevor wir Iskerias erreichten, legten wir eine Rast ein. Als wir mit unseren Bechern, aus denen es verlockend dampfte, um das kleine Feuer saßen, hob Ida den Kopf und bat um Aufmerksamkeit. Sie erzählte mit ruhiger, emotionsloser Stimme von ihrem Treffen mit Dorkas und der Verbrecherorganisation, die sie leitete. Mellis schwieg, während Ida berichtete. Ihr Gesicht zeigte den Ausdruck äußersten Unglaubens. Als Ida geendet hatte, brach Mellis erbittert los. Ida ließ die ungerechtfertigten Vorwürfe stumm über sich ergehen, den Blick ihrer geschlossenen Augen ruhig auf die erregte Frau gerichtet.

»Mellis«, rügte die ältere Grennach nach einer Weile sanft. »Warum beschimpfst du Ida? Sie hat nur berichtet, was sie selbst gesehen und erlebt hat. Warum sollte sie uns belügen?«

Mellis verstummte beschämt. Sie senkte den Kopf und blickte in ihren Tee. »Entschuldige«, sagte sie nach einer Weile leise. »Es tut mir leid, Ida. Ich wollte dich nicht der Lüge bezichtigen, aber was du erzählst, kann ich einfach nicht glauben. Dorkas soll Menschen in die Hierarchie verkauft haben? Sogar Kinder ...?« Sie brach ab und legte das Gesicht in die Hände. Dix streichelte ihr behutsam über die Schultern.

Ylenia sah erschüttert drein. »Das ist wirklich schwer zu glauben«, sagte sie mit sanftem Vorwurf in der Stimme. »Ich kenne Dorkas nun schon so lange, und das sieht ihr in keiner Weise ähnlich. Dass sie Leute aus dem Weg räumen lässt und Mörder und andere Verbrecher beschäftigt, um Profit zu machen ... Du musst zugeben, dass das nicht nach Dorkas klingt, Kind.«

Ida presste die Lippen zusammen, und ihre Augen öffneten sich erschöpft. Ich nahm ihre kalte Hand in meine und rieb sie sanft. »Sie hat euch gewarnt«, sagte ich schroff. »Alles Weitere liegt bei euch. Ida wird tun, was sie für richtig hält, egal, was eine von euch dagegenhalten könnte.«

Ylenia nickte nachdenklich. »Was hast du vor?«, fragte sie mit Respekt in der Stimme. »Ich habe mir selbst das Versprechen gegeben, gegen diesen Menschenhandel etwas

zu unternehmen«, sagte Ida leise. »Der Frieden zwischen der Hierarchie und dem Hort wird es Dorkas nur erleichtern, ihren verbrecherischen Geschäften nachzugehen. Der junge Padischah ist einer ihrer Leute gewesen, er wird sicher ...«

Erstaunte Zwischenrufe unterbrachen Ida. Sie runzelte unwillig die Stirn.

»Ida, wovon redest du?«, fragte Ylenia laut, um die Stimmen der anderen zu übertönen. »Von einem Frieden war bisher keine Rede. Die Truppen des Hierarchen sind, soweit ich unterrichtet bin, immer noch in Kämpfe verwickelt, und die Nachfolge des Padischahs ist nach wie vor ungeklärt!«

Ida öffnete leicht den Mund und schloss ihn wieder. »Ah«, sagte sie verstört. »Aber ich sehe doch genau, was ... das ist doch alles offensichtlich, oder nicht?«

Ylenia wollte etwas erwidern, aber Tallis, die bis dahin geschwiegen hatte, hob ihre Hand. »Lasst sie«, befahl sie scharf. »Das ist nichts, worüber wir uns jetzt die Köpfe zerbrechen sollten. Wir werden weiterreiten nach Iskerias, und wir werden die allergrößte Vorsicht walten lassen. Und, Ida«, sie wartete, bis meine Schwester ihr das verwirrte Gesicht zuwandte. »Wenn du irgendetwas Ungewöhnliches siehst, dann berichte es uns. Ich glaube, dass dein Blick inzwischen weiter reicht als der meine oder der Ylenias.«

Tallis' Worte ließen jede Widerrede im Keim ersticken. Wir löschten das Feuer und schwangen uns wieder in unsere Sättel.

Ida leitete uns mit geschlossenen Augen kreuz und quer durch das Gewirr der Straßen und Gassen von Iskerias. Mehr als einmal ließ sie uns plötzlich anhalten und in eine andere Straße wechseln. Wir begegneten nicht einem Uniformierten, obwohl es hier von Soldaten wimmeln musste. Die Stadt war wie ausgestorben. Die Bewohner von Iskerias schienen sich in ihren Häusern verbarrikadiert zu haben. Nur kurz vor unserem Ziel begegneten wir zwei verwahrlosten Individuen, die an einer Straßenecke herumlungerten und uns misstrauisch beäugten. Beide sahen uns nach, wie wir vorbeirrten, und einer von ihnen spuckte verächtlich aus.

Endlich hielten wir vor einem schmucklosen Haus. Idas Schultern sanken erschöpft herab. »Da sind wir«, sagte sie müde und öffnete die Augen, bevor sie sich aus dem Sattel gleiten ließ.

Ylenia stieg ab und klopfte an die Tür. »Wo lassen wir unsere Pferde?«, fragte sie, halb zu Ida umgewandt.

»Dort durch den Hof, der Stall ist links«, wies Ida mit einer matten Handbewegung. Dix und Tallis saßen schweigend ab und führten unsere Pferde auf den Hof.

Als nach einem weiteren, energischen Klopfen niemand die Haustür öffnete, zuckte Ylenia ein wenig verlegen mit den Achseln und vollführte eine flinke Geste mit den Fingern der linken Hand. Zu meiner eigenen Überraschung erkannte ich den einfachen Öffnungszauber und wusste, dass ich ebenso wie sie in der Lage gewesen wäre, ihn auszuführen. Die Fähigkeiten, die meine Großmutter in mir zu wecken und zu schulen gewusst hatte, schienen mich nicht verlassen zu haben. Ich musste unbedingt Ylenia davon berichten, denn wenn das stimmen sollte, wäre es besser, wenn sie mich weiter unterrichtete, ehe ich mit meinen halb ausgebildeten Kräften unwissentlich irgendwelches Unheil anrichten würde.

Die Tür öffnete sich lautlos. Ylenia winkte uns zu, ihr zu folgen. Ida schloss wieder ihre

Augen und seufzte leise. Sie wirkte bedrückt, was mich nicht verwunderte. Der Eingangsflur lag dunkel und still vor uns. Tallis ließ ihren Glühstein aufleuchten und sah fragend Ida an.

»Dort ist die Küche«, erklärte meine Schwester. »Dort geht es zu den Gästezimmern, da ist – war Amos' Zimmer ...«, sie stockte und sah sich erschreckt um. »Wir sind nicht allein«, stieß sie hervor. »Dort ...«

Eine Tür öffnete sich, und Lampenlicht blendete uns. Ylenia hob die Hände für einen Bann, aber Ida hieß sie mit einer Geste innehalten.

»Willkommen in Iskerias«, sagte eine Frauenstimme. Eine stämmige Silhouette zeichnete sich im Türrahmen ab. »Ylenia, meine Liebe. Ich freue mich. Und Mellis, alte Freundin, wir haben uns lange nicht gesehen. Kommt herein, bitte.«

Die Frau trat zurück und ließ uns passieren. Wir betraten das hell erleuchtete Zimmer, in dem uns einige finster dreinschauende Männer erwarteten. Die Khanÿ war mitten im Raum stehen geblieben, die Hände in die Seiten gestemmt, und musterte uns gründlich. Sie blickte Ida an und dann mich, und ihre Augen weiteten sich erstaunt. Ich erwiderte den Blick, und meine Wahrnehmung verdoppelte sich seltsam: Einerseits hatte ich diese grauhaarige, kräftige Frau noch nie in meinem Leben zu Gesicht bekommen, andererseits waren mir ihre herben Züge nur zu vertraut.

»Setzt euch«, sagte die Khanÿ und scheuchte mit einem herrischen Blick ihre Männer von den Stühlen hoch. Eine knappe Kopfbewegung schickte alle von ihnen bis auf einen freundlich aussehenden jungen Mann aus dem Raum.

»Dorkas«, setzte Mellis an, die bis dahin erschüttert geschwiegen hatte. Die Khanÿ schüttelte den Kopf und wies erneut auf die leer gewordenen Sitzgelegenheiten.

»Bitte, nehmt Platz«, wiederholte sie. »Ich habe euch erwartet. Meine Leute hatten mir gemeldet, dass eine Reisegruppe sich auf Schleichwegen durch Iskerias bewegt, und aus ihren Beschreibungen konnte ich mir recht gut ein Bild machen. Was kann ich für euch tun?« Ihr gelassener Blick ruhte für einen Moment auf Ida und wanderte dann weiter zu Mellis und Ylenia.

»Wir sind auf der Durchreise«, antwortete Ylenia knapp. »Wir hatten die Hoffnung, hier übernachten zu können. Würde es dir etwas ausmachen, uns für eine Nacht zu beherbergen?« Sie warf einen mahnenden Blick auf Mellis, die mit verbissener Miene auf der Stuhlkante hockte, als wolle sie jeden Moment aufspringen.

Dorkas zog eine Augenbraue hoch. Ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre Mundwinkel. »Selbstverständlich, meine Liebe«, erwiderte sie deutlich belustigt, aber überaus höflich. »Ihr seid mir willkommen.«

»Du wirst dich gewundert haben, mich und meine Leute hier anzutreffen«, wandte sie sich unverblümt an Ida. »Die Lage hat sich seit dem Einmarsch eurer Truppen zugespitzt, und mein altes Quartier war nicht mehr sicher. Ich habe einen Teil meiner Organisation aufgelöst und bin dabei, sie neu zu strukturieren. Man muss sich den Gegebenheiten anpassen, wenn man geschäftsfähig bleiben will.«

Die bittere Ironie in ihren Worten war scharf wie Kresse und deutlich zu schmecken. Ida hob das Kinn und lächelte ihre alte Freundin an. Mellis rutschte unruhig auf ihrem Stuhl herum und räusperte sich gereizt. »Dorkas, wenn ich einen Moment allein mit dir

sprechen dürfte ...«, begann sie. Aber Ida unterbrach sie zu aller Erstaunen.

»Devvy, dein Bruder ist tot«, sagte sie zu dem jungen Mann, der still und unauffällig in der Ecke gesessen hatte. »Er hat gestern versucht, aus dem Palast zu fliehen und wurde von einer der Wachen getötet. Es war ein dummer Unfall, Devvy. Die Soldaten hatten den strikten Befehl, ihm kein Haar zu krümmen. Der Hierarch sucht jetzt nach dir, um sich bei dir zu entschuldigen und einen Friedensvertrag mit dir auszuhandeln.«

Alle starrten Ida sprachlos an. Der junge Mann war blass geworden und warf einen Hilfesuchenden Blick auf die Khanÿ, die ebenso verdutzt dreinsah wie wir anderen. »Wenn das stimmt ...«, sagte der junge Mann, den Ida Devvy genannt hatte, heiser. »Dorkas, wenn das stimmt!«

Die Khanÿ ging wortlos zur Tür und öffnete sie. Sie bellte einen Namen und gab dem heraneilenden Mann einige leise Befehle. Der nickte gehorsam und verließ den Raum. »Also«, sagte Dorkas gefährlich leise. »Woher hast du diese Information, Ida? Los, rück raus damit, ich muss es wissen!«

Ida öffnete verwirrt die Augen. Ihr hilfloser, blinder Blick wanderte durch das Zimmer. »Ich weiß es«, sagte sie kläglich. »Devvy ist der jüngste Sohn des alten Padischah und sein einziger überlebender männlicher Nachkomme. Das ist doch deutlich zu sehen!« Ihre Stimme begann, schrill zu klingen. Ich griff nach ihrer Hand und drückte sie beruhigend. Ylenia seufzte und wechselte einen langen Blick mit der ruhig dasitzenden Tallis. Dorkas runzelte die Stirn.

»Gut«, sagte sie schroff. »Ich werde bald wissen, was von diesem Geschwätz wahr ist, dann sehen wir weiter. Ihr seid jetzt meine Gäste. Man wird euch eure Zimmer zeigen, und ich bitte euch in eurem eigenen Interesse, das Haus nicht zu verlassen, bis ich euch die Erlaubnis dazu gebe.«

Mellis fuhr auf, ihre Augen blitzend vor Zorn. »Verflucht sollst du sein, Dorkas!«, schrie sie die Khanÿ an. »Was für eine Rolle spielst du hier eigentlich? Ich habe Ida nicht glauben wollen, was sie von dir erzählte, aber nun ...«

Die Khanÿ brachte sie mit einer barschen Geste zum Schweigen. »Glaube es ruhig«, sagte sie kalt. »Ich werde dafür sorgen, dass euch nichts geschieht. Morgen oder übermorgen könnt ihr unbeschadet Weiterreisen. Aber bis dahin haltet euch bitte an meine Anweisungen.« Sie stand auf, die Audienz war offenbar beendet. Ich muss zugeben, dass ich wider Willen von dieser herrischen Frau beeindruckt war.

Ida ließ meine Hand los und erhob sich. »Dorkas, darf ich dich um etwas bitten?«, fragte sie leise. Die Khanÿ wartete schweigend, mit einem erbitterten Zug um den Mund. Ida fuhr fort: »Ich möchte mich eine Weile im Garten aufhalten. Wäre das möglich?«

Dorkas wies stumm zur Hoftür. Ida neigte dankend den Kopf und ging hinaus. Wir anderen wurden von einem schweigsamen, dunkelhäutigen Mann zu unseren Zimmern geleitet. Man schloss uns nicht ein, aber ich war mir recht sicher, dass draußen jemand Wache schob und uns nachdrücklich am Verlassen unserer Räume hindern würde, sollten wir es versuchen.

Ich fuhr aus dem Schlummer hoch, als jemand mein Zimmer betrat. Ida setzte sich auf meine Bettkante und nahm meine Hand.

»Meine Sicht kehrt zurück«, sagte sie gedämpft. »Ich kann die Augen jetzt immer öfter

offen lassen, Eddy.« Unter diesen optimistischen Worten spürte ich die Angst, die sie schüttelte. Ich begriff, dass sie nicht allein die Rückkehr ihres normalen Augenlichtes meinte, sondern eine Ausweitung ihres »zweiten Blicks«, wie sie ihn nannte.

»Wo warst du?«, fragte ich schlaftrunken, ohne auf ihre Worte einzugehen. Sie seufzte und streckte sich neben mir auf dem schmalen Bett aus.

»Ich habe lange an Amos' Grab gesessen«, sagte sie leise. Ich spürte ihre Trauer.

»Was hat die Khanÿ mit uns vor?«

Ida legte ihren Kopf an meine Schulter und gähnte. »Es ist seltsam«, sagte sie schläfrig. »Ich kann sie nicht richtig sehen, ihr Bild wandelt sich ständig unter meinem Blick. Ich glaube, ich habe einen Fehler begangen.« Sie sprach nicht weiter.

Ich bemühte mich, zu erspüren, was sie dachte, aber außer einigen vagen Gefühlsregungen drang nichts von ihr zu mir vor. »Wir trennen uns immer weiter«, bemerkte ich ein wenig traurig. »Bald sind wir wieder allein.«

Ida lächelte verhalten in die Dunkelheit und drückte beruhigend meine Hand. »Hab keine Angst. Wir werden niemals ohne einander sein.« Ich drehte den Kopf, um sie genauer anzusehen. Sie schlief fest. Getröstet schloss ich die Augen und ließ mich in den Schlaf gleiten.

Ich erwachte vor der Morgendämmerung mit einem heftig knurrenden Magen. Ida schlief immer noch tief und fest. Ich stieg über sie hinweg aus dem Bett, tappte leise zur Tür und öffnete sie behutsam. Der dunkle Korridor schien unbewacht zu sein. Ich lauschte, aber das Haus lag still und schlafend. Ich trat aus dem Zimmer und ging leise die Treppe hinunter. Die Küche war kalt und dunkel, und ich entfachte erst einmal ein Feuer im Herd. Wenig später saß ich gähmend an dem weiß gescheuerten Küchentisch und nippte an einem brühheißen Kräutertee. Dem altbackenen Kanten Brot, den ich im Kasten gefunden hatte, ließ sich nur unter Mühen noch eine Scheibe abtrotzen, aber ich war zu faul, mir stattdessen einen Getreidebrei zu kochen. Ich weichte das trockene Brot in Tee ein und gähnte, dass mir das Wasser in die Augen schoss.

Im Flur knarrten die alten Dielen, und die Küchentür öffnete sich. »Ah, Tee«, sagte eine erfreute Stimme. Ich drehte mich um und sah, wie die Khanÿ den Teekessel vom Feuer hob, sich einen Becher voll schenkte und ihn mit einem ordentlichen Löffel Honig süßte. Sie ließ sich mir gegenüber auf die Holzbank sinken und nahm einen großen Schluck. Ihre Augen musterten mich hellwach und aufmerksam.

»Wirklich erstaunlich«, sagte sie nach einer Weile. »Ihr seht euch unglaublich ähnlich, Ida und du. Warum hat sie mir nie von dir erzählt?«

»Wir wussten nichts voneinander«, erwiderte ich kurz. Ich verspürte keinerlei Ambition, vor dieser Menschenhändlerin meine komplizierte Familiengeschichte in allen Einzelheiten auszubreiten.

Sie nickte, als sei das eine ausreichende Erklärung, und rieb über die Narbe, die sich über ihre Wange zog. Wir schwiegen. Sie trank ihren Tee und schien auf etwas zu warten. Ihre in sich gekehrte Miene vermittelte mir etwas von dem, was diese Frau einmal ausgezeichnet haben musste, bevor sie sich entschied, eine Verbrecherlaufbahn einzuschlagen. Ich glaubte zu verstehen, was Ida mit ihr verbunden hatte. Nachdenklich starrte ich auf die Brotkrümel, die ich über die Tischplatte verteilt hatte. Kurz nach

unserer Trennung hatte ich noch über alle Erinnerungen meiner anderen Hälfte verfügt, aber schon bald hatte der Zugriff darauf immer unzuverlässiger zu werden begonnen. Inzwischen war es so, als erinnerte ich mich an unklare Träume, deren Sinn sich mir weitgehend entzog. Ab und zu blitzte ein Erinnerungsbild auf und narrete mich mit seiner Vertrautheit und gleichzeitigen Fremde. Ich seufzte und schenkte mir nach.

Die Tür schwang auf, und Devvy, der junge Mann vom Vortag, trat ein. Er sah müde aus, aber seine Augen funkelten. Dorkas sah ihm mit fragender Miene entgegen. Er ließ sich neben ihr nieder und griff nach dem Becher, den sie ihm wortlos hinschob.

»Und?«, fragte sie endlich. Er wischte sich den Mund ab, holte tief Luft und nickte. Die Khanÿ sah ihn gleichzeitig erfreut und hilflos an. »Dann bin ich jetzt wohl arbeitslos«, sagte sie mit einem kleinen Lachen.

Devvy nickte wieder und begann, breit zu grinsen. »Du könntest deine Dienste allerdings den ehemaligen Würdenträgern meines Vaters antragen. Sie würden sicher gut dafür bezahlen!«

Dorkas schnaubte und zog eine angewiderte Grimasse. »Lieber setze ich mich zur Ruhe und züchte Pilze.«

Beide lächelten sich etwas wehmütig an. Dann gähnte Devvy und stand auf. »Ich gehe schlafen«, murmelte er. »Das war eine lange Nacht.« Er nickte mir mit schweren Lidern zu und ging hinaus.

Dorkas sah ihm mit einem halben, gerührten Lächeln nach. »Ein netter Junge«, sagte sie gedämpft. »Das wird nicht leicht für ihn.« Sie streckte sich und legte den Kopf schief. Ihre hellen Augen wanderten wieder mit der leisen Verwunderung über mein Gesicht, die sie auch zuvor schon bei meinem Anblick gezeigt hatte. Meine Existenz schien diese harte Frau ziemlich aus der Fassung zu bringen.

»Ich denke, ihr könnt heute Weiterreisen«, sagte sie unvermittelt. »Sag deinen Reisegefährten Bescheid. Meinetwegen könnt ihr hier noch frühstücken.« Sie stand auf. Das war wohl der freundlichste Hinauswurf, den ich bisher erlebt hatte. Ich nickte frostig und erhob mich ebenfalls.

Ida war wach, als ich das Zimmer betrat. Ich setzte sie kurz ins Bild und ging dann die anderen wecken. Mellis nahm knurrig zur Kenntnis, was ich sagte, wies dann Dix an, ihre Sachen zusammenzupacken, und schoss durch die Tür. Das sah nach einer Auseinandersetzung unter alten Freundinnen aus. Wessen Schädel sich als härter erweisen würde, darauf wagte ich keine Wette. Ylenia entschied, dass wir trotz des unverblühten Hinauswurfs in diesem ungastlichen Gasthaus noch unser Frühstück einnehmen sollten. Ich bot an, mich darum zu kümmern, und Ida schloss sich mir an.

Die Tür zum Garten stand weit offen, und von draußen klang hin und wieder Mellis' erregte Stimme zu uns herein. Ida sah gleichzeitig verwirrt und unglücklich aus. Ihre Augen hatten heute die Farbe des Nachthimmels, und sie hielt sie die meiste Zeit geöffnet.

Mellis stürmte durch die Küchentür und warf uns einen erbitterten Blick zu. Ida drückte ihr schweigend einen Becher mit frisch gebrühtem Tee in die Hand. »Dieses sture Weib«, fauchte die kleine Grennach. »Sie tut so, als wäre ich eine Fremde! Verdammt, wir kennen uns so lange ...«

Ergrimmt senkte sie ihre Nase über den dampfenden Tee. Ida blickte mit einem Funkeln in ihren seltsamen Augen auf Mellis.

»Was sagt sie?«, fragte sie merkwürdig uninteressiert. Mellis trank und verschluckte sich.

»Sie behauptet, noch nie in ihrem Leben so zufrieden gewesen zu sein«, antwortete sie, nachdem sie sich ausgehustet hatte. »Sie hätte endlich ihre eigentliche Bestimmung gefunden: als Chefin einer Räuber- und Mörderbande!« Mellis' Empörung schien Ida zu erheitern. »Sie gibt zu, dass sie Menschen in die Hierarchie verkauft hat«, setzte Mellis leiser hinzu. »Als ich ihr sagte, dass sie jetzt wahrscheinlich damit rechnen könne, dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden, hat sie nur selbstzufrieden gelacht und gesagt, der neue Padischah sei ihr durchaus freundlich gesonnen, und sie fürchte sich nicht.«

Ida kicherte. Mellis sah sie ähnlich verblüfft an wie ich. Ida äußerte sich nicht weiter zu dem Grund ihrer Erheiterung, und nach einer Weile fuhr Mellis verstimmt fort: »Sie hat mir angeboten, bei ihr einzusteigen, stellt euch das vor! Sie sagte, wir seien doch gute Partnerinnen gewesen, und sie könne mich jetzt dringend brauchen, wo sie doch ihr Geschäft umorganisieren müsse.« Sie schnappte nach Luft und trank grimmig von ihrem Tee. Ida sah mit einem Mal äußerst nachdenklich aus.

»Tu's«, sagte sie knapp. Mellis riss die Augen auf.

»Was?«, fragte sie ungläubig.

»Nimm das Angebot an.«

Ich sah den Ausdruck von Idas merkwürdigen Augen und war alarmiert. »Du solltest auf sie hören«, bekräftigte ich ihre Worte. Mellis sah von mir zu meiner Schwester. In ihrem Gesicht war deutlich zu lesen, was sie von unserem Geisteszustand hielt.

Ida legte ihren Kopf in die Hände und atmete seufzend ein. »Ich bin so dumm«, sagte sie aus tiefstem Herzen.

»Woher diese plötzliche, erschütternde Erkenntnis?«, fragte eine spöttische Stimme von der Tür zum Garten her.

Ida blickte auf und lächelte die Khanÿ an. »Entschuldige, Dorkas. Ich habe mich geirrt.« Sie hielt der anderen die Hand hin.

Die Khanÿ blickte darauf nieder wie auf einen vergammelten Fisch, zuckte dann mit den Achseln und ergriff Idas Hand. »Schon gut«, sagte sie schroff. »Kann ich jetzt davon ausgehen, dass du darauf verzichten wirst, mir das Handwerk zu legen, wie du angekündigt hattest?« Ida nickte nachdrücklich. Die Khanÿ ließ ihre Hand los und ging zum Herd. »Wann reist ihr ab?«

»Wir sind schon so gut wie weg«, schnappte Mellis. Sie sprang auf, aber Ida drückte sie in den Sitz zurück.

»Redet miteinander«, befahl sie. »Dorkas, zieh sie nicht auf, du siehst doch, wie schwer sie es nimmt. Mellis, hör doch bitte auf das, was dein Herz dir sagt. Nimm ihr Angebot an. Sie hat es vielleicht im Scherz geäußert, aber ich denke, es hat einen wahren Kern!« Sie stand auf und zog mich mit sich in den Garten. Ich sah, wie Dorkas und Mellis ihr mit offenem Mund nachblickten.

Ich folgte Ida, die vor einem überwucherten Beet stehen blieb und nachdenklich darauf niederblickte. »Wie hast du das gerade gemeint?«, fragte ich. »Du hast Mellis ernsthaft

geraten, sich einer solchen Organisation anzuschließen?«

Ida wandte nicht den Kopf, aber ich sah ihr Lächeln. »Ich habe mich von Dorkas und Marten gründlich hinters Licht führen lassen«, erwiderte sie heiter. »Dorkas hat niemals mit Menschen gehandelt, sie hat ihnen über die Grenze geholfen. Verstehst du nicht? Sie hat unter dem Deckmantel ihrer Organisation Leute aus dem Hort geschafft, die hier aus welchen Gründen auch immer in Gefahr waren oder die nicht länger hier leben konnten. Die Herrschaft der Khane war kein Zuckerschlecken für die unteren Kasten oder für alle, die eine andere Meinung als die Herrschenden vertraten.«

»Ach so«, erwiderte ich dümmlich. »Und der neue Padischah ...«

»Devvy hatte sich mit seinem Vater überworfen. Er ist in den Untergrund gegangen und hat sich Dorkas angeschlossen. Sie haben sogar seine eigene Schwester und ihre Kinder außer Landes schaffen müssen, weil sie bei dem alten Padischah in Ungnade gefallen war.«

»Aber woher weißt du von alldem? Als wir von der Zitadelle forttritten, warst du noch fest entschlossen, Dorkas das Handwerk zu legen.«

»Woher ich das weiß – woher ich das alles weiß ...« Ida schwieg verblüfft. Ihr Gesicht wurde leer. Sie schwankte ein wenig, und ich stützte sie eilig. Ida setzte sich auf den Boden vor dem Beet und legte ihre Hände vorsichtig darauf.

»Amos«, murmelte sie. »Und Marten. Eddy, ich hatte noch nicht einmal Zeit, um zu trauern. Es ging alles so schnell, und außerdem ... es war so unwirklich. In einem Moment hatte ich noch eine Riesenwut auf den fetten Kerl und im nächsten lag er da in seinem Blut.« Sie hob die Hände an ihre Augen. »Ich kann nicht weinen. Meine Augen sind trocken wie ein leerer Flusslauf.«

Ich strich über ihre Schultern. »Hast du ihn geliebt?«, fragte ich vorsichtig. Das, was ich an Gefühlen empfangen hatte, als wir noch verbunden gewesen waren, war mehr als vielschichtig gewesen und vermischte sich ständig mit Bildern von Martens Bruder Simon.

Ida lächelte wehmütig. »Ich weiß es nicht. Du hast ihn nicht gekannt, Eddy. Ein grässlicher Kerl, er konnte jemanden umbringen und danach ein gutes Essen in sich hineinstopfen, als wäre nichts gewesen. Aber ein Koch war er ... ah, ich habe niemals so gut gegessen wie in dieser Zeit mit ihm. Und er konnte zärtlich sein, obwohl man ihm das niemals zugetraut hätte. Ein Lügner, dem du kein Wort glauben durftest, und ein maßloser Säufer. Fett, verlogen, hinterhältig und gefräßig ... Ich vermisse ihn schrecklich.«

»Die Rede ist von meinem Freund Marten, wenn ich mich nicht irre«, sagte eine herbe Stimme. »Entschuldigt, ich wollte euch nicht belauschen.«

»Dorkas. Du hast dich mit Mellis versöhnt?«

Die grauhaarige Frau nickte knapp. Ihr Blick wanderte über uns beide, wie wir uns an den Händen hielten, und sie lächelte. »Deine Schwester kennt Marten nicht? Grüßt ihn von mir, wenn ihr ihn trifft. Obwohl er sich ausgerechnet diesen Zeitpunkt ausgesucht hat, um mich im Stich zu lassen, dieser faule Schweinehund!«

Ida wich ihrem Blick aus. Ihr Mund verzerrte sich wie zum Weinen, aber ihre Augen blieben trocken. »Du weißt es noch nicht«, sagte sie rau. »Marten ist in der Zitadelle getötet worden.«

Dorkas riss die Augen auf. »Was?«

Ida berichtete in aller Kürze, was sie erlebt hatte. Dorkas starrte sie sprachlos an. Dann sah sie zu mir, und ich wunderte mich über die Unsicherheit und Sorge, die aus ihrem Blick sprach.

»Du irrst dich, Ida«, sagte sie endlich behutsam. »Ich habe noch vor kurzem mit ihm gesprochen. Er ist gesund und munter, und er hat mir die Brocken vor die Füße geworfen. Er sagte, er sei endgültig zu alt für all diese Aufregung. Er wollte sich zur Ruhe setzen.« Sie schüttelte sanft verwundert den Kopf. »Allerdings schien er zu glauben, dass du tot bist, Ida. Jedenfalls hat er mir eine ähnlich wirre Geschichte erzählt wie du gerade.«

Ida war blass geworden, und ihre Augen glänzten gespenstisch. »Marten lebt«, sagte sie tonlos. »Bei den Schöpfern, damit verändert sich alles!« Sie sackte schwer gegen mich. Ich sah ihr blasses Gesicht und die bläulich geäderten, beinahe durchsichtigen Lider, die über ihre Augen gesunken waren, und packte sie unter den Achseln.

»Was ist los?«, fragte ich beunruhigt.

Ylenia, die gerade in den Garten kam, trat eilig an unsere Seite und nahm Idas Arm. »Sie sollte sich hinlegen«, ordnete sie nüchtern an. »Eddy, eure neuen Fähigkeiten sollten nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Ihr braucht beide Zeit, euch an sie zu gewöhnen.«

Wir trugen die halb bewusstlose Ida in den kleinen Raum, der einmal Martens Onkel gehört hatte, und betteten sie dort auf eine schmale Liege. Idas Augenlider flatterten, und sie versuchte schwächlich, sich aufzurichten.

»Bleib liegen, Kind«, sagte Ylenia und nahm Idas Kopf zwischen die Hände. Ida gehorchte. Meine Tante sah mich an und schüttelte sanft den Kopf. »Mach nicht so ein besorgtes Gesicht«, ermahnte sie mich leise. »Sie ist nicht in Gefahr. Aber wir sollten zusehen, dass wir bald zum Ordenshaus zurückkommen. Du benötigst eine gründliche Schulung; mehr als das, was meine Mutter dir hat zukommen lassen. Und Ida braucht die Hilfe einer Seherin. Wir haben zurzeit zwar keine im Orden, aber ich denke, dass die Grennach uns helfen werden.« Ich nickte stumm und hockte mich auf die Kante der Liege, um Idas Hand zu nehmen. Ylenia strich mir fast unbeholfen über den Kopf und sagte dann energisch: »Ich kümmere mich um unseren Aufbruch. Ich werde euch rufen, wenn wir so weit sind. Habt ihr gefrühstückt?«

»Ja, danke«, murmelte ich und starrte auf unsere verschränkten Hände. Ich konnte kaum noch fühlen, was in Ida vorging. Der Schmerz der Trennung war unbeschreiblich. Ich griff unwillkürlich nach dem Herzen der Welt und zog es aus der Tasche. Ida sog die Luft durch die Zähne. Ich legte das Kleinod auf ihre Brust und deckte meine Hand darüber. Idas Gesicht entspannte sich, sie lächelte leise. Ich glaubte, einen leisen, heiseren Vogelruf zu hören.

Es dauerte nicht lange, und Ylenia steckte den Kopf zu uns herein. »Seid ihr bereit?«, fragte sie leise.

Ida regte sich und öffnete die Augen. Ich half ihr, sich aufzusetzen, und steckte dann Ter'terkrin sorgsam wieder ein. Die Holzkrähe in meiner Tasche schien sich sacht zu bewegen. »Wir können aufbrechen«, sagte Ida schwach. »Es geht mir schon viel besser.« Draußen im Hof erwartete uns die Khanj. Sie sah Ida besorgt an und nahm sie bei den

Schultern, um sie beiseite zu führen. Ich konnte beobachten, wie sie auf Ida einredete. Meine Schwester kniff hartnäckig die Lippen zusammen, und die Khanÿ schüttelte sie ein wenig. Ida lachte unwillig auf und senkte dann zustimmend den Kopf. Dorkas lächelte, was ihr herbes Gesicht ungewöhnlich weich erscheinen ließ, und nahm Ida herzlich in den Arm. Dann ließ sie sie los und kam mit energischen Schritten zu uns.

»Kommt gut nach Hause«, sagte sie und sah Ylenia mit einer Frage in den Augen an. Die Weiße Hexe zögerte einige Sekunden und reichte Dorkas schließlich mit einem halben Lächeln die Hand. Die Khanÿ drückte sie schmunzelnd. Dann wandte sie sich mir zu und musterte mich mit zusammengekniffenen Augen. »Wir sehen uns bestimmt wieder«, sagte sie. Es klang fast wie eine Drohung. Sie wollte noch etwas hinzufügen, da trat Tallis aus dem Haus. Ihr dunkles Gesicht war besorgt und ein wenig unglücklich. Dix folgte ihr auf dem Fuß, und auch seine Miene wirkte verbissen.

»Sie bleibt?«, fragte Ylenia.

Tallis nickte stumm und ging zu unserem Packpferd. Sie begann, das wenige Gepäck abzuladen, das ihrer Tochter gehörte, und Dix nahm es schweigend in Empfang. Dann zögerte sie und sah den kleinen Mann fragend an. »Du bist im Großen Nest willkommen«, sagte sie leise.

Dix nickte und sah Dorkas an. Die Khanÿ hob mit spöttisch funkelnden Augen die Brauen. »Ich bleibe auch hier«, sagte Dix abrupt.

Dorkas verbarg ein Schmunzeln und wandte sich ab. »Gute Reise«, wünschte sie uns und verschwand im Haus.

Ihr Wunsch begleitete uns zuverlässig. In der Nähe der Grenze wurden wir von einer Patrouille aufgehalten, die uns jedoch ungehindert Weiterreisen ließ, als ihr Kommandant erkannte, dass er das Oberhaupt des Weißen Ordens vor sich hatte. Ylenia erkundigte sich bei ihm nach der Lage im Hort. Er sah sie etwas verwundert an – immerhin kamen wir offensichtlich gerade von dort – und berichtete zuvorkommend alles, was er wusste. Der neue Padischah, jüngster Sohn des alten Herrschers, hatte mit der Hierarchie Frieden geschlossen. Die Grenzen waren ab jetzt nach beiden Seiten offen, wurden aber weiterhin unter Beobachtung gehalten, und außerdem waren noch Truppen der Hierarchie im Hort stationiert. Der Hierarch wollte sichergehen, dass ein Angriff wie die vorhergegangene Ausbreitung der Nebelgrenze nicht wieder vorkam.

Ylenia hörte sich dies alles schweigend an. Sie dankte dem Soldaten freundlich und hieß uns weiterreiten. Wir gelangten ohne Zwischenfälle über das Gebirge, wobei auch das Wetter uns freundlich gesonnen blieb, obwohl der Winter vor der Tür stand.

Tallis blieb ebenfalls noch einige Tage im Ordenshaus, um sich von der Reise zu erholen, und brach dann zum Großen Nest auf. Der erste Schnee war schon gefallen, und sie hatte Sorge, wenn sie noch länger bliebe, hier überwintern zu müssen. Der Abschied von ihr fiel mir schwer. Dix und sie waren meine ältesten Freunde auf dieser Welt. Außerdem nahm sie Ida mit, um sie von der besten Seherin der Grennach ausbilden zu lassen. Ich hätte mich von allen verlassen gefühlt, wäre da nicht Ylenia gewesen, die neben mir stand und ihre Hand auf meiner Schulter ruhen ließ. Tallis umarmte mich und versicherte mir, schon im Frühjahr würden wir uns wieder sehen. Dann traten sie und Ylenia einige Schritte beiseite und ließen Ida und mich taktvoll alleine.

Wir standen fast ein wenig verlegen voreinander und suchten nach Worten. Dann lachte Ida auf und legte ihre Arme um mich. »Wir sehen uns bald wieder«, flüsterte sie in mein Ohr. »Und vergiß nicht: Wir sind niemals ohne einander. Ich kann dich immer noch spüren, Eddy.«

Ich nickte und schluckte die aufsteigenden Tränen hinunter. »Kannst du dich so weit von Ter'terkrin trennen?«, brachte ich heraus.

Ida blinzelte mich aufmunternd an. »Solange sie bei dir ist, ist sie auch bei mir. Leb wohl bis zum Frühjahr, meine Schwester. Wenn wir uns wieder sehen, bist du eine Weiße Hexe.«

»Und du eine Seherin.« Ich drückte sie noch einmal fest. »Grüß das Große Nest von mir.«

Ylenia und ich standen noch lange vor der Tür des Hauses und sahen den beiden Reisenden nach. Schließlich zog meine Tante fröstelnd ihr Schultertuch enger um den Leib und schlug vor, hineinzugehen. Wir wandten uns mit einem letzten Blick auf die beiden schwarzen Punkte ab, die sich unaufhaltsam nach Norden entfernten, und betraten den dunklen, nach getrockneten Kräutern riechenden Flur.

Der folgende Winter im Ordenshaus war wohl die friedlichste Zeit in meinem Leben. Zwar hielt Ylenia ihr Wort und sorgte dafür, dass ich einen ausgefüllten Stundenplan hatte, wobei sie einen großen Teil des Unterrichts selbst übernahm, aber trotz meines Arbeitspensums merkte ich, wie ich mich mit jedem Tag etwas mehr erholte.

Das wahre Ausmaß meiner neuen Kräfte überraschte mich sehr. Ich bemerkte, wie sehr Ylenia darüber erfreut war, und gegen Ende des Winters verriet sie mir den Grund dafür.

Wir saßen vor dem Kaminfeuer in ihrem Zimmer, tranken erhitzten Würzwein und streichelten abwechselnd ihre weiße Katze, die sich die doppelte Aufmerksamkeit mit wohligher geschlossenen Augen gefallen ließ. Gerade war sie wieder elegant von Ylenias Schoß gesprungen und rieb sich auffordernd an meinen Beinen. Ich nahm das Buch, in dem ich gelesen hatte, von meinem Schoß, und sie machte es sich erwartungsvoll schnurrend darin bequem.

Ylenia hatte längere Zeit geschwiegen und mich nachdenklich angesehen. »Ich brauche endlich eine Nachfolgerin«, sagte sie unvermittelt und beobachtete mich scharf aus topasfarbenen Augen.

Einen schrecklichen, erstarrten Moment lang wurde ich an meine Großmutter erinnert. Ich hielt im Kraulen des weichen, weißen Katzenfells inne und rieb über die Gänsehaut, die sich auf meinen Armen gebildet hatte. »Wie meinst du das, Tante Ylen?«

Sie lächelte sanftmütig, aber der Ausdruck ihrer Augen war kühl und fern. »So, wie ich es gesagt habe. Ich werde nicht jünger, mein Kind, und es wird einige Jahre brauchen, dich in dieses Amt einzuweisen. Vergiss nicht, das Oberhaupt des Weißen Ordens trägt große Verantwortung. Du wirst das Ohr des Hierarchen besitzen, und dein Rat sollte weise sein.«

»Ich weiß nicht, ob ich das ... das ist nicht das, was ich mir vorgestellt habe ...«, stotterte ich, gleichermaßen überwältigt und angstvoll. Die weiße Katze miaute unwillig und sprang von meinem Schoß, um sich dicht neben dem Kaminfeuer zusammenzurollen.

»Was also hast du dir vorgestellt?«, fragte Ylenia geduldig. »Wie möchtest du dein

Leben hier in deiner alten und neuen Heimat gestalten?«

Ich schwieg und starrte in die Flammen des Feuers. Ylenia hatte den Finger auf eine wunde Stelle gelegt. Dazu hatte es allerdings nicht der Anwendung ihrer Hexensicht bedurft: Ich war oft genug während dieses langen Winters einem Gespräch über meine Zukunftspläne ausgewichen. In Cairon City hatte es keine derartigen Sorgen für mich gegeben. Ich hatte nur für meine nächste Mahlzeit und den möglichst warmen, trockenen Schlafplatz in der Nacht gelebt. Ein solches Leben hatte auch durchaus seine Vorteile gehabt: Ich hatte mir über nichts und niemanden Gedanken machen müssen, hatte keinerlei Rücksichten nehmen und niemals über den nächsten Tag hinaus Pläne machen müssen. Aber als Oberste der Weißen Hexen sähe mein Leben wahrhaftig anders aus ...

»Ich bin sicher nicht die Richtige für diese Aufgabe«, platzte ich heraus. »Eine von euch, eine, die länger hier im Orden arbeitet, müsste deine Nachfolge antreten. Ich kenne mich doch nicht aus, ich wüsste gar nicht, was ich zu tun hätte, Tante Ylenia!«

Ylenia lachte. Sie beugte sich vor und stocherte mit dem Schürhaken im Feuer herum. Dann legte sie ihn fort und griff mit beiden Händen in die hoch auflodernden Flammen. Sie hob einen Flammenball heraus und hielt ihn mir auffordernd hin. Ich zuckte zurück. Die Beherrschung des Feuers war eine Kunst, die mir nicht immer gelingen wollte. Etliche Brandnarben an meinen Händen legten beredtes Zeugnis dafür ab.

»Das Herz des Lichtes«, sagte Ylenia gedämpft, während der Tanz der Flammen in ihren Händen sich rötlich in ihren Augen spiegelte. »Du hütest Ter'terkrin, Eddy. Glaubst du nicht, dass allein dies dich für dieses Amt auszeichnet?«

Ich seufzte und griff unwillkürlich nach dem Kleinod, das an einer Kette um meinen Hals hing. Ylenia wartete, die Hände mit der feurigen Lohe immer noch zu mir ausgestreckt. Ich ließ Ter'terkrin sinken und griff ohne nachzudenken nach den Flammen. Sie tanzten über meine Handflächen, und Bilder tauchten darin auf. Ich blickte gebannt hinein und bemerkte nicht einmal, wie Ylenia leise aufstand und hinausging.

Ich sah Cairon City, wo ich aufgewachsen war. Wie ein Vogel strich ich über die Stadt hinweg, zog meine Kreise über den Clouds, die vor Leben wimmelten; bog in eine weite Kurve, um über das endlose Meer zu fliegen, blickte auf die Schaumkronen und das blitzende Wasser, schwang mich empor, immer weiter, bis ich die tiefe Schwärze der ewigen Nacht erreichte, in der Milliarden von Sternen blitzten. Ein regenbogenfarbener Schleier erschien, und ich stieß hindurch, sah auf all die Möglichkeiten der Realität, die sich vor mir auffächerten wie ein Bild aus strahlend bunten Edelsteinen. Irgendwo dort war Cairon und das Kaiserreich, irgendwo dort lag die Welt, in der ich geboren und von der ich entführt worden war, irgendwo dort war alles, was je gewesen war und all das, was niemals sein würde.

Ich hörte das amüsiert klingende Krächzen einer Krähe. Eine dunkel glühende Wolke verdeckte das Spiel der Welten. Etwas riss mich dem schwärzlichen Nebel entgegen, obwohl ich all meine Kraft anstrengte, mich nicht von der Stelle zu rühren. Ich wirbelte durch das dunkle Licht und fiel hilflos auf die blendende Schwärze in seinem Zentrum zu. Meine Hand umklammerte Rettung suchend das Herz der Welt, das strahlend weiß aufblitzte. Wieder erklang der heisere Vogelruf. Ich tauchte kopfüber in das tödliche Nichts. Schwärze umhüllte mich, und ich spürte meinen Körper nicht mehr. Ich öffnete

Augen, die nicht existierten und rief mit einer Stimme, die nicht mehr die meine war.

»Hier bin ich«, flüsterte jemand, und ich vernahm es, obwohl ich keine Ohren mehr besaß, die den Klang hätten auffangen können. »Ich habe noch etwas, was zu dir gehört, Eddy. Fang auf!« Ich spürte, wie meine Hände sich um etwas schlossen.

»Lebe wohl«, sagte die Stimme mit sanftem Bedauern. »Wenn du mich jemals wieder sehen willst, wirst du mich hier suchen müssen, meine Freundin. Aber ich rate es dir nicht, die Reise ist allzu lang und beschwerlich. Lebe wohl, Eddy.« Das Dunkel zog sich zurück. Die strahlende Schwärze schrumpfte zu einem Ball zusammen, zu einem fingerhutgroßen Punkt, zu einem Stecknadelkopf aus blendender Dunkelheit.

Ich öffnete die Augen und saß vor dem niedergebrannten Kaminfeuer. Die Asche war noch warm, aber das Feuer war ebenso erloschen wie das in meinen Händen. Ich blickte auf meine zusammengelegten Handflächen nieder, die etwas Warmes, Atmendes umschlossen, das sich heftig bewegte. Es krabbelte und drückte gegen meine Finger, und eine winzige rosa Nase schob sich schnuppernd durch eine Lücke zwischen ihnen. Ein beleidigtes Schniefen erklang. Ich öffnete mit einem erstaunten Aufschrei die Hände und sah auf die kleine Ratte, die auf ihren Hinterbeinen hockte und sich ungerührt zu putzen begann.

Erst Tage nach Chloes erstaunlicher Rückkehr bemerkte ich, dass die kleine Holzkrähe, die Jinx mir geschenkt hatte, fort war. Ich stülpte alle Taschen meiner verschlissenen Lederjacke um und um, aber die Krähe blieb verschwunden. Das war der Tag, an dem ich meine Lederjacke endgültig in einer Truhe verstaute und vergaß. Inzwischen hatte ich mich an die weichen, hellen Gewänder des Ordens gewöhnt, die gleichzeitig bequem und angenehm warm und mit befriedigend vielen Taschen bestückt waren, in denen Chloe sich sofort zu Hause zu fühlen schien. Wenn wir das Haus verließen, tauschten wir die langen Gewänder gegen praktischere Hosen und Tuniken aus und hüllten uns zusätzlich in schwere Umhänge mit weiten Kapuzen, die hervorragend dazu taugten, den scharfen Wind abzuhalten.

Ich begann, auszusehen und mich zu fühlen, als wäre ich schon mein Leben lang eine der Schwestern dieses Ordens. Ylenia sprach niemals wieder die Frage ihrer Nachfolge an. In schweigender Übereinkunft begann sie damit, mich in die Geheimnisse ihres Amtes einzuweihen.

Zu Beginn des Sommers arbeitete ich gemeinsam mit meinen Schwestern in den Gärten des Ordenshauses. Gartenarbeit war mir zwar fremd, aber die geduldige Schwester, die die Gärten unter sich hatte, blieb an meiner Seite und wies mich ein. Ich fand Spaß an dieser Arbeit, jedenfalls mehr, als an den langweiligen Küchen- und Hausdiensten, von denen keine der Schwestern verschont blieb, wie wichtig auch ihre sonstigen Aufgaben sein mochten.

Die Sonne hatte noch nicht ihre volle sommerliche Kraft, aber mir wurde dennoch schnell warm. Ich entledigte mich meiner Leinentunika und arbeitete in dem Unterhemd aus dünner Fischseide weiter, das ich darunter trug. Sicherlich hätte keine der Schwestern sich darüber aufgeregt, wenn ich mit gänzlich freiem Oberkörper gearbeitet hätte, aber dazu war die Luft mir doch noch ein wenig zu frisch.

Von dem Pfad her, der in die nördlichen Berge führte, erscholl ein schriller, fröhlich

klingender Ruf. Ich ließ meine Hacke sinken und richtete mich auf. Eine kleine Gruppe von Reisenden näherte sich dem Ordenshaus. Die Mehrzahl von ihnen schienen Grennach zu sein, ihrer Größe und der Art ihrer Reittiere nach zu urteilen. Aber eine der Gestalten – und da begann mein Herz schneller zu klopfen – ritt auf einem Pferd und überragte ihre Begleiterinnen um einige Längen. Ich ließ meine Hacke fallen und rannte den Pfad hoch. Die hoch gewachsene Reiterin sah mich und gab ihrem Pferd die Sporen. Dicht vor mir sprang sie aus dem Sattel und umarmte mich stürmisch. Wir lachten und weinten gleichzeitig und lagen uns in den Armen, bis die Erste aus der Gruppe der Grennach ihre Eselin neben uns zügelte und in der zwitschernden Sprache der kleinen Leute lachend etwas zu ihren Begleiterinnen sagte.

Ida ließ mich los und wandte sich mit ausgebreiteten Armen zu den Grennach-Frauen, die uns umringten. »T'let na sweria, Mayliss. Jen qerqir r'harim«, sagte sie lächelnd. Die Anführerin der Grennach, eine winzige blonde Frau, zwitscherte eine Antwort und nahm Idas Pferd am Zügel. Dann nickte sie mir seltsam steif und beinahe ein wenig furchtsam zu und ließ ihre Eselin antraben. Die anderen Grennach neigten ihre Köpfe, als sie uns passierten. Ich bemerkte, dass keine von ihnen mir ins Gesicht sah.

»Du sprichst ihre Sprache«, sagte ich beeindruckt. Ida hob gleichmütig die Achseln und nahm meine Hände. Ich musterte voller Zuneigung ihr Gesicht. Ihre Augen hatten wieder ihre vertraut wechselhafte Farbe. Nur ein leichter, metallischer Glanz, der über ihnen lag wie Dunst über einem See, erinnerte noch an die erschreckende Veränderung, die ihnen in der Zitadelle widerfahren war. Ida lächelte, und die neuen, feinen Fältchen in ihren Augenwinkeln vertieften sich. Sie sah älter aus als in meiner Erinnerung, und auf undefinierbare Weise reifer. Ich löste meinen Blick von ihrem Gesicht und betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen, während sie das Gleiche mit mir tat.

Idas Kleidung glich der der Grennach-Frauen. Sie trug die gleichen weichen Pluderhosen, die eng um den Knöchel lagen, darüber ein besticktes Wams und einen weit fallenden Umhang, alles in den warmen, leuchtenden Farben, die die Grennach bevorzugten. Ihre Haare waren kinnlang gestutzt und wurden von einem schmalen Lederband aus dem Gesicht gehalten, an dem ein tropfenförmiger, bernsteinfarbener Anhänger hing.

»Du siehst beinahe aus wie eine von ihnen«, bemerkte ich scherzhaft und knuffte Ida in die Seite. »Es fehlen nur die spitzen Ohren und der Schwanz.«

Ida lachte und hakte mich unter. »Und du siehst aus wie eine äußerst respektable, Ehrfurcht gebietende Weiße Hexe. Hat Tante Ylen es doch geschafft, dich für ihren Orden einzufangen?«

»He, du bist schließlich die Seherin«, zog ich sie auf. »Was fragst du mich?«

Unsere Tante war inzwischen vor die Tür des Ordenshauses getreten und erwartete Ida mit ausgebreiteten Armen. Die Umarmung der beiden war wortlos und herzlich. Ich machte mich leise davon, um mich von der weiteren Gartenarbeit für diesen Tag befreien zu lassen.

Erst, als wir nach dem Abendessen bei einem Glas Wein zusammen in Ylenias Zimmer saßen und alle Neuigkeiten ausgetauscht waren, rückte Ida damit heraus, was sie veranlasst hatte, das Große Nest und ihre Ausbildung zu verlassen und sich auf die Reise

in den Süden zu machen. Es war nicht allein die Sehnsucht nach ihrer Schwester und ihrer Tante gewesen, gab sie mit einem schiefen kleinen Lächeln zu. Sie drehte das Glas zwischen ihren Fingern und blickte versonnen auf die Reflexe, die der grünliche Wein auf ihre Hände warf.

»Meine Ausbildung ist noch lange nicht abgeschlossen, aber die Nestältesten haben mir erlaubt, sie zu unterbrechen und mich um einige Privatangelegenheiten zu kümmern.« Sie hob den Kopf und lächelte ein wenig schmerzlich. »Es hat mich daran erinnert, wie Gildenmeisterin Catriona mich damals fortgeschickt hat, um meine Angelegenheiten zu regeln. Anscheinend schaffe ich es nie, eine Sache zu Ende zu bringen, ehe ich eine neue anfangen.« Ylenia schmunzelte und nippte an ihrem Wein, ohne etwas dazu zu sagen.

»Was sollst du tun?«, fragte ich neugierig. Idas Ausbildung bei der Grennach-Seherin Konellis war viel zu wichtig, als dass ich sie an Idas Stelle so ohne weiteres unterbrochen hätte.

Ida seufzte und stellte das beinahe unberührte Weinglas beiseite. Der Stein auf ihrer Stirn schimmerte im weichen Kerzenlicht goldrot und fing immer wieder meinen Blick ein. In seinen Tiefen schien ein eigenes Licht zu leuchten. Ich strengte meine Hexensicht an und erkannte die fremdartige Magie, die in ihm schlummerte. Das musste eine der sagenumwobenen Tränen der Baumwesen sein, die das Grennach-Volk wie einen kostbaren Schatz hütete. Wenn sie Ida eine dieser Tränen anvertraut hatten, musste ihre Achtung vor ihren Seherinnenkräften wahrhaftig hoch sein.

»Ich gehe nach Nortenne«, sagte Ida plötzlich und schreckte mich aus meinen Gedanken. Sie berührte unwillkürlich den silbernen Reif in ihrem Ohrläppchen. »Es ist unrecht meinen Schwestern gegenüber, wenn ich mich so sang- und klanglos aus ihren Reihen davonstehle. Wenn Catriona meinen Eid noch will, obwohl ich nicht mehr ins Gildenhaus zurückkehren kann, dann werde ich ihn ablegen. Und wenn nicht, so habe ich mich wenigstens mit allem Anstand verabschiedet.«

Ylenia nickte, sah aber skeptisch drein. Mir lag eine Frage auf der Zunge, die ich herunterschluckte.

Ida lächelte. »Nein«, sagte sie erheitert. »Das kann ich nicht, Eddy. Ich kann meine Fähigkeiten, die ich ohnehin noch nicht sicher beherrsche, nicht auf mich selbst anwenden. Wenn ich versuche, mein Schicksal zu erkennen, wird mir schwindelig, und wenn ich trotzdem nicht aufgebe, dann wird mir entsetzlich übel.« Sie rieb sich über die Nase. »Mit dir ergeht es mir nicht viel anders.«

»Wohin führt dich dein Weg, wenn du deine Gildenangelegenheiten erledigt hast?«, fragte Ylenia seltsam schroff.

Ida blickte sie verdutzt an und antwortete brav: »Ich reite danach nach Sendra zu Tante Ysa und meinem Vater. Und vielleicht besuche ich auch noch Amali und ihre Kinder. Wir haben uns seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Oh, ich komme mit dir«, rief ich spontan. Der Gedanke an meine Familie, die ich nie kennen gelernt hatte, ließ mir schon seit längerem keine Ruhe. Ylenia hob eine Braue. Ich sah sie schuldbewusst an. Eben noch hatte ich mich darüber gewundert, dass Ida ihre Ausbildung so leichtfertig abbrach, und jetzt plante ich genau dasselbe.

»Erlaubst du, dass ich Ida begleite?«, fragte ich kleinlaut die Oberste meines Ordens.

Ylenia ließ sich Zeit mit ihrer Antwort. Ida griff nach meiner Hand und drückte sie ermutigend. Es war nicht sehr wahrscheinlich, dass die Weiße Hexe mich jetzt gehen lassen würde. Meine Ausbildung war noch lange nicht abgeschlossen, und mein Pensum umfasste ein riesiges Gebiet, seit Ylenia auch noch damit begonnen hatte, mich in die Ordensgeschäfte einzuweisen. Ich arbeitete beinahe jede Minute des Tages mit einer meiner vielen Lehrerinnen, und ein Ende war bisher nicht abzusehen.

Ylenia saß zurückgelehnt da, die Augen geschlossen. Endlich seufzte sie lang und schmerzlich. »Also gut«, sagte sie und sah mich forschend an. »Du solltest wirklich gehen, Kind, und dir ein wenig mehr von deiner Heimat ansehen. Ich habe kein Recht, dich hier einzuschließen.« Sie beugte sich vor und nahm meine Hände zwischen die ihren. »Aber versprich mir, dass du zurückkehren wirst«, bat sie eindringlich.

Ich nickte mit trockenem Mund, einen Moment lang um Worte verlegen. »Das verspreche ich, Tante Ylenia«, antwortete ich schließlich heiser. »Das verspreche ich dir. Ich komme wieder.«

Wenige Tage später waren wir schon auf dem Weg nach Süden. Tante Ylenia hatte glücklicherweise darauf verzichtet, mir allzu viele Ermahnungen mitzugeben, aber sie hatte mir eindringlich ans Herz gelegt, Ter'terkrin gut zu behüten. Ich trug das Herz der Welt in einem weichen Lederbeutel verborgen um meinen Hals.

Es berührte mich eigenartig, wieder auf einem Pferderücken zu sitzen und das Ordenshaus hinter den Ausläufern der Ewigkeitsberge verschwinden zu sehen. Ich sprach nicht viel während der ersten Stunden unseres Rittes, und auch Ida war schweigsamer als sonst. Sie hatte genau wie ich ihre auffällige Kleidung gegen einfache Reithosen und eine helle Tunika getauscht, und das Einzige, was jetzt noch an die Grennach erinnerte, bei denen sie gelebt und gelernt hatte, war der schimmernde Stein auf ihrer Stirn. Sie hatte darüber nachgedacht, ihn zu verbergen, um weniger auffällig zu erscheinen, hatte dann aber darauf verzichtet.

»Ich brauche ihn noch zu sehr, um meine Kräfte zu beherrschen«, sagte sie. »Er bewahrt mich davor, ständig von ungebetenen Visionen heimgesucht zu werden, und hilft mir, mich auf das zu konzentrieren, was ich sehen will. Wenn ich ihn in die Tasche stecke, nur damit niemand ihn sieht, nützt er mir nichts.«

Aber sie sorgte sich, den kostbaren Stein offen mit sich zu tragen. Das bot mir die Gelegenheit, ihr mit meinen neu erworbenen Fähigkeiten zu Diensten zu sein. Ich legte einen einfachen Tarnzauber über die Träne, der sie vor allzu begehrlichen Blicken schützte.

Unsere Reise verlief ohne Zwischenfälle. Seit die Nebelgrenze verschwunden und Frieden mit dem Nebelhort geschlossen worden war, herrschte Ruhe in dem Grenzgebiet, durch das wir uns bewegten. Wir übernachteten in kleinen, sauberen Gasthäusern, wo wir freundlich, wenn auch mit leiser Verwunderung bedient wurden. Zwillinge schienen in dieser Welt nicht allzu häufig vorzukommen.

Etwa eine Tagesreise vor unserem Ziel ritten wir gegen Abend in den Hof einer schmucken Herberge ein. Ida sprang von ihrem Pferd und rief laut nach der Wirtin, die auch sofort aus der Tür trat und überrascht die Arme ausbreitete.

»Matelda, das ist meine Schwester Adina«, stellte Ida mich der rundlichen, nicht mehr

allzu jungen Frau vor. Die drückte herzlich meine Hand und musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen.

»Dorkas hat nicht übertrieben«, stellte sie fest und lächelte mich an. »Kommt herein, ihr beiden. Ihr seid sicher hungrig.«

An diesem Abend lauschte ich amüsiert, wie Ida und die Wirtin Erinnerungen austauschten. Ida und Mellis hatten anscheinend für die freundliche Matelda allerlei Güter über die Nebelgrenze geschmuggelt, und die Furcht erregende Dorkas schien eine besonders enge Freundin der blonden Wirtin zu sein. Es amüsierte mich, dass meine besonnene Schwester sich zu illegalen Aktivitäten hatte verleiten lassen. Vielleicht hätte sie es doch geschafft, in den Clouds von Cairon City zu überleben, was ich bislang stark bezweifelt hatte.

»Gibt es Neuigkeiten von Dorkas?«, fragte Ida. Matelda kniff die Augen zusammen und blickte uns ein wenig misstrauisch an. Ida legte besänftigend ihre Hand auf Mateldas Arm. »Du kannst uns vertrauen. Ich weiß, was ihr in den letzten Jahren riskiert habt. Aber jetzt herrscht Frieden zwischen der Hierarchie und dem Hort. Meinst du nicht, du kannst deine Vorsicht ein wenig lockern?«

Matelda verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. »Gut und schön. Es mag sein, dass wir Frieden haben, aber glaubst du, sie würden uns in Ruhe lassen, wenn sie herausfinden, was wir getrieben haben? Wir haben gegen so ziemlich alle Gesetze verstoßen, die hier oder im Hort existieren. Von dem neuen Padischah haben wir sicherlich nichts zu befürchten, aber wenn der Hierarch herausfindet, was hier direkt unter seiner Nase gelaufen ist, habe ich seine Garde auf dem Hals und kann mein Haus schließen.«

Sie zuckte vielsagend mit den Achseln, und Ida nickte nachdenklich. »Was macht Dorkas jetzt? Ihre Arbeit ist doch unter den jetzigen Bedingungen überflüssig geworden.«

Matelda strahlte über das ganze Gesicht. »Den Schöpfern sei Dank«, sagte sie aus tiefstem Herzen. »Sie löst nach und nach unsere Organisation auf. Wir hatten eine große Zahl von Mitarbeitern überall im Hort, die noch entlohnt werden müssen.« Ihr rundes Gesicht bewölkte sich. »Und dann sind da noch unsere Problemfälle, die Kerle, die sie damals mit der Organisation übernehmen musste, um den Anschein zu wahren. Dorkas und Marten dürften alle Hände voll zu tun haben, um sie endlich aus dem Weg zu schaffen.«

Ida war zusammengefahren. »Marten?«, fragte sie nach. Matelda schnitt eine Grimasse.

»Ein widerlicher Kerl, aber ein ausgezeichneter Koch. Ich gäbe etwas darum, wenn er hier für mich arbeiten würde.« Sie lachte. »Er ist Dorkas' rechte Hand. Hast du ihn nicht kennen gelernt, als du sie im Hort getroffen hast? Sie arbeiten schon lange zusammen.«

Idas Miene war verschlossen. »Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

»Wann war das? Vor einer halben Ewigkeit«, dachte Matelda laut nach. »Er hat einen Transport ausnahmsweise selbst begleitet, weil er sichergehen wollte, dass eine bestimmte Person mit heiler Haut hier ankommt. Zwei Jahre dürfte das jetzt her sein.«

Ida nickte verbissen. »Dorkas hat dir nicht gesagt, dass Marten seinen Abschied genommen hat?«

Matelda riss die Augen auf. »Nein«, erwiderte sie erschreckt. »Aber warum hätte sie

das auch tun sollen? Wir standen uns nicht besonders nahe. Ach du meine Güte, dann hat sie jetzt die ganze Arbeit allein am Hals?«

Ida rang sich ein schmales Lächeln ab. »Nein, keine Sorge«, beruhigte sie die Wirtin. »Mellis hilft ihr.«

Die Stirn der anderen Frau glättete sich. »Das ist eine wunderbare Neuigkeit. Dann werde ich die beiden ja vielleicht bald wieder sehen.« Das Gespräch verlagerte sich auf allgemeinere Themen, und als Matelda sich um neu eingetroffene Gäste kümmern musste, wünschten wir ihr eine gute Nacht und gingen auf unser Zimmer.

Nortenne erstaunte mich durch seine Größe. Ich fühlte mich sofort heimisch. Die engen, nach Fisch und Salzwasser riechenden Straßen, der Schmutz und die vielen heruntergekommenen Gebäude erinnerten mich beinahe schmerzlich an Cairon City und die Clouds. Ich hätte nie gedacht, dass ich mit so etwas wie Wehmut an diesen grässlichen Ort zurückdenken würde, der für lange Jahre meine Heimat gewesen war.

Ida schien wieder einmal meine Gedanken aufgefangen zu haben. »Im Gildenviertel sieht alles etwas freundlicher aus«, bemerkte sie lächelnd. »Es wird dir gefallen.« Ich lachte und machte eine weit ausholende Handbewegung, die eine über die Gasse gespannte tropfende Wäscheleine und zwei offensichtlich sturzbesoffene Seeleute umfasste, die aneinander gelehnt in der Gosse hockten und sich um einen halb vollen Krug stritten.

»Ich fühle mich wie zu Hause. Du solltest einmal die Clouds besichtigen.« Dann erinnerte ich mich daran, dass die Clouds eingerissen worden waren und verstummte. Wahrscheinlich würde ich Cairon City selbst nicht wieder erkennen, falls ich jemals dorthin zurückkehren sollte.

Wir ritten weiter. Ida behielt Recht, die Straßen begannen nach und nach, sauberer und etwas gepflegter auszusehen. Unsere Pferde mussten sich nicht mehr mühsam den Weg durch kurzerhand auf die Straße gekippten Unrat bahnen, das Pflaster war ordentlich geflickt, und die Menschen, denen wir begegneten, waren zum größten Teil Frauen, die uns freundlich zunickten. »Wir sind auf Gildengebiet«, erklärte Ida überflüssigerweise. Dann sagte sie nichts mehr, bis wir das Gildenhaus erreichten. Die Bezeichnung hatte mich irregeführt: Das Mutterhaus der Grünen Gilde war ein weitläufiger Komplex von mehreren Gebäuden, kleinen Gärten, Innenhöfen und Stallungen, der bestimmt einen ganzen Block des Viertels umfasste.

Wir ritten in den Haupthof ein, dessen Eingang von einer verschlafenen aussehenden jungen Frau bewacht wurde, und stiegen von unseren Pferden. Ida sah sich gründlich um und winkte dann einer kräftig gebauten Frau zu, deren hohe Stiefel vor Stroh und Stalldeck starrten.

»Ida«, rief die, und lief auf uns zu, um meine Schwester in ihre kräftigen Arme zu nehmen. »Bist du endlich wieder zurück?« Sie drückte Ida an sich und ließ sie dann los, um mich verwundert zu mustern.

»Greet, das ist meine Schwester Eddy«, stellte Ida mich ein wenig atemlos vor. »Liebes, würdest du dich um unsere Pferde kümmern? Ich möchte mich bei Catriona zurückmelden.«

»Wird gemacht«, entgegnete Greet, die mich weiter ungeniert anstarrte. »Soll ich der Quartiermeisterin Bescheid geben?«

»Danke, das mache ich schon selbst.« Ida nahm meinen Arm und zog mich mit sich. »Wir sehen uns nachher«, rief sie über die Schulter, während sie mich über den Hof zum Hauptgebäude lotste. »Es wird dir hier gefallen«, sagte sie, immer noch ein wenig außer Atem. »Wir bleiben bestimmt einige Wochen, möchtest du ein eigenes Zimmer? Bis die

Vorbereitungen für einen Schwur getroffen sind, dauert es immer ...« Sie verstummte plötzlich und blieb stehen. Ich sah sie fragend an, aber ihr Blick war durch mich hindurch in die Ferne gerichtet, und sie war erschreckend bleich geworden.

»Was ist los mit dir?«, fragte ich beunruhigt. Meine Hexensicht zeigte mir, dass die goldene Träne auf ihrer Stirn aufflammte wie ein Stern. Ida schüttelte stumm und abweisend den Kopf, während ihre Augen sich verschleierten und den erschreckenden silbrigen Glanz annahmen, den ich von der Zeit kurz nach unserem Entkommen von der Zitadelle kannte. Ich nahm sie besorgt bei den Schultern und hielt sie fest. Sie zitterte am ganzen Leib. Endlich, nach einer bangen Ewigkeit, atmete sie tief und stöhnend ein und lehnte ihren Kopf an meinen Hals.

»Es ist gut«, sagte sie dumpf. »Es ist vorbei. Gleich geht es wieder. Ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt.« Ich hielt sie stumm in meinen Armen und streichelte unbeholfen über ihren Rücken. Ihr Atem beruhigte sich nach und nach. Sie hob den Kopf und lächelte mich an, und ich sah beruhigt den vertrauten rauchfarbenen Glanz ihrer Augen.

»Was war es?«, fragte ich. Sie schüttelte wieder den Kopf, ein wenig ärgerlich, wie mir schien.

»Manchmal kündigt sich so ein – ein ungebetener Blick in die Zukunft an. Ich habe immer noch ein wenig Angst davor«, bekannte sie, während wir langsam weitergingen. »Es ist nicht immer angenehm, und sehr oft kann ich überhaupt nicht deuten, was ich sehe. Dieses Mal habe ich nichts gesehen, es war nur so eine Art Vorbote, aber wahrscheinlich wiederholt der Anfall sich in den nächsten Stunden. Lass mich dann einfach irgendwo sitzen, es geht in ein paar Minuten wieder vorbei. Sorge dich nicht«, setzte sie lächelnd hinzu. »Es tut mir nichts weh, und gefährlich ist es auch nicht. Nur lästig, manchmal. Ich kann mir eben nicht aussuchen, wann es passiert.« Ich nickte stumm und dankte allen Göttern, die dafür zuständig sein mochten, dass ich nicht mit einer solch unberechenbaren Gabe geschlagen war.

Sie werde nachhören, ob die Gildenmeisterin zufällig gerade Zeit für uns habe, verkündete uns eine hochnäsige junge Frau, die uns ansah, als wären wir Bettler auf Schnorrtour. Ida grinste, als sie durch die Tür verschwand.

»Das ist Genna. Sie ist grässlich, aber sehr tüchtig. Und, falls es dich beruhigt, sie behandelt alle außer der Gildenmeisterin so herablassend.« Ich nahm mir vor, der Lady bei der nächsten Gelegenheit einen ordentlichen Denkmalsatz zu verpassen, sollte es sich wirklich so ergeben, dass wir länger hier bleiben würden.

Die Tür schwang auf, und Genna winkte uns stumm in den Nebenraum. »Bitte haltet euch kurz«, sagte sie mit ärgerlicher Stimme. »Gildenmeisterin Catriona hat viel zu tun.« Ida kniff vergnügt ein Auge zu und trat durch die Tür.

Das kühle Auftreten ihrer Vorzimmerdame hatte mich nicht auf die herzliche Begrüßung vorbereitet, mit der die Gildenmeisterin Ida und mich nun empfing. Die kleine, weißhaarige Frau umarmte Ida und küsste sie auf beide Wangen, ehe sie mir eine zierliche Hand gab und mich aus ihren eisblauen Augen prüfend ansah. Die Prüfung schien zu ihrer Zufriedenheit auszufallen, denn ein Lächeln erhellte ihre Züge, und sie bot uns Platz an.

Ida berichtete knapp und präzise von dem, was ihr und mir widerfahren war, und unterbreitete dann der Gildenmeisterin förmlich die Bitte, ihren Eid als Vollmitglied der Gilde ablegen zu dürfen.

Catriona wiegte nachdenklich den Kopf und schien Idas Bericht noch nachzuschmecken. »Und trotz deiner neuen Aufgaben willst du immer noch den Eid ablegen?«, fragte sie schließlich sanft überrascht.

»Nein«, sagte Ida zu meiner und Catrionas Überraschung. Ich blickte sie ebenso verdutzt an wie die alte Gildenmeisterin. Ida saß hoch aufgerichtet in ihrem Sessel und umklammerte die Armlehnen, dass ihre Fingerknöchel weiß hervortraten. Ihr Gesicht war blass und angespannt, und da war auch wieder der silbrige Glanz in ihren Augen, der sich gespenstisch verstärkte.

»Nein, das kann ich nicht«, fuhr Ida mit leiser, ferner Stimme fort. Sie starrte blicklos durch Catriona hindurch, die unbehaglich auf ihrem Sitz vorrückte. »Ich kann den Schwur nicht ablegen, weil ich verheiratet bin. Ich gehörte als erste Frau dem Hohen Rat und der Lordversammlung an, was allein schon Gerede und Aufsehen genug mit sich gebracht hat. Der Hierarch bestand darauf, dass ich mich verheirate, um den alten Holzköpfen in der Versammlung zumindest diesen Wind aus den Segeln zu nehmen. Eine Gildenfrau hätten sie ohnehin niemals zwischen sich geduldet. Ich habe eine Verpflichtung meiner Domäne gegenüber, Catriona, das verstehst du doch?«

Sie blinzelte mehrmals, und ihr hastiger Wortschwall verstummte abrupt. Die Gildenmeisterin sah mich sprachlos an. Ich beugte mich zu Ida und nahm vorsichtig ihre Hand, die eiskalt und schlaff in meinem Griff lag. Ich rief sie leise an. Sie wandte unendlich langsam den Kopf und sah mir ins Gesicht. Ihre Züge waren immer noch bleich und maskenhaft starr, aber ihre Augen belebten sich wieder und verloren ihren gespenstischen Glanz. »Was ist?«, fragte sie mit schwerer Zunge.

»Seit wann bist du verheiratet?«, fragte Catriona scharf. Ida sah sie an, reagierte aber nicht auf die Frage, und die Gildenmeisterin setzte ungeduldig dazu an, sie zu wiederholen.

Ich bat sie mit einer hastigen Handbewegung, einen Moment zu warten, und drehte Idas Gesicht wieder sanft zu mir hin. »Erinnerst du dich an das, was du uns gerade erzählt hast?«

Ida schüttelte verwirrt den Kopf, dann verdunkelte sich ihr Blick, und ihre Miene wurde ängstlich. »Was war es? Ich habe das undeutliche Gefühl, dass irgendein Unheil auf mich wartet.« Sie sah uns flehend an. Catriona blickte zu mir und hob fragend die Achseln.

»Nein, ängstige dich nicht. Es betraf nur deinen Schwur. Du hast gesagt, du könntest den Eid nicht ablegen.«

Ida sah mich fassungslos an und wandte sich dann mit einer hilflosen Geste an die Gildenmeisterin. »Das ist nicht wirklich mein Wunsch«, sagte sie trotzig. »Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als endlich zur Gilde zu gehören, Catriona. Ich bitte dich nochmals, mir den Schwur abzunehmen.«

Catriona sah unglücklich aus. Sie senkte den Blick und betrachtete ihre zusammengelegten Hände. Endlich seufzte sie und blickte meine Schwester ernst an. »Es tut mir leid, Ida. Ich fürchte, dass ich deinem Wunsch nicht entsprechen kann, ohne der

Gilde zu schaden. Jede Gildenfrau, die verlangt, von ihrem Eid entbunden zu werden, verletzt damit unsere Gemeinschaft schwer. Seit Dorkas mich um diesen schmerzlichen Schritt bat, ist es nicht wieder vorgekommen, aber die Frauen reden noch immer voller Trauer davon. Ich kann es nicht verantworten, dass so etwas so bald wieder geschieht.« Ihre Stimme klang traurig, aber fest.

Ida blickte von ihr zu mir. »Was habe ich vorhergesagt?«, fragte sie hart.

»Verrücktes, wirres Zeug«, erwiderte ich ohne große Überzeugung. »Du hast doch einmal gesagt, dass du für dich selbst gar nicht in die Zukunft sehen kannst. Die Gildenmeisterin kann das nicht wissen, Ida. Überzeuge sie davon.«

Ida presste die Lippen zusammen. »Es tut mir leid«, sagte sie abrupt zu Catriona und stand auf. »Ich gehe jetzt zu Bett. Morgen wird Eddy mir berichten, was genau vorgefallen ist, und dann werde ich darüber nachdenken, was ich zu tun habe. Entschuldige mich jetzt, Catriona.« Sie neigte steif den Kopf und ging. Ich stotterte einen Gruß und lief hinter ihr her, um sie beim Arm zu nehmen. Sie schüttelte mich wortlos ab und ging weiter, den Rücken steif vor Empörung.

»Bitte, Ida, sei nicht böse«, bat ich. »Ich wollte dich nicht verletzen.«

Sie blieb stehen, drehte sich aber nicht zu mir um. »Was verschweigst du mir?«, fragte sie erbittert. »Habe ich etwas so Ungeheuerliches gesagt, dass du dich meiner schämen musst?«

Ich schluckte. »Komm, Ida«, sagte ich verlegen. »Es ist spät. Lass uns schlafen gehen und morgen über die Sache reden.«

Ida erwiderte nichts, und ich folgte ihr stumm zu unserem Zimmer. Sie entkleidete sich schweigend und mit verschlossener Miene und legte sich zu Bett. Ich löschte das Licht und tat es ihr nach. Ich wickelte mich in meine Decke und lauschte ihrem leisen Atem, der mir verriet, dass sie genauso wenig schlief wie ich. Kurz entschlossen drehte ich mich zu ihr und wiederholte ihr so wortgetreu, wie es mir möglich war, was sie Catriona und mir gesagt hatte.

Als ich endete, war es lange still. Dann hörte ich ihr Seufzen. »Das klingt ein wenig verrückt, nicht wahr?«, sagte sie gedämpft.

»Ein wenig«, bestätigte ich verlegen.

Sie lachte, und ihr Lachen klang zornig. »Ich werde darüber nachdenken müssen. Ich muss gut abwägen, wie ich mit dieser Prophezeiung umgehe. Verheiratet! Noch dazu, weil der Hierarch darauf bestand. Und was sollte der Schwachsinn mit der Lordversammlung? Dort saß noch nie eine Frau. Frauen sind in der Erbfolge nicht vorgesehen. Keine Frau war jemals Lord einer Domäne.«

Noch kannte ich mich in dieser Gesellschaft und ihren Herrschaftsstrukturen nicht genügend aus, aber es stimmte, was sie sagte: Frauen hatten in der Hierarchie nur unbedeutend mehr Rechte als im Nebelhort. Eine Frau als Herrin einer der Domänen oder gar einer Provinz war undenkbar.

»Lass uns schlafen«, sagte Ida nach einer längeren Weile. »Morgen zeige ich dir noch ein wenig von Nortenne. Ich denke nicht daran, mich von so einer Prophezeiung verrückt machen zu lassen.«

Ich erwiderte nichts. Wie Ida damit umzugehen gedachte, war ganz und gar ihre Sache,

in die ich ihr nicht hineinreden wollte. Falls es ihr wirklich gelingen sollte, Catriona umzustimmen, hätte sie sich ihre Gildenmitgliedschaft ehrlich verdient.

Am Morgen gab sich Ida völlig unbeschwert. Wir frühstückten nicht im Gildenhaus, sondern in einer der vielen kleinen Tavernen, die es in der Umgebung gab. Ida führte mich danach kreuz und quer durch das Gildenviertel, bis ich lautstark zu protestieren begann. Meine Füße qualmten, und mein Magen hing mir beinahe bis auf die Fersen vor Hunger.

Ida, die immer noch erstaunlich guter Dinge war, lachte mich breit an. »Du bist beinahe so verfressen wie ...« Sie unterbrach sich. Ihr Gesicht verzog sich leicht, dann lächelte sie wieder. »Komm, Eddy, wir gehen zum Hafen. Greet hat mir von einem Gasthaus vorgeschwärmt, wo es eine wunderbare Küche geben soll.« Ich stimmte ächzend zu. Noch ein Fußmarsch!

Eine knappe halbe Stunde später standen wir zu meiner Erleichterung schon vor dem Eingang einer wenig Vertrauen erweckend aussehenden Spelunke. »Da hinein?«, fragte ich misstrauisch und folgte meiner Schwester über die Schwelle. Es war voll in dem kleinen Gastraum, voll, laut und stickig. Ich sah mich um und fühlte mich an Kerns Höhle erinnert, nur, dass hier entschieden weniger Aliens herumsaßen. Ida steuerte auf einen freien Tisch im hinteren Teil des Raumes zu. Ich bemerkte die Blicke, die uns trafen, und die alles andere als freundlich waren. Ida schien sich daran nicht weiter zu stören. Sie orderte zwei Humpen Bier bei dem mageren Schankjungen und fragte nach dem Speisenangebot. Ich wählte einen Gemüseintopf, und Ida entschied sich für gegrillten Fisch. Der Junge nahm unsere Bestellung entgegen und verschwand. Ida lehnte sich zurück und streckte genüsslich die Beine aus.

»Ah, du hattest Recht. Jetzt bekomme ich auch Appetit.« Sie sah sich um und grinste verstohlen. »Siehst du, wie sie herstarren? Die Gilde ist nicht allzu beliebt hier im Hafenviertel. Zu viele der Schenken gehören inzwischen Frauen, das passt den Herren nicht.«

Ich zog unbehaglich die Schultern hoch. Der Schankjunge brachte uns zwei gut eingeschenkte Humpen. Ida nahm einen tiefen Zug und seufzte zufrieden. »Verdammt feines Bier brauen die hier«, murmelte sie und wischte sich über den Mund. »Wenn die Küche auch so gut ist ...«

Ein rüder Anruf vom Nebentisch unterbrach sie. »Was treibt ihr euch hier herum, Gildenweiber«, pöbelte ein betrunkenes Individuum mit hochrotem Gesicht. »Bleibt gefälligst in eurem Stall und verpestet da die Luft!« Seine Kumpane grölten zustimmend. Ida wandte sich nicht zu dem Schreihals um, sondern trank unbeirrt einen weiteren Schluck. Ich tat es ihr gleich. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie der Kerl aufstand und schwankend auf uns zusteuerte. Ich stieß Ida unauffällig an. Sie senkte die Lider und bedeutete mir, sitzen zu bleiben. Eine grobe Hand griff nach ihrer Schulter und versuchte, sie von ihrem Sitz zu zerren. Ida vollführte eine blitzschnelle Bewegung, der ich kaum mit den Augen folgen konnte, und der Randalierer kreischte auf und taumelte ein paar Schritte zurück, wobei er beinahe einen der Nachbartische umwarf. Über seinen behaarten Handrücken zog sich ein langer, blutiger Schnitt. Ida saß scheinbar gelassen da, beide Hände locker auf der Tischplatte. Das Messer, mit dem sie den Mann verwundet

hatte, steckte wieder in ihrem Gürtel.

»Na warte«, brüllte der Betrunkene und wischte sich das Blut ab. »Ich zieh dir die Haut ab, du verdammte Gildenhure!« Besorgte Stimmen wurden laut, aber keiner rührte sich, um den Mann zurückzuhalten, der nun wieder unsicheren Schrittes auf uns zusteuerte.

Ida seufzte und schob ihren Stuhl zurück. Sie stand auf und blickte auf den Kerl hinunter. Er hatte sichtlich nicht damit gerechnet, dass sie ihn um ein ordentliches Stück überragen würde, und zögerte einen Moment. »Na warte«, wiederholte er etwas unsicherer und setzte sich wieder in Bewegung, die Fäuste angriffslustig geballt. Ida seufzte wieder und schmetterte ihm ohne Vorwarnung ihre geballte Faust ins Gesicht. Er knurrte überrascht, taumelte und krachte zu Boden. Ida blickte sich auffordernd um. Als niemand ihren Blick zu erwidern wagte, sondern alle beschämt die Augen abwandten, grinste sie schwach und ließ sich wieder auf ihren Stuhl sinken.

Zwei der Saufkumpane des Raufboldes erhoben sich eilig und halfen ihrem Freund auf die Beine. Er hielt sich den Kopf und jammerte, während sie ihn hinausführten. Seine Nase war blutig, aber sonst schien ihm nichts Ernsthaftes zu fehlen.

Der Schankjunge trat an unseren Tisch und entschuldigte sich für den Zwischenfall. »Ich habe dem Wirt davon berichtet, und er bittet Euch, seine Gäste zu sein. Wir haben ein ruhiges Nebenzimmer, dort werdet Ihr unbelästigt speisen können.«

Ida zuckte mit den Achseln und sah mich fragend an. »Mich stören die Blicke nicht«, sagte sie. »Aber was ist dir lieber?«

»Lass uns das Angebot annehmen. Ich würde gerne in Ruhe essen. Die Typen hier gehen mir auf die Nerven.«

Wir folgten dem Jungen durch eine schmale Tür in ein kleines Zimmer, das an den Schankraum grenzte. In einer Nische stand ein großes Bett, auf das ich Ida mit einem amüsierten Nicken hinwies. Der Schankjunge errötete leicht und deutete mit einer kleinen Verbeugung auf den bereits gedeckten Tisch. Dann ging er, um unser Essen zu holen.

Greet hatte uns nicht zu viel versprochen. Mein Gemüseintopf war heiß, würzig und überaus köstlich, und Ida versicherte mir, dass das Gleiche auf ihren Fisch zutraf. Gesättigt schoben wir unsere Teller beiseite und fragten uns, ob der Koch uns wohl noch einen Nachtsch bereiten würde, wenn wir ihn nur überschwänglich genug für seine Künste lobten.

Ida streckte sich gähnend und setzte sich mit einem Mal sehr aufrecht und angespannt hin. Ich sah sie fragend an. Sie war sehr blass geworden, und ihre Augen verschleierten sich zu einem matten Silberton. »Wir müssen hier raus«, sagte sie heiser. »Eddy, bei den Schöpfern, ich muss sofort weg von hier!« Ihre Hände krampften sich ineinander, aber sie machte trotz ihrer dringlichen Warnung keinerlei Anstalten, sich zu erheben.

»Was ist los?«, fragte ich erschreckt.

Ihr Blick ging geradenwegs durch mich hindurch und schien auf irgendetwas Grauenhaftem zu verweilen. »Hilfe«, sagte sie schwach. »Hilf mir, Eddy. Ich habe Angst! Alles verändert sich ...« Sie sackte zusammen und rutschte schlaff vom Stuhl.

Ich kniete mich neben sie und blickte ratlos in ihr bleiches Gesicht. Sie war ohne Bewusstsein, ihr Atem ging flach und regelmäßig, und ihre Haut fühlte sich beruhigend warm an. Ich hob sie auf und trug sie zu dem Bett, deckte sie zu und kaute dann

unschlüssig an meinem Daumen herum. Vielleicht wäre es das Beste, sie einfach ruhen zu lassen. Kurz entschlossen verließ ich das Zimmer, schloss die Tür und ging den kurzen Gang hinunter, der allem Anschein nach zur Küche führte. Ich betrat den großen, heißen Raum, in dem es betäubend gut roch, schob mich an einem fetten Koch vorbei und schnappte mir den Schankjungen, der ein hoch beladenes Tablett in den Händen balancierte.

»Meine Schwester ist plötzlich erkrankt«, erklärte ich knapp. »Kann ich etwas Wasser haben, und wäre es auch möglich, einen Kräutertee aufzugießen?«

Der Junge nickte und stellte das Tablett ab, um einen Krug mit Wasser zu füllen. Ich drehte mich zu dem Koch um, der wie ein Gebirge mit einem Löffel in der Hand neben mir auftragte, und wiederholte meine Bitte um Tee. Er aber starrte nur mit einem unsagbar schwachsinnigen Ausdruck in seinem breiten Gesicht auf mich herab und rührte sich nicht von der Stelle. Ich zuckte ungeduldig mit den Achseln und schob ihn kurzerhand beiseite, um an den Herd zu gelangen.

»Finger weg«, knurrte der Mann. Anscheinend war er nicht ganz so debil wie er aussah, was mich auch gewundert hätte. Dafür hatte er einfach zu gut gekocht. Er drängte mich weg und hob den Wasserkessel von seinem Haken. Schweigend und unter scheelen Seitenblicken auf mich bereitete er den Tee und stellte ihn mit zwei Bechern auf das Tablett, das der Schankjunge bereitgestellt hatte.

»Kümmere dich gefälligst um die Gäste«, wies der Koch den Jungen barsch an. Der zuckte zusammen und wieselte mit seinem Essenstablett zur Tür hinaus. Der Koch wischte sich die Hände an seiner fettbespritzten Schürze ab und nahm das Tablett. Ohne ein weiteres Wort ging er hinaus, und ich beeilte mich, ihm zu folgen. Hinter uns auf dem Feuer begannen einige Rühreier, sehr angebrannt zu riechen.

Der beleibte Koch stapfte wortlos in das kleine Zimmer und stellte das Tablett ab. Ich hockte mich auf die Bettkante und griff nach Idas Hand. Sie seufzte leise und schlug die Augen auf. Ihr Blick war immer noch verschleiert und zeigte eine beunruhigende silbrige Färbung.

»Wie geht es dir?«, fragte ich gedämpft. Sie antwortete nicht, aber erwiderte schwach den Druck meiner Finger. »Möchtest du einen Schluck Tee?«

Ida schüttelte den Kopf und benetzte ihre Lippen mit der Zungenspitze. »Nein, danke«, sagte sie matt. »Etwas Wasser, vielleicht.«

Ich stand auf, um es ihr zu holen, und rannte in den dicken Koch hinein, der mit einem Becher Wasser in der Hand hinter mir gestanden hatte. Er starrte mich und Ida wieder mit diesem schwachsinnigen Gesichtsausdruck an und stand wie angewurzelt an der Stelle.

»Mann, es ist gut, du kannst gehen«, fauchte ich ihn an und nahm ihm den Becher ab. »Ich brauche dich nicht mehr.«

Er rührte sich nicht von der Stelle. Ich schnaubte angewidert und wandte mich Ida wieder zu. Die starrte an mir vorbei, mit einem Ausdruck in den Augen, der mich an ein Tier in der Falle erinnerte.

»Ida, was hast du?«, fragte ich erschreckt.

Eine große Hand packte mich erstaunlich sanft beim Ellbogen und schob mich

unerbittlich zur Seite. Mein Protest blieb mir im Halse stecken, als ich fassungslos zusehen musste, wie der massige Mann sich auf Idas Bett setzte und nach ihrer Hand griff, die sie ihm ohne jeden Widerstand überließ.

»Prinzessin«, sagte der Mann nach einer langen Weile leise und gerührt.

Meine Schwester hob ihre Hand und berührte ihn sanft an der Wange. »Simon«, erwiderte sie fast lautlos.

Ich blinzelte verwirrt und stellte den Becher ab, aus dem das meiste Wasser ohnehin herausgeschwappt war. Ida wandte sehr langsam den Blick von dem dicken Mann an ihrer Seite ab. Sie schob ihn beiseite, um die Beine aus dem Bett schwingen zu können. Er hielt ihre Hand fest, als hätte er Angst, sie könne ihm sonst fortlaufen.

Ida entzog ihm sacht ihre Hand und sah mich ein wenig verlegen an.

»Eddy, entschuldige«, sagte sie beinahe erheitert. »Ihr kennt euch noch nicht. Das ist ...«, sie zögerte einen winzigen Moment. »Das ist Marten, ich habe dir von ihm erzählt. Marten, meine Schwester Eddy.«

Der Riese drehte sich zu mir um und musterte mich erneut vom Kopf bis zu den Füßen, bevor er mir mit einer entschuldigenden Geste seine Pranke reichte. Ich nahm sie und erwiderte den festen Druck genauso wie den verdutzten Blick. Das war also der berühmte-berüchtigte Marten, um den Ida so getrauert hatte. Nicht gerade ein Bild von einem Mann, auch wenn unter all dem Fett die Reste eines ehemals guten Aussehens vergraben lagen: Er hatte recht schöne, schwerlidrige Augen und einen fein geschwungenen Mund.

Marten richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf meine immer noch etwas blasse Schwester. »Ich war überzeugt, du wärest tot, Prinzessin. Ich bin einigermaßen erleichtert, dass das nicht ganz zuzutreffen scheint.« Die Stimme des dicken Mannes klang humorvoll und wesentlich intelligenter, als sein bisheriges Auftreten und das ungeschlachte Äußere mich hatten vermuten lassen.

Ida lächelte schwach. »Das ist nett von dir, Marty. Ich freue mich auch, dich zu sehen.«

Ich entschied, mich wieder an den Tisch zu setzen und der sich etwas mühsam dahinschleppenden Unterhaltung der beiden zu lauschen. Da schwangen Untertöne mit, die ich mir nicht so ohne weiteres erklären konnte. Ida wirkte zwar einerseits erleichtert, ihren Freund heil und lebendig vor sich zu sehen, aber dennoch zeigte ihre Miene eine Anspannung, die mir an ihr fremd war. Auch Marten wirkte unsicher. Seine hellen Augen hingen flehend an Idas Gesicht, und seine dicken Finger bewegten sich unruhig.

»Ich habe ebenfalls eine Zeit lang geglaubt, du weiltest nicht mehr unter den Lebenden«, sagte Ida nach einer längeren Pause leichthin. »Du wurdest in der Zitadelle vor meinen Augen ermordet.« Sie lächelte ironisch, und ihr silbriger Blick war kühl und mit sezierender Distanz auf den dicken Mann gerichtet.

Ich regte mich unbehaglich auf meinem Stuhl. »Soll ich euch nicht lieber alleine lassen?«

Marten zuckte zusammen, als habe er meine Anwesenheit vergessen. »Bei allen Schöpfern, daran werde ich mich nicht so schnell gewöhnen. Dieselbe Stimme, dasselbe Gesicht ... Ida, seit wann trittst du mit einer Doppelgängerin auf? Als ich in Sendra diente, warst du noch ein Einzelstück. Zwei von deiner Sorte hätte ich wohl auch kaum heil überstanden!«

Ida lachte. Zum ersten Mal seit ihrem Erwachen aus der Ohnmacht war die Anspannung aus ihrem Gesicht gewichen. Ich begriff inzwischen so gut wie gar nichts mehr. Was Ida mir über Simon erzählt hatte, half mir auch nicht weiter. Der Ritter war damals der Erzieher Albuins gewesen, aber jetzt benahm sein Bruder sich so, als sei er derjenige, der dem Lord von Sendra als Kämpe gedient hatte.

Ida spürte meine Verwirrung und sah mich entschuldigend an. »Eddy, es tut mir leid. Mein Freund hier ist ein begnadeter Lügner, und selbst mir fällt es immer wieder schwer, seine Geschichten richtig einzuordnen.« Sie wandte sich wieder dem wuchtigen Mann zu, der mit schuldbewusster Miene neben ihr hockte. Sie nahm seine Pranke zwischen ihre Hände und zwang ihn, sie anzusehen.

»Keine Lügen mehr, Simon«, sagte sie sanft. Der dicke Mann senkte den Kopf. Ich sah Tränen über seine fleischigen Wangen laufen. Ida nickte mir über seine gesenkten Schultern hinweg zu, und ich stand auf. Als ich die Tür leise hinter mir schloss, erhaschte ich noch einen Blick auf meine Schwester, die den Riesen tröstend in ihre Arme nahm. Nachdem Eddy taktvoll den Raum verlassen hatte, herrschte lange Schweigen in dem kleinen Zimmer. Der dicke Wirt fand endlich seine Fassung wieder, löste sich behutsam aus Idas Armen und schneuzte sich.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Es hat mich doch ein wenig aus der Fassung gebracht, dich so heil und gesund hier vor mir zu sehen.« Er stockte und musterte besorgt ihr immer noch blasses Gesicht. »Du bist doch gesund, oder?«

Ida lächelte schwach und stand auf, um sich einen Becher Tee einzuschenken. »Es geht mir blendend, Simon. Und du? Du bist doch nicht etwa dünner geworden?«

Der Mann sah für einen kurzen Augenblick beinahe beleidigt an sich herab. Dann hob er den Blick und starrte sie erbost an. »Du solltest mich nicht so nennen. Ich bin nicht Simon!«

Ida seufzte. »Warum versöhnst du dich nicht mit ihm?«, fragte sie sanft.

Marten knurrte böse. »Weil ich ihn immer noch hasse. Ich habe den Tag gefeiert, an dem ich morgens in den Spiegel sah und er endlich fort war. Ich habe sein Schwert an den Nagel gehängt, ich habe den Dienst als Söldner quittiert und bin noch einmal bei Amos in die Lehre gegangen, wie ich es schon als Junge getan habe. Marten war mein Großvater, von ihm hatte ich meinen zweiten Vornamen bekommen. Es war, als hätte eine gütige Macht mir ein vollkommen neues Leben geschenkt. Simon war endlich tot. Ich war frei!«

Ida nahm seine Hand. »Warum willst du nicht endlich Frieden mit dir schließen? Das alles ist Jahre her, Simon. Du hast dich verändert.«

Er blickte verkniffen zu Boden. »Nicht so sehr, wie ich es mir wünsche. Ich spüre ihn immer noch in mir. Ich kann ihn für einige Zeit vertreiben, wenn ich trinke, aber dann ist er wieder da, ganz nah bei mir. Ich wollte, ich könnte ihn endgültig vernichten, aber das geht nicht, ohne dass ich mich selbst ...« Er ballte krampfhaft die Hände. Dann zuckte ein Lächeln um seine Lippen.

»Schluss damit, Prinzessin. Du musst mir einiges erklären. Wo hast du auf die Schnelle eine Zwillingschwester von dir aufgetrieben? Und warum, bei allen Geistern, bist du überhaupt noch am Leben?«

Ida lehnte sich matt an seine massige Schulter. »Das ist eine lange Geschichte, mein dicker Ritter«, sagte sie leise. Sie schwieg einen Moment, um sich zu sammeln, und begann dann, von ihren Erlebnissen zu berichten. Marten hörte konzentriert und schweigend zu, die Augenbrauen zuerst noch finster zusammengezogen, aber im Laufe der Erzählung löste sich seine grimmige Miene auf und wurde weich und staunend wie die eines Kindes.

Als Ida geendet hatte, atmete er tief ein und entließ den Atem in einem langen, stöhnenden Laut. »Donnerwetter«, sagte er nur erschüttert. »Donnerwetter aber auch, Prinzessin!«

Ida lachte auf und knuffte ihn sanft in die Seite. »Berichte, mein Ritter. Warum glaubtest du, ich sei tot?«

Er blickte auf seine verschränkten Hände nieder und presste die Lippen zusammen. Sein Gesicht nahm einen beinahe schmerzlichen Ausdruck an. Ida musterte ihn mit plötzlich aufschießender Zuneigung. Auf dem zimtfarbenen Haar, das kurz geschoren über seiner breiten Stirn stand, schimmerte ein erster, zarter Anflug von Silber, und der dicke Mann hatte deutlich an Gewicht verloren. In seinem schweren Gesicht zeigten sich einige harte Linien, die vorher nicht da gewesen waren, und die sie beinahe schmerzhaft an den ansehnlichen jungen Ritter aus ihrer Kindheit erinnerten.

»Simon«, sagte sie unwillkürlich. Er blickte auf und sah sie fragend an. Sie lächelte entschuldigend und schüttelte wortlos den Kopf. Er nickte und seufzte schwer.

»Wir waren beide auf dem See«, begann er langsam. »Du hattest mir eine Ruhepause verordnet und wolltest die andere Seite der Zitadelle erkunden, um einen Eingang zu finden.« Er sah sie fragend an, und Ida nickte geduldig.

»Du warst schon beinahe außer Sicht, als aus heiterem Himmel ein Sturm aufkam. Ich hatte alle Mühe, den lecken Kahn, in dem ich saß, daran zu hindern, endgültig abzusaufen. Als ich das nächste Mal zu dir hinsah, war dein Boot gekentert. Ich ruderte wie ein Geisteskranker, aber als ich bei deinem Boot ankam, war von dir nichts mehr zu sehen. Ich bin ins Wasser gesprungen und habe nach dir gesucht.« Er schauderte, und Ida drückte mitfühlend seinen Arm. Der schwarze See war kein einladendes Gewässer für ein Bad gewesen.

Marten blickte auf seine geballten Fäuste und zwang sich, die Hände zu entspannen. »Ich bin getaucht, wieder und wieder. Ich konnte kaum etwas sehen, so trüb war das Wasser, und es war entsetzlich kalt. Als ich gerade aufgeben wollte, haben meine Finger etwas berührt, was tief im Wasser trieb, ganz mit Schlingpflanzen umwickelt.«

Ida sah das Entsetzen, das die Erinnerung in sein Gesicht zeichnete. »Du warst es, Prinzessin«, fuhr er mühsam fort. »Du hattest die Augen aufgerissen und sahst mich mit einem Blick an, der mich noch Wochen danach in meinen Träumen verfolgt hat. Ich habe versucht, die Pflanzen von dir abzustreifen, aber sie hielten dich erbarmungslos fest. Bei dem Versuch, deine Leiche zu bergen, wäre ich beinahe ertrunken, und endlich habe ich aufgeben müssen. Ich weiß nicht einmal mehr, wie ich an Land gekommen bin. Dann bin ich zurückgeritten nach Iskerias und habe mich betrunken wie in meinem ganzen Leben noch nicht.« Er lächelte beschämt.

»Irgendwann habe ich dann Dorkas um meine Entlassung gebeten. Ich bin ein wenig

durch die Hierarchie gereist und habe mich endlich hier in Nortenne niedergelassen, weil ich an das Gespräch denken musste, das wir einmal geführt haben. Ich hätte mir am liebsten eine Garküche im Gildenviertel gekauft, aber das ging leider nicht. Ihr verdammten Gildenweiber duldet ja keine Männer als Inhaber von Geschäften in eurem Revier.«

Ida umarmte ihn herzlich. »Mein armer Ritter. Das alles waren die bösen Machenschaften meiner Großmutter, und ich habe dich da mit hineingezogen. Es tut mir schrecklich leid.«

Marten erwiderte ihre Umarmung seltsam unbeholfen. Etwas schien ihm auf der Seele zu liegen. Dann fasste er sich ein Herz und zog Ida eng an sich. Idas Augen verschleierten sich silbrig, und ihr Gesicht nahm einen beinahe entrückten Ausdruck an.

»Nein«, rief sie erstickt und machte sich heftig los. »Nein, bei den Schöpfern, das will ich nicht!« Sie sprang auf und wandte ihm den Rücken zu. Er stand überrascht und beunruhigt auf und näherte sich ihr. Ida fuhr herum und streckte abwehrend ihre Hände aus. »Bleib mir vom Leib!«, fauchte sie mit zornsprühenden Augen.

»Ida«, sagte Marten hilflos. Er streckte eine Hand aus und berührte sie zaghaft an der Schulter. Sie duldet die Berührung, aber ihr Gesicht zeigte nichts als eisige Ablehnung. »Prinzessin, was habe ich dir getan? Ich dachte ... Ich hatte gehofft ...« Der dicke Mann geriet ins Stammeln und schluckte heftig, ehe er fortfuhr, während Idas Blick ihn kalt und unbarmherzig aufspießte. »Ich hatte gehofft, dass wir beide nun zusammenbleiben würden. War das zu vermessen von mir?«

Ida schloss die Augen. »Nein«, sagte sie schließlich entschieden. Sie öffnete die Augen, die zu Martens Erleichterung wieder einen wärmeren, goldbraunen Schimmer zeigten. Ida trat zögernd auf ihn zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Es tut mir leid, dich zu enttäuschen, mein alter Freund. Aber ich habe mein Leben gewählt. Ich werde meine Ausbildung bei den Grennach beenden und danach endlich in die Gilde eintreten. Ich kann keine Bindung zu einem Mann eingehen, das musst du verstehen, mein Ritter.«

Er ließ enttäuscht und traurig seine Schultern sinken. »Aber viele der Gildenfrauen tun das«, klagte er.

»Das mag schon sein, Simon. Aber ich bin nicht eine von ihnen, ich bin ich. Und ich habe mich für meinen Weg entschieden. Mach es mir doch nicht so schwer. Ich will keine Bindung eingehen. Es würde mich in Fesseln legen.«

»Aber ich liebe dich, Prinzessin«, erwiderte Marten hilflos. »Ich würde dich niemals festhalten. Wenn du mich je verlassen willst, dann lasse ich dich gehen, das verspreche ich dir. Lass uns nur zusammen sein, so lange wir beide uns das wünschen.«

Ida schüttelte stumm und grimmig den Kopf. Ihre Miene belebte ein kurzer Anflug von panischer Angst.

Martens Augen hingen voller vergeblicher Hoffnung an ihrem Gesicht. Endlich, als sie ihren kühlen Worten nichts mehr hinzufügte, nickte er geschlagen und hob resigniert die Hände.

»Wenn du erlaubst«, sagte er traurig und begann, an seinem Nacken herumzunesteln. Er löste die zierliche Silberkette und legte sie mit sanftem Nachdruck in Idas widerstrebende Hand. »Ich werde auf dich warten. Wenn du es dir anders überlegen

solltest, weißt du, wo du mich finden kannst.«

Er blieb noch einen Augenblick vor ihr stehen und sah sie eindringlich an, dann wandte er sich ohne ein weiteres Wort ab und ging.

Ida stand da und starrte auf die Halskette ihrer Mutter. Mit einem unwilligen Schnauben ließ sie sie in ihre Tasche gleiten und stürmte hinaus.

Auf einer niedrigen Mauer neben dem Gasthaus hockte Eddy und ließ sich von der Sonne bescheinen. Als sie Idas ansichtig wurde, rutschte sie von dem Sims und gesellte sich an die Seite ihrer Schwester. Sie musterte das grimmig verschlossene Gesicht und schwieg klugerweise. Erst, als beide das Gildenhaus erreichten, fragte sie sanft: »Ärger, Ida?«

Ihre Schwester schüttelte verbissen den Kopf. »Alles in Ordnung«, murmelte sie. »Hättest du etwas dagegen, wenn wir morgen schon abreisen? Ich möchte so bald wie möglich zum Großen Nest zurück.« Eddy verkniff sich die Frage, die ihr auf der Zunge lag und nickte nur.

Sie ritten in aller Frühe aus der Stadt. Ida war schweigsam und in sich gekehrt. Eddy musterte sie ab und zu besorgt, ließ sie aber in Ruhe. Gegen Mittag, als sie eine kurze Rast einlegten, fragte sie behutsam nach Marten – oder wie immer der dicke Wirt in Wirklichkeit heißen mochte.

Um Idas Mund zuckte ein schmales, unwilliges Lächeln. »Simon wollte mich einfangen«, sagte sie kurz. »Es ist ihm nicht gelungen.« Eddy sah sie fragend an, aber Ida wandte sich ab und stieg in den Sattel. »Wollen wir weiter?«, fragte sie unfreundlich. Eddy zuckte mit den Schultern und schwang sich seufzend auf ihr Pferd.

Sie übernachteten unter freiem Himmel, eine knappe Tagesreise von Sendra entfernt. Ida lag schlaflos da und starrte in das wolkenlose Firmament. Eddy streckte ihre Hand aus und ergriff Idas kühle Finger. »Wovor läufst du davon?«, fragte sie sanft.

Ida schwieg. Dann hob ihre Brust sich in einem langen Seufzer. »Ich habe meine Zukunft gesehen«, sagte sie mit einer ängstlichen Kinderstimme. »Eddy, ich habe solche Angst. Ich sehe mich sonst nie, nie! Und jetzt habe ich gesehen, was sein wird. Ich will es nicht, Eddy. Ich will es nicht!« Sie begann zu weinen.

Eddy rutschte neben sie und nahm sie in den Arm. Sie wiegte Ida tröstend, bis ihre Schwester aufhörte, zu schluchzen. »Kannst du es nicht ändern, wenn du es doch nicht willst?«, fragte sie vernünftig.

Ida putzte sich die Nase und hob ratlos die Achseln. »Ich weiß es nicht. Ich habe es noch nie versucht.«

Eddy streichelte ihre verkrampften Schultern. »Was ist es denn, was erscheint dir so schrecklich? Hat es mit dem zu tun, was du auch der Gildenmeisterin und mir erzählt hast?«

Ida nickte. »Ich sehe mich in der Lordversammlung«, murmelte sie. »Und da ist Sendra, und ich bin verheiratet ... und ...«, Tränen erstickten ihre Stimme. »... und ich weiß, dass ich nicht mehr zur Gilde gehöre. Nicht mehr ...«

Eddy drückte sie an sich. »He, ganz ruhig«, sagte sie. »Komm, Ida, lass dich nicht verrückt machen. Bist du deshalb so aus Nortenne fortgelaufen? Dachtest du, dass dieser Simon ...«

Ida nickte. »Er hat mir Mutters Kette zurückgegeben«, flüsterte sie. »Eddy, ich weiß einfach nicht, was ich tun soll.«

Nach einer kurzen, unruhig verbrachten Nacht erreichten sie Sendra am frühen Nachmittag. Sie waren nicht mehr auf ihr Gespräch zurückgekommen. Ida war zwar still, aber erschien recht gut gestimmt. Sie zeigte Eddy fröhlich die Stätten ihrer Kindheit, an denen sie nun vorbeikamen. Da war die seichte Stelle im Fluss, an der sie einmal beinahe ertrunken wäre, und dort der alte Apfelbaum, von dem Albuin so unglücklich gefallen war, dass er sich den Arm gebrochen hatte. Da lag das Dorf, und dort, dort hinten tauchte das Gut auf.

Eddy ritt stumm neben ihr her, und eine Gänsehaut lief über ihre Arme. Ida sah sie mitfühlend an. »Tante Ysabet wird dir gefallen«, sagte sie verständnisvoll. »Vielleicht ist Amali auch gerade zu Besuch da.« Eddy nickte verbissen. Ida lächelte und hob ein wenig unsicher die Schultern. »Keine Ahnung, wie Vater auf dich reagieren wird. Mich hat er jedenfalls beim letzten Mal hochkant hinausgeworfen.« In ihrer Stimme schwang grimmiger Humor mit.

Eddy blickte sie an und zwinkerte. »Zu zweit werden wir schon mit ihm fertig, hm?«

Ida nickte und gab ihrem Pferd die Sporen. »Wer zuerst da ist, bekommt den Nachtsch!«, rief sie und galoppierte los.

Später erinnerte Eddy sich an diesen ersten Tag in ihrem Vaterhaus immer mit einer gewissen gerührten Erheiterung. Die rundliche Tante Ysabet hatte sprachlos die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und war dann in helle Freudentränen ausgebrochen. Amali, die Schwester, die sie nie kennen gelernt hatte, starrte sie an, als sei sie eine gewissenlose Betrügerin, die es wagte, sich unter falschem Namen in das Haus zu schleichen. Es dauerte einige Tage, bis sie Eddys Existenz zu akzeptieren begann, aber ihr Verhältnis blieb noch lange Zeit sehr kühl.

»Sie ist einfach unglaublich blöd, wundere dich lieber über nichts, was sie von sich gibt«, hatte Ida ihr ins Ohr geflüstert. Eddy musste darüber lachen, und Amali hatte sie sehr misstrauisch angesehen.

Die Begegnung, die beiden Schwestern die größte Sorge bereitet hatte, verlief gegen alle Erwartungen friedlich. Der Lord von Sendra, der schon vor Monaten von seiner Schwester Ylenia über das unvermutete Auftauchen seiner unbekannten Tochter unterrichtet worden war, empfing beide Schwestern voller Neugier und deutlich milder gestimmt als bei Idas letztem Besuch. Ida verbarg den Schrecken, den sein Aussehen ihr einjagte, und küsste ihn herzlich auf die eingefallenen Wangen. Er ließ sich von ihren Abenteuern erzählen, aber seine Aufmerksamkeit ermüdete schnell. Seine Lider sanken herab, und er begann leise zu schnarchen.

Eddy, die seine Hand gehalten hatte, legte sie behutsam auf die Bettdecke, und beide Schwestern standen lautlos auf. Ida lächelte traurig. »Es ist gut«, sagte sie zu sich selbst. »Alles ist gut.«

Sie verbrachten einige friedliche Tage auf dem Hof. Eddy lernte endlich die kleine Feuerelfe kennen, von der Ida ihr schon viel erzählt hatte. Fiamma nahm ihre Gegenwart mit bemerkenswerter Gelassenheit hin, anders als alle anderen auf Sendra, die sie immer noch anstarrten, als könne sie sich jeden Moment wieder in Luft auflösen. Eddy und die

kleine Elfe verstanden sich auf Anhieb, als seien sie seit jeher alte Freundinnen.

An ihrem dritten Tag auf Sendra nahm Ida Eddy mit auf einen Ausflug. Sie wollte den alten Lehrer ihres Bruders aufsuchen, um Aufklärung über etwas zu erhalten, was sie nicht ruhen ließ.

»Ich begreife nicht, wieso Albuin mir damals geschrieben hat, Simon sei hier aufgetaucht und er würde mit ihm reisen«, erklärte sie ihrer Schwester, während sie nebeneinander den Pfad, der ins Dorf führte, hinunterspazierten. »Simon lebte zu dieser Zeit längst im Hort, und er hat mir versichert, dass er niemals, auch nicht für einen Tag, hierher zurückgekehrt ist – und außerdem war er damals schon ziemlich in die Breite gegangen«, setzte sie augenzwinkernd hinzu. »Albi hätte es sich niemals nehmen lassen, darüber eine dumme Bemerkung zu machen.« Sie grübelte, eine steile Falte zwischen den Brauen. »Das Ganze hatte einzig den Zweck, mich zur Zitadelle zu locken. Aber damals wusste Albuin noch nichts von Großmutter. Wie konnte er also diesen Brief schreiben?«

»Vielleicht hat er ihn gar nicht geschrieben?«, wandte Eddy nüchtern ein.

Ida sah sie aus verschatteten Augen an. »Eben das möchte ich von Magister Ugo erfahren. Ich will wissen, ob er ein Handlanger unserer Großmutter ist.«

»Und dann?«, fragte Eddy. Ida gab keine Antwort.

Die Kate, in der der Graue Magier gelebt hatte, war verlassen. Ida wandte sich an eine junge Frau, die mit einem Korb voller Gemüse des Weges kam, und die erklärte ihnen, dass der Dorfhexer etwa zu der Zeit, als die Nebelgrenze endgültig verschwand, sich ebenfalls in Luft aufgelöst haben musste – jedenfalls war er seitdem von keinem Dorfbewohner mehr gesehen worden. Ida nahm die Auskunft schweigend und unzufrieden zur Kenntnis.

»Also doch«, sagte sie nur, als sie sich auf den Rückweg machten, und das blieb auch ihr einziger Kommentar zu dem verschwundenen Magier.

Einige Tage später wurde Eddy von einer Hand geweckt, die sie sanft an der Schulter rüttelte. Sie wischte sich den Schlaf aus den Augen und sah in das Gesicht ihrer Schwester. »Was ist?«, nuschelte sie. »Ist etwas passiert?«

Ida setzte sich auf die Bettkante und nahm ihre Hand. »Nein, nichts ist passiert. Aber ... du musst alleine in den Norden Weiterreisen, Eddy. Ich gehe nach Nortenne zurück.«

Eddy setzte sich auf und fuhr mit beiden Händen durch ihre strubbeligen Haare. Ihre Augen musterten sehr ernst das Gesicht ihrer Schwester. »Du hast es dir doch anders überlegt?«

Ida senkte den Blick. Dann zuckte sie fatalistisch mit den Schultern und lächelte. »Ich habe über alles nachgedacht«, sagte sie heiter. »Es ist ziemlich dumm, einfach wegzulaufen, meinst du nicht? Vater wird nicht ewig leben, und es gibt keinen Nachfolger für ihn. Ich kann mich nicht davor drücken, Eddy. Ich weiß schließlich, dass ich die Lady von Sendra sein werde. Und außerdem ...«, sie zögerte und zupfte an der Bettdecke. Dann hob sie die Augen und sah Eddy beinahe wütend an. »Ich glaube, ich habe diesen dicken Ritter ziemlich gerne«, sagte sie trotzig. »Ich bin bereit, es einige Zeit mit ihm zu versuchen. Wenn er mir auf die Nerven geht, kann ich ihn schließlich immer noch rauswerfen.«

Eddy lachte auf und nahm sie spontan in die Arme. »Tu das«, sagte sie herzlich. »Und grüße ihn von mir. Ich glaube, er ist ganz in Ordnung – auch wenn er nicht so sehr mein Typ ist.«

Ida lächelte erleichtert. »Du hältst mich nicht für verrückt?«

Eddy schüttelte erheitert den Kopf. »Du wirst es schon richtig machen«, spornte sie ihre Schwester mit leisem Spott an. »Außerdem, was soll dir schon passieren? Du weißt doch, was geschehen wird.«

Ida seufzte spielerisch und stand auf. »Na, ich werde es zumindest versuchen. Sagst du bitte Tante Ylen Bescheid? Sie muss mich bei den Grennach entschuldigen. Richte ihr aus, dass ich auf jeden Fall zurückkehren werde, um meine Ausbildung zu beenden.« Sie beugte sich vor und drückte Eddy einen Kuss auf den Mund. Dann öffnete sie leise die Tür und ging, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

An einem schönen, warmen Tag im Herbst ritt ich endlich einmal wieder nach Sendra. Ich freute mich darauf, meine Schwester wieder zu sehen. Wir hatten uns in der letzten Zeit immer nur zu offiziellen Gelegenheiten am Hofe des Hierarchen getroffen, bei denen wir kaum ein privates Wort miteinander hatten wechseln können. Ich ließ meine Stute laufen und blinzelte müde in den hellen Sonnenschein.

Ich hatte mich entschieden, schon etwas früher anzureisen, um mit Ida noch in aller Ruhe ein paar Tage verbringen zu können, ehe die Meute in Sendra einfiel. Diese Familientreffen zum Erntefest waren Idas Idee gewesen. »So habe ich wenigstens einmal im Jahr die Gelegenheit, alle meine Lieben auf einem Fleck beisammen zu haben«, hatte sie gelacht. »Ich bin häufiger in der Residenz als in Sendra, und Simon weigert sich standhaft, sein Gasthaus länger als eine Woche sich selbst zu überlassen. Wenn ich nicht nach Nortenne reise, bekomme ich meinen dicken Ritter nicht allzu oft zu sehen.«

Dieses Jahr würde zum ersten Mal Dorkas nicht bei uns sein. Die alte Gildenmeisterin hatte sich mit den Worten entschuldigen lassen: »Ich werde zu alt für längere Ritte. Meine Knochen wollen langsam nicht mehr so wie ich!«

Das Haus lag still in der nachmittäglichen Sonne, und auf dem Hof regte sich nichts außer der unvermeidlichen Schar von Hühnern, die gackernd auseinander stoben, als ich zwischen ihnen hindurchritt. Ich brachte mein Pferd zum Stall und scheuchte einen verschlafenen aussehenden Stallburschen aus seiner Ecke, wo er faul auf einem Strohhallen gelegen hatte. Ich trug ihm auf, sich um Pferd und Gepäck zu kümmern, und ging dann zum Haus. Merle, die alte Köchin, kam aus der Küche und begrüßte mich herzlich. »Die Herrin ist im alten Obstgarten«, erklärte sie. »Wir haben heute noch nicht mit Eurer Ankunft gerechnet. Aber ich lasse sofort Euer Zimmer herrichten.«

Ich dankte ihr und ging durch die Gartentür. Zwischen den Johannisbeersträuchern sah ich die vertraute Gestalt meiner Schwester. Sie stand reglos da und schien tief in Gedanken versunken. Ich näherte mich ihr leise und betrachtete sie dabei voller Rührung.

Ida bemerkte mich nicht. Sie stand da, einen beinahe voll gepflückten Korb mit Äpfeln zu ihren Füßen, den Kopf mit ihrem üppigen Zopf hoch erhoben. Ich bemerkte die silbernen Strähnen, die ihr Haar durchzogen, und musste einige aufsteigende Tränen wegblinzeln. Ich rief leise ihren Namen. Sie schrak aus ihren Gedanken und wandte mir erstaunt das Gesicht zu. Es leuchtete auf, als sie mich erkannte, und sie breitete die Arme aus.

»Eddy, wie freue ich mich!« Sie zog mich an ihren Busen und küsste mich herzlich. »Wie geht es dir? War die Reise anstrengend? Du siehst müde aus.« Sie betrachtete mich besorgt. Ich lächelte und drückte ihren Arm.

»Es geht mir prächtig«, log ich fröhlich. »Gut siehst du aus, Ida. Jedes Mal, wenn ich dich sehe, bist du noch ein wenig schöner geworden.«

Sie lachte und hob den Korb auf ihre Hüfte. »Noch ein wenig dicker, meinst du wohl«, spottete sie.

Ich musterte ihre üppige Gestalt und zwinkerte. »Es steht dir. Es gibt dir so etwas Stattliches und Majestätisches. Ganz wie es sich für die Lady von Sendra geziemt.«

Sie warf lachend mit einem angefaulten Apfel nach mir. »Freches Ding. Wenn du so

lange wie ich mit Simon verheiratet wärst, wärst du auch nicht mehr so klapperdürr! Aber warte, er wird uns den ganzen Tag bekochen, wenn er erst einmal hier ist. So, wie du aussiehst, kannst du gut etwas kräftigere Kost vertragen.«

Merle hatte uns einen kalten Imbiss bereitet, mit dem wir uns an den langen Holztisch im Garten setzten. Die Bäume, deren Laub sich herbstlich zu verfärben begann, rauschten leise in einer sanften Brise, und eine neugierige Biene summt um unsere Teller. Ida legte den Kopf zurück und blinzelte in den sanften Sonnenschein. »Es ist noch wie im Sommer«, sagte sie versonnen. »Kaum zu glauben, dass wir nächste Woche schon das Erntefest feiern.«

Ich schluckte einen herzhaften Bissen Brot herunter und richtete ihr die Grüße aus, die Mellis, Dix und Tallis mir aufgetragen hatten.

»Wie geht es Tallis?«, fragte Ida.

»Ich habe sie als Kind schon für alt gehalten«, sagte ich mit leiser Verwunderung. »Aber sie hat sich seitdem keinen Deut verändert. Bist du jemals dahintergekommen, wie lange Grennach üblicherweise leben?«

Ida lachte und schob sich ein Stück Käse in den Mund. »Aber nein«, sagte sie fröhlich. »Sie reden nicht gerne darüber. Aber soll ich dir was verraten? Ich glaube, sie sterben einfach nicht.«

Ich lachte zustimmend. Dann griff ich in meine Tasche und holte ein eingewickeltes Päckchen hervor, das ich ihr hinschob. Sie betrachtete es neugierig und tippte sacht mit einem Finger dagegen. »Pack es aus. Mit den besten Empfehlungen von Dix.«

Ida wickelte den Stoff ab und ließ den Inhalt des Päckchens in ihre Hand fallen. Steine funkelten in der Sonne. Sie sah mich verwundert an. »Das ist sehr hübsch.« Ratlos drehte sie die Brosche in ihren Fingern. »Aber was soll ich damit?«

Ich lachte. »Du rätst nie, was das ist.«

»Ein sehr schön gearbeiteter Grennach-Schmuck«, entgegnete sie, immer noch verwundert. »Es ist eine originelle Arbeit, diese Art von Ornament habe ich noch nie zuvor gesehen.« Sie zog die Brauen zusammen und sah mich finster an. »Jetzt hör sofort auf, dich über mich lustig zu machen, und rück heraus damit. Was ist so Besonderes an dieser Brosche, dass du sie mir mitbringen musstest?«

Ich lehnte mich entspannt zurück, den frisch gefüllten Teebecher in der Hand. »Rate«, sagte ich.

Ida schnaubte empört. »Komm, Eddy, lass den Blödsinn.«

Ich ließ sie noch ein wenig zappeln, stellte meinen Becher ab und holte den Tabakbeutel aus der Tasche. Ich drehte mir gemächlich eine Zig, wünschte sie in Brand und nahm einen tiefen Zug, ohne das Rasseln meiner Lungen zu beachten.

»Seit wann rauchst du wieder?«, fragte Ida.

Ich pflückte mir einen Tabakkrümel von der Lippe. »Ist doch gleichgültig. Also, kommst du drauf?« Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. Ich atmete den Rauch tief ein und musste husten. Idas Blick wurde besorgt. »Das ist keine übliche Grennach-Arbeit«, sagte ich hastig, um sie abzulenken. »Dieses Stück – und es gibt noch etliche mehr davon – wurde von einem Mann gefertigt.«

Die Ablenkung gelang. Ihre Augen wurden groß vor Staunen. »Nein!«, sagte sie

atemlos. Ich nickte befriedigt.

»O doch. Im Großen Nest herrscht helle Aufregung darüber. Männer als Künstler, das hat es noch nie zuvor gegeben. Und jetzt rate, wer seine Hände dabei im Spiel hatte.«

»Dix«, antwortete Ida, ohne nachzudenken. Wir sahen uns an und lachten. Dix hatte es schon lange gewurmt, dass die Grennach ihre Männer derart herablassend behandelten, fast als seien sie Idioten oder zumindest unmündige Kinder. Den Männern wurde jedes Talent abgesprochen. »Männer können nicht strukturiert denken, Männer besitzen keinerlei künstlerische oder handwerkliche Fähigkeiten, hat es jemals einen Grennach-Mann gegeben, das etwas Bedeutendes geschaffen hätte?«, lauteten die gängigen Meinungen. Irgendwann hatte der Kleine jedenfalls die Nase voll und scharte eine Gruppe von jüngeren Grennach-Männern um sich, denen diese Diskriminierung ebenso auf die Nerven ging. Unter seiner Anleitung – ich erinnerte mich nur zu gut an seine geschickten Finger – begannen sie sich die ihnen vorenthaltenen Fähigkeiten anzueignen. Einige ältere Grennach-Männer, die wohl schon lange insgeheim künstlerisch gearbeitet hatten, ohne dass sie jemals eine ihrer Arbeiten hätten öffentlich zeigen können, stießen nach und nach zu ihnen und brachten ihnen bei, was zum Handwerk gehörte. Und jetzt war die rebellische Gruppe mit ihren Arbeiten endlich an die Grennach-Öffentlichkeit getreten und hatte gleichzeitig mit ihren Fähigkeiten auch ihr neu erworbenes Selbstbewusstsein demonstriert.

Ida betrachtete den Schmuck in ihrer Hand mit neuem Respekt. »Das ist eine echte Revolution«, sagte sie leise. »Das Grennach-Volk wird sich dadurch verändern.«

Ich nickte nachdenklich. Ähnliches hatte Tallis geäußert. Verwundert hatte mich, dass sie dabei über ihr ganzes runzliges Gesicht gelacht hatte. Die Grennach überraschten mich immer noch: jedes Mal, wenn ich glaubte, sie endlich zu begreifen, handelten sie auf mir völlig unverständliche Weise und auf jeden Fall ganz anders, als ich es erwartet hätte. Statt Empörung und Angst vor dem Verlust einer bislang unangefochtenen Stellung schienen die Frauen des kleinen Volkes die ganze Affäre als eine spannende Herausforderung zu empfinden.

Ich drückte meine Zig aus und drehte mir sofort die Nächste. »Wann erwartest du die anderen?«, fragte ich und achtete darauf, dieses Mal nicht zu husten.

Ida schlug das Schmuckstück ordentlich in das Tuch ein und legte es beiseite. »Ich denke, sie werden so nach und nach in den nächsten Tagen eintrudeln«, antwortete sie. »Ich bin nur gespannt, ob Simon es wirklich übers Herz bringt, sein Gasthaus für ein paar Tage zu schließen. Manchmal frage ich mich wirklich, ob er mit mir verheiratet ist oder mit seiner Küche.«

Ich kannte diese nicht ganz ernst gemeinte Klage. Wenn ich Simon in den letzten Jahren getroffen hatte, hatte er sich jedes Mal ähnlich bei mir beschwert: »Ich glaube, sie sieht unseren Hierarchen wesentlich öfter als mich. Bist du sicher, dass die beiden nichts miteinander haben?«

Wir saßen in friedvollem Plaudern und Schweigen beieinander, bis die letzten Sonnenstrahlen aus dem Garten verschwunden waren. Mit der Dämmerung stieg feuchte Kühle auf und machte mich frösteln. Ich drückte meine Zig aus und reckte mich stöhnend. Meine Glieder waren schwer und taub. »Ich glaube, ich gehe schon zu Bett. Ich bin doch

reichlich müde.«

Ida nickte und stand ebenfalls auf. Sie küsste mich auf die Wange und wünschte mir eine geruhssame Nacht.

Zwei Tage später, ich hatte gerade begonnen, mich in den ruhigen Rhythmus des Hauses einzuleben, schollen laute, fröhliche Stimmen vom Hof herauf in mein Zimmer. Ich lehnte mich neugierig aus dem Fenster und sah zwei junge Frauen von ihren Pferden steigen. Die jüngere von beiden, eine durchtrainierte Rothaarige, die in dunkles, abgewetztes Reitleder gekleidet war, winkte mir zu.

»Tante Eddy«, rief sie erfreut. »Du bist auch schon da!« Die andere, eine ruhige, rundliche Frau mit dem dreifarbigem Haar einer Hexe, sah ebenfalls auf und lächelte. Ich winkte beiden zu und sprang die Treppe hinunter.

Ida war mir zuvorgekommen. Als ich durch die Hoftür trat, umarmte sie gerade ihre jüngere Tochter. Ich drückte die schmale Hand der Älteren und fragte sie nach ihrem Säugling. Sie lächelte und breitete die Hände aus. »Ihr Vater kümmert sich um sie. Ich wollte ihr noch keine so lange Reise zumuten. Mutter ist zwar traurig darüber, aber sie wird ihre Enkelin schon noch früh genug zu sehen bekommen.«

Ich wandte mich zu Dorkas, der Jüngerem, um. Sie drehte mir ihre Wange zu, und ich dachte einen verblüfften Moment lang, sie wolle einen Kuss von mir, was der Kleinen gar nicht ähnlich sah. Aber dann fiel mein Blick auf das, was sie mir hatte zeigen wollen. An ihrem Ohrläppchen baumelte ein grüner Stein an dem vertrauten Silberreif.

»Dorkas! Du hast deinen Schwur abgelegt!«

Sie nickte und strahlte. Ihre dunkelblauen Augen funkelten mit dem Stein um die Wette. »Und meine Namensmutter war meine Eidschwester«, brüstete sie sich. »Das war das erste Mal seit langem, dass eine Gildenmeisterin sich dazu hergegeben hat!«

Ida hatte Tränen in den Augen stehen. »Ich wollte immer, dass Dorkas meine Eidschwester wird. Sie und Mellis«, murmelte sie und wischte sich die Augen. »Und jetzt hat sie es für meine Tochter getan.«

Elaina, die Ältere, legte ihr den Arm um die Schulter. »Wir haben dir auch noch eine Überraschung mitgebracht«, sagte sie ablenkend. »Allerdings haben wir sie unterwegs irgendwie verloren. Aber keine Sorge, sie wird sicher noch rechtzeitig hier eintreffen.«

Ida lachte und hakte ihre Töchter unter. »Kommt, ihr seid sicher hungrig. Merle hat bestimmt etwas Besonderes für euch auf dem Herd. Sie vermisst euch beide immer fast genauso wie ich.«

Nach dem Essen entführte ich Elaina zu einem kleinen Spaziergang. Ich hatte sie nicht mehr zu Gesicht bekommen, seit sie sich vor einigen Wochen zur Geburt ihres ersten Kindes auf den Hof ihres Mannes begeben hatte. Ich fragte sie, wann sie zum Orden zurückzukehren gedachte.

Sie schwieg lange und warf mir dann einen reservierten Blick zu. »Fragst du mich das als Oberste meines Ordens oder als meine Tante?«

Ich hob die Brauen und dachte nach. Gedankenlos fingerten meine Hände den kleinen Tabakbeutel heraus und drehten mir eine Zig. Erst, als sie unangezündet zwischen meinen Lippen steckte, bemerkte ich den professionell bekümmerten Blick meiner Nichte. Ich grinste ein wenig verlegen und steckte die Zig eilig in meine Tasche. Chloe fiepte

protestierend. »Ihr Heilerinnen!«, murmelte ich.

Elaina lachte und hakte sich bei mir ein. »Du weißt, dass es dir schadet«, sagte sie vernünftig. »Wirklich, Tante, du solltest es bleiben lassen. Es gibt den jungen Schwestern ein schlechtes Beispiel.«

»Lenk nicht ab, Kleines. Also, was hindert dich daran, ins Ordenshaus zurückzukommen?« Meine Stimme klang schroffer, als ich beabsichtigt hatte.

Elaina ließ meinen Arm los und rückte ein wenig ab. »Entschuldigt, Älteste«, sagte sie förmlich. »Ich möchte Euch um Urlaub bitten, bis Anna drei ist.«

Ich blieb stehen und starrte sie verblüfft an. Ihre Miene war verschlossen. In solchen Momenten sah sie ihrem Vater erschreckend ähnlich. »Warum nicht gleich, bis Anna erwachsen ist?«, spottete ich. »Heiliger Kometenschweif, Elli, bring das Kind doch mit! Wir haben genügend Schwestern im Haus, die sich mit Wonne um einen Säugling kümmern würden.«

Elaina wandte mir ihr rundes, starrsinniges Gesicht zu. »Nein, Tante Eddy«, sagte sie mild, aber unbeirrt. »Ich beobachte das doch bei Mutter und Vater. Sie sehen sich, wenn es hochkommt, vier- oder fünfmal im Jahr, weil beide viel zu beschäftigt sind, sich um einander oder um ihre Familie zu kümmern. Das ist nicht das, was Stefan und ich wollen. Wir haben uns vorgenommen, mehr Zeit füreinander zu haben. Und für Anna ist es so auch besser. Wir haben unsere Eltern doch kaum zu Gesicht bekommen, als wir klein waren. Dorkas hat lange Zeit sogar geglaubt, die alte Merle wäre ihre Mutter!«

Ich schnaubte und zog die leicht zerdrückte Zig aus der Tasche. Der erste Zug brachte mich wie immer zum Husten. Ich ignorierte Elainas tadelnden Blick und sog wütend an dem Glimmstengel.

»Sei nicht böse«, bat Elaina leise und legte ihre weiche Hand auf meinen Arm. »Ich komme ja wieder zum Orden zurück, Tante. Aber nicht sofort. Versteh mich doch, Anadia ist mein erstes Kind, und ich möchte mich um sie kümmern.«

Ich warf den Zigstummel auf den Boden und stampfte ihn mit dem Absatz in die weiche Erde. »Und wenn inzwischen ein zweites Kind kommt? Wie lange wirst du dann brauchen?«

Sie blickte zu Boden. »Mach es mir doch nicht so schwer. Ich gehöre mit Leib und Seele dem Orden an, und ich liebe meine Arbeit, das weißt du. Ich möchte nur nicht mein ganzes Leben meiner Aufgabe unterordnen, so wie du und Mutter das getan habt.«

Ihre flehende Miene brachte meinen Zorn zum Verlöschen. Ich nahm sie in den Arm und hielt sie einen Moment lang fest. »Es ist in Ordnung, Kind. Aber du versprichst mir, zu uns zurückzukommen, tust du das?«

Sie nickte erleichtert. »Jemand muss ja aufpassen, dass du nicht zu viel rauchst«, zog sie mich auf. »Und regelmäßig isst und nicht zu viel ...« Sie unterbrach sich und wurde rot. »Mutter sieht blendend aus, findest du nicht auch?«, wechselte sie hastig das Thema. Ich unterdrückte ein Lachen und stimmte ihr sehr ernsthaft zu.

Wir kehrten zum Haus zurück und gesellten uns zu Ida, die gerade gebannt und mit geröteten Wangen ihrer jüngsten Tochter bei der Schilderung ihrer Dienstzeit im Gildenhaus von Nortenne lauschte.

Am nächsten und übernächsten Tag summite das Haus vor geschäftiger Arbeit. Alle Hände

waren eifrig damit beschäftigt, aufs Prachtvollste das diesjährige Erntefest vorzubereiten.

Ich hielt es nicht mehr gut unter einem Dach und zwischen Mauern aus und suchte, wo es ging, den freien Himmel über mir. Ein wenig verloren wanderte ich in Hof und Garten umher und kam mir überflüssig vor. Ida, die es bemerkte, setzte sich mittags mit einem liebevoll gedeckten Essenstablett zu mir in den Garten. »Hier, Eddy, iss etwas. Du bist mager wie ein Zaunpfahl«, mahnte sie lächelnd und schob mir das Tablett hin. Ich nahm mehr aus Höflichkeit als mit Appetit einen mürben Apfel und biss hinein. Ida betrachtete mich mit milder Sorge in den Augen. »Was bedrückt dich eigentlich?«, fragte sie unvermittelt.

Ich kaute verbissen auf dem Apfel herum. Schwere Schritte, die über den Weg auf uns zuknirschten, enthoben mich zu meiner unendlichen Erleichterung der Notwendigkeit einer plausiblen Erklärung.

»Störe ich?«, fragte ein heiserer Bass. Ida schrie erfreut auf und fuhr herum. Mein Schwager, dessen weißes Haar in der Sonne glänzte, und meine Schwester hielten sich lange umschlungen. Endlich löste sich Ida mit gerötetem Gesicht aus Simons Armen und richtete verlegen ihren halb aufgelösten Zopf. Simon strahlte mich an und zog mich ebenfalls in eine bärenhafte Umarmung. Er küsste mich herzlich auf beide Wangen und entschuldigte sich dann, dass er mich beim Essen gestört habe.

Ida ließ sich auf die Bank fallen und zog ihn mit sich. »Also du bist die Überraschung, die die Mädchen mir angekündigt hatten! Ich glaubte fest, du würdest es dieses Jahr nicht schaffen, beim Erntefest dabei zu sein. Wer kümmert sich um das ›Herz‹?«

Simons zerfurchtes Gesicht zersprang in tausend Lachfältchen. »Ich dachte, du würdest dich freuen«, erwiderte er. »Aber ich kann ja wieder abreisen, wenn ich hier nicht willkommen ...«

»Untersteh' dich«, fuhr ihm Ida lachend in die Parade und umarmte ihn stürmisch. »Ich freue mich doch, natürlich freue ich mich. Sehr sogar. Wie lange kannst du bleiben?«

Simon wurde ernst. »Ich wollte dieses Mal etwas länger bleiben«, sagte er zögernd. »Wenn es dir nichts ausmacht, Ida.«

Meine Schwester strahlte vor Freude. »Das ist eine schöne Nachricht«, sagte sie warm. »Wir haben so wenig Zeit füreinander, und wenn das Haus voller Gäste ist, können wir uns kaum umeinander kümmern. Bleibst du bis zum Winter?«

Simon senkte scheinbar bekümmert den Kopf, aber in seinen hellen Augen blinzelten Lachteufelchen. »Ich dachte, ich könnte hier einziehen«, sagte er. »Wenn du ein Plätzchen für mich hättest.«

Ida schrie auf. »Soll das heißen, du bleibst?«, fragte sie ungläubig nach.

Simon nickte und begann, über das ganze Gesicht zu lachen. »Marten hat sich im letzten Jahr wacker geschlagen. Ich habe ihm angeboten, mich zur Ruhe zu setzen und ihn das ›Herz‹ alleine weiterführen zu lassen. Der Junge ist ein großartiger Koch, Ida. Amos wäre stolz auf ihn.«

Ida liefen die hellen Tränen über die Wangen. Sie wischte sie ungeduldig mit dem Ärmel fort und fiel Simon um Worte verlegen wieder um den Hals.

Ich stand leise auf und ging tiefer in den stillen alten Obstgarten hinein. Es war immer noch nachsommerlich warm. Ich bettete mich auf das sonnenwarme Gras und schloss die

Augen. Insekten summten und eine leise Brise fächelte mein Gesicht. Das allgegenwärtige taube Gefühl in meinen Gliedern wich einer schweren, warmen Mattigkeit. Silbriger Dunst stieg von den Büschen auf und hüllte die knorrigen Silhouetten der alten Obstbäume in einen zauberischen Glanz. Das leise, lockend süße Singen in meinem Kopf wurde stärker und begann, mich sanft hinüberzuziehen.

»Eddy«, sagte eine feine Stimme dicht neben meinem Ohr und riss mich zurück. Die Stimmen in meinem Kopf verstummten. Ich blinzelte und drehte den Kopf. Eine kleine Feuerelfe hockte mit angezogenen Knien neben mir im hohen Gras und sah mich mit schief geneigtem Kopf an.

»Fiamma«, murmelte ich mit trockenem Mund. Meine Hände prickelten schmerzhaft, und ich spürte die Last des Lebens in meine spröde gewordenen Knochen zurückkehren. Stöhnend setzte ich mich auf und grub in meiner Tasche nach der Medizin, die mir geblieben war und die mir meine Existenz etwas erträglicher zu machen half.

Die Feuerelfe sah mich mit einem sehr ernsthaften Ausdruck in ihrem alterslosen kleinen Gesicht an. »Du gehst fort«, sagte sie. Es war keine Frage.

Das Elixier rann warm und besänftigend durch meine Glieder. Ich ließ mich wieder ins Gras sinken. Der Himmel über mir war sehr weit und von einer azurnen Klarheit, die mich melancholisch stimmte. »Ich gehe fort«, stimmte ich Fiamma zu. Es raschelte leise, als sie sich anders hinsetzte.

»Ist es das, was ihr Großen ›sterben‹ nennt?«, fragte sie neugierig. Ich lachte. Die leise Benommenheit, die mich erfüllte, machte mich gesprächiger.

»Sterbt ihr denn nicht, Fiamma?«, fragte ich scherzend. Auf diese Frage hatte ich weder von den Elfen noch von den Grennach jemals eine ernsthafte Antwort erhalten, und ich erwartete sie auch jetzt nicht. Doch Fiamma überraschte mich. Sie überlegte eine Weile und erwiderte dann: »Es ist anders als bei euch, glaube ich. Wir gehen nicht ganz so weit fort.«

Ich nickte verblüfft und erheitert. »Ja, das glaube ich«, sagte ich versunken. Ihre Antwort erschien mir von blendender Logik. Ich griff wieder nach meiner lindernden Labsal.

Fiamma kicherte leise und setzte spielerisch ein paar trockene Grashalme in Brand. »Aber du gehst weit fort, nicht wahr?«, sagte sie. »Ida wird traurig sein.«

»Ach, sie wird es verschmerzen.« Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren. Ich schloss die Augen und dämmerte ein wenig ein. Neben mir erklang das leise, melodische Summen der Feuerelfe, das mich immer ein wenig an das Lied einer Zikade erinnerte.

»Da seid ihr ja«, rief eine fröhliche Frauenstimme, die ich nicht gleich erkannte. »Fiamma, meine Süße, leistest du Eddy ein wenig Gesellschaft? Das ist lieb von dir.«

Ich öffnete träge die Augen. Die sanfte Fülle meiner Schwester warf ihren weich gerundeten Schatten über mich. »Ida, mein Herz«, murmelte ich träge. Meine Zunge wollte mir nicht recht gehorchen.

Ida kniete sich neben mich und blickte mich stirnrunzelnd an. »Was ist los mit dir?«, fragte sie besorgt. Ich wedelte unwillig mit der Hand und schloss ermattet wieder die Augen. Die Stimmen sangen so schön, ich wollte ihnen ungestört lauschen.

Ida atmete scharf ein und stieß ein belustigt-empörtes Schnauben aus. »Bei den

Schöpfern, Eddy, du bist doch nicht etwa betrunken?« Ich öffnete meine Augen und sah sie verwundert an.

Sie reichte mir ihre Hand und zog mich in den Sitz. »Eddy, ich kann es nicht glauben«, lachte sie hilflos und missbilligend. »Wo hast du das Zeug herbekommen, verrate es mir bitte. Hast du es mitgebracht?«

Ich blinzelte schwerfällig. »Jinx«, sagte ich schleppend, während Ida mir auf die Beine half.

Sie sah mich erstaunt an. »Was meinst du?«, fragte sie und zog meinen Arm um ihre Schultern. Sie fasste mich mit geübtem Griff unter und geleitete mich langsam zum Haus. Meine Beine kribbelten und waren schwer und taub. Ich stolperte neben ihr her und hatte Mühe, mein Gleichgewicht zu bewahren.

»Jinx«, wiederholte ich ungeduldig und müde. Es bereitete mir unendliche Mühen, meine Gedanken wieder in die kalte Gegenwart zurückzuholen. Warum verstand Ida mich nicht? Es war Jinx, die mir ihre kostbare Flasche gegeben hatte. Eines Morgens, nachdem die ewige Qual mich eine ungezählte Reihe von Nächten nicht zur Ruhe kommen lassen, hatte sie blinkend und mit Nektar gefüllt neben meinem Bett gelegen, und ich hatte sie dankbar angenommen. Jinx hatte es damals gesagt, und ich empfand es jetzt am eigenen Leib: Die Linderung, die ihre Medizin mir brachte, war unschätzbar, unendlich kostbar, denn sie half mir, die endlosen Tage und Nächte zu überstehen.

Ida fragte nicht weiter. Ihre Miene war umwölkt, während sie mich auf mein Zimmer brachte und mir half, mich auf mein Bett zu legen. Sie deckte mich zu und setzte sich dann zu mir. Ihre weiche Hand ruhte auf meiner Brust. »Ist es das, was Elaina meinte, als sie sagte, ich solle auf dich achten? Was treibt dich um, Eddy? Was quält dich nur so?«

Ich knurrte und drehte mich von ihr fort. Sie verstand nicht, aber wie konnte sie das auch? Sie seufzte und beugte sich über mich, um mich zu küssen. »Schlaf«, sagte sie sanft. »Schlaf jetzt, Eddy. Wir reden morgen über alles.«

Der Morgen des Erntefestes dämmerte hell und klar herauf. Die Schöpfer schienen uns mit einem weiteren warmen und sonnigen Tag beschenken zu wollen. Ich hatte kaum geschlafen in der Nacht, war nur in den Morgenstunden etwas eingedämmert und hatte dann nach dem ersten Krähen der Hähne lange wach gelegen, geraucht und gegen die Decke gestarrt, während Chloe auf meinem Bauch zusammengerollt ein frühes Sonnenbad nahm. Ich streichelte geistesabwesend über ihren schmalen Kopf und erinnerte sie überflüssigerweise daran, dass wir bald, sehr bald würden aufbrechen müssen. Sie fiepte nur leise und ein wenig ungeduldig und ringelte ihren Schwanz um mein Handgelenk.

Das Bedürfnis nach frischer Luft und freiem Himmel über mir trieb mich endlich aus dem Bett und aus meinem Zimmer. In der heißen, lärmgefüllten Küche bahnte ich mir einen Weg durch all die Geschäftigkeit und ergatterte einen Becher extra starken Tees. Die alte Merle, die mit aufgelösten Haarsträhnen um das hochrote Gesicht in einem riesigen Kessel herumrührte, aus dem es betäubend nach reifen Früchten roch, bot an, mir ein kleines Frühstück herzurichten, vernahm aber mit sichtlicher Erleichterung meine Ablehnung. Den überschwappenden Becher in der Hand floh ich aus dem Inferno in den friedlichen, stillen Garten.

Die Erde schwankte unter meinen Füßen und schien mich mit jedem meiner Schritte von ihrem Rücken katapultieren zu wollen. Es summt unangenehm in meinen Ohren, und meine Hände und Arme kribbelten, als liefen Tausende von Ameisen unter meiner Haut herum. Ich lehnte mich mit zitternden Beinen an die rissige Borke eines Baumes und nippte an dem starken Tee, der mir half, zumindest einen Teil des emporwallenden Nebels aus meinem Geist zu vertreiben. Langsam ließ ich mich in die Hocke sinken, meinen Rücken an den Baumstamm gelehnt, und schloss die Augen. In dem Laub, das in dieser Nacht gefallen war, raschelten kleine Tierfüße umher, und über mir in den Zweigen sang eine Amsel. Ich atmete die rauchig nach Herbst schmeckende Luft ein und streckte mit einem Seufzer die Beine von mir.

Es wurde Zeit. Die Fäden, die mich noch mit dieser Existenz verbanden, wurden immer dünner und begannen zu reißen. Es war leichter, jetzt loszulassen, als mich mit Gewalt hier festzuklammern, nur weil ich mir vorgenommen hatte, dieses Erntefest noch mitzufeiern. Ich lockerte meinen Griff, und der weiche Nebel, den ich so mühsam von mir fortgehalten hatte, wallte dichter heran. Der süße Gesang der Amsel bekam ein vielstimmiges, lockendes Echo. Warum sollte ich nicht einfach gehen, jetzt, wo es mir leicht fiel? Meine Finger erschlafften, und der halb geleerte Becher fiel zu Boden. Der sanfte Ruf wurde lauter, fordernder.

Ich komme, sagte ich lautlos.

Ein plötzlicher, scharfer Schmerz holte mich jäh in die Wirklichkeit zurück. Ich riss mit einem Fluch meine Hand an den Mund und saugte an dem tiefen, blutenden Biss. Chloe saß aufgereckt auf meinem Knie und sah mich aus ihren schwarzen, glänzenden Knopfaugen starr an.

»Es ist noch nicht der richtige Zeitpunkt, kleine Freundin, ich weiß.« Ich streichelte schuldbewusst über ihre weiche Nase. Sie schniefte besänftigt und verschwand erneut unter meinen Kleidern. Sie brauchte viel Schlaf in der letzten Zeit, meine getreue Vertraute. Auch für sie würde es eine Erlösung bedeuten, wenn wir endlich gingen. Aber sie hatte Recht: Nicht jetzt. Nicht heute. Zuerst musste ich noch meine Angelegenheiten ordnen.

Ein Schatten fiel über mich, und ich schrak auf. Simon stand vor mir und lächelte auf mich herab. »Schön ist es hier«, sagte er und ließ sich mit einem zufriedenen Schnaufen schwerfällig neben mir nieder. »So ruhig und so angenehm kühl. Ich brauchte dringend eine Atempause.« Er legte ganz selbstverständlich seinen Arm um meine Schultern. Ich nickte nur zur Antwort und lehnte mich an seinen schweren Körper.

»Wie geht es dir heute?«, fragte er nach einer langen, friedlichen Pause.

»Gut, danke«, antwortete ich verwundert. »Und dir?«

Er lachte sein tiefes, ein wenig heiseres Lachen. »Ich werde alt«, sagte er mit milder Ironie. »Ein wenig Arbeit in der Küche, und ich fühle mich wie nach einem dreitägigen Ritt: reif für ein heißes Bad und ein schönes weiches Bett. Deshalb habe ich mich einfach davongestohlen und überlasse das Feld für ein paar Minuten den Jüngeren.«

Er lachte wieder und drückte mich an sich. Ich sah ihn nicht an, aber ich spürte, wie seine grünlichen Augen mich forschend musterten. »Ida macht sich Sorgen«, rückte er endlich unverblümt mit der Sprache heraus.

»Und deshalb schickt sie dich vor?« Meine Stimme klang schärfer, als ich es beabsichtigt hatte. Simons riesige Pranke legte sich beruhigend auf meine Hand und drückte sie fest.

»Natürlich nicht, du kennst deine Schwester doch. Das würde sie nicht tun. Nein, Kleine, ich wollte einfach nur mal mit dir reden.« Er blinzelte ein wenig verlegen. »Ich dachte, weil ich doch ähnliche Probleme wie du hatte.« Er verstummte und spitzte unbehaglich die Lippen.

»Habe ich dir eigentlich jemals erzählt, wie Ida mich damals nach eurer überstürzten Abreise in Nortenne aufgesucht hat?«, fragte er. Ich verkniff mir ein Lächeln. Ich kannte Idas Version der Geschichte und hatte mich damals lange gefragt, wie sich das Ganze wohl aus Simons Sicht ausnehmen mochte.

»Sie tauchte früh am Morgen auf«, erzählte Simon. Sein rundes, müdes Gesicht leuchtete auf, als er tiefer in seine Erinnerungen versank. »Ich hatte das ›Herz‹ noch nicht geöffnet – um ehrlich zu sein, bin ich nicht sicher, ob ich das an diesem Tag überhaupt geschafft hätte. Sie ist sozusagen eingebrochen.«

Ich erinnerte mich sehr gut an Idas Schilderung: »Ich habe an allen Türen gerüttelt, und dann hinten am Gebäude ein Fenster gefunden, dessen Läden nicht völlig geschlossen waren. Ich habe den Riegel mit meinem Messer hochgehebelte und bin einfach eingestiegen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie es da drinnen aussah! Ein Schweinestall, Eddy! Nein, das täte den Schweinen bitter Unrecht. Es war schlimmer! Und mittendrin mein dicker Ritter: voll wie ein Kugelfisch. Ich habe eimerweise kaltes Wasser und Kannen von Tee gebraucht, bis er so weit klar war, dass er mich überhaupt erkannte.«

Simons Stimme holte mich aus der Erinnerung. »Sie hat mich erst mal beschimpft und mit einigen Eimern Wasser begossen. Und als das nichts nützte, hat sie sich eine Kanne Wein geschnappt und zugesehen, dass sie genauso betrunken wurde wie ich. Wir haben beide hinterher einen ganzen Tag gebraucht, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Es war großartig, Eddy. Die Prinzessin ist die einzige Frau, die mich jemals unter den Tisch getrunken hat.«

Ich legte den Kopf zurück und lachte. Meine korrekte Schwester Ida, die sich mit ihrem Zukünftigen ein Wett-Trinken lieferte – die Geschichte war zu schön, um sie sich nicht genüsslich auf der Zunge zergehen zu lassen.

Simon grinste, erfreut über den Erfolg seiner Erzählung. Ich sah ihn an. Es stimmte, er war alt geworden.

»Simon«, rief Idas Stimme von ferne. Der riesige Mann stöhnte leise und blinzelte mir zu. Schritte näherten sich, und meine Schwester tauchte zwischen den Büschen auf. »Da seid ihr«, sagte sie schwer atmend. »Simon, in der Küche geht alles drunter und drüber. Ich setze mich mal für einen Moment zu euch, bis Merle und unsere Töchter sich wieder einigermaßen beruhigt haben.« Sie ließ sich an Simons anderer Seite nieder und lehnte sich mit geschlossenen Augen an ihn. »Ah, das tut gut«, stöhnte sie.

Er legte seinen Arm um sie und sah sehr zufrieden aus. »Ich sollte wohl besser mal nach dem Rechten sehen«, sagte er nach einer Weile.

Ida nickte mit geschlossenen Augen. Er machte Anstalten, sich zu erheben, da griff Ida

nach seinem Arm und umklammerte ihn mit eisenhartem Griff. Sie öffnete die Augen, und ich sah sekundenlang den vertrauten metallischen Glanz in ihnen. »Nein, bleib, mein Herz«, sagte sie heiser. »Die Kinder müssen auch mal alleine zurechtkommen. Merle hat schon alles im Griff.«

Simon sah sie erstaunt an und löste sanft ihren klammernden Griff um seinen Arm. »Es wäre aber besser, wenn ich mich darum kümmere«, sagte er ein wenig vorwurfsvoll. »Merle in allen Ehren, aber sie kocht zum Erbarmen schlecht.«

Ida schüttelte den Kopf. Um ihren Mund stand ein verbissener Zug. Ich erkannte, dass sie Angst hatte. »Nein, bleib«, sagte sie schroff. »Simon, Merle kocht seit Jahren für uns, und wir sind alle sehr zufrieden damit. Sie hat nicht dein Talent, aber für jetzt reicht es wahrhaftig. Ich habe so wenig von dir, mein Liebster. Bleib noch ein wenig mit mir hier sitzen und genieße den schönen Sonnenschein.«

Simon nickte verwundert und ließ sich wieder zurücksinken. Aus Idas Gesicht wich nach und nach die Anspannung. Wir schwiegen und hingen unseren Gedanken nach. Endlich seufzte Simon und murmelte: »Ich bin entsetzlich müde, mein liebes Herz. Ich werde mich ein wenig hinlegen, damit ich heute Abend munter bin.«

Ida sah ihn voller Sorge an. »Tu das, mein Ritter«, sagte sie liebevoll. »Schlaf ein wenig. Wir werden schon mit allem fertig.« Er beugte sich vor, um sie zu küssen, und stand auf. Wir sahen ihm nach, wie er langsam und bedächtig zum Haus ging.

Ida atmete tief aus und lockerte ihre verkrampften Hände. Ich sah sie scharf an. »Das war das dritte Mal, oder?«, fragte ich.

»Diesmal hatte ich große Angst um ihn«, gab sie zu. »Das Bild war zu deutlich. Die Hitze in der Küche und die Hektik dort – er hat sich nach einem heruntergefallenen Löffel gebückt und ist einfach umgefallen.« Sie schauderte.

Ich nahm ihre Hand und streichelte sie besänftigend. »Es ist jetzt gut, nicht wahr?«

»Bis zum nächsten Mal«, erwiderte sie. »Ich habe solche Angst, dass ich es dann nicht verhindern kann, Eddy. Und manchmal frage ich mich ...« Sie schwieg. »Ich frage mich, ob ich das Recht dazu habe«, setzte sie flüsternd hinzu. »Aber ich will ihn nicht verlieren, jetzt noch nicht. Es wird irgendwann unvermeidlich sein, aber doch nicht jetzt, wo er endlich einmal zur Ruhe kommt ...« Sie seufzte wieder.

»Siehst du meinen ... kannst du mich auch sehen?«, fragte ich beklommen. Ich hatte ihr noch niemals diese Frage gestellt, es war immer wie ein unausgesprochenes Abkommen zwischen uns gewesen. Ida sah mich erstaunt an.

»Nein«, sagte sie schließlich schroff. »Nein, Eddy. Ich kann dich noch weniger sehen als mich selbst. Du bist wie eine blinde Stelle für mich.« Sie schwieg ein wenig verstimmt, und ich atmete erleichtert aus.

»Bereust du, dass du dein Leben lang allein geblieben bist?«, fragte sie unvermutet. Ich dachte darüber nach.

»Nein, ich denke nicht«, antwortete ich schließlich zögernd. »Es hätte nicht funktioniert. Wenn Jinqx damals geblieben wäre, hätte ich vielleicht anders darüber gedacht, aber so ...«

Es war nicht gelogen, aber auch nicht die ganze Wahrheit. Die konnte ich ihr nicht sagen, ohne ihr weh zu tun, und das wollte ich nicht.

»Elaina hat mir etwas anvertraut, das mich sehr erschreckt hat«, sagte Ida, ohne mich anzusehen. »Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, deshalb sei ihr bitte nicht gram. Ich habe sie ziemlich unter Druck gesetzt.« Ich sah sie wachsam an, denn ich ahnte, was jetzt kam.

»Sie sagt, es gibt Gerüchte im Orden. Gerüchte, dass du als Älteste abgelöst werden sollst, weil du ... weil du ...« Sie stockte und fuhr dann mit kühler Distanz fort: »Weil du dich nicht mehr um die Geschäfte des Ordens kümmerst und weil du zu viel trinkst.« Sie presste die Lippen zusammen und wich meinem Blick aus.

Ich lächelte. Es war klar, aus welcher Ecke dieses Gerücht stammte. Die intrigante kleine Selina machte sich Hoffnungen auf eine Ernennung zur Obersten des Ordens. Sie würde enttäuscht werden, aber das konnte sie noch nicht ahnen.

»Es ist nicht ganz so, wie Elaina sagt«, erwiderte ich mit gelindem Spott. »Es stimmt, ich habe mein Amt aufgegeben und meine Nachfolgerin ernannt. Aber das war ganz und gar meine freie Entscheidung. Ich bin von niemandem dazu gedrängt worden. Mein Rücktritt ist allerdings noch nicht offiziell bekannt gegeben worden. Das soll erst nach dem Erntefest geschehen.«

Ida starrte mich fassungslos an. »Aber warum? Du könntest das Amt doch noch lange innehaben. Du hast niemanden, für den du sorgen musst, der Orden war immer deine Heimat ...« Sie schüttelte beinahe ärgerlich den Kopf. »Versteh mich nicht falsch, Liebes. Du bist hier immer willkommen, das weißt du. Ich würde mich freuen, dich um mich zu haben. Aber ich weiß doch, dass du deine Aufgabe geliebt hast. Warum willst du sie jetzt einer Jüngerin übertragen?«

»Es ist an der Zeit«, erwiderte ich knapp. »Ich bin müde, Ida. Ich kann dem Orden nicht mehr so dienen, wie er es verdient.«

Meine Schwester senkte ihren Kopf. »Es ist deine Entscheidung«, sagte sie leise. »Ich will dir keinen Vortrag halten. Aber ich denke, dass du einen Fehler machst. Du wirst dir schrecklich überflüssig vorkommen.«

Ich lachte auf. Sie sah mich erschreckt an. »Mach dir keine Sorgen, Schwesterherz«, sagte ich unbekümmert. »Ich habe gut darüber nachgedacht. Aber jetzt komm, lass uns den Tag genießen. Es ist Erntefest, Ida, der schönste Tag im Jahr. Wir werden uns morgen oder übermorgen noch einmal in Ruhe über alles unterhalten.«

Sie schluckte die Ausflucht widerstandslos. »Ja, gut«, sagte sie erleichtert. »Wenn alle wieder fort sind, werden wir Zeit füreinander haben. Ich bin froh, dass es dir besser geht, Eddy.«

Ich nickte nur und sah ihr nach, wie sie den Weg zum Haus hinunterging. Sie hatte immer noch den energischen Gang, den sie als junge Frau gehabt hatte. Auch ich hatte mich einmal so bewegt, aber das schien Jahrhunderte her zu sein. Jetzt war da nur noch die unendliche Mattigkeit in all meinen Gliedern, die mir jede Bewegung erschwerte. »Nicht mehr lange«, flüsterte ich dem Wind und den Stimmen in meinem Kopf zu. »Nicht mehr lange, dann komme ich. Ich bin so müde, Jinqx. So entsetzlich müde.«

Bis zum Beginn des Festes saß ich im Garten und döste. In der Ferne konnte ich den fröhlichen Lärm vernehmen, der auf die letzten Vorbereitungen und die ersten eintreffenden Gäste hindeutete.

Endlich raffte ich mich aus meiner Benommenheit auf und ging zum Haus. Ida begrüßte gerade unsere soeben eingetroffene Schwester Amali, die mit dem größten Teil ihrer Kinder und Enkel den Eingangsflur bevölkerte. Eiliko, ihr ruhiger Mann, stand ein wenig unbeachtet an der Haustür und betrachtete freundlich wie immer das turbulente Gewühl, das seine Sippschaft veranstaltete. Ich ging zu ihm hin und begrüßte ihn. Sein schmales Gesicht leuchtete auf, und er zog mich gleich wieder in den Hof, um mir sein neues Pferdegespann zu zeigen.

Das Fest nahm seinen altvertrauten Lauf. Ich war überrascht, dass ich in der Lage war, es so unbeschwert zu genießen. Die Küche unter der gestrengen Leitung von Simon und Merle hatte sich selbst übertroffen, die langen Tische bogen sich förmlich unter der Last der aufgefahrenen Leckerbissen. Simon sah mich etwas unschlüssig davorstehen und ließ es sich nicht nehmen, mir einen Teller mit den schönsten Sachen zusammenzustellen. Erstaunlicherweise entwickelte ich zum ersten Mal seit langer Zeit genügend Appetit, um mich nicht angewidert abzuwenden, sondern sogar den einen oder anderen Happen mit einigem Genuss zu probieren. Ich spürte die besorgten Blicke von Ida und Elaina, aber als sie mich essend und plaudernd sahen, legte sich ihre Sorge und machte der fröhlichen Stimmung Platz, die dem Erntefest angemessen war.

Die Nacht lockte mich schließlich wieder hinaus. Die Luft war erstaunlich mild, beinahe ebenso sommerlich wie die letzten Tage sich gezeigt hatten. Glühwürmchen sprenkelten die Dunkelheit und schienen die unzähligen Sterne des klaren Nachthimmels widerzuspiegeln. Überall im Garten hörte ich Gelächter und das leise Gespräch derjenigen, die genau wie ich der stickigen Luft des Hauses entflohen waren.

Ich zog mich in den stilleren Teil des alten Gartens zurück und legte mich dort auf das kühle Gras. Die Stille tat mir wohl. Ich zog Jinx' letztes Geschenk an mich aus der Tasche und zog den Stöpsel heraus. Es duftete wie die Essenz aus tausend reichen Ernten, und sommerliche Wärme zog mit den ersten Schlucken durch meine Glieder. Das kostbare Getränk erschien mir wie ein Abgesang auf alle schönen Sommer, die ich erlebt hatte und die nun unwiderruflich dahin waren. Ich blickte hinunter auf den bestirnten Himmel, und das Gewicht der Welt lastete auf meinem Rücken, während wir aneinander geschmiedet durch das Weltall rollten. Ich grub meine tauben Finger in das kühle Erdreich und schloss die Augen.

Stimmen schreckten mich nach einer langen Weile der Stille aus meinem Dahindämmern. Ida lachte, und der tiefe Bass ihres Mannes bildete den Hintergrund dazu. Ich hörte, wie die beiden miteinander turtelten, als seien sie Frischverliebte. Die betäubende Mattigkeit, die mich erfüllte, machte es mir unmöglich, mich ihnen bemerkbar zu machen. Ich war nicht in der Lage, auch nur ein Glied zu bewegen.

Ida war es, die mich entdeckte. Sie gab einen erschreckten kleinen Laut von sich und rief: »Simon, schau, hier liegt jemand.«

Schritte näherten sich. Ich spürte, wie ein Mensch dicht neben mir niederkniete. »Eddy«, sagte Simon sanft. Eine Hand strich über meine Schulter.

»Was ist mit ihr?«, fragte Ida. In ihrer Stimme lag eine Ahnung von Zorn. Simon antwortete ihr nicht, sondern schob seine Arme unter meine Schultern und Knie und hob mich auf. Ida trat näher, und ihr Fuß klirrte gegen Jinx' Flasche. »Ach!«, rief sie

enttäuscht aus. »Simon, sieh dir das an. Es ist doch zum ...« Ich sah schattenhaft, wie sie ausholte und etwas im hohen Bogen fortwarf. Weit entfernt zersprang Glas an einem Baumstamm.

»Komm, Liebes, wir bringen sie ins Haus«, sagte Simon sanft. Seine Arme hielten mich fest und sicher. Mein sich immer wieder trübender Blick zeigte mir den nächtlichen Garten, durch den er mich trug. Idas leichtere Schritte raschelten hinter uns durch Laub und Gras.

Ich erwachte auf einer weichen Matratze liegend. Es war dunkel im Zimmer, nur ein matt leuchtender Glühstein sorgte für ein gedämpftes Licht. Ich bewegte meine Hände, die kaum noch zu mir zu gehören schienen, und suchte nach Jinx' Geschenk. Erst, als meine Finger den kühlen Hals der Flasche berührten, die neben dem Bett auf dem Boden stand, fiel mir ein, dass Ida sie wenige Stunden vorher zerstört hatte. Ich nahm ihr erneutes Erscheinen hin, wie ich es auch beim ersten Mal getan hatte, und zog mit den Zähnen den Korken aus der Flasche. Winterlich herber Duft streichelte meine Nase. Ich nahm einen langen Zug von der gleichzeitig glühenden und kalten Flüssigkeit. Es rann wie flüssiger Schnee durch meine Kehle und schmeckte nach Frost und eisiger Ewigkeit. Ich keuchte und trank einen zweiten Schluck.

Etwas schimmerte schwarz neben meinem Bett auf. Fließende Gewänder umhüllten eine düstere Gestalt, deren Gesicht unter einer weiten Kapuze verborgen schien. Ich erahnte dunkle Augen und einen strahlend schwarzen Stern zwischen dichten Brauen. Die Gestalt stand schweigend und reglos da und blickte auf mich.

Ich stellte die Flasche behutsam zurück auf den Boden und richtete mich auf. »Bist du gekommen, um mich zu holen?«, fragte ich voller Hoffnung. Die Gestalt schüttelte stumm den Kopf. Der düstere Stern glomm unheilvoll auf.

»Ich habe mich nach dir geseht«, fuhr ich entmutigt fort. »Meine Existenz ist sinnlos ohne dich, das weißt du. Warum kann ich nun nicht mit dir gehen?«

Wieder schüttelte die schwarze Frau den Kopf. Ich kann dich nicht mit mir nehmen, sagte sie lautlos. Du musst mich ganz alleine finden.

Ich sank in das Kissen zurück. Die Mattigkeit meiner Glieder drückte mich schwer auf meine weiche Unterlage. »Ich kann dich nicht vergessen. Ich kann nicht ohne dich weiterleben. Was soll ich tun?«

Folge mir, formten ihre Lippen. Sie begann zu verblassen.

»Warte«, rief ich verzweifelt. »Du hast meine Großmutter vernichtet. Wie kann ich wissen, dass mir nicht das Gleiche droht? Mein Leben ist durch dich zu einer endlosen Qual geworden, Ter'nyoss!«

Komm, flüsterte die Gestalt erbarmungslos. Ihre Umrisse verschmolzen mit dem Dunkel. Der finstere Stern blitzte noch einmal in tödlicher Schwärze auf, dann war die Erscheinung fort. Ich stieß einen enttäuschten Jammerlaut aus. Meine Hände suchten nach der tröstlichen Flasche. Es klirrte leise, als ich sie berührte, und im Zimmer seufzte jemand und bewegte sich raschelnd. Ich erstarrte.

»Eddy?«, murmelte die schlaftrunkene Stimme meiner Schwester. Ich regte mich nicht. Vielleicht schlief sie weiter, wenn ich mich ruhig verhielt. Holz knarrte und Stuhlbeine schabten über den Boden. Die alten Dielen ächzten leise, als Ida an mein Bett trat. Sie

beugte sich zu mir hinunter und deckte mich behutsam zu. Ihre weiche Hand strich sacht über meinen Kopf. Wieder knarrten die Dielen und eine Tür klappte. Ida war fort.

Die nächsten Stunden verbrachte ich in einem Zwischenreich zwischen Traum und Wachen. Immer wieder wurde ich wach genug, um die unerschöpfliche Flasche an meine Lippen zu führen. Der winterliche Trank linderte meine Pein und vergrößerte gleichzeitig meine Erschöpfung. Es war höchste Zeit, zu gehen. Ich konnte mich nicht länger in dieser Existenz behaupten. Ter'nyoss rief nach mir, und ihre Stimme war stark und lockend wie noch nie zuvor. Ihre dunkle Glut rann machtvoll durch meine Adern und pochte in meinen Schläfen.

Immer wieder registrierte ich wie im Traum, dass Menschen an meinem Bett standen. Ich vernahm ihre Stimmen, aber verzerrt und weit entfernt. Es schien mich nicht wirklich zu betreffen, auch wenn sie mit Stimmen voller Sorge und Liebe von mir sprachen. Eine Frau schien zu weinen, und eine andere tröstete sie. Da war ein Mann, der meine Hände streichelte und beruhigend zu den Frauen sprach.

»Aber wo ist sie nur hergekommen?«, hörte ich die ältere Frau verzweifelt fragen. »Ich habe sie zerschlagen, Simon, du warst doch dabei!« Der Mann brummte etwas, und ich hörte das tröstliche Klirren der Flasche. Ich gönnte es ihm. Das Labsal reichte für alle von uns, ich neidete es keinem.

»Seltsam«, sagte die tiefe Stimme. Ich drehte meinen weltenschweren Kopf, um den Grund für seine Verwunderung zu sehen. Der weißhaarige Hüne, dessen Name mir nicht einfallen wollte, stand da, die Flasche geöffnet unter seiner Nase und sah die Frau an, die händeringend neben ihm stand. »Das riecht merkwürdig«, sagte sie, und der Mann nickte. Ich sog Luft ein und fragte mich, was ihnen so merkwürdig erscheinen mochte. Es roch nach Herbst und Abschied, ein schwerer, vertrauter Duft von Walderde und modernden Blättern. Ich seufzte vor Verlangen.

Der Mann setzte die Flasche an seine Lippen und nahm einen vorsichtigen Schluck. Er spuckte aus und wischte sich über den Mund. »Das ist widerlich«, knurrte er und reichte der Frau Jinqx' Flasche. »Ida, das ist kein Schnaps, das ist faules, sumpfiges Wasser. Es schmeckt wie der Tod persönlich!«

»Bei den Schöpfern«, sagte die Frau erschüttert. »Simon, was geht hier vor? Sieh sie dir an, sie scheint seit ihrer Ankunft noch dünner geworden zu sein. Sie ist bald nur noch Haut und Knochen.« Ich wandte meine ermüdende Aufmerksamkeit von dem unverständlichen Gemurmel ab. Das Herz des Todes sang sein lockendes Lied für mich.

Als ich das nächste Mal in diese Wirklichkeit zurückkehrte, die immer mehr an Substanz zu verlieren schien, war es finstere Nacht. Ich fühlte mich erfrischt und klarer im Kopf als seit langem. Vorsichtig richtete ich mich auf und schwang meine Beine aus dem Bett. Chloe, die schlafend an meiner Brust gelegen hatte, erwachte und fiepte erwartungsvoll. Ich ließ den Glutstein aufflammen und zog mich an. Eine Gestalt, die unvermutet vor mir stand, ließ mich innehalten. Es war eine Fremde, eine hagere, Schrecken erregende Knochengestalt, der die Kleider um den Leib schlotterten, mit knochigen Händen und einem Gesicht, dessen Haut sich pergamenten straff über einen fleischlosen Schädel spannte. Augen lagen gespenstisch leuchtend tief in ihren Höhlen, und zwischen den finster gekrauten Brauen schien ein dunkler Stern zu flammen.

»Ter'nyoss«, flüsterte ich ehrfurchtsvoll und neigte grüßend meinen Kopf. Die Fremde erwiderte hoheitsvoll meinen Gruß, und da erst erkannte ich, dass ich meinem eigenen Spiegelbild in der Fensterscheibe ins Gesicht blickte. Ich lachte auf, aber meine Knie zitterten vor Schreck.

Ich richtete meine Kleider und ging zur Tür. Es war mir, als hielte mich etwas zurück. Zögernd griff ich nach meinem Reisesack. Ich wusste genau, dass ich sie nicht eingepackt hatte – wenn ich es recht bedachte, hatte ich sie schon seit Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen und hätte geschworen, dass ich sie längst fortgegeben hatte –, aber jetzt ertasteten meine Finger das weiche, altersmürbe Leder meiner alten Jacke. Ohne Überraschung zog ich sie hervor und schlüpfte hinein. Chloe schniefte erfreut und krabbelte flink in ihre alte Behausung. Ich verstaute Jinx' Flasche und steckte das Kleinod dazu, das ich nun schon so lange hütete. Ein letzter Blick rundum, der Wink, der den Glühstein erlöschen ließ, und leise schloss sich die Tür hinter mir.

Vor Idas Räumen zögerte ich einen Moment lang. Ich strengte meine lange nicht mehr benutzten Hexensinne an und tastete damit in den Schlafraum hinein. Wie ich es vermutet hatte, war dort noch eine andere Gegenwart zu erspüren: Simon lag bei meiner Schwester. Ich legte die Hände auf das warme Holz der Tür und schloss die Augen. Dieser Zauber war einer der leichteren, und er kostete mich nicht mehr Mühe, als ich in meinem geschwächten Zustand aufzubringen vermochte. Als ich sicher war, dass beide Schläfer in tiefem Bann lagen und nicht aufwachen würden, trat ich in das Schlafgemach.

Die tiefen, ruhigen Atemzüge leiteten mich durch die beinahe lichtlose Finsternis zum Bett. Ich blieb neben Ida stehen und focht einen kurzen Kampf mit mir aus, ob ich sie nicht doch aufwecken sollte. Doch meine Müdigkeit gab den Ausschlag: Ich wollte mich der unvermeidlich folgenden Diskussion lieber nicht aussetzen. Da ich den Glühstein auf meinem Zimmer gelassen hatte, ließ ich eine Kugel aus Geisterfeuer aufleuchten und setzte sie auf die Bettdecke. Idas Gesicht wirkte glatt und jugendlich in der Beleuchtung. Ich sah voller Rührung auf sie hinunter. Dann löste ich den schmalen Ring von meinem Finger und legte ihn neben ihre Hand auf das Bett. Ich wollte mich mit einem letzten Blick abwenden, als ein eisiger Schreck durch meine Glieder fuhr: Ida sah mich an. Ihre Augen waren tiefe, dunkle Pfützen aus Nacht, aber ohne jeden Zweifel war sie wach und blickte mich an. Ich hob verzweifelt den Arm, um den Zauberbann zu vertiefen, der mir so schändlich misslungen war, aber sie griff nach meiner Hand und hielt mich auf.

»Eddy«, murmelte sie schläfrig. »Was hat das zu bedeuten?« Sie betastete Großmutters Ring und umfasste ihn mit ungläubiger Miene. Hastig setzte sie sich auf und zog mich mit festem Griff neben sich auf das Bett. »Also?«, fragte sie drohend.

Ich senkte den Kopf und rieb mir erschöpft über die Augen. »Ich wollte nicht, dass du aufwachst«, war alles, was mir einfiel.

Sie schüttelte teils belustigt, teils erbost den Kopf. »Komm schon, Eddy. Was hast du vor?«

Ich seufzte und ergab mich. »Ich gehe fort«, sagte ich kurz.

Ida sah mich verständnislos an. »Was meinst du damit? Wo willst du hingehen, Eddy?«

Ich hob die Schultern und schloss für Sekunden die Augen. Wenn ich doch nicht schon wieder so ungeheuer matt gewesen wäre! Die Auseinandersetzung mit Ida, an der nun

kein Weg mehr vorbeiführte, würde den letzten Rest meiner Kraft aufzehren, und dabei brauchte ich sie doch so nötig, um den letzten Schritt tun zu können!

»Bitte, Ida«, sagte ich schwach. »Ich möchte nicht, dass du dich aufregst. Ich gehe, um Jinx zu suchen.«

»Was?«, schrie Ida. Sie schlug die Hand vor den Mund und wandte sich hastig zu ihrem selig schlummernden Mann um. Sie musterte ihn ungläubig und betrachtete mich dann mit aufkeimendem Misstrauen. Ich hob meine Hände und entschuldigte mich für den Gebrauch des Schlafzaubers.

Ida nickte ungeduldig und wischte es mit einer Handbewegung fort. »Wie stellst du dir das vor?« Ihre Stimme klang ruhig. »Wie willst du die Schwarze Frau finden? Und warum, Eddy? Warum nur?«

Ich lehnte mich gegen den Bettpfosten und gab für einen Moment meiner Erschöpfung nach. »Ich muss Jinx unbedingt finden. Ida, ich habe einen riesigen Fehler begangen, weil ich es nicht schon viel eher versucht habe. Ich weiß nicht, ob ich jetzt überhaupt noch die Kraft besitze, diesen Weg zu gehen, aber es bleibt mir keine Wahl.«

»Warum?«, wiederholte Ida geduldig. Ihre weichen Hände umfassten meine tauben Finger in dem vergeblichen Versuch, sie warm zu reiben. Sie trieb mich in die Enge. Ich hatte es ihr nicht sagen wollen, ich wollte sie nicht damit belasten. Aber der bohrende Blick ihrer Augen, die jetzt von einer tiefen Nachtfarbe waren, ließen mir keine Möglichkeit der Ausflucht mehr.

»Ter'nyoss«, erwiderte ich. »Ich muss das Herz des Todes finden. Ich werde gerufen, seit Jahren schon, aber in der letzten Zeit wird der Ruf immer lauter. Das Herz des Todes hat mich geküsst, Ida. Meine Liebe zu ihr ist ebenso süß und heftig, wie sie qualvoll ist. Warum, glaubst du, habe ich niemals eine andere Bindung eingehen können? Ich bin gezeichnet, ich gehöre Ter'nyoss, und ich werde wahnsinnig, wenn ich dem nicht nachgebe. Vielleicht ist es das Gleiche, was mit Großmutter geschehen ist, und vielleicht bringe ich uns alle damit in schreckliche Gefahr, aber ich kann dem Ruf nicht länger widerstehen. Jinx lässt mir keine Wahl.«

Ida war bei meinen Worten sichtlich erbleicht. Ihre Hände hielten mich in einem schmerzhaft klammernden Griff. Ich löste sacht ihre Finger von meinem Handgelenk und streichelte sie besänftigend.

»Die Schwarze Frau wird dich vernichten. Eddy, sei keine Närrin. Niemand kann Ter'nyoss widerstehen, auch du nicht!«

»Ich weiß!«, rief ich verzweifelt. »Ida, ich weiß das wahrscheinlich besser als jede andere lebende Frau auf dieser Welt. Aber ich habe keine Wahl mehr, verstehst du nicht? Das Unglück ist längst geschehen, schon vor Jahren. Es ist wie ein schleichendes Gift, gegen das es kein Mittel gibt. Ich kann nur darauf hoffen, dass mein Schicksal nicht noch Schlimmeres als den Tod für mich bereithält.«

Ida schüttelte verbissen den Kopf. »Bleib hier! Bleib einfach hier in Sendra, Eddy. Lass Ter'nyoss rufen, so lange sie will. Sie kann dich nicht holen, oder etwa doch?«

Für einen Moment geriet ich ins Schwanken. Es war ein so langer Weg, den ich vor mir hatte, und ich war so müde. Doch in mir sang Ter'nyoss ihr Lied, und als ich ihm lauschte, wusste ich wieder, dass ich nicht wählen konnte. Mit jeder Faser meines Seins sehnte ich

mich nach der Vereinigung mit dem Schwarzen Herzen.

Ich umarmte Ida und küsste sie voller Schmerz. »Ich kann nicht bleiben, mein Herz. Du siehst doch, was aus mir geworden ist. Ter'nyoss verzehrt mich bei lebendigem Leibe, wenn ich ihr nicht folge. Du hast einmal gesagt, dass wir niemals ohne einander sein werden. Das dürfen wir nicht vergessen, Ida. Ich werde zurückkehren, das verspreche ich dir.«

Ida öffnete den Mund, um mir zu antworten, aber eine seltsame Erscheinung ließ sie innehalten. Neben ihr auf dem Kissen glomm der Ring unserer Großmutter grünlich auf. Ein leises Singen lag in der Luft. Der Ring erstrahlte hell wie ein winziger Stern und begann zu flimmern. Dann war die Erscheinung vorbei, so plötzlich, wie sie gekommen war. Ida griff nach den beiden Ringen, die nun neben ihrer Hand lagen, und streckte sie mir mit zitternden Fingern entgegen. Ich nahm den einen von ihrer Handfläche und steckte ihn mir an.

Meine Sicht verschwamm und wurde trübe. Wie schon einmal in dieser Nacht schien alles um mich an Substanz und Wirklichkeit zu verlieren. Die Konturen meiner Umgebung lösten sich auf und verfestigten sich wieder zu bedrohlicher Schärfe. Alles Licht schien aus der Welt geschwunden zu sein. Silhouetten von tödlicher Schwärze umgaben mich, die von schmerzhaft grellen Kanten aus kaltem Violett gesäumt wurden. Auch Idas tröstliche Gestalt hatte sich in ein solches schrecklich anzusehendes Gespenst verwandelt. Ich schloss die Augen und versuchte meine Hexensicht, aber auch hier erblickte ich nur die albtraumhaften Lichtsäume um bedrohliche, finstere Schattengebilde.

»Jinx ruft mich, ich muss fort. Ida, meine Schwester, mein Herz, lebe wohl.«

»Warte!«, rief die Stimme meiner Schwester aus den düsteren Schatten. Sie klang verzerrt und schrill. »Eddy, warte doch!«

Ich tastete mich durch die Welt der Schatten zur Tür und öffnete sie. »Leb wohl«, wiederholte ich, um Beherrschung ringend. »Lass mich jetzt gehen, ich bitte dich. Ich muss hinaus, ich kann hier zwischen den Mauern meinen Weg nicht finden. Wenn es in meinen Kräften steht, werde ich zurückkehren, Ida. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich«, waren die letzten, hoffnungslos geflüsterten Worte, die ich von Ida in diesem Leben hörte. Ich schloss die Tür hinter mir und folgte dem Ruf des Schwarzen Herzens in den Garten. Über mir strahlten die Sterne eines fremden Universums, und das Krächzen einer Krähe wies mir den Anfang des langen Weges. Chloes Füße kratzten über meinen Hals, als sie auf meine Schulter kletterte und in die verwirrend duftende Nachtluft schnupperte. Ich rieb meine Wange an ihrem weichen Rücken und tat mit einem tiefen Atemzug den ersten, alles entscheidenden Schritt.

Simon erwachte im frühen Morgenlicht und reckte sich gähmend. Er tastete zärtlich nach seiner Frau und fand nur ein kühles, leeres Laken neben sich. Irritiert setzte er sich auf und erblickte Ida, die reglos im Lehnstuhl am Fenster saß und in den Garten sah. Er rief sie leise an, aber sie schien ihn nicht zu hören, so tief war sie in ihre Gedanken versunken. Ihre Augen waren gerötet, fast, als habe sie geweint. Simon ging zu ihr und berührte sanft ihre Wange. Ihre Lider zuckten, und sie wandte langsam den Kopf, um ihn anzusehen.

»Was hast du, mein Herz?«, fragte er. Ida seufzte leise und wischte sich fahrig über die

Augen. Es klopfte stürmisch. Ehe einer von beiden darauf reagieren konnte, wurde die Tür aufgerissen, und die aufgelöst wirkende Köchin stürmte herein. »Entschuldigt, Herrin, Herr«, stammelte sie und rang die Hände. »Etwas Schreckliches ist geschehen. Bitte, Herrin, kommt mit mir in den Garten. Ich habe schon die junge Herrin geweckt, aber sie sagt, es sei nichts mehr zu machen. Eure Schwester ... es sieht so aus, als sei sie in der Nacht gestorben. Sie liegt im Garten. Ich fand sie, als ich Kräuter für das Frühstück schneiden wollte. Es ist so schrecklich ...« Sie begann zu weinen.

Idas Reaktion auf die wirren Worte der alten Merle erschreckte Simon beinahe noch mehr als die Nachricht selbst. Sie sah wieder aus dem Fenster und erwiderte gleichgültig: »Hast du sie ins Haus bringen lassen?«

Merle starrte sie mit offenem Mund an. »Nein, Herrin«, erwiderte sie verblüfft. »Ich dachte mir ... Ich glaubte, Ihr wolltet sie sehen, wie sie dort ...«

»Das ist nicht nötig«, unterbrach Ida sie. »Lass sie erst einmal ins Haus bringen. Zwei Knechte sollen sich um das Grab kümmern, am besten im Alten Garten, und sie dort ...«

»Ida!«, schrie Simon auf. »Um der Schöpfer willen, was ist mit dir? Deine Schwester ist tot! Fühlst du denn gar nichts?«

»Nein«, sagte Ida erstaunt. »Nein, Simon, warum sollte ich? Eddy ist nur für eine Weile fortgegangen, aber sie hat mir versprochen, dass sie zurückkehren wird.«

»Ida«, murmelte Simon erschüttert und wandte sich voller Grauen von ihrem Furcht erregend gelassenen Gesicht ab. Er nahm Merle bei den Schultern, die voller Schrecken den irrsinnig klingenden Worten ihrer Herrin gelauscht hatte, und schob sie zur Tür. »Komm, meine Alte, beruhige dich. Wir kümmern uns um Eddy. Komm.«

Die Tür schloss sich hinter den beiden, und Ida blickte wieder aus dem Fenster, ohne etwas von der Aussicht aufzunehmen. Ihre Finger drehten unablässig an dem schmalen Silberring, der an ihrer rechten Hand schimmerte, und in ihren Augen standen unvergossene Tränen.

Eddys im Tode noch dürrer wirkende Gestalt lag zusammengekrümmt neben der alten Blutbuche. Ihre Hände waren in den harten Boden gekrallt, und ihre Augen starrten blicklos in den klaren Herbstmorgen. Sie hoben den Leichnam auf und brachten ihn ins Haus. Die weinende Elaina war die Erste, die die kleine Ratte vermisste, die so lange Eddys Vertraute gewesen war.

»Sie muss fortgelaufen sein, als Tante Eddy starb«, sagte sie trostlos. »Das arme Tierchen, sie ist doch nicht daran gewöhnt, sich alleine durchzuschlagen. Vater, wir sollten sie suchen. Ach, es ist alles so furchtbar!«

»Ihr braucht nicht nach ihr zu suchen, Chloe ist sicher mit ihr gegangen«, erklang Idas klare Stimme an der Küchentür. »Eddy hätte sie niemals zurückgelassen.«

»Mutter«, sagte Elaina erschreckt. »Geht es dir gut?«

»Ausgezeichnet, Kind. Was ist mit dem Frühstück?«, erwiderte Ida und ging zum Herd. Sie hob den Wasserkessel von seinem Haken und begann mit ruhigen Händen, Tee zu bereiten. Simon machte seiner Tochter verzweifelte Zeichen.

Elaina nickte grimmig und trat zu ihrer Mutter. »Komm, Mutter, du solltest dich wieder hinlegen. Der Schock war zu groß für dich.« Sie fasste Ida fürsorglich um die Schultern. Die machte sich frei.

»Dummes Zeug«, sagte sie unwillig. »Nun macht doch nicht einen solchen Wirbel um die Sache!« Sie goss den Tee auf und begann Scheiben von einem großen Brotlaib zu säbeln. Simon und Elaina wechselten einen hilflosen Blick.

»Wir haben Tante Eddy in Großtante Ysabets altes Zimmer gebracht«, sagte Elaina nach einer Weile peinlicher Stille. »Dort können alle gut von ihr Abschied nehmen. Dorkas hat darum gebeten, die Nachtwache übernehmen zu dürfen. Wenn es dir recht ist, Mutter ...« Ida machte ein unverbindliches Geräusch und stellte Butter und Käse auf den Tisch.

»Ich habe auch schon den Orden benachrichtigt«, fuhr Elaina mit steigender Verzweiflung fort. Simon hockte zusammengesunken auf der Küchenbank, das Gesicht in den Händen vergraben. »Aber ich denke, es wird zu lange dauern, bis eine der älteren Schwestern hier sein kann. Wenn du es erlaubst, würde ich deshalb gerne selbst den Ritus der Reise leiten.« Sie wartete einen Moment, aber Ida antwortete nicht. Selbstvergessen vor sich hinsummend füllte sie etwas Quittengelee aus dem großen Tontopf in eine Schale.

»Mutter!«, sagte Elaina mahnend. »Hörst du mir überhaupt zu?«

»Aber ja, Kind, ich habe jedes Wort gehört.« Ida bückte sich, um im Schrank nach dem Beerenkompott vom Vortag zu suchen.

»Das hier lag auf Tante Eddys Brust«, sagte Elaina laut. »Sollen wir es ihr ins Grab mitgeben?«

Simon ließ die Hände sinken und blickte mit rot geränderten Augen auf die kleine Holzkrähe in der Hand seiner Tochter. Der Schnabel war zu einem höhnischen Krächzen geöffnet, und in den Krallen funkelte schwarz und boshaft eine geschliffene Perle.

Ida legte sorgsam das Messer hin, das sie in der Hand hielt und griff nach der Krähe. Ihr Gesicht zeigte sekundenlang einen heftigen Anflug von grimmigem Schmerz und Zorn. Mit einem wütenden Zischen warf sie die Holzkrähe auf den Steinboden und zerstampfte sie hasserfüllt mit dem Absatz zu tausend Splittern.

Simon und Elaina hatten schreckerstarrt zugesehen. Erst, als Ida sich gelassen umwandte und den Brotkorb auf den Tisch stellte, sprang Simon auf und griff nach ihrem Arm. »Prinzessin«, sagte er gequält. »Liebes, komm mit mir. Du brauchst Ruhe, mein Herz. Wir gehen auf dein Zimmer, komm.«

Ida machte sich sanft, aber bestimmt frei. »Hör auf, Simon«, sagte sie mild. »Hört beide auf. Macht mit Eddys Körper, was ihr für richtig haltet, aber erwartet nicht, dass ich mich in irgendeiner Weise an Zeremonien beteilige, die ich für überflüssig und zudem ausgesprochen geschmacklos halte, in Anbetracht dessen, dass meine Schwester immer noch lebt. Ich möchte jetzt bitte frühstücken, wenn ihr es erlaubt.«

Sie setzte sich an den Küchentisch und ließ Simon und seine Tochter in sprachloser Erstarrung einfach stehen. Endlich zuckte Elaina fatalistisch mit den Achseln und gab ihrem Vater den Wink, hinauszugehen. Simon, dessen Gesicht grau war vor Entsetzen, zögerte mit einem flehenden Blick auf Ida und folgte seiner Tochter mit gesenktem Kopf.

»Lass sie, Vater«, sagte Elaina leise, als sie die Küche verließen. »Mutter steht unter Schock. Sie will sich einfach nicht mit dem abfinden, was geschehen ist. Vielleicht ist das sogar das Beste. Sie und Tante Eddy standen sich sehr nahe ...« Ihre Stimme bebte leicht, und sie trocknete sich hastig die Augen. »Wenn wir Eddy erst einmal beerdigt

haben, wird Mutter schon wieder zu sich kommen. Mach dir keine Sorgen, Vater, ich bitte dich. Ich werde hier bei euch bleiben, bis sie wieder ganz in Ordnung ist.«

Simon nickte stumm und geschlagen. Er drückte seine Tochter sanft an sich und wandte sich dann schwerfällig zur Treppe um.

»Leg dich etwas hin, Vater«, sagte Elaina. »Ich bringe dir gleich einen beruhigenden Trank. Aber zuerst muss ich noch etwas Wichtiges erledigen. Tante Eddy hatte Ter'terkrin nicht bei sich, und ich muss sie suchen. Der Orden würde mich lynchen, wenn ich mich durch meine Trauer daran hindern ließe, mich um das Herz der Welt zu kümmern.«

Die Trauerklage und der rituelle Abschied von der Toten beanspruchten drei Tage. Ihr Grab wurde im Alten Garten ausgehoben, in der Nähe der alten Blutbuche, wo sie ihren Tod gefunden hatte. Ida, die in diesen traurigen Tagen wie eine Fremde durch das Haus gestrichen war und die Vorbereitungen mit stummem Vorwurf beobachtet hatte, machte ihre Drohung wahr und blieb dem Begräbnis fern. Simon, den zu alledem das wahnsinnig anmutende Verhalten seiner Frau seine letzte Kraft gekostet hatte, wurde während der Zeremonie von einem Schwächeanfall heimgesucht und musste ins Haus gebracht werden.

In äußerst bedrückter Stimmung saßen die anderen Familienmitglieder einige Tage später beisammen und sprachen gedämpft darüber, wie nun weiter verfahren werden sollte. Elaina, die Eddys Zimmer und das ganze Haus vergeblich nach dem spurlos verschwundenen Kleinod abgesucht hatte, das ihre Tante gehütet hatte, und die übernächtigt und unglücklich aussah, sprach endlich aus, was alle dachten.

»Ich fürchte, dass der Schock wegen Eddys Tod Mutters Geist ernstlich zerrüttet hat. Ich kann nicht sagen, ob sie sich jemals wieder fangen wird, aber ich glaube dennoch, dass sie ihr Leben so wie bisher weiterführen kann, solange niemand ihr in ihrem Wahn widerspricht. Vielleicht wird sie ja wieder gesund, aber wir sollten nicht zu viel Hoffnung darauf verschwenden.« Dorkas murmelte protestierend, verstummte aber, als der zornig blitzende Blick ihrer älteren Schwester sie traf.

»Ich muss zurück zum Orden, um dort persönlich über den Vorfall und das Verschwinden Ter'terkrins zu berichten«, fuhr Elaina nach einer kleinen Pause fort. Sie blinzelte unbehaglich und dachte an das unangenehme Gespräch mit ihrer verwirrten Mutter zurück, in dem sie Ida nach dem möglichen Verbleib des Herzens der Welt gefragt hatte. Ihre Mutter hatte steif und fest darauf beharrt, Eddy habe das Kleinod selbstverständlich mit sich genommen.

»Danach werde ich meine Tochter zu Hause abholen und hierher zurückkehren. Ich denke, dass unsere Eltern mich in der nächsten Zeit brauchen werden.« Dorkas nickte zustimmend, und Amali blickte sichtlich erleichtert zu ihrem Mann.

»Also gut«, sagte Elaina entschlossen und stand auf. »Bis ich zurückkehre, wird Dorkas hier auf alles aufpassen. Vater braucht im Moment nur Ruhe, und Mutter ist bis auf ihren labilen Geisteszustand durchaus gesund. Es dürfte also nichts passieren. Außerdem ist Marten auf dem Weg nach Sendra. Ich denke, dass er morgen Abend hier eintreffen wird. Es ist also für alles gesorgt.«

Alle nickten und murmelten erleichtert und machten sich in dem sicheren Gefühl bereit zur Abreise, dass die leidige und unangenehme Angelegenheit bei Elaina in den besten

Händen war.

Marten traf wie erwartet am späten Nachmittag des nächsten Tages ein und wurde von der ungeduldig auf ihn wartenden Elaina unterrichtet. Sein rundes Gesicht bewölkte sich, und er erkundigte sich auf seine gewohnt ruhige Art, was er nun tun könne. Elaina beruhigte ihn und bat ihn, nur mit Dorkas ein wachsames Auge auf ihre Mutter zu haben und sich ansonsten darum zu kümmern, dass alles auf dem Hof seinen gewohnten Gang ginge. Marten nickte bekümmert und suchte als Erstes seinen Vater auf.

Simon war inzwischen so weit wiederhergestellt, dass er das Bett verlassen konnte. Er saß im Lehnstuhl am Fenster und blickte in den Garten. Zu Martens Überraschung saß Ida neben ihrem Mann und hielt seine Hand. Sie hatte den Kopf nahe zu ihm geneigt und sprach leise mit ihm. Simon lauschte ihr, ohne den Blick von dem rot und golden gefärbten Laub der Bäume zu nehmen. Von Zeit zu Zeit nickte er stumm, die Augen voller Zweifel.

Marten räusperte sich verlegen, und beide Köpfe fuhren herum. »Marty!« rief Ida überrascht und erfreut. Sie sprang auf und umarmte ihren bärenhaften Sohn. Der erwiderte die Umarmung zärtlich und musterte seine Mutter besorgt. Nichts von der geistigen Verwirrung, die Elaina ihm so bildhaft geschildert hatte, spiegelte sich in dem vertrauten Gesicht, nur das Entzücken über sein unerwartetes Auftauchen.

Simon quälte sich aus dem Sessel, das gefurchte Gesicht hell vor Freude. »Bleib nur sitzen, Vater«, sagte der junge Mann und eilte zu ihm. Er umarmte den alten Mann und legte ihm die heruntergefallene Decke wieder über die Knie. Beide sahen sich voller Zuneigung an.

Endlich räusperte sich Simon gerührt und knurrte: »Und wer kümmert sich um das ›Herz‹, wenn du hier bist?« Er funkelte seinen Sohn an, der unbekümmert mit den breiten Schultern zuckte und grinste.

»Der Laden läuft ganz gut eine Zeit lang ohne mich«, sagte er wegwerfend. Sein Vater wiegte zweifelnd den Kopf, aber seine Augen lächelten. Ida stand neben der Tür und betrachtete die beiden Männer voller Stolz. Marten war das jüngere Ebenbild seines Vaters, ebenso hünenhaft und schwergewichtig und mit rötlichem Haar, aber seine topasfarbenen Augen glichen denen seiner Mutter.

Ida lächelte versonnen und schlich sich zur Tür. Sollten die beiden nur in Ruhe miteinander reden. Sie wusste nicht, was Simon ihr von dem glaubte, was sie ihm über Eddy und ihr Fortgehen erzählt hatte. Was ihre Töchter dachten, war ihr allerdings aus den behutsamen und ungeschickten Versuchen des Trostes und mahnenden Zuredens in den letzten Tagen nur zu klar geworden. Mochten ruhig alle sie für verrückt halten, sie konnte es nun einmal nicht ändern, auch wenn es schmerzte.

Während der Winter seine alljährliche eisige Herrschaft über Sendra erneuerte, kehrte nach und nach das Leben dort in seinen gewohnten Rhythmus zurück. Simon, der sich von seiner Unpässlichkeit vollständig erholt hatte, hatte schweren Herzens seinen Sohn verabschiedet, der noch vor den ersten großen Schneefällen zu seinem Gasthaus zurückkehren wollte. Kurz zuvor war seine Schwester mit ihrem Säugling wieder zu Hause eingetroffen und nahm ihrer Mutter sanft, aber bestimmt das Zepter aus der Hand. Die alte Lady von Sendra ließ es nicht ohne zärtliche Resignation geschehen.

»Sie ist meine Erbin«, sagte sie ein wenig melancholisch zu Simon. »Es ist an der Zeit, dass ich ihr die Verantwortung für Sendra überlasse. Wir werden schließlich nicht jünger, mein dicker Ritter.«

Simon hatte gelacht und ihr den Po getätschelt. »Du doch nicht, holde Prinzessin. Du bist so jung und munter wie eh und je«, entgegnete er im Brustton der Überzeugung. »Aber ich freue mich, dass du so vernünftig bist. Du hast in deinem Leben wirklich genug gearbeitet, mein Herz.«

»Das musst du gerade sagen, du alter Raubritter«, schimpfte Ida und umarmte ihn lachend.

Elaina bemerkte nicht ohne Erleichterung, dass ihre Mutter sich in den Wochen nach dem Tod ihrer Schwester gefangen zu haben schien. Ida war stiller als früher und schien oft geistesabwesend und in sich gekehrt, aber ihr ganzes Wesen war von einer sanftmütigen Gelassenheit, die jede Sorge um sie im Keim erstickte. Sie machte die Worte wahr, die sie zu Simon geäußert hatte, und zog sich nach und nach aus ihren Ämtern und Geschäften zurück. Elaina erwies sich als tüchtige, besonnene und kluge Nachfolgerin, und schon bald konnte Ida ihr die Angelegenheiten der Domäne guten Gewissens überlassen.

Die kleine Anna, Elainas Tochter, war ihre ganze Freude. Das Mädchen liebte seine Großmutter über alles und ließ sich nur unter größtem Wehgeschrei von ihr trennen. Friedvoll und bedächtig schritt das Jahr voran. Der Frühling war so schön und mild wie schon lange keiner gewesen war, und der Sommer, der ihm folgte, stand dem in nichts nach. Wieder nahte der Herbst und mit ihm das erste Erntefest nach Eddys Tod.

Die Familie hatte in diesem Jahr tunlichst vermieden, in Idas Beisein von ihr zu sprechen, aber je näher das Fest rückte, desto weniger ließ sich das umgehen. Es war ein uralter Brauch, den ersten Jahrestag des Todes feierlich zu begehen, und es mussten Vorbereitungen für die Zeremonie getroffen werden. Einige der Schwestern vom Weißen Orden hatten darum gebeten, der Zeremonie beiwohnen zu dürfen. Die Tradition verlangte, dass Ida als engste Verwandte der Toten sie leitete. Elaina bat Simon, seine Frau darauf schonend vorzubereiten, aber ihr sonst so sanftmütiger Vater reagierte erstaunlich unwirsch auf dieses Ansinnen.

»Lass Ida damit in Frieden, Elaina«, sagte er schroff. »Begeht diese Feier, wenn es denn sein muss, aber bitte lasst eure Mutter aus dem Spiel. Sie hat endlich ihren Seelenfrieden wieder gefunden, und ich wünsche, dass es dabei bleibt!«

Elaina biss die Zähne zusammen und willigte ein. Simon hatte Recht. Die Zeremonie würde stattfinden, aber ohne ihre Mutter.

Zum Erntefest erwarteten sie dieses Mal nur wenig mehr als die engste Familie. Marten hatte angekündigt, er werde mit seiner zukünftigen Frau wenigstens auf ein paar Tage vorbeikommen, und auch Dorkas hatte sich von der Gilde Urlaub geben lassen. Das ruhige Haus füllte sich nach und nach mit den eintreffenden Gästen. Simon bemerkte voller Erleichterung, dass der Trubel Ida wohl zu tun schien. Sie zeigte wieder etwas von ihrer alten Lebhaftigkeit und ließ es sich nicht nehmen, die Vorbereitungen für das Fest selbst in die Hand zu nehmen. Elaina und ihre Geschwister sahen das Aufblühen ihrer Mutter mit Freuden und werteten es als Zeichen, dass Ida den Schock über den Tod ihrer

Schwester nun endgültig überwunden hatte.

Am Nachmittag des Erntefestes schmückten sie die Tafel für das abendliche Festmahl. Elaina stand mit einem riesigen Korb von Früchten, Laub und Herbstblumen zu ihren Füßen vor den Gedecken und zählte sie stirnrunzelnd. »Das stimmt nicht«, murmelte sie. »Du hast ein Gedeck zu viel aufgelegt. Mutter?«

Ida ordnete einen Strauß Astern in die riesige Vase in der Tischmitte. »Ja, Kind?«, antwortete sie geistesabwesend.

»Es ist ein Gedeck zu viel, Mutter«, wiederholte Elaina geduldig. Simon, der gerade mit einem Fässchen frisch gebrauten Biers in den Armen durch die Tür trat, zuckte zusammen und grimassierte heftig in Richtung seiner Tochter, die seine verzweifelten Zeichen nicht beachtete. »Mutter?«, fragte sie sanft nach.

»Nein, Kind«, antwortete Ida ruhig und richtete die Teller, die sie bei ihrem Werk verschoben hatte. »Es ist genau die richtige Anzahl von Gedecken, ich habe sie dreimal nachgezählt.«

»Bitte, dann zähle sie noch einmal.« Elaina begann, ein wenig ungeduldig zu klingen. Simon ließ das Fässchen laut polternd auf den Bock fallen und schoss Elaina einen aufgebrachten Blick zu, den sie mit Erstaunen erwiderte.

»Du, dein Mann, ich, dein Vater, Dorkas, Marten, Martens Freundin, Amali, Eiliko, die beiden Schwestern aus deinem Orden ...«, begann Ida aufzuzählen und deutete dabei auf die gedeckten Plätze. Elaina hörte sich die Namensliste mit steigender Ungeduld an.

»Und?«, fragte sie, als Ida geendet hatte und nachdenklich auf das Gedeck am Kopfende blickte, das ungenannt geblieben war.

Ida hob den Kopf und sah sie sehr erstaunt an. »Was, ›und‹?«, fragte sie.

Simon, der neben seine Frau getreten war, nahm sie behutsam beim Arm und wollte sie zur Tür lotsen. Ida entzog ihm den Arm und stemmte die Hände in die Seiten. Sie blickte von ihm zu ihrer Tochter und funkelte beide aufgebracht an. »Was, ›und‹?«, wiederholte sie scharf. »Deine Tante Eddy natürlich, was dachtest du? Glaubst du etwa, ich würde meine eigene Schwester vergessen?«

Elaina wurde blass. »Mutter«, sagte sie schwach. »Um alles in der Welt, ich bitte dich! Tante Eddy ist vor einem Jahr ...«

»... fortgegangen«, unterbrach Ida sie schroff. »Und sie wird wieder nach Hause kommen, Elaina. Sie ist zum Erntefest gegangen, und zum Erntefest kehrt sie auch zurück. Ich werde nicht dastehen, wenn sie hier vor der Tür steht, und keinen Platz für sie an meiner Tafel vorbereitet haben. Ich nicht, meine Tochter!«

Sie funkelte Elaina noch einmal zornig an und drehte sich auf dem Absatz um. Simon blickte seine Tochter hilflos an und folgte wortlos seiner Frau. Elaina stand da, den Korb mit Herbstfrüchten zu ihren Füßen, und blinzelte Tränen der Wut und Enttäuschung fort. Trotz dieser Missstimmung verlief das Fest fröhlich und harmonisch. Simon war es gelungen, seine Frau, die er in Tränen aufgelöst unter der alten Blutbuche im Garten gefunden hatte, wieder zu besänftigen. Elaina verkniff sich klugerweise jede Bemerkung zu dem Vorfall und bereitete gemeinsam mit ihren Eltern den jetzt erst eintreffenden Gästen einen herzlichen Empfang.

Erst spät in der Nacht, als die meisten sich ermüdet auf ihre Zimmer zurückgezogen

hatten, zog sie ihren Vater beiseite und fragte ihn nach seiner Meinung zu Idas Zustand. Simon sog nachdenklich an seiner Pfeife und stieß einige bläuliche Wölkchen aus, ehe er zu einer zögernden Antwort ansetzte.

»Ida ist noch immer fest davon überzeugt, dass Eddy damals nur fortgegangen ist, um etwas zu suchen. Sie lässt sich nicht belehren, Elli. Ich bitte dich, toleriere ihren Glauben. Ich weiß nicht, was geschieht, wenn wir zu sehr versuchen, es ihr auszureden. Ich habe Angst, dass sie dann ...« Er verstummte und biss hart auf das zerkaute Mundstück seiner Pfeife.

Elaina blickte auf ihre fest ineinander verschlungenen Hände und löste mit einem Seufzer den klammernden Griff.

»Aber es ist doch Wahnsinn ...«, begann sie.

Ihr Vater unterbrach sie heftig. »Nenne es, wie du willst«, fuhr er sie an. »Wenn dies nun einmal die einzige Möglichkeit ist, wie deine Mutter ein wenig Glück und Zufriedenheit finden kann, dann sollte uns der Preis dafür nicht zu hoch sein. Was kostet es uns denn, ihr nicht zu widersprechen, Kind?«

Elaina kniff die Lippen zusammen, und ihr Kiefer arbeitete hart. Endlich nickte sie, wenn auch wenig überzeugt. »Meinetwegen, Vater. Du kennst sie am besten von uns allen. Dennoch, ich glaube, dass eine solche Wahnidee ihr auf längere Sicht schaden wird. Eddy wird nicht zurückkehren, auch wenn Mutter noch so sehr daran glaubt. Was denkst du, wie sie die dauernde Enttäuschung verkraften wird?«

Simon schwieg unglücklich. Elaina schüttelte ärgerlich über sich selbst den Kopf und umarmte ihren Vater. »Grübele nicht darüber nach, Vater. Wir werden eine Lösung finden, sei unbesorgt. Ich will doch nur, dass es Mutter und dir gut geht.«

Simon nickte, und sein Gesicht glättete sich ein wenig. Er küsste seine Tochter auf die Stirn und stand schwerfällig auf. »Ich gehe zu Bett«, sagte er müde. »Bitte, denk daran, dass die Trauerfeier morgen erst beginnt, wenn ich Ida zu dem Spaziergang ins Dorf überredet habe. Ich möchte sie nicht aufregen, Kind, das verstehst du doch?«

Elaina sah ihm nach, wie er bedächtigen Schrittes zum Haus ging. Was wird sein, wenn er einmal nicht mehr da ist?, fuhr es ihr durch den Sinn. Wie würde Mutter wohl mit seinem Tod fertig?

Mit der Zeit erkannte Elaina, dass es unnötig war, sich über den Wahn ihrer Mutter zu viele Gedanken zu machen. Wenn das Erntefest herankam, blühte Ida jedes Mal auf. Wie schon im ersten Jahr nach Eddys Tod wurde auf der Festtafel ein Gedeck für sie aufgelegt, und bald fragte niemand mehr nach dem Grund dafür. Es wurde zu einem Familienbrauch, der abwesenden Tante die besten Bissen auf den Teller zu legen, und die kleine Anna, die ihre Großtante niemals kennen gelernt hatte, stellte in jedem Jahr einen selbst gepflückten Strauß Feldblumen auf Eddys Platz.

Anna und ihre Großmutter verbrachten viel Zeit miteinander. Je mehr Elaina die Geschäfte ihrer Mutter übernahm, desto weniger Zeit hatte sie für ihre Familie. Deshalb sah sie es nicht ohne Freude, dass Ida und ihre Enkelin sich so gut verstanden. Zuerst war sie noch ein wenig besorgt, dass Ida die Kleine mit ihrem Wahn verwirren könnte, aber die Sorge zerstreute sich schnell. Anadia war ein stilles, aber kein dummes Kind. Ida und sie schienen über unerschöpfliche Gesprächsthemen zu verfügen, und je mehr Ida sich

von den anderen Menschen auf Sendra zurückzog, desto enger wurde ihre Bindung an ihre Enkelin. Sie verstärkte sich sogar noch, nachdem Simon an einem heißen Sommertag mit einem schwachen Lächeln im Gesicht auf der Bank im alten Obstgarten gesessen und nicht mehr auf die Rufe seiner Tochter Elaina geantwortet hatte, die ihn zum Essen holen wollte.

Ida verkraftete den Tod ihres geliebten Mannes erstaunlich gut. Sie war danach möglicherweise noch ein wenig stiller und in sich gekehrter als zuvor und mied jede Art von geselliger Zusammenkunft, aber ihr Wesen war bei aller Zurückgezogenheit von einer leisen Fröhlichkeit geprägt, die sie niemals zu verlassen schien.

Elaina überlegte, das erste Erntefest nach dem Tod ihres Vaters abzusagen. »Ich werde es nicht ertragen können, wenn Mutter zwei leere Gedecke auf die Tafel legt und steif und fest behauptet, Vater sei nur fortgegangen«, klagte sie ihrem Mann Stefan ihr Leid. Der murmelte tröstend, aber Elaina ließ sich nicht besänftigen.

»Du kannst das Erntefest nicht absagen«, wandte Dorkas ein. »Es ist der Familienbrauch, an dem Mutters Herz am meisten hängt. So menschen-scheu sie in den letzten Jahren auch geworden sein mag, das Erntefest hat sie immer genossen. Wenn du ihr das nun nimmst ...«

Elaina war nicht gänzlich überzeugt, aber Ida selbst nahm ihr die Entscheidung ab. Ganz selbstverständlich, wie in jedem Jahr, begann sie die Vorbereitungen für das Fest zu treffen. Elaina seufzte und fügte sich.

Ihre jüngere Schwester wagte es, Ida nach dem abendlichen Festmahl beiseite zu nehmen und behutsam zu befragen, während die kleine Anna neben ihrer Großmutter saß und ihre Hand hielt. Das Haar des Mädchens leuchtete im Schein des Kaminfeuers wie ein herbstlicher Gruß aus dunkelrotem Ahornlaub, dunklem Holz und leuchtendem Bernstein. Ihre ernsthaften goldenen Augen hingen voller Aufmerksamkeit an dem stillen Gesicht ihrer Großmutter.

»Warum hast du eigentlich kein Gedeck für Vater aufgelegt?«, fragte Dorkas. Ida hob das Glas mit funkelnd rotem Wein in das weiche Licht des Feuers und lächelte, dass ihr Gesicht sich in unzählige Fältchen legte.

»Warum?«, sagte sie spottend und trank ihrer Tochter mit einem zärtlichen Nicken zu. »Aber, meine Kleine, was soll denn diese Frage? Dein Vater ist tot, Kind. Ich werde einem Toten doch kein Essen anbieten!« Sie lachte herzlich.

Dorkas errötete unwillig. »Entschuldige, Mutter«, sagte sie heftig. »Mach dich bitte nicht über mich lustig. Du wartest schließlich auch seit Jahren darauf, dass Tante Eddy zurückkehrt ...«

»Das ist etwas anderes«, wies ihre Mutter sie scharf zurecht. »Kind, sei doch nicht dumm. Ich weiß, dass ihr alle mich für verrückt haltet. Mutter wird im Alter immer verschrobener, aber wir lassen ihr ihren Willen«, ahmte sie die Stimme ihrer Ältesten nach. Anna seufzte leise und drückte sich eng an ihre Großmutter, die sie zärtlich umarmte. »Nur meine Kleine hier denkt das nicht«, sagte sie leise.

Dorkas wandte das Gesicht ab und blinzelte aufsteigende Tränen fort. »Du machst es uns auch nicht leicht«, sagte sie mit leisem Vorwurf.

»Keine von euch hat sich in all den Jahren die Mühe gemacht, ernsthaft mit mir darüber

zu reden. Du bist die Erste, jetzt, beinahe acht Jahre, nachdem Eddy fortging. Komm, Kind, das soll kein Tadel sein. Aber ihr müsst zugeben, dass ich es mit euch auch nicht leicht habe!«

Dorkas schüttelte ergeben den Kopf und begann zu lachen. Sie umarmte ihre Mutter und küsste sie auf die weiche Wange. »Es ist gut«, flüsterte sie in Idas Ohr. »Ich denke, wir haben einen Fehler begangen. Aber ich habe begriffen, Mutter. Du kannst jetzt damit aufhören, die Verrückte zu spielen.«

Ida lachte auf und schob Dorkas fort. »Kind, du verstehst es immer noch nicht. Aber tröste dich, dein Vater hat mir auch nicht geglaubt, obwohl er sich alle Mühe gegeben hat.« Auf ihren Wangen schimmerten Tränen. Anna reckte sich und wischte sie mit ihrer kleinen Hand fort. Ida lächelte und nahm ihre Hand. »Komm, Anadia. Du gehörst ins Bett.«

Dorkas streckte mit einem resignierten Seufzer die Beine von sich und griff nach der Weinkanne, die zu ihren Füßen stand. Elaina hätte sie sicher herzlich für ihre verfehlten Bemühungen ausgelacht, wenn sie dieses Gespräch miterlebt hätte. Nur gut, dass sie alleine mit ihrer Mutter gesprochen hatte.

Drei Jahre nach Simons Tod stand erneut das Erntefest bevor. Marten, seine Frau und ihre beiden Kinder waren bereits eine Woche zuvor eingetroffen, um Elaina, die kurz vor ihrer Niederkunft stand, zu entlasten. Dorkas hatte zum ersten Mal ihre derzeitige Geliebte mitgebracht und führte sie mit verlegenem Grinsen ihrer Familie vor.

»Diesmal ist es etwas Ernstes«, flüsterte sie ihrer Mutter ins Ohr. Ida musterte die zierliche kleine Gildenfrau mit leiser Skepsis und nickte dann zufrieden.

»Sie sieht aus, als wüsste sie, was sie will«, murmelte sie zurück. Dorkas nickte strahlend und küsste ihre Freundin aufs Ohr. Ida lächelte beide an und nahm Annas Hand. »Das war das schönste Fest seit langem«, sagte Ida anderntags zu ihren Kindern, die erschöpft, aber zufrieden mit ihr um den langen Tisch im Garten saßen und die Reste vom abendlichen Mahl verzehrten. Anna hockte zu Füßen Idas im Gras und betrachtete einen grün schillernden Käfer, der sich durch die Halme arbeitete. Ein plötzlicher heftiger Windstoß blies ihnen raschelndes Laub in die Haare. Anna sah auf und blickte erschreckt ihre Großmutter an. Ida hatte sich aufgesetzt und starrte an ihrem Sohn vorbei in den Garten. Anna drehte den Kopf, um zu sehen, was Ida anblickte.

»Was hast du, Mutter?«, fragte Marten besorgt. Ida war blass geworden. Ihre wechselhaften Augen zeigten einen strahlend silbrigen Glanz.

»Oh«, rief Anna erstaunt und freudig. »Oh, aber schau nur, Großmutter! Der große schwarze Vogel ...« Marten und seine Schwestern durchforschten den Garten mit ihren Blicken und sahen sich dann ernsthaft besorgt an. Anna war aufgesprungen und lehnte sich an Idas Schulter.

Ida fasste sie um die Taille und drückte sie fest an sich. »Da bist du endlich«, sagte sie weich. »Ich habe so lange auf dich gewartet.«

Anna hob die Hand an die Augen. »Wie schön«, sagte sie erstickt. »Oh, wie schön das ist!«

Ida erhob sich schwerfällig. »Ich komme mit dir«, sagte sie laut und froh. »Wie sehr habe ich mich danach geseht, mein Herz! Ich komme ...« Sie streckte lachend die Arme

aus und brach zusammen.

Ihre Kinder, die stumm und erschreckt zugesehen hatten, lösten sich aus ihrer Erstarrung und sprangen auf. Marten kniete sich neben seine Mutter und tastete nach ihrem Puls, ehe er aufsah und hoffnungslos den Kopf schüttelte. Elaina schluchzte auf und griff nach ihrer Tochter, die immer noch starr neben der Toten hockte und in den Garten sah. Anna schüttelte geistesabwesend die Hand ihrer Mutter ab und winkte lachend zu der alten Blutbuche. Sie schien nichts von dem wahrzunehmen, was um sie herum vorging.

»Anna«, rief Elaina besorgt und kniete sich neben sie, um sie sanft zu schütteln. »Anna, was hast du?«

Das Mädchen löste seinen fernen Blick und richtete ihre goldenen Augen fragend und verwirrt auf seine Mutter. »Siehst du sie denn nicht?«, fragte sie vorwurfsvoll. »Großmutter und die andere Frau, die aussieht wie Großmutter? Die mit der großen Krähe auf der Schulter?« Sie blickte wieder hinaus, und ihre Augen verschleierten sich silbrig.

»Ich?«, sagte sie ungläubig. »Ich darf für sie sorgen? Aber ja, ich passe gut darauf auf, ich verspreche es. Bis ihr mich holt ... aber das wird ja noch lange nicht sein!« Sie winkte wieder, mit einem breiten, glücklichen Lächeln, und barg dann die Hände in ihrem Rock.

»Anna!«, rief Elaina verzweifelt und schüttelte sie. Anna schloss die Augen.

»Die Schwestern sind wieder vereint«, sagte sie mit fremder, erwachsen klingender Stimme. Dann ging ein Zucken über ihr schmales Gesicht und sie öffnete goldene, strahlende Augen, um ihre Mutter anzulachen. »Ich darf auf die beiden aufpassen, hat die andere Großmutter gesagt«, rief sie atemlos und öffnete ihre Hände über dem, was in ihrem Schoß lag.

Sprachlos und starr vor Schrecken sahen die Erwachsenen auf zwei schwarz und silbern blitzende Schmuckstücke. Weiße Perlen und silberner Draht schimmerten im Sonnenlicht mit grünlich schwarzen und wasserklaren geschliffenen Steinen um die Wette.

»Die vereinten Schwestern, Ter'nyoss und Ter'terkrin«, sagte Anna zufrieden. »Ich bin ihre neue Hüterin. Ist das nicht schön?«

Ein Windstoß schüttelte Laub von den Bäumen, und die Hüterin der Herzen blickte gebannt auf den Schatz in ihrem Schoß nieder, während in der Ferne das spöttelnde Krächzen einer Krähe verklang.

ENDE

Das Herz der Welt

Das Mädchen Anna, zur Hüterin der machtvollen Herzen Ter'nyoss und Ter'terkrin erwählt, wächst behütet im Ordenshaus der Weißen Hexen auf. Deren Oberste Hexe hat die Herzen gemeinsam mit dem Hochmeister des Ritterordens vom Herzen der Welt und den höchsten Grauen Magiern mit einem Bann belegt, um sie vor der Welt zu verbergen und um Anna zu schützen, deren magische Kräfte noch kaum entwickelt sind. Doch der Magische Rat mit seiner gesammelten Kraft ist kaum mehr in der Lage, die Herzen zu bändigen. Besorgt wendet sich Mellis vom uralten Volk der Grennach, das einst die Herzen schuf, an die Oberste Hexe und verlangt, sie vom Bann zu befreien, um sie in Annas Obhut zu übergeben. In der Zwischenzeit schließt Anna sich dem Heilerschüler Korben an, einem von einem fremden Schicksal gezeichneten Jungen, der in der Unterstadt zwielichtige Kontakte unterhält und es sich zum Ziel gesetzt hat, ein mächtiger Hexer zu werden. Eines Tages macht er Anna, die wieder und wieder von mysteriösen Schwächeanfällen heimgesucht wird, mit einer Frau bekannt, die sich »die Krähe« nennt. Schon bald überstürzen sich die Ereignisse. Korben gerät in Gefangenschaft; um ihn zu befreien, wagt Anna, angestachelt von der Krähe, einen gefährlichen Schritt: Sie ruft das Herz der Welt und das Herz des Todes zu sich ...

~ VORREDE ~

Am Anfang aller Zeit, als die Baumwesen noch frei über den Rücken der Welt schritten, schufen sie das Volk der Kletterer. Die Grennach, wie sie selbst sich nannten, lebten glücklich auf den mächtigen Schultern ihrer Schöpfer und freuten sich an den schönen Dingen, die sie mit ihren geschickten Händen zu schaffen wussten.

So lebten sie lange in Eintracht mit der Magie der Welt, und sie vermehrten sich und priesen die Baumwesen, die sie geschaffen hatten.

Doch dann drangen groß gewachsene Fremde in die Berge ein, bodenbehaftet und blind für den Zauber, der jedes Leben auf der Welt umgab, und sie töteten die Baumwesen. Dies taten sie nicht aus Bosheit, sondern blind und taub für jede Magie allein aus dem Grund, um aus den toten Leibern der Schöpfer ihre Behausungen und allerlei alltägliches Gerät zu zimmern.

Die Kletterer sahen dem Treiben hilflos zu, denn die magieblinden Fremden waren riesenhaft von Gestalt, wenn auch immer noch winzig gegen die mächtige Statur der Baumwesen.

»Warum wehrt ihr euch nicht gegen das Treiben der Fremden?«, fragten die Grennach ihre Schöpfer. »Ihr seid so viel größer und mächtiger als sie. Zerschmettert sie und vertreibt sie von diesem Ort, der ein Hort des Friedens war.«

Doch die Baumwesen wussten nicht, was Hass oder Tod bedeuteten, denn sie waren ewig, wenn sie nicht getötet wurden. So waren sie den Fremden hilflos ausgeliefert. Schließlich ergaben sie sich in ihr Schicksal, nahmen Abschied von den Kletterern und trieben ihre Wurzeln tief in den Boden, in der Hoffnung, so dem Töten zu entgehen. Dann zogen sie ihren Geist zurück in das Herz, das tief in ihrer Brust verborgen lag, und verstummten für immer.

Lange, lange trauerten die Grennach um die Baumwesen. In der Hoffnung, ihre Schöpfer und Freunde wieder erwecken zu können, schufen sie fünf Herzen der Macht: Ter'terkrin, das Herz der Welt, das größte und mächtigste von ihnen, und aus ihm die vier kleineren Herzen – das Herz des Feuers, das des Wassers, das der Luft und zuletzt das ihnen teuerste: das Herz der Erde.

Doch zu ihrer Enttäuschung konnten die Baumwesen auch durch die vereinte Kraft der zaubermächtigen Herzen nicht wieder erweckt werden. Die Kletterer weinten so bitterlich wie zu jener Zeit, als ihre Schöpfer sich von ihnen zurückgezogen hatten, und nahmen schweren Herzens endgültig Abschied von den Baumwesen.

Eine Frau aber konnte den Gedanken nicht ertragen, für immer von den Schöpfern getrennt zu sein. Sie verließ ihr Volk und ging fort, weiter, als je eine von ihnen fortgegangen war, in eine andere Welt. Ihre Familie und ihre Freundinnen trauerten um sie und gedachten ihrer fortan wie einer Toten.

Die Grennach lernten, ihre Welt mit den fremden Riesen zu teilen, und einige schlossen sogar vorsichtige Bekanntschaft mit ihnen. Sie erkannten, dass sie nicht böse waren, sondern gedankenlos, fühllos gegenüber allen Lebewesen, die nicht ihrem eigenen Volk angehörten, und taub und blind für jede Magie.

Nur einige wenige von ihnen waren in der Lage zu erkennen, welches Leid sie verursacht hatten. Sie waren die Ersten, die Freundschaft schlossen mit den Kletterern. Sie bereuten zutiefst, was ihr Volk den Baumwesen angetan hatte, und gelobten, alles zu versuchen, um ihre schrecklichen Taten zu sühnen. Voller Trauer kehrten sie zu ihrem eigenen Volk zurück und berichteten, was sie erfahren hatten.

Die Grennach fassten neue Hoffnung, dass beiden Völkern vereint gelingen möge, woran die Kletterer allein gescheitert waren. Sie lehrten die Fremden alles, was sie über die Schöpfung und die Schöpfer wussten, und schließlich lehrten sie sie sogar ihre Magie. Die Fremden zeigten sich gelehrt und waren voller Eifer, wieder gutzumachen, was sie in ihrer Blindheit angerichtet hatten.

Doch dann kehrte die Grennach zurück, die Jahrhunderte zuvor fortgegangen war. In der fremdesten Fremde hatte sie das sechste Herz geschaffen und war nun zurückgekehrt, um es gegen die Fremden zu wenden. Es war das Schwarze Herz, Ter'nyoss, das Herz des Todes. Mit furchtbarem schwarzem Feuer kam es über die Fremden. Sie starben unter schrecklichsten Qualen, bis auf ein Mädchen und einen Jungen, die in den Wurzeln des ältesten Baumwesens Schutz gesucht hatten. Als die Schreie der Sterbenden nach einer Ewigkeit endlich verstummt waren, krochen die Kinder aus ihrem Versteck und flohen. Doch etwas von dem Feuer hatte auch sie erfasst, und von da an waren sie und all ihre Nachkommen schwach und sterblich.

Die Kletterer-Frau, die das Schreckliche entfesselt hatte, triumphierte. Doch ihre Freundinnen und ihre Familie wandten sich voller Grauen von ihr ab. Sie verbannten sie mitsamt dem Schwarzen Herzen für alle Zeiten aus ihrer Heimat. Die Frau verfluchte sie und ging zurück, woher sie gekommen war. Und die Kletterer machten sich an die mühevollen und traurigen Arbeiten, die verkohlten Leichen ihrer einstigen Feinde und späteren Freunde zu begraben. Von jener Zeit an waren sie wieder allein in den Bergen.

Eine alte Legende der Grennach

Nach der staubigen und stickigen Hitze in den schmalen Gassen der Unterstadt war es ein kleiner Schock, in die feucht anmutende Kühle des Eingangs zu treten. Der Ziegelboden sandte Kältewellen durch die dünnen Sohlen seiner Sandalen, und die Härchen auf seinen Armen richteten sich auf. Korben rieb fröstelnd über die Ärmel seiner dünnen Tunika und blieb trotz seiner Eile einige Atemzüge lang stehen. Durch die schmalen Fensterschlitze hoch über seinem Kopf stachen Lichtspeere, in denen silbrige Stäubchen flimmerten, und grob behauene Steine schälten sich nach und nach aus dem Dämmerlicht, als seine Augen sich nach der gleißenden Helle der späten Mittagssonne an das Dunkel des Torhauses anpassten.

Korben betrat mit schnellen Schritten den düsteren Durchgang zum Hauptgebäude. Seine Sandalen klatschten laut und unregelmäßig auf den alten Fliesenboden, und im Laufen zerrte er achtlos die beschattende Kapuze in den Nacken. Er fuhr einige Male mit den Fingern durch sein glänzend schwarzes Haar, das wie zerzaustes Rabengefieder emporstand, und klopfte sich hastig den Staub von der hellen Hose, ehe er vor der Tür seines Lehrmeisters anhielt. Nach mehreren tiefen, beruhigenden Atemzügen hob er die Hand und klopfte an.

»Komm herein«, klang es gedämpft und ein wenig ungeduldig an sein Ohr.

Meister Wilber saß vor dem Fenster und hielt ein dickes Buch aufgeschlagen auf den Knien. Korben erkannte die sorgfältig kolorierten Abbildungen des »Vollständigen Buches Heilkräftiger Wiesenkräuter«.

»Du kommst schon wieder zu spät, Junge.« Der Heiler schnitt die gemurmelte Entschuldigung mit einer unwirschen Handbewegung ab. »Seit fast einem Jahr bist du jetzt mein Lehrling, und ich weiß, dass es dein Wunsch ist, in den Weißen Orden einzutreten. Aber solange du nicht in der Lage bist, ein wenig mehr Disziplin aufzubringen, wird die Oberste Hexe dich schwerlich als Novizen akzeptieren.«

Korben senkte den Kopf, weniger aus Beschämung als vielmehr, um seine trotzig Miene vor Meister Wilber zu verbergen. Es stimmte, er wollte dem Orden angehören. Die Oberste Hexe hatte ihn nicht ins Waisenhaus der Residenz abgeschoben, als seine Mutter gestorben war, sondern entschieden, das Kind solle in der Obhut des Ordens aufwachsen. Seine Mutter, an die er sich kaum erinnerte, war eine einfache Hexe gewesen; sie hatte hauptsächlich in der Küche und im Garten gearbeitet, weil ihre Kräfte und wohl auch ihr Verstand nicht stark genug gewesen waren, um verantwortungsvollere Aufgaben zu übernehmen. Das hatte ihm zumindest Alrik, der Novizenmeister der Jungen, mit einer gewissen Häme erzählt, als Korben wieder mal neidisch zugesehen hatte, wie die Novizen sich im Torhof zu einem Ausflug an den Weidensee gesammelt hatten.

»Na komm, Junge, zieh nicht so einen Flunsch«, brummte Meister Wilber nicht unfreundlich. »Du solltest dich nicht so viel in der Unterstadt herumtreiben, sondern lieber ein wenig mehr deinen Studien widmen. Die Älteste würde dich sofort als Novizen annehmen, wenn du bewiesest, dass du zu disziplinierter Arbeit und geduldigem Lernen fähig bist. Und das bist du, das weiß ich.« Er hob in einer hilflosen Geste die Hände und

ließ sie wieder sinken. »Was kann ich tun, außer dich wieder und wieder zu ermahnen, vernünftig zu sein? Es wirft kein gutes Licht auf dich, Korben, wenn du dich bei jeder sich bietenden Gelegenheit vor deinen Pflichten drückst. Das musst du doch selbst einsehen!«

Korben bemühte sich um eine offene, treuherzige Miene, was ihm allerdings nicht besonders gut gelang. Sein Lehrmeister verpasste ihm eine alles andere als zärtliche Kopfnuss und schickte ihn an die Arbeit: In einem Zuber, der bereits neben der Tür auf ihn wartete, türmten sich schmutzige Tiegel, Mörser und Porzellanschalen voller undefinierbarer, steinhart eingetrockneter Substanzen. Das verhiess einen unerfreulichen langen Nachmittag in der heißen Küche mit beiden Armen in beinahe kochender Seifenlauge – nicht ganz die Tätigkeit, die er sich für einen brütenden Sommertag ausgesucht hätte.

Er verknipte sich ein Stöhnen, wuchtete den schweren Zuber auf seine gesunde Schulter und hinkte mit seiner klirrenden Last durch die langen Gänge zum Wirtschaftstrakt des Ordenshauses.

Seine erste – und wie er selbst fand, wohlverdiente – Pause legte Korben ein, als die Vorbereitungen für die Hauptmahlzeit des Tages die Küche in einen Ort verwandelten, an dem er sich vor Lärm, Hitze und Betriebsamkeit kaum noch selbst denken hören konnte.

Er flüchtete hinaus in den kleinen Küchengarten, aber selbst dort zwischen den in der Nachmittagssonne duftenden Kräutern und Obststräuchern übertönte das Klirren und Scheppern der Töpfe, das laute Lachen, Schimpfen und Rufen der Küchenhilfen und Köchinnen alle leiseren Geräusche.

Korben warf den Apfel, den er im Hinausgehen aus einem Obstkorb stibitzt hatte, hoch in die Luft und sah zu, wie er rot und gelb blitzend wieder in seine vom heißen Wasser gerötete und aufgeweichte Handfläche fiel. Zufrieden rieb er den Apfel an seinem Ärmel blank und biss herzhaft hinein, während er den Torbogen zu den äußeren Gärten durchquerte. Der Schatten, den die dichten Hecken über den Weg warfen, kühlte sein erhitztes Gesicht, während hinter ihm der Küchenlärm verklang. Mit einem Seufzer ließ er sich unter einer rotgoldenen Buche in das sommerwarme Gras sinken, blinzelte in den wolkenlosen Himmel hinauf und spuckte versonnen einen Kern und den Stiel des Apfels aus. Eine Hummel taumelte brummend an seinem Ohr vorbei, irgendwo in der Ferne schimpfte eine Amsel, und weit oben in der Luft zog ein großer Vogel ruhige Kreise. Wieder einmal wunderte sich Korben, wie wenig in diesem Garten daran erinnerte, dass das Ordenshaus mitten im Herzen der Residenz seinen Platz hatte. Hier herrschte der gleiche Frieden, wie er ihn vom alten Mutterhaus am Fuße der Ewigkeitsberge in Erinnerung hatte. Nur heißer war es hier, viel heißer ...

Er erwachte mit einem Ruck. Mit einem kurzen Blick zum Himmel vergewisserte er sich, dass er nicht länger als den dritten Teil einer Stunde geschlummert haben konnte, denn die Sonne stand noch immer über dem Großen Turm des Ordenshauses. Korben streckte sich und stand widerwillig auf. Er verspürte wenig Lust, sich wieder in das Küchen-Tollhaus zurückzugeben und weiter im heißen Wasser herumzuplanschen, aber Meister Wilber würde in all seiner Gutmütigkeit sicher sehr ungehalten reagieren, wenn sein Lehrling den gesamten Nachmittag ausschließlich mit der Reinigung der Gerätschaften verplemperte und nicht vor der Abendmahlzeit wenigstens noch eine Stunde über seinen

Büchern verbrachte.

Mit schrumpeligen Fingern und nahezu taub von dem unablässigen Küchenlärm schleppte er gegen Abend den vollen Zuber mit dem blitzblank gesäuberten Inhalt durch eine Seitentür in den Brunnenhof. Er wollte sich mit seiner Last nicht durch die Schar der jüngeren Novizen drängen müssen, die um diese Zeit die Gänge und Hallen zwischen Küche, Speisesaal und den Schlafräumen bevölkerten und sich die Zeit vor der Abendruhe damit vertrieben, dass sie knobelten und sich unterhielten oder noch ihr Pensum für den morgigen Tag zu lernen versuchten. Ihren Spott hatte er in den letzten Monaten schon zur Genüge über sich ergehen lassen müssen, und deshalb nahm er lieber den kleinen Umweg über die inneren Höfe in Kauf.

Hier war es still und einsam, wie meist um diese Zeit. Morgens herrschte hier ein ständiges Kommen und Gehen; die Schwestern und Brüder des Ordens, Schüler und Novizen, aber auch die im Haus beschäftigten Bediensteten und Handwerker, sie alle nutzten bei schönem Wetter die Höfe, sei es, um in einen anderen Teil der Gebäude zu gelangen oder sich ein wenig an der frischen Luft zu ergehen, bevor die brütende Mittagshitze den Aufenthalt weniger erfreulich machte.

Korben hinkte unter seiner Last bedächtig über das abgetretene Pflaster des Brunnenhofes. Am Ende eines Tages machte sein Bein ihm immer zu schaffen – nicht, dass es sehr viel stärker geschmerzt hätte, es war eher Schwäche, die seine Bewegung unbeholfen machte.

Auf der Bank unter der alten Kastanie, gleich neben dem Brunnenhaus, saß eine hell gekleidete Novizin und blickte reglos auf ihre Hände nieder, die sie in ihrem Schoß gefaltet hatte. Sie war so in Gedanken versunken, dass sie seine Annäherung nicht bemerkte. Strähnen von Bernstein und dunkelrotem Ahorn glänzten in dem dicken dunklen Zopf, der sich über ihre Schulter legte. Das dreifarbige Hexenhaar schien das Licht der untergehenden Sonne nachahmen zu wollen.

»Hallo, Dummchen«, rief Korben sie an. Der Zopf rutschte von ihrer Schulter, als ihr Kopf hochfuhr, und Korben lachte über die Wut, die auf ihrem Gesicht aufflammte, bevor sie erkannte, wer vor ihr stand.

»Ach, der kleine Krüppel.« Sie rutschte beiseite, damit er sich neben sie setzen konnte. »Du hättest dir fast eine gefangen. Pass auf, ich bin schlecht gelaunt!« Aber sie lächelte, als sie das sagte.

Korben ließ den Zuber zu Boden gleiten und streckte sich ächzend. »Schlechten Tag gehabt, Anna?«, fragte er beiläufig.

Anna zuckte mit den Schultern. »Nicht schlechter und nicht besser als andere Tage«, gab sie zurück. Sie verschränkte die Finger ineinander und zog eine Grimasse. »Schwester Birgid hat sich einen Vormittag lang damit abgeplagt, mir die drei primären Verwandlungen einzutrichern – kein Problem für mein Gedächtnis, aber wenn ich sie ausführen soll ...« Sie schnaubte. »Und gleich muss ich zur Ältesten Herrad und mir meine wöchentliche Ansprache anhören, dass ich mich nicht genügend anstrengte, und mich an die große Tradition meiner Familie erinnern lassen und dass ich ihr nicht gerade Ehre mache, obwohl ich doch sogar das Privileg genieße, eine Lehrerin für mich allein zu haben, und so weiter und so fort ...«

Korben nickte mitfühlend. Anna stammte aus einer Familie von Hexen, die allein in den letzten fünf Generationen drei der Ältesten des Weißen Ordens gestellt hatten. Anna selbst aber zeigte nur eine schwache magische Begabung, und trotz all ihrer Bemühungen kam sie mit ihren Studien einfach nicht vom Fleck. Sie hätte längst die fünfte und letzte Stufe ihres Noviziats erlangen müssen, mit der die Grundausbildung einer Hexe ihren Abschluss fand – aber stattdessen hatte sie mit Ach und Krach die zweite Stufe erreicht und schien dort bis an ihr Lebensende verharren zu wollen.

Anna lachte auf. Korben sah ihre blitzenden honigfarbenen Augen und lachte angesteckt mit, ohne den Grund für ihre Heiterkeit zu kennen. »Weißt du«, sagte sie vergnügt, »es ist schon verrückt. Du wünschst dir nichts mehr, als dass Mutter Herrad dich als Novizen aufnimmt – und ich gäbe alles darum, wenn jemand käme und sagte: ›Anna, geh nach Hause. Das hier ist doch nur Quälerei. Pack dein Bündel und geh zurück nach Sendra.««

Korben zog die Brauen zusammen. »Warum tust du das nicht einfach?«, fragte er. »Niemand wird hier festgehalten, die Ausbildung ist vollkommen freiwillig.«

Ihr Gesicht verlor jeden Schimmer eines Lächelns. Sie blickte auf ihre Hände nieder, die mit blassen, honigfarbenen Sommersprossen gesprenkelt waren.

»Ich habe keine Wahl«, antwortete sie knapp. Korben wartete auf eine Erklärung, aber Anna hatte die Lippen zusammengekniffen und sah wütend aus. Er hatte gelernt, sie in Ruhe zu lassen, wenn sie wirklich wütend war, deshalb erhob er sich, stemmte den elenden Zuber und grinste sie schief an. »Wir sehen uns.«

Seine unregelmäßigen Schritte entfernten sich auf dem abgetretenen Pflaster des Brunnenhofes. Anna blickte auf und sah dem schwächlichen jungen Mann mit einem Anflug von Mitleid nach. Mitleid oder Spott – sie wusste nicht, was seinen Stolz mehr verletzte. Nach außen hin schien er sich weder über sein verkrüppeltes Bein noch über die deformierte Schulter zu bekümmern; wenn der Spott der Jungen ihn traf, tat er ihn entweder mit einem schiefen Lächeln ab, oder er ignorierte die dummen Bemerkungen ganz einfach. Anna beneidete ihn manchmal um seine Gelassenheit – ihr fiel es schwer, ruhig zu bleiben, wenn eine der jüngeren Novizinnen sie »Dummchen« nannte. Nicht, dass das so offen geschah wie der Spott, der Korben traf. Dazu war ihre Wut zu gefürchtet. Aber das Gezischel und Geflüster hinter ihrem Rücken, gerade so laut, dass sie es hören konnte, das alberne Gekicher und die bedeutungsvollen Blicke ... Anna spürte, wie ihr Gesicht heiß wurde.

Korben dagegen hob allenfalls eine seiner schwarzen Brauen, rümpfte verächtlich die scharfe Nase und würdigte seine Peiniger keines Blickes. »Ignoriere sie«, hatte er ihr einmal geraten, als sie wieder nicht gewusst hatte, wohin mit ihrer Wut. »Wenn du sie ignorierst, hören sie eher damit auf. Aber auch wenn sie das nicht tun – es bringt dich wenigstens nicht jedes Mal so in Rage.«

Sie fand seinen Rat nicht schlecht – aber sie konnte ihm nicht folgen. Und wenn sie ehrlich war, hielt sie seine Gelassenheit nicht für echt. Dazu hatte sie zu oft den Funken in seinen schwarzen Vogelaugen gesehen, wenn einer der Jungen »Krüppel, Hinkelbein, Buckelmännchen« zu ihm gesagt hatte. Er hatte Übung darin, seine Gefühle zu verbergen, aber sie wusste, wie stolz er war, und ahnte, dass auch ihn die Schmähworte immer noch

trafen.

Anna seufzte und stand auf. Die kleine Glocke, die jeden Tag die Abendruhe einläutete, erklang vom Turm. Man ließ die Oberste Hexe nicht warten, schon gar nicht als dumme kleine Novizin.

Herrads Räumlichkeiten lagen im Ostflügel des Haupthauses und blickten auf den schönsten der Gärten hinaus, den zu betreten den Novizen verboten war. Auf dem Weg dorthin dachte Anna über das nach, was sie Korben von ihrem wöchentlichen Termin mit der Ältesten erzählt hatte. Sie hatte ihm diese Gespräche als Standpauken dargestellt und fragte sich jetzt, warum sie das getan hatte. Weil sie trotz allem einen solchen Nachgeschmack bei ihr hinterließen, obwohl die Älteste in Wirklichkeit immer sehr sanft und verständnisvoll zu ihr sprach?

Anna schüttelte den Kopf und schalt sich ein dummes Ding. Wahrscheinlich hatte sie Korben nur ein wenig Aufmunterung dadurch geben wollen, dass sie ihren eigenen Stand im Gefüge des Ordens noch ein wenig schlechter darstellte, als er ohnehin schon war.

Sie bog von einem der äußeren Gänge in den inneren Bereich des Ostflügels ein. Zu Anfang hatte sie sich ständig verlaufen, aber inzwischen war die verzwickte Geographie dieses alten, verwinkelten Gebäudekomplexes ihr so vertraut wie ihr eigenes Zuhause.

Der innere Bereich war den ausgebildeten Hexen vorbehalten, Novizen betraten ihn nur auf Aufforderung. Anna genoss das Gefühl der weichen Stoffteppiche unter ihren Füßen, die hell auf dem dunklen Steinboden lagen und den Klang ihrer Schritte dämpften. Sanft schimmernde Kugeln aus magischem Licht erhellten den fensterlosen Gang und vertrieben alle Schatten.

Anna bog um die nächste Ecke und war an ihrem Ziel angelangt. Sie klopfte an eine schwere geschnitzte Tür, die im selben Augenblick vor ihr aufschwang.

Sie kannte nur den vorderen Raum der privaten Gemächer Herrads. Hier stand ein kleiner Schreibtisch, und am Fenster wartete der bequem aussehende Lehnstuhl mit den abgewetzten Polstern und verschlissenen Lehnen, der schon Generationen von Obersten Hexen treue Dienste geleistet zu haben schien, so alt und geradezu gebeugt sah er aus. Im Winter stand er vor dem Kamin, aber in der schönen, warmen Jahreszeit genoss Mutter Herrad wohl lieber den Ausblick ins Grüne und die kühlende Brise, die vom Garten her durch die geöffneten Fensterflügel strich.

»Anadia, meine Liebe, ich bin gleich für dich da«, empfing die Oberste Hexe sie mit sanfter Stimme und wies auf einen Stuhl mit gerader Lehne, der neben dem Kamin stand. Anna knickte und ließ sich steif darauf nieder. Mutter Herrad saß an ihrem kleinen Schreibtisch und blätterte noch ein Weilchen mit gerunzelter Stirn in den Papieren herum, ehe sie sie mit einem Seufzer beiseite schob und sich Anna zuwandte.

Die Oberste Hexe des Weißen Ordens war keine groß gewachsene Frau. Sie hatte die helle Haut und das zähe Aussehen einer Frau aus dem Norden des Reiches – Wittbarre oder der nördliche Teil von Belem. Ihr graublondes Haar war zu einem strengen Knoten geschlungen, aus dem nicht ein einzelnes Härchen den Vorwitz aufbrachte zu entkommen.

Anna wich dem Blick der farblosen Augen nicht aus, sie erwiderte ihn fest und ohne zu lächeln. Mutter Herrad seufzte wieder und schüttelte leicht den Kopf.

»Immer noch voller Trotz?«, fragte sie. »Kind, ich weiß, wie wenig du dich hier wohl fühlst. Aber meinst du nicht selbst, es sei endlich einmal an der Zeit, dich darein zu schicken, dass hier dein Zuhause ist? Du bist eine talentierte junge Frau, auch wenn du das nicht glauben magst – deine Fähigkeiten sind nur beeinträchtigt von dieser bösen Bürde, diesem Fluch, den deine Großmutter dir einst auferlegte.«

Sie pausierte, wartete auf Annas Entgegnung. Die junge Frau aber schwieg hartnäckig und unglücklich.

Mit einer ungeduldigen Geste erhob sich die Hexe und trat hinter dem Schreibtisch hervor. »Wir werden dich eines Tages davon erlösen können«, sagte sie. »Du weißt, dass die besten Köpfe dieses Ordens hart daran arbeiten, diese fatale Bindung zu lösen. Aber bis dahin solltest du das tun, wozu du hier bist: lernen. Dich weiterentwickeln. Stärker und weiser werden. Du weißt, wie stolz deine Mutter auf dich ist ...«

Sie unterbrach sich, weil Anna einen leisen Laut ausstieß und widerwillig den Kopf abwandte. Mit zwei Schritten war sie an ihrer Seite und nahm Annas rundliche Hand zwischen ihre kühlen, mageren Hände.

»Kind«, sagte sie eindringlich und zwang Anna, sie anzusehen. »Kind, deine Mutter ist sogar sehr stolz auf dich – nicht wegen deiner Leistungen im Noviziat. Nein, falsch, auch deswegen. Aber hauptsächlich doch, weil du so stark bist und deine Bürde so tapfer und klaglos trägst. Nun, seien wir ehrlich, beinahe klaglos«, setzte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu.

Anna benetzte die Lippen. »Warum darf Korben kein Novize sein?«, fragte sie.

Herrad blinzelte, überrumpelt von dem abrupten Themenwechsel. Anna schaffte es selten, die Oberste Hexe aus der Ruhe zu bringen – aber heute war es ihr gelungen. Sie achtete darauf, kein Zeichen ihres Triumphes offen zu zeigen.

»Korben«, sagte die Älteste verdutzt. »Der Kr... – der Lehrjunge des Heilers? Nun, Kind, er ist noch nicht reif für das Noviziat. Zu sprunghaft, zu wenig zuverlässig in seinem Bemühen. Ehrgeizig, ja, ehrgeizig ist er sicherlich. Aber das reicht nicht aus, und ob er das Zeug zu einem Mitglied unseres Ordens hat ...« Sie unterbrach sich und räusperte sich unwillig. »Wir reden hier nicht über Korben«, sagte sie streng. »Lenk nicht ab, junge Dame!«

Die Oberste Hexe zog sich wieder hinter ihren Schreibtisch zurück und strich glättend über die Ärmel ihrer weißen Robe. Anna sah mit Unbehagen auf die kostbare Nachbildung des Herzens der Welt, das mit kaltem Feuer auf ihrer Brust funkelte. Der Anblick bereitete ihr jedes Mal eine Gänsehaut, und sie konnte sich nicht erklären, woran das lag.

Herrads Stimme riss sie unsanft aus ihren Grübeleien. »Deine Lehrerin ist recht zufrieden mit deinen Fortschritten.« Die Hexe blätterte wieder in den Papieren auf ihrem Tisch, schien in Gedanken anderswo zu sein. »Ich denke, du solltest noch einen anderen Stoff dazu nehmen, damit du keine Zeit hast, Trübsal zu blasen. Was würde dir liegen?«

Anna runzelte kurz die Stirn. Ihr rundes Gesicht entspannte sich und zeigte erstmals in diesem Gespräch eine nachdenkliche, ernstlich interessierte Miene, was Herrad mit Wohlgefallen gewahrte.

»Ich weiß nicht«, begann die junge Frau zögernd, »ich würde gern etwas lernen, was weniger mit Magie zu tun hat. Etwas – Brauchbares, Praktisches.« Sie kniff leicht die

Augen zusammen. »Was der Heiler lehrt ...«, fuhr sie fort.

Herrad verzog den Mund, als hätte sie in etwas Bitteres gebissen. »Entspringt deine Neigung möglicherweise dem Wunsch, deine Bekanntschaft mit dem Lehrling des Heilers zu vertiefen?«, fragte sie säuerlich.

Anna sah sie mit großen, ernsthaften Augen an. »Aber nein«, versicherte sie mit Überzeugung. »Ich würde mich wirklich gern mit der Heilkunst beschäftigen. All die Kräuter und nützlichen Pflanzen, und wie man Krankheiten begegnet und Verletzungen kuriert ... das interessiert mich sehr! Und es braucht nicht unbedingt magische Befähigung«, setzte sie leise hinzu.

Der misstrauische Blick wich bei diesen Worten langsam aus Herrads Augen, und Anna sah sie noch dazu mit so entwaffnender Ehrlichkeit an, dass die Oberste Hexe nachgab.

»Nun gut. Ich werde Meister Wilber deinen Wunsch mitteilen. Er soll dich eine Zeit lang unterrichten, und dann sehen wir, ob deine Wissbegier auch Bestand hat oder nur eine Luftblase ist.« Sie nickte kurz und abschließend, und Anna erhob sich, knickte wieder und verließ mit einem erleichterten Aufatmen den Raum.

Meister Wilber zeigte sich wenig begeistert, als Anna zum ersten Mal als seine neue Schülerin vor ihm stand. Er musterte sie vom Kopf bis zu den Füßen und fuhr sich mit ratloser Miene durch das lockige graue Haar. »Das ist natürlich sehr schön, dass du bei mir lernen willst, Anna«, hob er zögernd an. »Aber ich weiß so schon nicht, wo mir der Kopf steht. Weißt du, ich habe bereits einen Lehrling.«

Er wies mit einer halb wütenden, halb resignierten Geste auf den riesigen, mit Büchern, Papier, Gerätschaften und getrockneten Heilkräuterbündeln beladenen Tisch. »Sieh dir das Durcheinander an. Der verdammte Bengel kommt, wie es ihm passt. Vielleicht kommt er auch gar nicht, und dabei sollte er doch heute hier gründlich aufräumen.«

Er fegte einige bekritzelte Blätter von einem Stuhl und ließ sich schwer darauf sinken, ehe er in seinem Lamento fortfuhr. »Ich kann keine Privatschülerin brauchen, ich habe genug damit am Hals, die Novizenklasse zu unterrichten, diesen Bengel festzuhalten, damit er mir nicht ständig während seiner Ausbildung davonläuft und ganz nebenbei«, er funkelte Anna aufgebracht an, »ganz nebenbei noch dafür zu sorgen, dass in der Krankenstube nicht alles drunter und drüber geht. Also sag mir – was soll ich mit dir anfangen?«

Er sah sie beinahe flehend an. Anna lächelte, denn sie mochte den zerknitterten alten Mann gut leiden. So fahrig und hilflos er im Kampf mit den Dingen des Alltags auch wirkte, so stark und sicher zeigte er sich, wenn es darum ging, Kranke und Leidende zu beruhigen und ihnen Kraft zu geben.

»Ich werde dir nicht zur Last zu fallen, Meister Wilber«, sagte sie fest. »Ich habe auch keine Angst, mir die Finger schmutzig zu machen. Ich möchte von dir lernen, und dafür, dass du mich lehrst, würde ich dir gern helfen, hier alles in Ordnung zu halten.«

Meister Wilber erwiderte erleichtert ihr Lächeln. »Das hört sich wie ein gutes Geschäft für mich an«, scherzte er. »Darf ich dich denn bitten, heute schon hier anzupacken? Der Junge hat mich im Stich gelassen, und ich finde nichts mehr wieder. Wenn du ein wenig Ordnung in das Durcheinander bringen könntest, wäre ich dir sehr dankbar.«

Er erhob sich und nahm einen Korb mit getrockneten Pflanzenteilen von einem

überfüllten Regalbrett. »Ich muss nämlich jetzt in die Krankenstube. Aber heute Abend werde ich ganz sicher Zeit für dich haben.«

Anna schloss die Tür hinter ihm und wandte sich dann mit einem lauten Seufzen dem überladenen Tisch zu, der fast den gesamten freien Platz in dem voll gestopften Raum einnahm. »Schönen Dank auch, Korben«, murmelte sie und zog mit spitzen Fingern ein verschrumpeltes, graubraun grünliches Etwas zwischen zwei Büchern hervor. Sie musterte das undefinierbare Etwas misstrauisch, verkniff sich, daran zu riechen, und warf es angewidert in einen Eimer, der bereits mit ähnlichen Dingen gefüllt neben dem Fenster stand.

Der halbe Vormittag war verstrichen, und die Sonne strahlte warm durch das weit geöffnete Fenster. Anna wischte sich mit dem mittlerweile schmutzig grauen Ärmel ihres hellen Kittels eine kitzelnde Haarsträhne aus dem Gesicht und wusch den Lappen vehement in einem Eimer mit schmutzigem Wasser aus. Dann warf sie ihn in den Eimer zurück, dass es spritzte, und versuchte zum wiederholten Male, die bis zum Ellbogen nassen Ärmel ihres sonst so praktischen Kleidungsstücks so hoch zu krempeln, dass sie ihr nicht ständig ins Wischwasser stippten. Aber es dauerte wie immer nur ein, zwei Armbewegungen, bis die schweren nassen Säume erneut um ihre Handgelenke klatschten.

Anna zerbiss einen Fluch zwischen den Zähnen und hob einen Stapel Bücher vom Boden auf. Um ihre weite Hose war es nur wenig besser bestellt: sie hatte nasse und schmutzige Knie, und auch ihre Sitzfläche war nicht mehr ganz so trocken, wie es für ein allgemeines Wohlbefinden angenehm gewesen wäre. Anna hatte im Eifer des Gefechts nicht daran gedacht, dass sie den Wischlappen auf einem Hocker abgelegt hatte, um beide Hände für einen der vielen Bücherstapel frei zu bekommen, die sich inzwischen auch rund um den Tisch auf dem Boden türmten.

Durch Schaden klug geworden, inspizierte sie dieses Mal vorher den Stuhl, auf den sie sich dann mit einem lauten Stöhnen fallen ließ. Der Tisch war sauber, das lose Papier in ordentliche Stapel gehäuft, die Tiegel, Löffel, Becher, Mörser, Messer und anderen Gerätschaften je nach Sauberkeitsgrad in die Regale geräumt oder in den Abwaschzuber gewandert, und auf dem Tisch lagen nur mehr kleine Häufchen von getrockneten oder frischen Pflanzen, Schalen mit pulverisiertem Material und andere Dinge, deren Aufbewahrungsort sie nicht hatte bestimmen können.

Sie trocknete ihre nassen Hände am Kittel ab und griff neugierig nach dem dünnen Buch, das auf dem Bücherstapel neben ihr lag. Die Sprache, in der das Bändchen verfasst war, war ihr nicht bekannt, und die Abbildungen schienen Stängel, Blätter, farblose Blüten und Wurzeln ein und derselben Pflanze in tausend Varianten, Blickwinkeln und Grüntönen zu wiederholen.

Anna blätterte ein wenig ratlos in dem Büchlein und wollte nach einem anderen greifen, das weniger eintönig schien (sein Titel versprach ein »Verzeychnis wohl sämmtlicher Wohltäter des Magens und Gedärms«), als die Tür aufschwang und Korben hereinplatzte.

»Uff«, stöhnte er und blieb wie angewurzelt stehen, als er den Anblick des sauberen Tisches und der nassen, zerzausten und nicht mehr ganz so sauberen Novizin in sich aufnahm, die ihn nicht allzu freundlich anstarrte.

»Das ... was machst du denn hier?«, fragte er dümmlich und schloss die Tür hinter sich.

»Deine Arbeit«, erwiderte sie bissig und stand auf. »Meister Wilber war ganz schön wütend auf dich, glaube ich«, setzte sie hinzu und versuchte, ihre nassen Ärmel über dem Eimer auszudrücken. »Wo warst du?«

Korben bückte sich nach dem überquellenden Abfalleimer. »In der Unterstadt«, erwiderte er mit einer vagen Handbewegung zum Fenster.

»Und was hast du da gemacht?«, fragte Anna weiter.

Korben zog die Brauen zusammen und funkelte Anna über seine scharfe Nase hinweg warnend an. »Warum kümmerst dich das?«, fragte er ruhig zurück.

Anna hob beide Hände. »Ich wollte dir nicht zu nahe treten«, sagte sie spitz. »Wenn es dein Geheimnis ist, kannst du es gern für dich behalten. Ich dachte nur, du brauchst gleich eine gute Entschuldigung.«

Korben grinste. »Was treibst du hier eigentlich? Solltest du dich nicht gerade von deiner Lehrerin quälen lassen?«

Anna musste wider Willen lachen. »Ich dachte, ich drücke mich auf angenehme Art davor. Mit dem hier habe ich nicht gerechnet!« Sie umfasste den unordentlichen Raum mit einer weit ausholenden Armbewegung, die den nassen Ärmel um ihr Handgelenk schlagen ließ.

Korben nickte verständnisvoll. »Im Garten irgendwo an einem schattigen Plätzchen hocken, ab und zu ein Kräutchen auszupfen und den weisen Worten unseres Heilers lauschen, während man unauffällig ein Schläfchen versucht, hm? Kannst du dir aus dem Kopf schlagen. Ich habe im letzten Jahr fast ausschließlich gewischt, geputzt, geräumt und Bücher getragen und alles nur Denkbare im Mörser zu Staub zermahlen.« Er verdrehte die Augen. »Und abends dann Pflanzen auswendig gelernt, die ich wohl nie, nie, nie in meinem Leben in einer anderen Umgebung zu Gesicht bekommen werde als zwischen zwei Buchdeckeln ...«

Anna klopfte ihm auf den Rücken und verschluckte sich selbst beinahe an ihrem Lachen. »Gut, ich verstehe deine Ausflüge in die Stadt«, ächzte sie. »Aber dennoch«, sie wurde ernst, »verärgere den Heiler nicht so sehr. Wenn er sich am Ende weigert, dich weiter auszubilden ...«

»Ich will gar kein Heiler werden«, stieß der junge Mann heftig hervor. »Ich habe weder Talent dazu, noch interessiert es mich. Ich weiß, dass ich ein guter Hexer wäre, wenn die mich nur zur Ausbildung zuließen! Aber ich werde mein Ziel erreichen, und wenn der Weiße Orden mich nicht will, dann ...«

Er zügelte seinen Ausbruch und zwang sich zu einem Lächeln. »Danke, dass du diese Arbeit für mich übernommen hast«, sagte er herzlich. »Du hast was gut bei mir.«

Anna nickte und sah ihn nachdenklich an. Korben nahm den Abfalleimer und deutete zur Tür. »Komm und lass dir eins der bestgehüteten und anrühigsten Geheimnisse des Ordens zeigen – den Komposthaufen.«

Im Lauf der nächsten Wochen stellte Anna fest, dass Korbens Schilderung seiner Lehrzeit bei Meister Wilber durchaus einen wahren Kern enthalten hatte, aber die Wirklichkeit doch weniger trübe aussah, als seine Worte hatten erwarten lassen.

Sie verbrachte zwar einen guten Teil ihrer Zeit damit, Ordnung in den Arbeitsraum des

Heilers zu bringen, aber nachdem das erst einmal gründlich geschehen war, nahm der tägliche Anteil an »Strafarbeit«, wie Korben es hartnäckig nannte, nicht mehr übermäßig viel Zeit in Anspruch. Meister Wilber zeigte sich deutlich erfreut über diese Entwicklung, und weil er sich nun nicht mehr so oft über die Nachlässigkeit seines Lehrlingen ärgern musste, schien er sogar großes Vergnügen daran zu finden, die beiden Schüler in seinem Fach zu unterrichten.

Als sie zum ersten Mal im äußeren Garten im Schatten eines riesigen Holunderbusches saßen und den begeisterten Ausführungen Meister Wilbers zu dieser wundervollen Pflanze lauschen durften, blinzelte Anna Korben viel sagend zu. Er grinste und deutete langsam zufallende Augenlider an – aber sie bemerkte, dass er dem Vortrag des Heilers ebenso aufmerksam lauschte wie sie.

Dass Korben keinerlei Neigung und auch wenig Befähigung zum Beruf des Heilers zu besitzen schien, ließ sich allerdings nicht übersehen. Seine Wissbegierde erwachte hingegen immer dann, wenn es darum ging, Tränke, Essenzen und Kräutermischungen zu bereiten, Pillen zu drehen und was der apothekerischen Tätigkeiten mehr war. Bei diesen Aufgaben ging er mit Feuereifer ans Werk, wohlwollend beäugt von Meister Wilber, der sichtlich erfreut war, seinen Lehrling endlich einmal mit dem Herzen bei der Sache zu sehen. Ein Streitpunkt dabei betraf allerdings immer wieder das heikle Thema der giftigen und berauschenden Substanzen. Korben legte, was dies anging, eine hartnäckige Neugier an den Tag, und Meister Wilber erwies sich als ebenso dickköpfig in seiner Weigerung, seine Schüler darin zu unterrichten. Das sei älteren, weiseren Adepten vorbehalten und kein Thema für Jungspunde, die kaum die Kamille von der Brennenden Nessel zu unterscheiden wüssten. Ein weniger sanftmütiger Mann hätte an dieser Stelle sicher ein abschließendes »Basta« hinzugesetzt – aber Meister Wilber war für Machtworte kaum geeignet. Und deshalb kam Korben auch mit aufreizender Regelmäßigkeit immer wieder auf dieses Thema zu sprechen.

Anna hielt sich bei diesen recht einseitig geführten Disputen beiseite und amüsierte sich über die beiden Männer, über Korbens eifriges blasses Gesicht und seine eindringlich gestikulierenden Hände und über Meister Wilbers sanfte, aber dennoch standhafte Abwehr, mit der er seinen zudringlichen Lehrling immer wieder in die Schranken zu weisen wusste.

Eines Abends saßen Anna und Korben einträchtig nebeneinander auf der niedrigen Mauer neben dem Torhaus. Einige Zeit zuvor hatte unter lauten Hufgeklapper der Hochmeister des Ritterordens vom Herzen der Welt mit seiner imposanten Eskorte den Torbogen durchquert, und sie hatten fasziniert und auch ein wenig belustigt zugesehen, wie die allesamt hoch gewachsenen, breitschultrigen und kampferprobten Ritter abgesessen, ihre Pferde den herbeilaufenden Stallknechten übergeben und dann sporenklirrend und unter Schwertergerassel das Hauptgebäude betreten hatten.

Danach hatten sie bis zum nächsten Läuten auf dem Mäuerchen gesessen und sich über dieses und jenes unterhalten, ein wenig unschlüssig, was sie an diesem Abend noch beginnen wollten.

Korben blickte gedankenverloren über den Hof. In seiner kauernenden Stellung mit den hochgezogenen Beinen und dem schmalen, langen Gesicht, der scharfen Nase und den

schwarzen Vogelaugen glich er mehr denn je einem Rabenvogel. Anna musste unwillkürlich lachen. »Krah«, machte sie.

Korben sah sie verdutzt an. Anna verschluckte sich und begann zu husten. »Salbei«, riet Korben fachmännisch, während er ihr auf den Rücken klopfte. »Nein, Thymian. Oder sollten wir die Beeren des wohltätigen Holunders als heißen Saft in Betracht ziehen?« Er kicherte.

»Du müsstest eigentlich bei dem Apotheker unten am Altmarkt in die Lehre gehen«, sagte Anna.

Korben runzelte die Stirn. »Ich will weder als Kräudener noch als Heiler mein Leben fristen«, erwiderte er harsch. »Ich ...«

»... will ein Hexer werden und damit basta!« beendete Anna seinen Satz. Sie knuffte ihn in die Seite. »Das schaffst du auch«, sagte sie. »Du hast im kleinen Fingernagel mehr magisches Talent als ich in meinem ganzen dummen Kopf!«

Korben packte sie am Arm und schüttelte sie leicht. »Sag so etwas nicht von dir!«, knurrte er. »Es mag sein, dass dein Talent sich nicht recht zeigen will, aber du bist nicht dumm – und das weißt du auch selbst. Dumm sind die, die dich so nennen, diese ... diese albernsten Novizenküken!«

Anna zuckte scheinbar gleichgültig mit den Schultern, aber sie trug ein Lächeln auf ihrem Gesicht, und ihre honigfarbenen Augen strahlten ihn warm an. »Komm«, sagte sie und sprang von dem Mäuerchen hinab. »Lass uns etwas unternehmen. Ich habe keine Lust mehr, hier herumzuhocken. Machen wir einen Ausflug in die Unterstadt.«

Der junge Mann schaute verblüfft und gleichzeitig erfreut drein. »Meinst du, du schaffst das heute?«, fragte er vorsichtig. Er erinnerte sich noch zu gut an den letzten Ausflug, den sie hatten unternehmen wollen. Sie hatten den steilen Weg zur Unterstadt hinab kaum zur Hälfte bewältigt, da hatte Anna blass und um Atem ringend um eine Umkehr gebeten, und Korben hatte sie voll Sorge gleich bei Meister Wilber in der Krankenstube abgeliefert.

Am nächsten Tag war sie munter und wohlauf wieder zum Unterricht erschienen und hatte auf seine besorgte Frage nach dem Grund ihres Schwächeanfalls nur sehr ausweichend geantwortet. Auch Meister Wilber hatte sich darüber ausgeschwiegen, und Korben war denn auch nicht weiter in die beiden gedrungen, da sie so bedacht darauf gewesen waren, das Thema zu meiden. Aber seitdem hatte er Anna schärfer beobachtet und feststellen müssen, dass es immer wieder Tage gab, an denen sie blasser als gewöhnlich und offenbar von geschwächter Gesundheit zu sein schien. Darauf aber folgten wieder solche Tage wie heute, da sprühte sie vor Energie, da schien ihr Haar Feuerblitze auszusenden, und ihre Augen funkelten heller als sonst.

»Klar, heute schaffe ich alles«, erwiderte Anna übermütig und zog ihn auf die Beine. »Los, zeig mir endlich, wo du dich immer herumtreibst, wie Meister Wilber es nennt!«

Korben protestierte leise, hinkte aber grinsend hinter ihr her. Der Torwächter nickte ihnen zu, als sie das Häuschen passierten und voller Tatendrang hinaus auf die staubige Gasse traten. Bis zum Abendessen war noch Zeit, und die wollten sie nun weidlich nutzen.

~ 2 ~

Die Oberste Hexe war Hochmeister Rafiels Wunsch nachgekommen, ihn eine ausreichende Zeit vor dem anberaumten Ratstreffen zu empfangen, da er etwas mit ihr zu besprechen habe. Nachdem die Schwester, die ihn zu Herrads Räumen geleitet hatte, mit einem achtungsvollen Knicks die Tür hinter sich geschlossen und ihre Schritte sich entfernt hatten, bot Herrad dem groß gewachsenen Ritter mit einer Handbewegung den bequemsten Sessel an, reichte ihm einen Becher mit gekühltem Wein und faltete dann die Hände unterm Kinn.

»Stillt meine Neugier, Hochmeister«, sagte sie. »Was gibt es zwischen uns zu besprechen, das die anderen Ratsmitglieder nicht hören sollen?«

Rafiel leerte bedächtig seinen Becher und rollte ihn zwischen den Handflächen. Schließlich stellte er ihn auf dem Tischchen neben sich ab, streckte die langen, in staubigen Stiefeln steckenden Beine auf dem hellen Wollteppich aus und richtete seine verwaschen blauen Augen auf die geduldig abwartende Oberste Hexe.

»Es ist nichts, was ich genau benennen könnte«, begann er mit einem für ihn unüblichen Zögern in der Stimme. Herrad musterte den Ritter neugierig. Hochmeister Rafiel war eher ein Soldat als ein Gelehrter. Der Ritterorden vom Herzen der Welt stellte die Leibgarde des Hierarchen, seine Mitglieder waren geschätzte Lehrer und Ausbilder an den Höfen der Tetrarchen und minderer Adliger. Im Falle von Grenzstreitigkeiten oder gar eines kriegerischen Konfliktes bildeten die Angehörigen dieses Ordens das Herzstück der Streitmacht der Hierarchie. Das hieß nun keineswegs, dass der Orden sich ausschließlich mit Waffenkünsten und kriegerischen Themen beschäftigte. Der Amtsvorgänger Rafiels war ein gelehrter und belesener Mann mit breit gefächerten Interessen gewesen und hatte viel dazu beigetragen, dass alte Schriften aus der Zeit vor dem Abfall der verlorenen Provinz aufgefunden, entziffert und gedeutet werden konnten.

»Was bedrückt Euch, Hochmeister?«, fragte Herrad, als Rafiel nicht fortfuhr. Sie bemühte sich darum, ihre Ungeduld nicht hörbar werden zu lassen, denn sie wusste aus ihren früheren Begegnungen, dass der alte Haudegen sich nicht gern drängen ließ.

»Ach, es ist ein Unbehagen, das ich verspüre«, verkündete Rafiel schließlich mit einem zornigen Auflachen. »Euer Orden und der meine haben so lange mit vereinten Kräften nach dem verschollenen Herzen gesucht«, er griff unwillkürlich nach dem Schmuckstück auf seiner Brust, das dem der Obersten Hexe wie ein Zwilling glich. Herrads Hand zuckte, aber sie beherrschte ihre Regung, es ihm gleichzutun, und legte ihre Hände entspannt in den Schoß.

»Dann wurde es wieder gefunden – durch Eure verehrte Vorgängerin im Amt«, er deutete im Sitzen eine leichte Verbeugung an, die Herrad mit einem Neigen ihres Kopfes beantwortete, »und verschwand für kurze Frist erneut – um endlich mit seiner dunklen Schwester gemeinsam der Obhut eines Kindes anvertraut zu werden, das diese Last zu tragen nicht im Mindesten in der Lage ist.«

Er hatte sich regelrecht in Rage geredet und pausierte nun ein wenig verlegen, griff nach seinem Becher, fand ihn leer und stellte ihn mit einem Ruck wieder ab. Herrad

lächelte milde und füllte seinen Becher aus dem irdenen Krug, der zwischen ihnen auf dem Tisch stand, wieder auf.

»Das sind, vergebt mir, altbekannte Tatsachen, Hochmeister«, sagte sie, während er erneut nach dem Becher griff. »Kein Grund, meine ich, auf ein geheimes Treffen mit mir zu drängen.«

Rafiel rang sich ein Zwinkern ab. »Ach, geheim, geheim! – Ihr wisst doch, dass ich diesen verdammten grauen Bastarden nicht über den Weg traue!« Herrads Augenbrauen schossen in die Höhe, und er hob entschuldigend die Hand. »Alte Freundin, ich weiß, dass Ihr insgeheim meine Meinung teilt«, fügte er etwas weniger heftig hinzu.

Herrad äußerte sich nicht dazu, sondern wartete geduldig darauf, dass er endlich zum entscheidenden Punkt käme.

Der Hochmeister wischte einen Spritzer Wein von seiner nachtblauen Reithose und trocknete seine Finger dann gedankenlos an dem weißen Umhang, den er beim Eintreten über die Sessellehne geworfen hatte. »Ihr könnt Euch vorstellen, dass die Pattsituation im Rat mich geradezu rasend macht«, fuhr er endlich fort. »Seit dieser hinterhältige Erzmagus es geschafft hat, dem Hierarchen seinen Günstling als Hofmagier unterzuschieben ...«

»Bitte, Rafiel«, unterbrach Herrad ihn ungeduldig. »Es nützt doch nichts, über feststehende Tatsachen zu lamentieren. Erzmagus Rumold ist ein alter Starrkopf, und Magister Fulke interessiert sich zurzeit noch hauptsächlich dafür, seine frische Stellung bei Hofe zu festigen. Aber Ihr müsst zugeben, dass auch der Weiße Orden die Gelegenheiten immer gut genutzt hat, in denen er das Ohr des Hierarchen hatte.«

Rafiel schmunzelte und entspannte sich ein wenig. »Gut, da mögt Ihr Recht haben«, stimmte er versöhnlich zu. »Aber dennoch, liebe Freundin – die Zeiten sind bedenklich, und die Gefährdung, die für uns alle von diesen unkontrollierten und offensichtlich auch unkontrollierbaren Gewalten ausgeht, die diese magischen Kleinodien beinhalten ...« Er beendete seinen Satz nicht, sondern sah Herrad mit emporgezogenen Brauen fragend an.

»Sicher«, erwiderte sie ungeduldig. »Auch das ist nichts Neues. Der Erzmagus besteht seit dem letzten Winter verstärkt darauf, die Herzen in seine Obhut zu nehmen, damit der Graue Orden seine Kräfte an ihnen messen kann. Jetzt, da Magister Fulke sich für die Interessen des Ordens an höchster Stelle einsetzen kann ...«

»... und wird!«, warf Rafiel grimmig ein.

»... und das auch sicherlich tun wird«, bestätigte Herrad, »werden wir es umso schwerer haben, das zu verhindern.«

Sie seufzte. »Ich werde Erzmagus Rumold heute wohl oder übel den Kompromiss anbieten müssen, einige seiner Ordensbrüder hier bei uns mit den Herzen arbeiten zu lassen.«

Hochmeister Rafiel fuhr auf. Sein kurz geschorenes, silbrig blondes Haar schien sich zu sträuben. »Herrad, beste Freundin!«, sagte er beschwörend. »Das halte ich für äußerst unklug! Wir wissen nicht genug darüber, was alles geschehen kann, wenn man allzu leichtsinnig mit diesen Mächten umspringt!«

Die Oberste Hexe seufzte und erhob sich, um ans Fenster zu treten. »Aber wir haben nicht die geringsten Fortschritte zu verzeichnen, Rafiel. Schon seit Jahren sind wir der

Lösung des Rätsels keinen Schritt näher gekommen. Aber die Herzen sind da, sie sind eine Gefahr, und sie wecken in mancher magiebegabten und nicht allzu gefestigten Seele das starke Verlangen, sich ihre Macht zunutze zu machen. Warum, glaubt Ihr, hielten wir sie sonst so gut bewacht unter Verschluss?«

Rafiel nickte und brummte zustimmend. Herrad fröstelte trotz der warmen Luft, die durch das geöffnete Fenster drang, und hüllte sich enger in ihr Schultertuch.

»Aber diese Bedrohung erscheint mir gering, wenn ich sehe, was die reine Existenz dieser magischen Kleinodien bedeutet. Sie gefährden auf nach wie vor ungeklärte Art die Basis aller Magie in ihrem Umkreis – und ich befürchte, dass es damit noch lange nicht sein Bewenden hat.«

Herrad wandte sich entschlossen um. »Genug gejammert, mein Freund«, sagte sie energisch. »Warum wolltet Ihr mich sprechen? Bis hierher hätten wir uns unseren Atem sparen können.«

Rafiel nickte müde und rieb sich mit seiner großen, narbigen Hand über das wettergegerbte Gesicht. »Ich wollte mit Euch darüber reden, ob wir eine Umstrukturierung des Magischen Rates beantragen sollen«, eröffnete er. »Die Grennach-Älteste weigert sich jetzt schon seit Jahren, an den Sitzungen teilzunehmen. Die Pattsituation, der sich der Rat seit der Ernennung Fulkes zum Hofmagus gegenüber sieht, macht uns völlig entscheidungs- und handlungsunfähig – und ich befürchte, dass sich das nicht ändern wird. Wenn wir uns in dieser Zeit der Gefahr etwas nicht leisten können, so ist es ein handlungsunfähiger Magischer Rat!«

Herrad spielte unruhig mit dem Schmuckstück auf ihrer Brust. Die klaren Steine blitzten im Licht der Sonne und warfen funkelnde Regenbogenreflexe auf ihre Hand. »Ich stimme Euch im Grundsatz zu, Hochmeister«, sagte sie förmlich. »Aber wie stellt Ihr Euch eine solche Umstrukturierung vor? Wir können schließlich niemanden aus dem Rat ausschließen.«

»Aber jemanden hinzunehmen«, erwiderte Rafiel schlau.

Herrad starrte ihn an. Eine Weile lang herrschte Schweigen, in der nur das süße Zwitschern und Trillern der Vögel im Garten zu hören war.

»Ich habe in den Dokumenten der Gründungszeit nachgesehen«, fuhr Rafiel endlich fort, als Herrad sich nicht äußerte. »Die Regelungen erlauben eine Erweiterung des Rates in Fällen erwiesener Notwendigkeit. Wenn wir beide uns dafür verwenden, können die Grauen dem nichts entgegensetzen.«

Herrad atmete hörbar aus. »Alter Fuchs«, sagte sie nicht ohne Bewunderung. »Das wäre ein wahrhaft gerissener Schachzug. Aber wer käme für diese ›notwendige Erweiterung‹ in Frage?«

Rafiel hob die Schultern. »Da hoffte ich auf Euren scharfen Verstand«, gab er zu. »Es darf niemand sein, der unserer Sache allzu offensichtlich nahe steht, weil die Grauen sonst gewiss ihr Veto einlegen würden.« Er runzelte die Stirn.

Herrad nickte und verzog das Gesicht. »Das dürfte schwierig werden«, murmelte sie. »Wir sollten darüber noch einmal in Ruhe reden. Wenn wir hier einen Fehler machen, könnte sich diese ausgezeichnete Idee gegen uns wenden. Lasst uns nach der Ratssitzung ein wenig darüber nachdenken und einen gescheiten Plan ersinnen. Aber jetzt

ist es an der Zeit, den Rat zu eröffnen.«

Rafiel neigte zustimmend den Kopf und erhob sich. Er griff nach seinem Mantel, legte ihn über den Arm und glättete seine Falten. »Sollten wir nicht, um weitere Gefahren abzuwenden, die Kleinodien endlich unter den Schutz meiner Ritter stellen?«, fragte er unvermittelt.

Herrad, bereits an der Tür, wandte den Kopf und sah ihn groß an. »Darüber haben wir schon mehrfach geredet«, erwiderte sie gereizt. »Das geht nicht, Rafiel. Ich möchte Anadia nicht aus meiner Obhut geben. Und außerdem – wo und wie sollte das Mädchen in Eurer Ordensburg einen Platz zum Leben finden? Wer sollte sich dort um sie kümmern, sie unterrichten?«

Der Hochmeister mied ihren Blick. »Ich habe nicht von dem Mädchen gesprochen«, sagte er hart. »Ich sprach von den Herzen. Sie sind hier einfach nicht sicher. Es wäre ohnehin wahrscheinlich das Beste, sie in ein mächtiges magisches Siegel einzuschließen und irgendwo in den Tiefen des Meeres zu versenken.«

»Hochmeister Rafiel!« Die Oberste Hexe hob eine Hand wie zum Schlag. »Ich halte es wahrhaft für das Beste, Eure letzten Sätze nicht zur Kenntnis zu nehmen. Sie sprechen nicht für Euren klaren Verstand, sondern für Eure hasenherzige Furcht!«

Die beiden funkelten sich aufgebracht an. »Wir reden später noch darüber«, erwiderte Rafiel schließlich gepresst und mit grimmiger Miene. »Ihr seid, was das Mädchen angeht, für meinen Geschmack ein wenig zu gefühlsbetont gestimmt. Es geht um Höheres als ein einzelnes Menschenleben!«

Herrad zog mit einem Laut der Empörung die Luft ein und öffnete die Tür. In verstimmtem Schweigen schritten die beiden den Gang hinunter und stiegen die Treppe zu den unterirdisch gelegenen Gewölben hinab.

Die regelmäßig drei- oder viermal im Jahr anberaumten Treffen des Magischen Rates hatten bis zum Wiederauffinden der beiden Großen Herzen in einem der Räume stattgefunden, die auf den inneren Garten hinausblickten. Dort war die für die Beratung nötige Ruhe und Abgeschlossenheit gesichert. Der Blick auf das sanfte Grün des Gartens im Sommer und das behagliche Wärme ausstrahlende Kaminfeuer im Winter sorgten für eine Stimmung der Gelassenheit und Konzentration, die die früheren Ratssitzungen trotz aller Meinungsverschiedenheiten immer ausgezeichnet hatte.

Das hatte sich in den letzten Jahren in jeder Beziehung zum Schlechteren verändert. Es erschien schlichtweg zu gefährlich, die beiden Großen Herzen im Zentrum der vielfältigen Aktivitäten des Ordenshauses von ihrer magischen Abschirmung zu befreien – und sei es auch nur für Minuten.

Nur noch höchst selten trafen sich deshalb die Ratsmitglieder in der lichten Helle des Tages; die große Mehrzahl ihrer Sitzungen fand nun unter der Erde in einer der lichtlosen Kammern tief unter dem Ordenshaus statt. »Zwischen Zwiebeln, Eingemachtem und Kartoffeln«, hatte Rafiel in einer Aufwallung von Unmut und gelinder Klaustrophobie einmal geäußert, sich aber ansonsten in das Unvermeidliche geschickt.

Das kleine Gewölbe war mit aller Behaglichkeit eingerichtet worden. Dicke Wandteppiche in warmen Farben verhinderten, dass die Kühle der Mauern übermächtig wurde; außerdem sorgte der Kellermeister dafür, dass frühzeitig vor jeder Sitzung ein

anständiges Feuer im Kamin entzündet wurde und Getränke zur Erquickung bereitgestellt waren.

Das alles konnte jedoch nicht über den Grund für diese von Licht, Luft und Menschen abgeschiedenen Zusammenkünfte hinwegtäuschen. Seit Jahren ruhte er nun verborgen in einem kleinen Gelass hinter einem der Wandteppiche, störte nachhaltig ihrer aller Nachtruhe und bereitete zumindest der Obersten Hexe inzwischen obendrein heftigste Magenschmerzen.

»Also dann«, sagte Herrad mit einem seufzenden Ausatmen, als sie die Tür hinter sich schloss. Rafael rieb sich fröstelnd die Hände, obwohl es in dem kleinen Raum wegen des Feuers recht warm war, und blickte sich unbehaglich um, ehe er auf seinem angestammten Stuhl an dem runden Tisch Platz nahm. Er rückte ein wenig näher ans Feuer und blickte grimmig auf seine staubigen Stiefel nieder.

Herrad kümmerte sich nicht weiter um den schmollenden Ritter, sondern schlug den Wandteppich an einer Stelle zurück und öffnete mit einer beschwörenden Handbewegung eine dem Auge verborgene Klappe in der Wand. Ein bläulich schimmerndes magisches Feld verbarg den Inhalt des kleinen Glases vor Blicken und verhinderte, dass ein Unbefugter, der wider Erwarten die geheime Klappe gefunden und geöffnet haben sollte, sich ohne weiteres des Inhalts bemächtigen konnte.

Die Hexe atmete tief ein und schloss die Augen. Rafael, der diesem Ritual schon hinreichend häufig hatte zusehen dürfen, verschränkte die Arme vor der Brust und starrte weiterhin misstrauisch auf seine Stiefelspitzen.

Herrad fügte ihre Hände zu einer Schale zusammen und bewegte sie behutsam in das magische Feld hinein. Kleine Blitze zuckten zu ihren Fingern hin, und in ihren Handflächen sammelte sich wolkiger Dunst. Das bläuliche Glühen des Feldes verblasste im gleichen Maße, wie das Gedüst in der Schale der Hände sich verdichtete und zusammenballte. Endlich zog Herrad die Hände wieder aus dem Gelass und warf den dunkel brodelnden Ball, aus dem immer wieder winzige Blitze traten, in die Luft.

Leises Donnern erklang, dann schlug einer der Blitze in einen in der Ecke stehenden Hocker ein. Ein Miniatur-Regenschauer ergoss sich über die schwelende Stelle, und das dunkle Gewölk zerfaserte und verschwand.

Ohne zu zögern griff Herrad nun in das Wandgelass, hob ein in ein Tuch gehülltes Kästchen heraus, stellte es ohne weitere Umstände mitten auf dem Tisch ab, schloss mit einer hurtigen Handbewegung das Gelass und ließ den Wandteppich wieder zurückgleiten.

Mit einem Laut der Erleichterung und Erschöpfung ließ sie sich auf den Stuhl sinken, der Rafael gegenüber stand, griff nach einer der Karaffen auf dem kleinen Serviertisch und goss sich ein Glas Wasser ein.

»Es strengt mich von Mal zu Mal mehr an«, sagte sie leise. »Die Abschirmung ist so stark, wie wir sie mit vereinten Kräften nur wirken können – und dennoch: spürt Ihr den Sog?«

Rafael bewegte unbehaglich die Schultern. »Ihr wisst, ich bin kein begnadeter Magus«, erwiderte er grollend. »Aber ja, ich spüre es dennoch. Es scheint einem die Seele aus dem Leib saugen zu wollen. Und, verflucht, es bereitet mir Kopfschmerzen!«

Herrad lächelte über seinen anklagenden Tonfall. Der alte Krieger schien dieses ungewohnte körperliche Unwohlsein als persönliche Schmähung zu betrachten.

»Mir ebenso, falls Euch das beruhigt«, sagte sie und strich sich leicht über die Stirn. »Trinkt von dem Wasser, ich habe unseren Heiler ein leichtes, besänftigendes Mittelchen hineinrühren lassen. Geschmacklos, versteht sich.« Sie lächelte wieder.

Rafiel sah sie misstrauisch an. »Wollt Ihr unsere verehrten Ratsmitglieder damit einlullen?«

Herrad verneinte müde. »Das wäre wohl kaum ratsam und auch nicht dienlich. Wir brauchen alle einen klaren Kopf – und das Mittelchen vertreibt lediglich ein paar der unangenehmen Nebenwirkungen, die wir in der Nähe dieses magischen Sogs zu erdulden haben.«

»Keine üble Idee«, murmelte Rafiel und trank in einem Zug sein Glas aus. »Sie hätte Euch gern schon früher kommen können.«

»Oh, das ist sie«, erwiderte Herrad mit leiser Schärfe in der Stimme. »Aber Meister Wilber musste erst ein wenig herumprobieren, bis er die richtige Mischung beisammen hatte.«

Ein Klopfen unterbrach sie, und auf ihre Aufforderung hin öffnete eine junge Schwester die Tür und ließ die beiden erwarteten Grauen Magier eintreten.

Die vier Ratsmitglieder nickten sich steif zu, und die beiden Neuankömmlinge nahmen zwischen Herrad und Rafiel Platz. Vier der Stühle waren nun besetzt, leer blieben wie gewohnt der erhöhte Sitz der Grennach-Ältesten neben dem Hochmeister und der Stuhl rechts neben der Obersten Hexe, den alle wie immer mit ihren Blicken mieden.

»Willkommen, Erzmagus, und willkommen, Magister Fulke«, sprach Herrad förmlich. »Wir sind dann wohl für heute erneut vollzählig versammelt.« Ein Seitenblick streifte den leeren Platz der Grennach.

Erzmagus Rumold, ein gebeugter kleiner Mann mit zerfurchtem Gesicht und einem dünnen weißen Bart, der schütter seinen Mund umrahmte, räusperte sich greisenhaft und langte nach der Wasserkaraffe. »Es ist recht warm hier«, sagte er mit leisem Vorwurf. »Sollte man nicht nach einem Bediensteten rufen, der das Feuer löscht?«

Sein jüngerer Sitznachbar, wie sein Oberhaupt in ein schieferfarbenes Gewand gekleidet, unter dessen Saum die Beine einer hellgrauen Hose und nackte Füße in ledernen Sandalen hervorlugten, griff dankbar nach der Karaffe, die der Erzmagus an ihn weiterreichte. »Ich weiß zwar, was meine verehrte Ratskollegin gemeinhin von dieser Verschwendung magischer Energie hält, aber wenn es den Herrschaften recht ist, müssen wir dafür keinen Diener bemühen«, sagte er. »Es wäre mir ein Vergnügen ...« Fragend ließ er die Stimme verklingen und lächelte freundlich in die Runde.

Herrad blickte achselzuckend zu Rafiel hinüber, der seine Zustimmung knurrte. Magister Fulke hob eine rundliche Hand und bewegte seine nicht allzu gelenkig aussehenden Finger in einer die Augen verwirrenden Geste, bei der man nahezu erwartete, seine Fingerglieder sich verrenken zu sehen. Das geschah allerdings nicht, aber dafür erlosch das gerade noch eifrig knackende Kaminfeuer und hinterließ nichts als die Spuren erkalteter Asche und einen geschwärzten kalten Holzklotz in der Mitte der Feuerstelle.

»Seid bedankt«, krächzte der Erzmagus und wischte sich einige Schweißperlen von der

Stirn. »So atmet es sich doch gleich leichter.«

Herrad räusperte sich ungeduldig und klopfte sacht mit dem Knöchel auf den Tisch. »Meine Herren, zur Sache.« Sie verschränkte die Hände ineinander und musterte die drei Männer. »Leider kann ich Euch keine bedeutenden Fortschritte vermelden. Um es genauer zu sagen: wir sind der Lösung unseres Problems um keinen Schritt näher gekommen.« Sie blickte finster auf den verhüllten Kasten in der Mitte des Tisches.

Erzmagus Rumold hob seine knotige Hand. »Das hatte wohl auch keiner von uns ernstlich zu erwarten gehofft«, erwiderte er. »Geschätzte Kollegin – wir kommen nun schon seit Wochen und Wochen nicht weiter. Um die Wahrheit zu sagen: der einzige uns bescheidene Erfolg ist, dass wir inzwischen die schlimmsten Auswirkungen dieser wahrhaft unkontrollierbaren Magie mit einem abschirmenden Feld einzudämmen in der Lage sind. Aber wir alle spüren, wie unzulänglich selbst diese Maßnahme uns schützt – und wir wissen nicht, wie lange uns das überhaupt noch gelingen mag.«

Rafiel rutschte unbehaglich auf seinem Sitz herum, erwiderte aber nichts. Herrad hatte das Kinn auf ihre gefalteten Hände gestützt und lauschte mit gerunzelter Stirn, denn sie wusste, worauf der alte Magus hinauswollte.

Der Erzmagus machte eine Pause, in der er seinen trockenen Mund befeuchtete. »Ihr wisst«, fuhr er dann fort, »dass ich es befürworte, die Kleinodien für eine Weile in die Obhut meines Ordens zu übergeben. Eure Hexen«, er nickte Herrad zu, »haben bis hierher ihr Bestes gegeben, aber sie stoßen doch allzu offensichtlich seit geraumer Zeit an ihre Grenzen. Nichts für ungut, geschätzte Kollegin«, setzte er hinzu, »damit will ich Euer Können nicht herabsetzen. Aber dieses Problem ist einfach zu ungewöhnlich und zu ernst, um es allein lösen zu können.«

»Aber Ihr glaubt, es allein in den Griff zu bekommen?«, fuhr Rafiel auf.

Der Erzmagus beachtete den Zwischenruf nicht. »Mein Orden vertritt eine praktischere Herangehensweise an magische Handlungen als der Weiße Orden ...«

»Und Ihr wisst, was wir darüber denken«, unterbrach Herrad scharf. »Ich halte Euch in allerhöchstem Maße für sorglos und unbedacht. Jeder Akt der Magie verursacht ein Ungleichgewicht, das ...«

»Bitte entschuldigt!«, fuhr der Hochmeister dazwischen. »Wir sollten unsere Zeit nicht mit diesem alten Streit vergeuden. Unsere Positionen sind zu verschieden, und ich sehe nicht, wie wir in diesem Punkt jemals eine Einigung erzielen könnten. Das ist jetzt aber auch nicht von Belang.«

Herrad nickte und hob entschuldigend die Hand. »Fahrt fort, Erzmagus«, sagte sie grimmig.

Der alte Mann nickte und befeuchtete erneut seine spröden Lippen. »Was ich sagen wollte, war dies: Wir sind mit Sicherheit eher als der zögerliche Weiße Orden in der Lage, mit unserer Herangehensweise die magischen Werkzeuge zu bändigen und nutzbar zu machen. Alles, was bisher begonnen wurde, zielte doch einzig darauf ab, die immensen Kräfte der Herzen gewissermaßen zu neutralisieren. Aber das halte ich für eine ausgesprochene – und kaum verzeihliche – Verschwendung. Warum sehen wir nicht lieber zu, uns diese Gewalten nutzbar zu machen?« Er hielt inne und tupfte sich das Gesicht ab.

»Weil wir mit dem Feuer spielen, wenn wir das versuchen«, erwiderte Herrad. »Bitte,

Erzmagus, das sind doch keine neuen Überlegungen. Der Rat hat damals entschieden, dieses Wagnis nicht einzugehen, und bisher ist nichts geschehen, was diesen Entschluss in Frage stellen könnte.«

»Aber wir können nicht länger so verfahren wie bisher«, mischte sich Magister Fulke in das Streitgespräch der beiden Obersten ein. »Es wird uns von Mal zu Mal schwerer, den schützenden Bann zu erneuern, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann es uns nicht mehr gelingen wird. Was fangen wir dann an? Wäre es nicht sinnvoll, einen anderen Kurs einzuschlagen, ehe es zu spät ist, und so vielleicht eine Lösung zu finden?«

Herrad schloss die Augen. So sehr es ihr widerstrebte, dem jungen Hofmagus Recht zu geben – seine Worte entbehrten nicht völlig der Logik.

»Ich möchte Euch einen Kompromiss anbieten«, sagte sie zögernd, ohne Rafiels warnende Handbewegung zu beachten. »Ich werde die Herzen nicht aus der Obhut meines Ordens geben, denn uns sind sie anvertraut worden, und ich kann und will das nicht leichtfertig verändern. Aber ich bin bereit, einigen Eurer Magister dauernden Zutritt zu unserer Arbeit mit den Großen Herzen zu gewähren. Sie können hier wohnen und arbeiten und ihre Kräfte mit den unseren vereinen.«

Erzmagus Rumold blickte unschlüssig seinen jungen Magister an, der nachdenklich die Lippen spitzte.

»Das entspricht nicht ganz dem, was ich mir vorgestellt habe«, erwiderte Rumold endlich. »Aber ich gebe zu, dass es ein bedenkenswerter Vorschlag ist. Ich werde Euch meine Entscheidung in Kürze mitteilen, werte Ratskollegin.«

Herrad nickte steif und deutete dann auf das Kästchen in der Tischmitte. »Wollen wir für heute darauf verzichten?«, fragte sie.

Der Erzmagus schüttelte den Kopf. »Ein wahrhaft verlockender Gedanke«, sagte er mit einem humorlosen Lächeln. »Aber wir sollten uns lieber vergewissern, dass der Schutz makellos ist, und danach trachten, ihn mit vereinten Kräften zu erneuern.«

Herrad nickte kurz. »Ich errichte den Bann um diesen Raum.« Sie wies mit einer weit ausholenden Armbewegung auf die vier Wände des Gewölbes, die im nächsten Augenblick in einem sachten Glühen zu verschwimmen schienen.

Dann beugte die Oberste Hexe sich vor und schlug den weißen Samt zurück, der ein Kästchen mit dunkel schimmernder Aura verhüllte. Die vier Ratsmitglieder setzten sich auf – Rafael mit unverhohlenem Widerwillen gegen das zu beginnende magische Werk – und richteten ihre Aufmerksamkeit auf das Objekt in ihrer Mitte.

»Wer bündelt?«, fragte Herrad knapp. »Ich«, erwiderte der Hofmagus und legte die linke Hand auf den Tisch.

»Ich sammle«, erbot sich Rafael misstrauisch und legte seine große Hand mit nach oben gerichteter Handfläche ebenfalls auf die Tischplatte.

Herrad blickte Rumold an. »Ich bin heute nicht recht bei Kräften«, entschuldigte sich der alte Erzmagus. »Wenn Ihr nichts dagegen habt, würde ich gern überwachen.«

»Das ist mir recht«, sagte Herrad. »Dann werde ich fixieren.« Sie legte Handfläche an Handfläche und deutete mit den Zeigefingern auf das Kästchen.

Alle vier versetzten sich in leichte Trance. Über dem Tisch bildete sich sanftes Gedüst, das schnell immer dichter wurde und dann in Rafiels Handfläche strudelte. Der

Hochmeister schluckte unbehaglich und bewegte sacht die Hand. Die sich sammelnden Nebel flossen aus seiner Handfläche über den Tisch zu Magister Fulke und wirbelten dort in immer enger werdenden Kreisen um seine ruhig daliegende Hand, bis sie sich endlich zu einem dunklen Strang verdichtet hatten. Der Hofmagus schnipste leicht mit den Fingern, der Strang wickelte sich gehorsam um seine Hand, und Fulke schleuderte mit einem scheinbar lässigen Schlenker seines Handgelenks einen sich schnell abwickelnden Faden in Herrads Richtung. Die Weiße Hexe fing den Anfang des Fadens zwischen ihren Handflächen auf, wartete, bis sich der gesamte Strang abgespult und in ihren Händen gesammelt hatte, und blickte dann abwartend zu Rumold.

Als der Erzmagus, der die Augen geschlossen hatte, nach einer Weile nickte, schloss auch Herrad die Augen, atmete tief ein und ließ aus ihren aneinander gelegten Zeigefingern einen Strom blendend hellen Lichts strömen, der auf das Kästchen traf.

Der magische Schild erlosch, und die Welle aus arkaner Energie traf auf die dagegen gewappneten Ratsmitglieder, drückte sie in ihre Sitze zurück und brandete lautlos gegen die durch den Bann geschützten Wände des Raumes.

»Es ist bald zu stark für uns vier«, ächzte Rafiel und richtete sich schwerfällig wieder auf. »Wir sollten uns nicht zu lange damit beschäftigen.«

Der Erzmagus schien gegen eine Strömung anzukämpfen, als er nach dem Kästchen griff und es öffnete. Seine knotigen Finger schlossen sich um die beiden Kleinodien, die auf dem samtigen Futter lagen, und hoben sie heraus.

»Ter'nyoss und Ter'terkrin«, flüsterte Magister Fulke mit ehrfürchtig geweiteten Augen. »Ich vergesse immer wieder, wie schön sie sind ...«

Die beiden Großen Herzen lagen in ihrer grünlich schwarz und perlkristallen schimmernden Pracht in der Handfläche des Erzmagus. Rumold starrte die beiden Herzen gebieterisch an. Nach einer Weile schüttelte er ermattet den Kopf und legte die Herzen zurück in ihr Behältnis.

»Will einer von Euch es mit ihnen versuchen?«, fragte er leise. »Ich vermag sie nicht zu ergründen, dazu reicht meine Kraft nicht aus.«

»Ihr gehört zu den wenigen, die sie überhaupt mit ungeschützten Händen berühren können«, sagte Herrad leise. »Aber ich finde, Rafiel hat Recht. Lasst uns heute nicht damit herumspielen, das führt zu nichts. Erneuern wir den Schutz.«

Wieder postierten sich die Ratsmitglieder wie zuvor um den Tisch. Das Gewölk, das sich in Rafiels Hand sammelte, war nun von anderer Beschaffenheit als beim ersten Mal: jetzt schimmerte es gluthell und funkelnd wie starke Sonnenreflexe im Wasser und bündelte sich um Fulkes Hand in den stetig dunkler werdenden Rottönen eines prächtigen Sonnenuntergangs.

Der Strang, den Herrad entgegennahm, war beinahe dunkelviolett, und als sie ihn auf das wieder geschlossene Kästchen richtete, hatte er Nachtschwärze angenommen.

Als das Werk vollendet war und das Kästchen erneut in seine dunkle Aura gehüllt vor ihnen stand, waren alle Mitglieder des Magischen Rates im höchsten Maße erschöpft.

»Es war gut, dass wir den Bann erneuert haben«, sagte Herrad müde, als sie schließlich über die Treppe zum Licht des Tages emporstiegen. »Der alte Schutz hätte dem nicht mehr lange standgehalten, was denkt Ihr?«

Rumold schüttelte den Kopf und seufzte. »Wir sollten nicht weiter so viel Zeit verlieren«, sagte er. »Es wäre mehr als angebracht, mit vereinten Kräften nach einer Lösung zu suchen. Verehrte Kollegin, ich verstehe zwar Euer Beharren darauf, die Kleinodien nicht aus Eurer Obhut zu entlassen – aber ich halte Euren Starrsinn in Anbetracht der Gefahr, die von dieser ungebändigten Magie ausgeht, für nicht minder gefährlich. Ich bitte Euch, überdenkt Eure Haltung noch einmal. Zudem ...«, er hielt sie am Ärmel fest und blieb stehen, während Magister Fulke und Hochmeister Rafiel vor ihnen um die Ecke des Ganges bogen. Herrad sah ihn fragend an. Der alte Magus beugte sich vor und murmelte: »Mein junger Kollege, der die Ehre hat, unserem Herrscher als Magus zu dienen, hat mich davon unterrichtet, dass der Hierarch sich sehr besorgt zeigt. Er hat bereits den Wunsch geäußert, mit unserem Rat gemeinsam nach einem anderen Weg zu suchen, mit diesem Problem umzugehen. Ihr wisst, was das bedeutet. Der Hierarch könnte ohne weiteres anordnen, dass mein Orden sich der Angelegenheit annimmt.«

Er nickte der Obersten Hexe bedeutungsvoll zu und setzte seinen Weg fort. Herrad kniff die Lippen zusammen und folgte ihm mit grimmiger Miene.

Später am Abend saß sie mit dem Ritter in ihren Gemächern. Die Reste einer leichten Mahlzeit standen noch hinter ihnen auf dem Tisch. Beide hatten ihre Sessel dem heruntergebrannten Kaminfeuer zugewandt und hielten einen Pokal mit kühlem Wein in den Händen.

Herrad hatte Rafiel während des Essens von den Worten des Erzmagus berichtet, und der Hochmeister hatte so ergrimmt auf den Tisch geschlagen, dass das Geschirr wie erschrocken geklirrt hatte.

»Es stand zu erwarten«, knüpfte Herrad nun an diesem Punkt an. »Rumold hat seinen Schützling nicht umsonst so geschickt und beharrlich in diese Position gebracht. Wir waren naiv zu glauben, das hätte nicht auch baldige Folgen für unser Tun.«

»Daran können wir nichts mehr ändern«, erwiderte Rafiel. »Zumindest hat Rumold jetzt erst einmal eingewilligt, einige seiner Magister hierher zu entsenden. Damit haben wir ihn vielleicht für einige Zeit ruhig gestellt.«

»Also war es doch kein so schlechter Gedanke von mir, ihm diesen Kompromiss anzubieten, oder?«, zog Herrad ihn auf.

Rafiel schmunzelte. »Ich bin immer noch nicht begeistert davon – aber so haben wir die Sache zumindest noch unter Kontrolle.«

Er gähnte und erhob sich. »Seid mir nicht böse, aber ich bin erschöpft. Darf ich mich zurückziehen?«

»Wir werden morgen weitersehen«, erwiderte Herrad. »Ich bin nicht minder müde als Ihr. Soll ich einen Bediensteten rufen?«

»Danke, ich bin noch nicht so müde, dass ich nicht allein zu meinem Quartier finde«, gab Rafiel lächelnd zurück, und Herrad wünschte ihm eine gute Nacht.

Das Ordenshaus lag in tiefer Ruhe, nur einige Nachtvögel ließen in den Gärten ihren melancholischen Ruf erklingen. Die Oberste Hexe saß noch eine ganze Weile auf die Stille lauschend am offenen Fenster, ehe auch sie sich endlich zur Nacht zurückzog.

Das Ordenshaus der Weißen Hexen lag im älteren Teil der Residenz, zwar schon auf dem Hügel, aber der Weg in die Unterstadt war von hier aus fast genauso lang wie der hinauf in die Oberstadt zum Palast des Hierarchen. Der war erst nach dem Abfall des Nebelhorts, der alten Provinz des Hierarchen, in all seiner Pracht oben auf dem Hügel errichtet worden, und die gesamte Oberstadt war nach und nach um ihn herum gewachsen, damit das Gefolge des Hierarchen, der Adel, die Höflinge und Hofbeamten und alle anderen, die in der Nähe des Palastes wohnen mussten oder wollten, angemessenen Platz fanden.

Als Herrin von Sendra war Annas Mutter Elaina auch Mitglied des hierarchischen Hohen Rats und der Lordversammlung und musste sich in dieser Funktion einen großen Teil ihrer Zeit in der Residenz aufhalten. Bevor Annas Großmutter gestorben war, hatte Elaina als Weiße Hexe im Ordenshaus gelebt und gearbeitet, und auch deshalb hatte sie entschieden, Anna dorthin zu geben, obwohl das Mädchen weitaus lieber bei den Grennach geblieben wäre. Die wenigen Jahre, die sie im Großen Nest verbracht hatte, erschienen Anna jetzt als die glücklichste Zeit ihres Lebens.

Zusammen mit ihrer Mutter hatte Anna des Öfteren die Oberstadt und den Palastkomplex besucht und fand sich in der Ordnung der breiten Alleen und ruhigen Straßen ohne Mühe zurecht.

Die Unterstadt mit ihren verwinkelten und krummen Gassen war dagegen ein völlig anderes Kapitel. Anna folgte Korben voller Neugier auf das, was sie zu sehen bekommen würde. Dass ihr Führer sich in dem verwirrenden Gewimmel der Plätzchen und Sträßchen bestens auskannte, zeigte sich daran, wie sicher er sich seinen Weg bahnte und ohne zu zögern um Ecken bog und in Toreinfahrten hineinlief, die auf den ersten Blick in eine Sackgasse zu führen schienen, dann aber doch einen überraschenden Durchschlupf in eine benachbarte Gasse boten. So führte er sie, wie es ihr schien, auf dem kürzesten Wege zum Altmarkt, den sie von einem früheren Ausflug mit anderen Novizinnen kannte.

Heute allerdings bot sich ihren Augen ein anderer Anblick als bei jenem ersten Besuch. Sie sah sich ein wenig enttäuscht um und fragte: »Wo sind denn all die Buden und Stände hin?«

Korben, der sich gerade zur Überquerung des Platzes anschickte, blickte sie fragend an. Dann lächelte er. »Du meinst den Markt? Der findet nur zweimal in der Woche statt, wenn die Bauern aus der Umgebung hierher kommen und ihre Waren feilbieten. Tut mir Leid, damit kann ich dir heute nicht dienen.« Als er Annas enttäushtes Gesicht sah, nahm er ihre Hand und zog sie mit sich. »Komm, ich zeige dir etwas, das mindestens genauso gut ist. Den Markt kennt doch jeder!«

Neugierig gemacht folgte Anna ihm über den Platz und in eine Gasse, die so schmal war, dass kaum ein Karren hindurchpasste. Die Eingangstüren der Häuser lagen tiefer als die Straße, und zu jeder von ihnen führten ein paar abgetretene Stufen hinunter. Korben stieg zu einer dieser Türen hinab, drückte sie ohne anzuklopfen auf und bedeutete Anna, ihm zu folgen.

Ihre Augen benötigten ein paar Momente, um sich an das Dämmerlicht anzupassen. Nach und nach schälten sich Einzelheiten des Raumes aus dem Schatten: Regale und Tische, die mit allerlei Zeug voll gestopft zu sein schienen, von der Decke herabhängende

Kräuterbüschel, die einen würzigen Geruch verströmten, und eine lange Theke, hinter der Korben soeben verschwand. Dort führte eine Tür in ein weiteres Zimmer, und ihr Begleiter trat dort ohne Umstände einfach ein.

Anna zuckte mit den Achseln und sah sich in dem Laden – denn darum schien es sich bei diesem seltsamen Ort zu handeln – genauer um. In dem Regal neben ihr lagerten hauptsächlich Behältnisse aller Form, Beschaffenheit und Größe. Neugierig öffnete sie einen dunklen Tontopf von der Größe eines Kinderkopfes, und blickte hinein. Eine zähflüssige bernsteinfarbene Masse war darinnen aufbewahrt, und als sie vorsichtig daran roch, zog ein leicht süßliches Aroma in ihre Nase, das sie nicht recht zuordnen konnte. Sie verschloss den Topf wieder und griff nach dem nächsten, in dem sich getrocknete und geriebene Kräuter befanden, die ganz zart nach Pfeffer dufteten.

Anna klopfte den Staub von ihren Fingern und wandte sich einem anderen Regal zu, dessen Inhalt ihr interessanter erschien. Steine und Mineralien in den schönsten Farben lagen aufgeschichtet in Körben und auf Tablett. Ein bräunlicher Kristall, in dessen Innerem eine kleine Flamme zu leuchten schien, erweckte ihre Neugierde. Sie nahm ihn hoch und hielt ihn ans Auge.

»Das ist ein Burak. Schön, nicht?«, erklang Korbens Stimme. Anna schrak zusammen und ließ den Kristall beinahe fallen. Hinter Korben war ein Mann in den Laden getreten, der wenig älter war als sie beide. Seine magere Gestalt steckte in abgetragenen Kleidern, und er hatte eine Schürze aus schmutzigem Sackleinen umgebunden.

»Das ist Anna«, stellte Korben sie vor. »Anna, das ist Mika. Ihm gehört all dies.«

Der junge Mann murmelte einen Gruß. Seine nussbraunen Augen unter dem Schopf ebenso brauner Haare streiften schüchtern ihr Gesicht, und er wischte unbeholfen seine Hand an der Schürze ab, ehe er sie Anna reichte. Eine kurze, unbehagliche Pause entstand, in der niemand sich regte oder etwas sagte.

»Das ist – sehr interessant hier«, sagte Anna schließlich und legte hastig den Kristall weg. »Was verkaufst du denn alles?«

»Oh, dies und das«, flüsterte der verlegene junge Mann und blickte Korben Hilfe suchend an.

»Dies und das, genau«, grinste Korben und schob Mika zur Theke. »Komm, alter Junge, spendier uns eine Tasse Tee. Die Mischung, die du mir neulich gebraut hast.«

Der junge Mann nickte erleichtert und verschwand im Nebenraum.

»Er ist ein bisschen schüchtern«, erklärte Korben überflüssigerweise. »Aber du wirst sehen, wenn er mal auftaut, ist er sehr nett.«

Anna biss sich auf die Lippe und nickte ernsthaft. »Was ist das alles hier?«, fragte sie und deutete auf die Gefäße in dem ersten Regal.

»Gewürze, Kräuter, Sirup, Honig, Tee, Zucker und Salz und ein paar illegale Drogen«, erklärte Korben mit mutwillig funkelnden Augen.

Anna fuhr zusammen. »Du machst Witze«, sagte sie verdutzt.

Korben erwiderte nichts, sondern wandte sich pfeifend einem Tisch zu, auf dem die verschiedensten Gerätschaften herumlagen. Er rührte ein wenig darin herum, griff nach einem metallenen Ding, dessen Funktion nicht auf den ersten Blick zu erkennen war, und drehte müßig an ein paar Rädchen herum, ehe er es wieder ablegte.

Anna zuckte mit den Achseln und näherte sich einem Schrank mit Büchern und Broschüren, aus dem sie ein ausgestopftes Reptil mit einem stumpfen gläsernen Auge anschielte. Anna schob das eingestaubte Vieh mit spitzen Fingern und leise angewidert beiseite und zog ein in Leder gebundenes Buch aus dem Schrank. Sie blies den Staub vom Deckel und schlug es auf. Es handelte sich offensichtlich um ein Buch über Magie, denn einige der Zeichen, die sie erblickte, waren ihr von ihren Studien her bekannt. Aber die Sprache, in der das Werk verfasst war, war ihr fremd, und auch die Abbildungen boten keinen Hinweis auf seinen Inhalt. Enttäuscht klappte sie das Buch wieder zu und stellte es zurück an seinen Platz.

Hinter ihr klirrte und schepperte es, als Mika mit einem Tablett in der Hand hereinkam. Mit rotem Kopf stellte er das Tablett auf der Theke ab und bückte sich nach dem Löffel, der ihm heruntergefallen war. Anna trat zu ihm und half dabei, die Becher und Löffel zu verteilen. Dann sah sie aufmerksam zu, wie er mit behutsamen Bewegungen, die sein bisher an den Tag gelegtes Ungeschick Lügen strafte, aus einer wunderschönen silbernen Kanne dampfenden hellgrünen Tee in die abgestoßenen Becher schenkte.

»Bitte schön«, sagte er ein wenig atemlos und schob Anna einen Becher hin. »Du musst probieren, ob du ihn mit Honig oder Sirup süßen möchtest. Ich trinke ihn lieber so.«

Er verstummte und senkte sein Gesicht über den Becher, um den Duft des Getränkes einzusatmen. Anna tat es ihm gleich und seufzte. »Das riecht wie Meister Wilbers Kräutergarten im Sommer«, sagte sie entzückt.

»Aber es schmeckt besser«, erwiderte Korben und löffelte Honig in seinen Becher. Er leckte den Löffel ab und pustete über seinen Tee, ehe er einen vorsichtigen Schluck nahm. »Du hast die Mischung verändert«, sagte er vorwurfsvoll.

Mika zog eine Schulter hoch und blinzelte. »So kommt das Aroma besser heraus«, erwiderte er. »Das Sternkraut war zu bitter und zu dominant neben dem Apfelmoos. Ich habe es durch Samtpfötchen ersetzt – ein bisschen süß, ein bisschen scharf.«

Anna trank schweigend und ließ jeden Schluck bedächtig über ihre Zunge rollen. »Das schmeckt großartig«, sagte sie schließlich erstaunt. »So einen guten Tee habe ich noch nie zuvor getrunken.«

Korben lachte breit. »Mika ist ein Künstler«, sagte er. »Du musst seine anderen Tees probieren. Und seine Gewürzmischungen! Wie ich mir habe sagen lassen, sind seine Duftwässerchen für die Damen wohl nicht minder raffiniert.«

Mika wurde aufs Neue rot und senkte verlegen den Blick. »Möchtet ihr noch ...«, nuschelte er.

Anna schob ihm den geleerten Becher hin und lächelte ihn aufmunternd an. »Und das verkaufst du alles?«, fragte sie. »Du lieferst deine Tees doch bestimmt auch an den Hof des Hierarchen, oder?«

Mikas Augen traten fast aus dem Kopf, als er sie nun voller Verblüffung ansah. »Aber ... aber nein«, stotterte er. »Wo denkst du hin – der Hof! Ich verkaufe alles Mögliche an Trödel und Kram, den Laden habe ich von meinem Großvater geerbt. Der Tee und die Gewürze – das ist nur meine Liebhaberei. Davon verkaufe ich nur selten etwas.« Er verstummte abrupt, offenbar selbst erstaunt über seine Gesprächigkeit.

Korben musterte ihn von der Seite mit einem Lächeln, das Anna seltsam höhnisch

erschien. Aber das mochte an der schummrigen Beleuchtung liegen, die in dem kleinen Laden herrschte. »Ich habe ihm schon oft zugeredet, seine Liebhaberei etwas ernster zu nehmen«, sagte er. »Vor allem seine Gewürzmischungen sind zum Teil sehr ... interessant.«

Anna musterte ihn aufmerksam, denn seine Worte hatten einen Unterton besessen, der zu seinem seltsamen Lächeln passte.

Mika stand hastig auf und räumte die geleerten Becher auf das Tablett. »Was brauchst du?«, fragte er ein wenig unhöflich. »Du bist doch nicht einfach nur so zu Besuch gekommen.«

Korben warf Anna einen entschuldigenden Blick zu und zog Mika in einen Winkel des Ladens. Dort redeten die beiden jungen Männer eine Weile gedämpft miteinander. Anna bemühte sich, so auszusehen, als lauschte sie nicht, und wühlte unterdessen eine Kiste mit alten Kleidern durch.

Mika verschwand schließlich hinter der Theke, raschelte dort herum und drückte, als er endlich wieder auftauchte, Korben ein eingewickeltes Päckchen in die Hand, das dieser in seiner Hosentasche verschwinden ließ. »Sei aber vorsichtig damit«, hörte sie Mika murmeln.

»Gehen wir. Ich wollte dir doch noch ein bisschen von der Gegend zeigen«, sagte Korben und zog Anna zur Tür. Sie winkte Mika zu und rief einen Dank für den Tee, dann fiel die Tür hinter ihnen zu, und sie standen wieder auf der Straße.

Wortlos lief Korben die Gasse hinunter, tiefer hinein in ihr unbekannte Gefilde der Unterstadt. Die Sonne stand schon tief, und als Anna den Blick zum Himmel lenkte, sah sie hoch oben im leicht dunstigen Himmel Schwalben kreuz und quer durch die Luft schießen, und ganz in der Ferne hörte sie ihre schrillen Rufe.

»Wohin gehen wir?«, fragte sie nach einer Weile stummen Marschierens. Korben tauchte aus seinen Gedanken auf und sah sie an, als hätte er für den Moment vergessen, dass sie neben ihm lief.

»Entschuldige. Ich habe über etwas nachgedacht.« Er zwinkerte ihr zu. »Und zwar über Mikas Großvater.« Anna blickte ihn fragend an.

»Mikas Großvater gehörte dieser Laden«, erläuterte Korben. »Aber er war kein gewöhnlicher Krämer. Er war ein Magus.«

»Das erklärt die Bücher und Gerätschaften«, meinte Anna. »Aber ich wusste nicht, dass der Graue Orden es seinen Magiern erlaubt, Läden zu führen.«

Korben spitzte die Lippen und pfiß tonlos. »Er war kein Grauer«, sagte er schließlich geheimnisvoll.

Anna runzelte die Stirn. »Ach, komm«, sagte sie zweifelnd. »Welcher Weiße Hexer würde sich in der Unterstadt verkriechen und ausgestopfte Reptilien verkaufen? Die Geschichte wäre doch bekannt!«

Korben grinste nur und erwiderte nichts. Anna riss die Augen auf. »Du meinst ...« Sie schüttelte den Kopf. »Korben, das ist dummes Zeug, da hat Mika dir einen Bären aufgebunden. Den Schwarzen Orden gibt es doch schon seit Ewigkeiten nicht mehr!«

»Deine eigene Großmutter hat sich noch damit herumgeschlagen«, erinnerte sie Korben.

Anna schüttelte noch immer den Kopf. »Das war etwas ganz anderes. Der Orden existierte damals jedenfalls nicht mehr. Wie jeder weiß, wurde er aufgelöst, nachdem er versucht hatte, den Hierarchen zu stürzen und die Macht im Reich zu übernehmen.«

»Wenn du das sagst«, erwiderte Korben sanft.

Anna blieb stehen und stemmte die Arme in die Seiten. Eine ältere Frau mit einem schweren Korb am Arm wäre bei diesem plötzlichen Halt beinahe mit ihr zusammengeprallt und warf ihr einen bösen Blick zu, aber Anna bemerkte es nicht einmal.

»Behandle mich nicht wie ein Kind«, fauchte sie. »Das ist nicht meine Meinung, das ist die Wahrheit! Nimm die Zusammensetzung des Magischen Rates.« Sie sah Korben auffordernd an.

Mit aufreizender Geduld zählte Korben wie in der Schule auf: »Der Magische Rat hat sechs Mitglieder, als da wären: die Oberste Hexe des Weißen Ordens, der Erzmagus der Grauen, der Hofmagus, die Älteste der Grennach, der Hochmeister des Ordens vom Herzen der Welt und der Hüter des Schwarzen Ordens.«

Anna knuffte ihn in die Seite und musste dann trotz ihres Zornes lachen. »Du weißt, dass das nicht stimmt. Es sind in Wahrheit die fünf, die du zuerst genannt hast, und der Leere Sitz, der an den abtrünnigen und ausgelöschten Orden erinnern soll. Der Sitz bleibt auch deshalb leer, weil es keinen Hüter mehr gibt – ganz zu schweigen von minderen Mitgliedern dieser verderbten Gemeinschaft!«

Korben setzte sich wieder in Bewegung. »Wenn du das sagst«, wiederholte er.

Anna sah ihm sprachlos nach und beeilte sich dann, ihm nachzugehen. Ein dicker Mann mit mehlbestäubter Hose schob sich aus einer Toreinfahrt zwischen sie und verspernte Anna kurz Sicht und Weg, und als sie sich endlich an ihm vorbeigezwängt hatte, hatte sie Korben aus den Augen verloren. Auch als sie zur nächsten Ecke gelangte, ein paar Schritte auf einen kleinen Platz tat und sich umsah, blieb der junge Mann verschwunden. Sie hielt inne und nagte an ihren Fingerknöcheln, unschlüssig, ob sie einfach aufs Geratewohl weitergehen und auf ihr Glück vertrauen sollte oder ob es ratsamer wäre, den Weg zurück zu versuchen. Das war sicher die vernünftigere Entscheidung, allerdings bezweifelte sie, dass es ihr gelingen würde, den Weg zu Mikas Laden wieder zu finden – geschweige denn das Labyrinth der Gassen bis zum Altmarkt zu bewältigen und von dort nach Hause zu gelangen.

Sie wandte sich um, entschlossen, den Heimweg zu suchen. Das war die Gasse, aus der sie gekommen war. Oder war es doch diese gewesen?

Anna verschluckte einen Fluch. Ein junges Mädchen, das ihr Zögern und ihr unentschlossenes Hin und Her beobachtet hatte, erhob sich von dem Mäuerchen, auf dem es gehockt hatte, und kam zu ihr.

»Du hast dich wohl verlaufen. Kann ich dir helfen?«, fragte es mit ein wenig heiserer Stimme. Anna schrak zusammen, sie hatte die Annäherung des Mädchens nicht bemerkt.

»Ich habe mich tatsächlich verlaufen«, gab sie erleichtert zu. »Mein Begleiter kennt sich hier aus, aber ich habe ihn dummerweise aus den Augen verloren.«

Das Mädchen nickte und berührte beruhigend ihre Hand. »Keine Sorge, du hättest keine bessere Führerin als mich finden können. Ich kenne hier jedes Mauselloch.«

Anna musterte sie für einen Moment. Der kleine und drahtige Körper des Mädchens steckte in etwas zu großen, häufig geflickten und nicht allzu sauberen Kleidern. Das rötliche Haar trug es zu einem unordentlichen Zopf geflochten, und sein braunes Gesicht war zwar sauberer als die Füße in den abgetragenen Sandalen, aber nicht viel. Anna bemerkte, dass das Mädchen sie einer ähnlich gründlichen Musterung unterzog.

»Du bist aus der Hexenschule«, stellte es fest. Anna nickte. »Und da willst du jetzt auch wieder hin, richtig?« Das Mädchen kicherte. »Es verirren sich nicht oft Leute von der Hexenschule hierher. Ich glaube, sie haben Angst, ausgeraubt zu werden oder so.« Das Mädchen griff nach Annas Hand und zog sie mit sich. »Ich heiße Cass. Und du?«

Das Mädchen schlug einen anderen Weg ein, als Korben und sie gekommen waren, wie Anna trotz ihrer Verwirrung bald erkannte. In den engen Straßen war es schon dämmrig, und Anna war froh, dass Cass sie fest an der Hand hielt. Nach einer Weile des schnellen Gehens fühlte sie eine altbekannte Schwäche in ihre Glieder kriechen. »Ach«, stöhnte sie unwillkürlich und blieb stehen, um zu verschnaufen.

»Was ist?«, fragte das Mädchen. »Tut dir was weh?«

Anna schüttelte den Kopf und schnappte nach Luft. »Es geht schon wieder«, sagte sie matt. »Ich bin nur etwas müde, das ist alles.«

Cass sah sich um. »Komm«, sagte sie energisch. »Da hinten können wir eine Pause machen. Hast du Geld?«

Anna nickte nur und bemerkte den gierigen Funken in den grünlichen Augen nicht. »Komm weiter, wir sind fast da«, sagte Cass unbekümmert. Anna folgte ihr und horchte dabei in sich hinein. Den ganzen Nachmittag war sie stark und voller Tatendrang gewesen, aber jetzt hatte sich plötzlich wieder diese erstickend dicke, dunkle Decke über sie gelegt, die ihr jede Energie auszusaugen und ihre Sinne zu benebeln schien. Es war, als hätte sie jemand in einen kleinen Kasten gesperrt und den Deckel gut verschlossen.

Sie prallte gegen Cass, die stehen geblieben war. »Hier hinein«, sagte das Mädchen und wies auf eine offene Tür, aus der Licht drang und Stimmen erklangen. Cass schob sie durch die Tür der Schenke und dirigierte sie an einen freien Platz an einem der langen Tische. Die Schenke war nicht allzu voll, und die Männer und wenigen Frauen, die hier ihr Bier tranken, nahmen keine Notiz von den beiden Mädchen.

Cass ging zur Theke und kam nach ein paar Minuten mit zwei Bechern wieder zurück. »Ich habe gesagt, du bezahlst«, sagte sie und stellte einen Becher vor Anna ab. »Es ist gewürzter Wein, der wird dir gut tun.«

Anna nippte daran und verzog ein wenig das Gesicht. Der Wein war dünn und sauer und die Gewürze kratzten im Hals. Cass zog ihre Füße auf die Bank und nahm einen tüchtigen Schluck. Sie musterte Anna. »Du siehst ganz elend aus. Bist du in Ordnung?«

»Es geht mir gut«, versicherte Anna. »Ich bin müde, das ist alles. Wir sind ein ordentliches Stück durch die Stadt marschiert, und ich bin nicht daran gewöhnt.«

Cass nickte und rieb sich mit der schmutzigen Hand über die spitze Nase. »Bist du eine richtige Hexe?«, fragte sie neugierig. »Dann könntest du dich doch bestimmt nach Hause zaubern, oder?«

»Ich lerne noch«, erwiderte Anna lächelnd. »Aber nach Hause zaubern können sich auch meine Lehrerinnen nicht.«

»Schade. Das wäre doch praktisch«, entgegnete Cass, und Anna hatte das Gefühl, dass das Mädchen sich über sie lustig machte.

»Ich möchte jetzt weiter«, sagte sie bestimmt. Sie stellte den kaum berührten Becher ab und holte ein paar Münzen aus ihrer Tasche. »Meinst du, das reicht?«

Cass griff nach dem Geld und warf zwei der kleineren Münzen auf den Tisch. Den Rest steckte sie wie aus Versehen ein, und Anna ließ es geschehen. Wenn Cass sie dafür aus diesem Labyrinth führte, war es das mehr als wert.

Als sie aus der Schenke traten, war es dunkel geworden. Cass schnupperte in die Luft wie ein kleines Tier und lief dann wieder voran. Langsam erreichten sie nun eine Gegend, deren Straßen zum Hügel hin anstiegen, wie Anna mit Erleichterung bemerkte. Erneut bat sie um eine kleine Pause, in der sie sich ermattet gegen eine Hauswand lehnte, während ihre Führerin ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trat.

»Komm weiter«, sagte sie endlich. »Es ist nicht gut, um diese Zeit hier so herumzustehen. Und ich muss ja auch wieder zurück ...«

Wenige Minuten später kamen sie an eine Straßenkreuzung, die Anna bekannt vorkam. Wenn sie sich nicht irrte, würde sie wenig später den steilen Pfad zum Ordenshaus erblicken. »Danke«, sagte sie atemlos. »Danke für deine Hilfe, Cass. Ab jetzt kenne ich mich wieder aus. Wie kann ich dir ...«

»Anna!«, hörte sie eine erleichterte Stimme rufen. »Den Schöpfern sei Dank, ich befürchtete schon, ich müsste am Ende noch die Oberste Hexe um Hilfe bitten, um dich wieder zu finden!«

Anna blickte den jungen Mann trotz ihrer Erschöpfung mit Grimm an. »Du hast mich ganz schön hängen lassen. Wenn Cass mir nicht geholfen hätte ...«

Korben warf dem Mädchen einen flüchtigen Blick zu. »Du hast was gut bei mir«, sagte er.

Cass nickte kurz. »Wir sehen uns.« Sie lächelte Anna an und drückte ihre Hand. »Wenn du dich noch mal verläufst, ruf einfach nach Cass. Unten kennt mich jeder.«

Sie winkte und machte sich auf den Rückweg. Anna sah ihr nach, dann seufzte sie und blickte entmutigt den steilen Pfad zum Ordenshaus empor. Korben nahm besorgt ihren Arm. »Geht es dir wieder übel?«

Anna nickte und machte sich an den Aufstieg, während Korben an ihrer Seite blieb. »Es tut mir Leid, dass ich dich unten verloren habe«, sagte er zerknirscht. »Als ich es merkte, bin ich zuerst zu Mikas Laden zurückgegangen und habe dort auf dich gewartet. Es hätte wenig Sinn gehabt, durch die Stadt zu rennen und nach dir zu suchen.«

Anna war zu atemlos, um darauf zu antworten, also nickte sie bloß wieder.

»Das nächste Mal passe ich besser auf dich auf«, versprach der junge Mann. »Ich wollte dir unbedingt noch den Hafen zeigen.«

Sie drückte seine Hand zum Zeichen, dass sie seine Entschuldigung annahm und ihm vergab. Er lächelte erleichtert. »Komm, gleich sind wir da«, sagte er aufmunternd. »Soll ich dich zu Meister Wilber begleiten?«

Das Torhaus nahm sie auf, und ihre ungleichmäßigen Schritte hallten dumpf in dem Gemäuer wider.

»Nein, lass«, sagte Anna atemlos, »ich gehe gleich in mein Zimmer und lege mich

schlafen.« Sie war blass, und unter ihren Augen, die sich zu einem dunklen Bernsteinton verschattet hatten, lagen tiefe, erschöpfte Ringe. Korben schüttelte den Kopf.

»Was ist das bloß?«, sagte er beinahe vorwurfsvoll. »Warum kann Meister Wilber dir nicht helfen? Oder die Älteste?«

Anna zuckte mit den Achseln und versuchte ein schwaches Lächeln. »Mach dir keine Gedanken. Morgen ist alles wieder gut.«

Er sah ihr nach, wie sie zum Wohntrakt der Mädchen ging, und brummte nachdenklich. »Vielleicht kann jemand anderes dir ja helfen«, murmelte er. »Ich werde sie morgen fragen.«

»Der Erzmagus hat eingewilligt«, sagte Herrad. Die Oberste Hexe und Hochmeister Rafiel saßen am Morgen zusammen, Papiere und Sendschreiben um sich herum ausgebreitet, und besprachen ihr weiteres Vorgehen nach der gestrigen Ratssitzung.

Rafiel brummte missvergnügt und schob seine zur Hälfte geleerte Teetasse beiseite, um ein Schreiben zu entfalten, das einer seiner Ritter ihm kurz zuvor übergeben hatte.

»Natürlich hat er eingewilligt. Das hindert ihn schließlich nicht daran, den Hierarchen weiter in seinem Sinne zu bearbeiten.«

Herrad lächelte über die Brummigkeit des Hochmeisters und griff nach einer weiteren Scheibe Brot, um sie mit frischer, gelber Butter zu bestreichen. »Ihr esst ja gar nichts«, sagte sie und wies einladend auf Brot, Obst und Käse.

Rafiel schüttelte abwesend den Kopf. »Gleich, teuerste Freundin. Lasst mich dies hier erst lesen.«

Herrad griff nach einem Schriftstück, das vor ihr lag, und las es zum wiederholten Male durch, wobei sie darauf achtete, das Papier dem Honigtopf genügend fern zu halten.

»Also gut«, sagte Rafiel endlich und legte das Schreiben beiseite. »Meine Leute haben in der Schwarzen Zitadelle noch einmal Stein für Stein umgedreht, aber es hat sich nichts Neues daraus ergeben. Falls es dort jemals Archive gegeben haben sollte, so sind sie einem Feuer zum Opfer gefallen. Wir hatten die Hoffnung, geheime Kammern zu finden – aber dort ist nichts außer einer kahlen Ruine.«

Herrad nickte, sie hatte nicht mehr erwartet. »Das hier ist interessanter«, sagte sie und reichte Rafiel das Schriftstück. Er warf einen kurzen Blick darauf und sah sie fragend an.

»Ich habe über Euren Vorschlag nachgedacht, den Rat zu erweitern«, erläuterte sie. »Die Hauptschwierigkeit bei der Durchsetzung dieser Maßnahme wird sein, einen Kandidaten zu finden, auf den wir alle uns einigen können, habe ich Recht?« Als Rafiel nickte, fuhr sie fort. »Dann dachte ich, wir könnten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Es bedrückt mich ungemein, dass die Grennach-Älteste unseren Treffen fern bleibt. Die Grennach haben diese Herzen geschaffen, und sie wissen mehr darüber als jedes andere lebende Wesen auf dieser Welt.«

Sie hielt inne und trank von ihrem Tee.

»Worauf wollt Ihr hinaus?«, fragte der Hochmeister mit gelinder Ungeduld.

»Ich hätte die passende Kandidatin für den Rat zur Hand«, erwiderte Herrad gemächlich und deutete auf das Schreiben, das Rafiel unbeachtet in der Hand hielt.

Er zog die Brauen hoch und überflog das Schriftstück mit gerunzelter Stirn. Dann hob er fragend den Kopf. »Es geht um den angekündigten Besuch einer Grennach-Frau beim Orden. Sie will Anadia besuchen.«

Herrad nickte ungeduldig. »Anna hat eine Zeit lang bei den Grennach gelebt«, sagte sie kurz. »Nicht lange, ein halbes Jahr vielleicht. Wir hatten damals die Hoffnung, dass die Grennach in der Lage sein könnten, ihr zu helfen.«

Rafiel schob das Schreiben beiseite. »Was hat das alles mit dem Rat zu tun?«

Herrad schnaubte. »Seid Ihr noch nicht recht wach, Hochmeister?«, fragte sie. »Die

Grennach entsenden zurzeit keine Vertreterin in den Magischen Rat. Also lasst uns eine Vertreterin – im doppelten Sinne – wählen. Warum nicht den freien Sitz mit einer Grennach besetzen? Dieses Volk stand unseren Orden immer nahe. Sie werden im Zweifel sicherlich eher in unserem Sinne entscheiden, als den Grauen nach dem Mund zu reden.«

Rafiels Gesicht rötete sich, und er klopfte begeistert mit der Hand auf die Armlehne seines Sessels. »Das ist die Lösung«, bellte er. »Herrad, Ihr seid ein Genie! Kennt Ihr die Grennach, die hierher kommt?«

Herrad nickte. »Schon seit langem. Sie ist eine Freundin von Anadias Familie und kannte auch ihre Großtante, die ja meine Vorgängerin im Amt war. Schon von daher dürfen wir gewiss sein, dass sie keiner Maßnahme zustimmen wird, die Anna in irgendeiner Weise schaden könnte.«

»Und das ist Euch schließlich eminent wichtig«, erwiderte Rafael.

Herrad sah ihn scharf an. »Das ist es«, sagte sie. »Und damit Ihr endlich einmal wisst, worüber Ihr die ganze Zeit so unbedarft redet, habe ich Anna gebeten, uns zum dritten Läuten ein wenig Gesellschaft zu leisten.« Sie blickte aus dem Fenster und schätzte den Sonnenstand ab. »Das dürfte in wenigen Minuten der Fall sein«, setzte sie hinzu. »Also entrunzelt Eure Stirn, Hochmeister. Ihr müsst das Mädchen nicht gleich mit Eurer finsternen Miene erschrecken.«

Rafael verschluckte eine harsche Antwort und schenkte sich stattdessen aus der Kanne, die auf einem kleinen Kohlebecken gewärmt wurde, Tee nach, den er ordentlich mit Honig süßte.

Beide schwiegen eine Weile.

»Also seid Ihr damit einverstanden?«, fragte Herrad nach einer Weile. »Wir schlagen dem Rat die Grennach vor?«

»Wenn sie einwilligt«, erwiderte Rafael. »Wir wissen ja leider nicht, warum die Älteste unseren Treffen fern zu bleiben geruht. Es ist immerhin möglich, dass diese Weigerung auch für andere Angehörige ihres Volkes Gültigkeit hat.«

»Das werden wir zunächst erfragen«, beschied Herrad. »Mellis ist die Tochter der Ältesten. Ich denke, sie wird in ihrem Namen entscheiden oder zumindest eine gute Einschätzung abgeben können, was die Haltung der Ältesten dazu betrifft.«

Die Turmglocke unterbrach sie mit drei hallenden Glockenschlägen. Kurz darauf klopfte es an der Tür, und Herrad nickte zufrieden, als sie die Erlaubnis zum Eintreten erteilte.

»Komm herein, Kind«, sagte sie, als Anna beim Anblick des Ritters zögerte. »Hochmeister, das ist Anadia, Tochter von Elaina und Großnichte meiner verehrten Vorgängerin Adina.«

Der Hochmeister erhob sich von seinem Sitz und begrüßte die junge Frau mit aller Höflichkeit. Dann schob er ihr einen Stuhl hin und musterte sie unverhohlen, während sie sich niederließ und ihre Hände in die weiten Ärmel ihres Gewandes schob.

»Ich habe eine schöne Neuigkeit für dich«, sagte die Oberste Hexe. »Die Tochter der Grennach-Ältesten wird bald hier eintreffen und wünscht natürlich, dich zu sehen.«

Anna lächelte. »Das ist allerdings eine schöne Nachricht«, sagte sie. »Ich habe Mellis schon so lange nicht mehr gesehen.«

»Du hast gern bei den Grennach gelebt?«, fragte der Hochmeister.

»Aber ja«, sagte Anna lebhaft. »Ich musste mich ein wenig an die Höhe gewöhnen, aber es war wirklich schön dort. Es ist herrlich, in einem so großen Baum zu leben! Und die Grennach waren alle sehr nett zu mir, vor allem Mellis.«

»Du fühlst dich hier im Ordenshaus nicht so wohl?«, forschte Rafiel weiter. Er beugte sich ein wenig vor und legte sein Kinn in die Fäuste.

Anna senkte den Kopf. »Ich bin nicht unglücklich«, erwiderte sie leise. »Es ist sicherlich das Beste so, auch wenn ich manchmal einfach nur gern nach Hause gehen würde. Aber das geht nicht, wie Ihr ja wisst.«

Der Ritter brummelte leise und tätschelte Annas Hand. Herrad sah ihn erstaunt an. »Man hat mir berichtet, dass du dich gestern wieder unwohl gefühlt hast«, meinte die Oberste Hexe.

Anna nickte und hob die Schultern. »Morgens war alles wie immer, aber gegen Nachmittag ist mir dann Kraft zugeflossen, und ich habe mich so stark gefühlt, dass ich in die Unterstadt gegangen bin, zum Altmarkt.« Sie warf einen schnellen Seitenblick auf die Oberste Hexe – es war den Novizen bis zur vierten Stufe nicht erlaubt, das Ordenshaus ohne Begleitung zu verlassen, und sie erwartete, dass Herrad sie fragte, mit wem sie diesen Ausflug unternommen hatte. Aber die Hexe drehte nur unruhig an einem Silberring mit Mondstein, den sie an ihrer linken Hand trug. Also fuhr Anna fort. »Aber zur Dämmerung hat diese Kraft von einem Augenblick auf den nächsten nachgelassen, und der Rückweg ist mir danach sehr sauer geworden.«

Hochmeister Rafiel zog die Brauen empor und sah die Oberste Hexe an. »Das ist schon öfter vorgekommen?«, fragte er.

Herrad nickte. »Regelmäßig mehrmals im Monat«, erwiderte sie. Sie wandte sich der jungen Frau zu. »Wann begann gestern deine Zeit der Kraft? Um das sechste Läuten herum?«

»Es war eine ganze Weile, nachdem der Hochmeister mit seiner Eskorte hier eingetroffen ist«, erwiderte Anna nach einem kurzen Zögern. »Ja, das muss etwa um diese Zeit gewesen sein.«

Herrad nickte und blickte den Hochmeister bedeutungsvoll an.

»Danke, mein Kind«, sagte sie dann. »Geh und ruh dich noch ein wenig aus. Meister Wilber und ich wollen heute Abend wieder mit dir arbeiten.«

Anna unterdrückte ein Seufzen und erhob sich. »Ich komme dann um die gewohnte Zeit«, sagte sie mit ergebener Miene. »Hochmeister, es war mir eine Ehre, Euch kennen zu lernen.«

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, lehnte sich Herrad zurück und faltete die Hände unter dem Kinn. »Der Zusammenhang ist offensichtlich, nicht wahr?«, sagte sie.

Rafiels Miene spiegelte äußerstes Unbehagen wider. »Das war Euch nicht neu«, sagte er mit leisem Vorwurf. »Was hat es Eurer Meinung nach zu bedeuten?«

Herrad stand auf und schob die Schriftstücke, die den Tisch bedeckten, nachlässig zusammen. »Heute Abend werden wir erneut versuchen, Anna von der Bindung an die Herzen zu befreien«, sagte sie geistesabwesend. »Ich hege allerdings keine große Hoffnung mehr, dass uns das in absehbarer Zeit gelingen wird.«

Sie sah dem Hochmeister geradewegs in die Augen. »Die Herzen gewinnen an Kraft –

und in gleicher Weise nimmt Annas Kraft ab. Das, was wir auf der magischen Ebene beobachten, spiegelt sich konzentriert in ihr und ihrem körperlichen Zustand wider.«

Rafiel fluchte unterdrückt und entschuldigte sich dann mit einer Handbewegung bei der Hexe. »Das Kind ist tapfer«, sagte er unvermittelt. »Sie hat Angst, das habe ich gespürt – aber sie lässt sich davon nicht beherrschen.«

Herrad lächelte ein wenig überrascht. »Was ist das ... mitfühlende Worte für ein störendes menschliches Anhängsel?«

Rafiel knurrte verlegen. »Ihr habt mir noch nichts erklärt, was dieses Phänomen betrifft«, lenkte er ab. »Wenn die magischen Kleinodien ihr die Kraft rauben – warum fühlt sie in dem Augenblick Stärke, in dem der Bann um die Herzen abgeschwächt und aufgehoben wird?«

Herrad zog die Brauen zusammen. »Das begreifen wir auch nicht«, erwiderte sie. »Aber möglicherweise ist es nicht ihre eigene Kraft, die sie zu spüren vermeint. Wir sind immer noch unsicher, wie ihre Verbindung mit den Herzen funktioniert – deshalb konnten wir sie bisher auch nicht lösen.«

Rafiel saß noch eine Weile da, in Gedanken versunken, dann bat er darum, auf dem Laufenden gehalten zu werden, und verabschiedete sich von der Obersten Hexe. Für den heutigen Unterricht hatte Meister Wilber seine beiden Schüler in den gleich neben dem Küchengarten gelegenen Kräutergarten des Ordenshauses bestellt. Korben hatte sich in der letzten Zeit einer größeren Pünktlichkeit befleißigt. Der Heiler zeigte sich deshalb wenig erfreut, als der Nachmittag verstrich und sein Lehrjunge sich immer noch nicht zeigte. Meister und Schülerin knieten in einem der sonnenbeschienenen Beete und zupften Kräuter aus, die in die Irre wuchsen, versetzten junge Pflanzen, damit sie mehr Platz bekamen, und ernteten von jenen Kräutern, die sie zum Vorrat zu trocknen gedachten. Während sie so arbeiteten, erzählte Meister Wilber, was er über die Heilkraft der Pflanzen wusste, mit denen sie sich gerade beschäftigten. Anna liebte diese Art von Unterricht, der sowohl ihre Hände als auch ihren Kopf beanspruchte, und wunderte sich nur ein wenig darüber, dass Korben sich nicht blicken ließ, denn auch er schätzte das Wissen, das der alte Heiler ihnen auf diese Art weitergab – wenngleich er das nie so recht zugeben wollte.

Meister Wilber richtete sich gerade auf, nachdem er sorgsam das letzte Bündel Hänflingskraut in den Korb gelegt hatte, da kam der junge Mann um die Einfassung des Kräutergartens gelaufen. Sein Hemd klebte ihm am Leib, und die Haare hingen feucht von der Hitze in sein blasses Gesicht. »Verzeiht«, rief er, »ich habe mich verspätet.«

»So ist es, junger Spund«, brummelte Meister. »Ich bin für heute mit dem Unterricht fertig. Was es zu lernen gab, musst du dir nun anderswo besorgen.« Er drehte seinem säumigen Lehrling den Rücken zu und hinderte Anna daran, den Korb zu nehmen. »Lass, den trage ich hinauf. Wir sehen uns heute Abend. Ruh dich bis dahin ein wenig aus.«

Korben wartete, bis der Heiler nicht mehr zu sehen war, dann griff er nach Annas Hand und zog sie in den Schatten einer Buche. »Fühlst du dich kräftig genug, um heute noch einmal mit mir in die Stadt zu gehen?«, fragte er. »Ich möchte, dass du jemanden kennen lernst.«

Anna ließ sich ins Gras plumpsen und lehnte sich gegen den Stamm des Baumes. »Nein,

heute nicht.« Sie inspizierte einen Fingernagel, den sie sich bei der Arbeit eingerissen hatte, und versuchte, ihn mit den Zähnen zu begradigen, ohne auf die Erde zu achten, die sich unter ihren Nägeln eingenistet hatte.

»Ach, komm.« Korben schnitt eine enttäuschte Grimasse. »Ich verspreche dir auch, dich nicht wieder zu verlieren. Es wird dir gefallen!«

Anna schüttelte müde den Kopf. »Heute nicht, Korben. Wirklich, es geht nicht. Wer ist es denn? Wieder so ein ulkiger Krämer?«

Korben hockte sich auf die Fersen und sah sie eindringlich an. Seine schwarzen Augen funkelten durch die Schatten, die das Laub des Baumes auf sein Gesicht warfen.

»Ich glaube, dass ich jemanden kenne, der dir helfen kann«, sagte er. »Ach, komm doch mit, Anna!«

Anna lächelte über seine Eindringlichkeit und berührte sacht seinen Handrücken. »Morgen, meinetwegen können wir es morgen versuchen. Wenn ich mich bei Kräften fühle. Heute Abend habe ich wieder eine meiner Heilungssitzungen.«

Korben verzog das Gesicht. »Das heißt, sie probieren wieder an dir herum, und morgen geht es dir schlechter als zuvor.« Er musterte sie neugierig. »Du hast mir nie erzählt, was bei diesen Sitzungen geschieht.«

Anna hob gleichgültig die Schultern. »Ich bekomme selbst nicht allzu viel davon mit«, gab sie zu. »Meistens sorgen sie dafür, dass ich einschlafe – oder zumindest so tief in einer Art Trance bin, dass ich kaum registriere, was um mich geschieht.«

Korbens Miene verfinsterte sich. »Und das lässt du dir gefallen?«, schnaubte er. »Es geht dir schlechter und schlechter, und du weißt noch nicht mal, was sie da mit dir anstellen? Vielleicht sind sie ja überhaupt schuld an deinem Zustand!«

»Meister Wilber würde sicherlich nichts tun, was mir schadete«, sagte Anna fest. »Ich war zu Anfang immer wach bei der Heilung, aber das hat mir zu große Pein bereitet, deshalb lassen sie mich jetzt dabei lieber schlafen. Ich habe eingewilligt, und es ist mir auch recht so!«

»Was ist es denn überhaupt, woran du leidest?«, fragte Korben geradeheraus. Zum ersten Mal, seit sie sich kannten, wagte er diese Frage auszusprechen.

Annas Augen verschatteten sich zu einem dunklen Bernsteinton. »Es ist eine Art Fluch«, sagte sie stockend. »Meine Großmutter hat ihn mir auferlegt – nein«, sie hob die Hand, um Korben zu unterbrechen, der einen erstaunten Ausruf getan hatte. »Nein, sie wollte mir damit nichts Böses. Es ist – ach, es ist zu kompliziert, ich kann es dir nicht erklären. Ich weiß ja selbst nicht recht, wie das alles zusammenhängt.«

»Was tun die Hexen, um dir zu helfen?«, fragte Korben nach.

»Sie versuchen, den Bann zu lösen. Ich glaube, es hat etwas mit einem Schmuckstück zu tun, das einmal meiner Großmutter gehörte – aber ich kann mich nicht genau erinnern. Irgendetwas hindert mich daran, auch nur darüber nachzudenken, und wenn ich es versuche, entzieht es sich mir.«

Korben sprang auf und hinkte erregt auf und ab. »Das klingt alles sehr geheimnisvoll, und ich werde das Gefühl nicht los, dass sie irgendetwas mit dir anstellen, von dem du nichts wissen sollst.«

»Warum sollten sie das tun?«, fragte Anna erstaunt. »Ich mache der Ältesten und

Meister Wilber viel Arbeit, und sie sind sehr besorgt und bemühen sich um mich. Ich denke wirklich, dass sie mir helfen wollen und sonst nichts.«

Korben schüttelte hartnäckig den Kopf. »Nein, tut mir Leid, das Gefühl habe ich nicht.« Er kniete neben ihr nieder und nahm ihre Hand. Eindringlich sah er ihr in die Augen. »Versuche heute Abend wach zu bleiben und zu sehen, was sie mit dir anstellen. Meinst du, du schaffst das?«

Anna nickte ohne rechte Überzeugung.

»Gut. Dann berichtest du mir alles, und ich gehe damit ... nein, noch besser: Du kommst morgen mit und erzählst alles selbst. Ich habe dir doch gesagt, ich kenne jemanden, der dir vielleicht helfen kann.«

Anna nickte matt und stand auf. »Ich lege mich jetzt ein wenig hin. Wir können dann morgen ja mal sehen.«

Korben stand mit baumelnden Armen da und sah ihr nach, wie sie davonging. Er kaute auf seiner Unterlippe, und zwischen seinen Brauen stand eine steile Falte. »Morgen Abend am Tor!«, rief er, ehe Anna durch das Gartentor ging. »Ich warte auf dich!«

Anna lag auf ihrem schmalen Bett und starrte schlaflos die weiß gekalkte Decke an. Das Gespräch mit Korben hatte sie aufgewühlt, und sie wusste nicht, warum. Vielleicht war es die Erinnerung an ihre Großmutter. Sie drehte sich auf die Seite und legte eine kalte Hand unter ihr Gesicht. Wie hatte ihre Großmutter ausgesehen? Anna schloss die Augen, um sich das vertraute Gesicht besser vorstellen zu können.

Nach einer Weile öffnete sie die Augen wieder und drehte sich auf den Rücken. Es wollte ihr einfach nicht gelingen, Anidas Gesicht vor sich zu sehen. Sie erinnerte sich an eine hoch gewachsene, aufrechte Gestalt und dreifarbiges, von weißen Strähnen durchzogenes Haar, an große, feste und zugleich weiche Hände und eine dunkle Stimme, die lachte und ihr zum Einschlafen Geschichten erzählte von einer Krähe und baumbewohnenden Leuten und einer bösen Hexe in einem dunklen Turm ...

Anna blinzelte und schrak hoch. Im Zimmer war es dämmrig geworden, und die letzten Fetzen des Traums wehten um sie herum und verzogen sich mit dem kleinen Luftzug durch das geöffnete Fenster, ehe sie noch einen Zipfel davon erhaschen konnte. Es war eine Krähe darin vorgekommen, die sie mit schwarzen Augen angesehen und dann den Furcht einflößenden Schnabel geöffnet und zu ihr gesprochen hatte ...

Anna lachte und schüttelte den Traum endgültig ab. Sie fühlte sich erfrischt und munter und war fest entschlossen, Korbens Rat zu folgen und an der heutigen Sitzung mit wachem Verstand und scharfen Sinnen teilzunehmen.

Die Oberste Hexe selbst öffnete ihr die Tür zu dem Kellergewölbe, in dem diese Sitzungen stattzufinden pflegten. Der Anschein von Verschwörung und heimlichem Tun, den dieser Treffpunkt vermittelte, verlor sich aber gleich nach dem Eintreten wieder, denn in dem Raum mit der niedrigen, gewölbten Decke herrschte eine recht alltäglich wirkende Geschäftigkeit.

Eine Bedienstete kniete vor dem tiefen Kamin und legte Holz nach, denn das Feuer brannte schon seit der Mittagsstunde und hatte das selten genutzte Gewölbe mit behaglicher Wärme erfüllt.

Eine andere Magd hatte die schmale Liege, die Anna inzwischen zur Genüge verhasst

war, in die Nähe des Kamins geschoben und breitete nun eine leichte Woldecke darüber. Um einen Tisch in der Mitte des Raumes standen Meister Wilber und drei in der Heilkunst erfahrene Hexen und beugten sich über ein Buch, das aufgeschlagen zwischen ihnen lag. Sie waren mit gedämpften Stimmen in ein anscheinend lebhaftes Gespräch vertieft, von dessen Inhalt Anna nur Bruchstücke ans Ohr drangen.

»Du siehst erholt aus«, lenkte Herrads Stimme ihre Aufmerksamkeit von der Gruppe ab. Anna bestätigte die Beobachtung der Obersten Hexe und blickte mit Unbehagen auf die Phiole, die ihr entgegengehalten wurde. Drei Fingerbreit einer rötlichen Flüssigkeit schwappten darin, und Anna glaubte den leicht scharfen und dennoch unangenehm faden Geschmack des Mittels schon auf der Zunge zu spüren.

»Ich möchte es heute ohne das probieren«, sagte sie mit einer ablehnenden Handbewegung.

Herrad zog die Brauen empor. »Davon kann ich dir nur abraten. Du erinnerst dich doch sicher, warum wir dieses betäubende Mittel einzusetzen pflegen.«

Anna unterdrückte ein Schaudern. Glücklicherweise waren die Erinnerungen an frühere Sitzungen inzwischen weitgehend verblasst, aber die Pein, die sie ihr bereitet hatten, zuckte bei dem Gedanken daran erneut in ihren Nerven.

»Ich erinnere mich«, sagte sie gepresst. »Aber ich will es trotzdem versuchen. Dieses eine Mal – damit ich weiß, was mit mir geschieht.«

Herrad seufzte und ging hinüber zu Meister Wilber. Anna strengte ihre Ohren an, um zu erlauschen, was die beiden besprachen, aber die Oberste Hexe und der Heiler redeten zu leise. Endlich nickte die Hexe und winkte Anna, zu ihr zu kommen. Die junge Hexe folgte der Aufforderung und setzte sich gehorsam auf die Kante der Liege. Meister Wilber hockte sich vor sie hin und nahm ihre Hände, während er ihr ernst in die Augen sah.

»Ich kann nicht beurteilen, wie schmerzhaft oder unangenehm die Prozedur für dich sein wird«, sagte er eindringlich. »Du musst sofort etwas sagen, wenn du es nicht mehr erträgst, hörst du? Ich weiß wahrlich nicht, ob es ratsam ist, das alles ohne eine Dämpfung deiner Sinneswahrnehmungen vorzunehmen. Aber wenn du mir versprichst, dass du nicht tapfer, sondern klug sein wirst, willige ich für heute ein, es einmal ohne ein einschläferndes Mittelchen zu probieren.«

Anna nickte, wenn auch verzagt. Die ernste Mahnung des Heilers hatte ihr ein wenig von ihrer Zuversicht und Entschlossenheit genommen. Meister Wilber drückte ihre Hand und deutete dann auf die Liege. »Du solltest dich aber dennoch hinlegen. Schließe die Augen und lass deinen Atem sich beruhigen. Entspanne die Glieder und besänftige deine Gedanken.« Sein fortwährend beruhigendes Zureden half Anna, sich in einen Zustand der Ruhe zu versetzen und ängstliche Gedanken nach und nach auszuschließen. Sie atmete tief und gleichmäßig und lauschte auf die leisen Geräusche, die die Bewegungen und Verrichtungen der Menschen in dem niedrigen Gewölbe verursachten. Kleider raschelten, leise Schritte erklangen, und die Tür klappte zu. Die Bediensteten hatten den Raum verlassen, und allein die Hexen waren noch da. Es war nun sehr still.

Anna wandte träge den Kopf und blinzelte zu dem Tisch hinüber. Das Buch war beiseite geräumt worden und hatte einem dunklen Kästchen Platz gemacht. Anna vermeinte, einen in arkanem Licht glühenden Saum darum zu erblicken, aber in diesem Moment

beugte sich die Oberste Hexe zu dem Kästchen hinunter und verdeckte es vor ihren Blicken. Die Hexen bildeten einen dichten Ring um den Tisch, Anna vernahm einige unverständliche Worte, und ein seltsames Gefühl der Schwere nahm von ihr Besitz. Die Luft wurde beinahe zu dick für ihre Lungen, und ein Gewicht drückte auf ihre Brust und benahm ihr zusätzlich den Atem.

Sie zwang sich, ruhig weiterzuatmen und nicht in Panik zu geraten. Nach einer Weile wich die Bedrückung von ihr und machte einem Kribbeln Platz, das ihren ganzen Körper befiel und auch vor dem Inneren ihres Kopfes nicht Halt machte. Anna musste den Drang unterdrücken, sich wie wild zu kratzen, und krallte ihre Hände fest in die Wolledecke, auf der sie lag.

Auch dieses Gefühl verging nach einer Zeit. Anna schlug die Augen auf und blickte wieder zum Tisch hinüber. Der Kreis der Hexen verdeckte immer noch, was sie taten, aber ein bläuliches Glühen säumte ihre Umrisse und ließ sie seltsam unwirklich erscheinen. Anna entspannte ihre Hände und ihren Körper und lauschte auf das leise Murmeln der Hexen. Sie schienen eine komplexe Beschwörung zu weben, denn die Stimmen erklangen ohne Unterbrechung, mal allein, mal zu mehreren im Chor, woben einen Teppich aus Worten und Tönen, der Anna sanft einzulullen drohte. Die Wärme des Kaminfeuers lag wie eine dichte Decke auf ihr, und sie bemerkte, dass sie zu schwitzen anfang. Die Hitzewellen, die sie alsbald überfluteten, wurden immer stärker und regelrecht unangenehm. Anna setzte sich halb auf und zog die Wolledecke von der Liege, um sie zu Boden zu werfen, aber als sie mit ihrem Kopf emporkam, traf sie eine Empfindung wie ein Blitz.

Es war ein gleißend helles Bild, das vor ihren Augen auftauchte. Strahlend weiß vor einem böseartig schwarzen Hintergrund sah sie eine verhüllte Gestalt und vermeinte, aus einer Art Kapuze ein Paar Augen sie starr anblicken zu sehen. Sie musste blinzeln, weil ihr in dem grellen Licht Tränen in die Augen traten, und in diesem Moment schlug die Erscheinung um, verwandelte sich die weiße menschliche Gestalt in einen nachtschwarzen Vogel, dessen Gefieder das grelle Licht geradezu aufzusaugen schien. Anna schloss geblendet die Augen, und die Erscheinung verschwand und machte einem rötlichen Nachglühen Platz.

Sie musste einen Laut von sich gegeben haben, denn das Murmeln der Stimmen brach ab, und Schritte näherten sich ihrer Liege. Als sie die Augen wieder öffnete, kniete Meister Wilber neben ihr und sah sie voller Sorge an. Anna schüttelte leicht den Kopf und beantwortete seine unausgesprochene Frage mit einem leisen: »Es ist alles in Ordnung. Ich habe mich nur erschreckt.«

Der Heiler berührte kurz ihre Stirn und machte ein bedenkliches Gesicht. »Du bist ganz heiß«, sagte er. »Möchtest du einen Schluck Wasser?«

Anna stürzte den angebotenen Becher mit einem durstigen Zug hinunter. Das kühle Wasser rann durch ihre Kehle und brachte augenblicklich Erleichterung. Dankend nahm sie den erneut gefüllten Becher in Empfang und trank ihn in langsameren Schlucken ebenfalls leer.

Dann sah sie zu, wie Meister Wilber zum Tisch zurückkehrte, und erhaschte einen Blick auf das geheimnisvolle Kästchen, dessen Deckel nun offen stand. Das bläuliche Glühen,

das sie zuvor schon erblickt hatte, drang daraus hervor. Anna reckte den Hals, um den Inhalt des Kästchens zu erspähen, aber von ihrem Platz aus war das unmöglich. Schon schloss Meister Wilber die Lücke, und das Gemurmel der Hexen begann aufs Neue.

Anna wurde schläfrig. Die erwartete Pein war bisher ausgeblieben, und ihr wurde nachgerade ein wenig langweilig. Sie dachte über die seltsame Vision nach, die ihr soeben zuteil geworden war. War sie, ohne es zu bemerken, eingeschlafen und hatte den Traum vom Nachmittag weitergeträumt? Was hatte es mit dem großen Vogel auf sich, der ihr so seltsam vertraut erschien? Und die verhüllte Gestalt, die den Eindruck erweckt hatte, ihr etwas mitteilen zu wollen – hatte sie im Schatten der Kapuze nicht einen dunklen Stern auf ihrer Stirn erblickt? Sie spürte, wie der Schlaf sich ihrer bemächtigen wollte, und wehrte sich dagegen. Mit wachen Sinnen hatte sie der Prozedur beiwohnen wollen – auch, um Korben davon berichten zu können. Der Freund, zu dem er sie bringen wollte ... Ob das ein ähnlich kauziger Mensch sein würde wie Mika, der Enkel des angeblichen Schwarzmagus? Ihre Gedanken kreisten noch eine träge Weile um den sagemumwobenen Schwarzen Orden und die Geschichten, die sie als Kind darüber vernommen hatte, und dann sank sie in einen leichten Schlummer.

Die murmelnden Stimmen wurden lauter, und ihre unverständlichen Worte klangen befehlend. Die Oberste Hexe stieß einen lauten Ruf aus, worauf das Licht aus dem Kästchen grell aufflammte. Ein schneidender, reißender Schmerz in ihrem Kopf und ihrer Brust weckte Anna aus dem oberflächlichen Schlummer und ließ sie aufschreien. Der Schmerz verstärkte sich, wurde unerträglich. Es war, als trachtete eine eiserne Klaue danach, ihr bei lebendigem Leibe das Herz herauszureißen. Sie schrie wieder, und gleichzeitig mit ihrem Schrei flammte das Licht so hell auf, dass die Hexen vom Tisch zurückwichen und ihre Augen bedeckten. Anna sah, wie die Oberste Hexe sich wie gegen einen starken Wind oder schnell strömendes Wasser zu dem Tisch zurückzukämpfen versuchte, die Hände ausgestreckt, um das Kästchen zu schließen. Mit blendender Plötzlichkeit wusste Anna, dass diese Handlung ihr Schaden zufügen würde. Sie richtete sich mühsam auf, dieweil immer noch die allergrößte Pein in ihr wütete, und kam zum Stehen. Der unsichtbare Wind, der die Hexen von dem Tisch zurücktrieb, hinderte sie nicht stärker als ein lindes Lüftchen am Vorwärtskommen. Sie ignorierte die reißenden und zerrenden Schmerzen, so gut es eben ging, und schleppte sich an Herrad vorbei, die kurz vor der Tischkante in Erstarrung gefangen schien. Ihre Augen weiteten sich ungläubig, als sie Anna erblickte, und ihre Lippen formten warnende Worte, die nicht an Annas Gehör drangen. Ein lautes Brausen erfüllte den Raum und erstickte alle anderen Geräusche. Anna griff nach der Tischkante und blickte in das blendende Licht, das unvermindert aus dem Kästchen drang. Durch das Getöse erklangen singende Stimmen, jemand schien ihren Namen zu rufen. Anna beugte sich hinab, griff ohne nachzudenken in das Licht hinein und umfasste einen, nein zwei harte rund-flache Gegenstände, die sich in ihre Handflächen schmiegen, als gehörten sie dorthin. Schlagartig versiegte der Schmerz, erlosch das Licht, legte sich der Wind und verstummte das Brausen.

Anna stand da, in jeder Hand eines der magischen Kleinodien, und starrte mit großen Augen darauf nieder, fragte sich, wie sie die Herzen jemals hatte vergessen können.

Eine Hand umfasste hart ihre Schulter und wirbelte sie herum. »Was tust du?«, schrie

die Oberste Hexe und griff nach den Herzen. Anna zog die Hände zurück und barg sie an ihrer Brust.

»Sie gehören mir«, hörte sie sich mit fremd klingender Stimme antworten. »Ich allein bin ihre Hüterin.«

»Du dummes Kind!« Die Hexe schlug die Hände zusammen. »All die Jahre der Mühe, der Arbeit zunichte gemacht in einem Augenblick! Begreifst du überhaupt, was du angerichtet hast? Ihr Schöpfer, helft!« Die anderen Hexen lösten sich aus ihrer Erstarrung und umringten sie, starrten sie an. Anna wich zurück und stieß hart gegen die Tischkante. »Warum wollt ihr sie mir nehmen?«, fragte sie kläglich. »Sie gehören doch mir.«

Meister Wilber tauchte neben ihr auf und berührte besänftigend ihre Schulter. »Sie machen dich krank«, sagte er leise. »Seit Jahren bemühen wir uns darum, dich von ihrer Last zu befreien, das weißt du doch. Komm, leg sie zurück, damit wir sie wieder abschirmen können.«

Anna schüttelte wild den Kopf und umklammerte die Herzen nur noch fester. »Bitte«, flehte sie. »Nehmt sie mir nicht wieder fort. Ich fürchte, ich muss sterben, wenn sie nicht bei mir sind.«

»Sei nicht albern, Anadia«, rügte sie die Oberste Hexe streng. »Du weißt nicht, was gut für dich ist, aber sei dir versichert, dass wir es wissen. Leg nun die Herzen zurück, gehorche!«

Anna zitterte am ganzen Leib. Die scharfen Kanten des weißen und des schwarzen Schmuckstückes schnitten in ihre Finger, aber sie bemerkte es kaum. Der Heiler griff behutsam nach ihrer linken Hand und bog sie von ihrer Brust fort. Seine Finger waren kühl und beruhigend an Annas Puls, und er warf der Obersten Hexe einen um Zurückhaltung heischenden Blick zu, während er Anna zu sich drehte. »Kind, beruhige dich«, sagte er sanft. »Wir wissen, dass die Trennung schmerzhaft für dich ist, aber wir wollen wirklich nur, dass du dir nicht selbst schadest. Diese Kleinodien«, er deutete auf das Herz des Todes, das unheilvoll in Annas linker Hand funkelte, »bedeuten eine Gefahr nicht nur für dich und deine körperliche und geistige Gesundheit, sondern für das gesamte magische Gefüge unserer Welt. Wenn es uns nicht gelingt, die Herzen zu bannen, werden sie uns früher oder später vernichten. Wir können sie aber so lange nicht vollständig abschirmen, so lange du noch mit ihnen verbunden bist, denn das hätte unabsehbare Folgen für dich. Du siehst also, dass wir dir nichts Böses wollen, Anna, ganz im Gegenteil. Wir bemühen uns mit all unseren Kräften um deine Heilung und die Erhaltung deines Lebens!«

Anna liefen bei diesen Worten Tränen über die Wangen, aber nichtsdestotrotz umklammerte sie die Herzen mit aller Kraft. Meister Wilber blickte die Oberste Hexe an, und Herrad griff nun nach Annas anderer Hand. Sie lächelte das Mädchen an und bemühte sich gleichfalls, Anna zu besänftigen.

»Komm, Anadia. Du bist eine vernünftige junge Frau und kannst eine vollwertige und starke Hexe sein, sobald wir unser Werk vollendet haben. Wir sind kurz davor, Kind. Willst du denn wirklich weiter unter dieser Schwäche leiden, die diese magischen Artefakte dir bereiten? Wärest du nicht lieber wie die anderen: stark, gesund und zufrieden mit deinem Leben? Leg die Herzen zurück, Anna. Sie quälen und beschweren dich, und ihre

Verlockung, der du nun zu erliegen drohst, ist eine wahrhaft trügerische. Du hast gehört, was Meister Wilber gesagt hat. Du weißt, dass wir dir nichts Böses wollen und nie etwas zu deinem Nachteil getan haben oder tun werden. Deine Mutter hat dich uns anvertraut, weil sie das wusste. Also bitte ich dich: vertrau auch du uns.«

Annas Schultern sanken herab. Sie schloss kurz und schmerzlich die Augen, dann drehte sie sich zum Tisch um und legte sanft die beiden Herzen in ihr Behältnis zurück.

»So ist es gut«, murmelte der Heiler und nahm Anna in seine Arme. »Komm, mein Kind, lass mich dir helfen, damit du dieses fürchterliche Erlebnis hinter dir lässt und erquicklichen Schlaf findest. Morgen wirst du alles Schreckliche vergessen haben.«

Er führte Anna, die kraftlos in seiner Umarmung lag, zur Liege zurück, bettete sie darauf und legte seine Hand auf ihre Stirn. Mit einem geflüsterten Wort der Kraft senkte er das Mädchen in Schlaf, deckte es zu und blickte dann eine Weile auf das verweinte Gesicht hinab.

»Wir kümmern uns gleich um sie«, rief die Oberste Hexe. »Ich benötige jetzt deine Hilfe bei diesem Werk.«

Der Heiler nickte und kehrte an den Tisch zurück. »Machen wir einen Fehler?«, fragte er leise. »Hätten wir nicht erst sehen sollen, welchen Einfluss das Mädchen möglicherweise auf die Herzen hat?«

Herrad gebot ihm, sich auf den Bann zu konzentrieren. Der Zauber kostete die erschöpften Hexen einiges an Kraft und Zeit, und erst als das Kästchen erneut verschlossen und versiegelt war und die anderen Hexen den Raum verlassen hatten, antwortete die Oberste Hexe auf Wilbers Einwand.

»Wie sollte ein unausgebildetes junges Mädchen etwas bewirken können, was selbst die fähigsten Magier und Hexen der Hierarchie nicht vermögen?« Sie blickte ihn streng an. »Du lässt dich von deinem allzu weichen Herzen und deiner Zuneigung zu Anadia leiten und nicht von deinem Verstand. Was hätte ich deiner Meinung nach tun sollen – etwa Anna die Herzen lassen? Diese machtvollen, gefährlichen Werkzeuge in der Hand eines Kindes? Und dann?«

Der Heiler erwiderte ihren aufgebrachten Blick mit Unbehagen. »Wenn du es so sagst, klingt es sicherlich wie eine große Dummheit«, sagte er leise. »Aber wir können doch nicht wissen, wozu Anna fähig ist. Immerhin ist sie zur Hüterin der Herzen bestimmt worden. Was auch immer der Zweck dessen war und welche Macht darüber entschieden hat ...«

»Wilber, du wiederholst nur alte, längst widerlegte Argumente, und ich bin dessen müde. Wir können ein solches Wagnis nicht eingehen – und ich werde es niemals zulassen, dass irgendjemand Falsches die Herzen in die Hand bekommt, nur weil ein junges Ding sie törichterweise mit sich herumträgt wie billigen Tand!«

Der Heiler zog vor dem Zorn seiner Obersten ein wenig den Kopf ein und verzichtete klugerweise vorerst auf jede weitere Gegenrede.

»Was mache ich mit dem Jungen?«, fragte er, um das Thema zu wechseln. Herrad stieß den Atem aus und setzte sich auf einen Stuhl. Mit matten Bewegungen schenkte sie sich und dem Heiler ein Glas Wasser ein und rieb sich über die Augen.

»Müssen wir jetzt darüber reden?« Sie hob die Hand und schüttelte den Kopf. »Nein, es

ist gut. Morgen ist zu viel zu tun, und ich habe dich nun schon zu lange nicht nach seiner Entwicklung gefragt. Was denkst du?»

Meister Wilber blickte ein wenig ratlos auf seine Hände nieder. »Ich bin nicht viel klüger als vor einem Jahr«, gab er zu. »Er ist klug, er ist talentiert, und die magische Begabung, die er geerbt hat, scheint mit jedem Jahr stärker zu werden. Doch ebenso ist er undiszipliniert und ungeduldig. Er interessiert sich vor allem für die dunklen und gefährlichen Seiten der Heilkunst.«

»Wie seine Mutter«, warf die Oberste Hexe ein.

Meister Wilber nickte bekümmert. »Sie hat ihren Irrweg wirklich bereut. Und sie hat den Preis dafür bezahlt.«

»Das mag sein«, gab Herrad scharf zurück. »Den Preis hat leider auch der Junge bezahlt, sieh dir seine Verkrüppelung an. Aber seine Herkunft bedeutet einen unkalkulierbaren Faktor in der Rechnung. Wir wissen kaum etwas über seinen Vater ...«

»Nur das, was seine Mutter uns damals erzählte, als sie zurückkehrte, und das war kümmerlich wenig«, stimmte der Heiler zu.

»Kümmerlich wenig, das stimmt. Und von dem Wenigen habe ich ihr nicht die Hälfte geglaubt.« Herrad kniff die Lippen zusammen. »Der Junge trägt ein dunkles Erbe in sich, und wir können es nicht riskieren, ihn auszubilden. Stell dir vor, es wäre die Schuld des Weißen Ordens, erneut einen Schwarzen Magier auf die Welt losgelassen zu haben!«

Meister Wilber schüttelte den Kopf. »Korben ist ein guter Junge«, sagte er nachdrücklich. »Er weiß nur nicht, wohin mit sich und seinen Kräften. Herrad ... er spürt sie doch die ganze Zeit, er ahnt, welche Fähigkeiten er besitzt. Wir dürfen ihm die Ausbildung nicht länger vorenthalten, es wäre ein großes Unrecht.« Er beugte sich vor und sah sie eindringlich an. »Der Junge könnte ein wirklich großer Hexer werden. Er würde dem Orden, der ihn ausbildet, sicherlich nicht schaden wollen. Dankbarkeit ist ein starkes Gefühl.«

Herrad schlug mit der Hand auf ihren Schenkel und stand auf. »Nein«, sagte sie laut. »Nein, Wilber, das kann ich nicht verantworten. Ich hege die Hoffnung, dass er eines Tages ruhiger, weniger unbeherrscht, kalkulierbarer für uns wird. Nimm ihn hart ran. Bläu ihm ein, was es bedeutet, erwachsen zu sein und eine Aufgabe zu haben. Vielleicht bildet sich sein Charakter im Lauf der Jahre so, dass wir es wagen können, ihn auszubilden. Zum jetzigen Zeitpunkt kann ich es nicht verantworten. Und das ist mein letztes Wort!«

Korben wartete am Abend vergeblich auf Anna. Meister Wilber hatte sich nicht zu ihrem Fehlen während ihres Unterrichts äußern wollen, und da der Heiler sich in ungewöhnlich übler Laune befand, hatte Korben auch nicht weiter gefragt, nachdem auf seine Erkundigung nach ihrem Verbleib nur ein äußerst missgestimmtes Knurren als Antwort erfolgt war.

Auch am nächsten und übernächsten Tag bekam er Anna nicht zu sehen. Sein Lehrmeister bequemte sich immerhin, ihm die Auskunft zu erteilen, sie sei plötzlich erkrankt und bedürfe der absoluten Ruhe und Schonung, aber das konnte Korben nicht beruhigen – nicht, nachdem er wusste, dass Anna sich an dem bewussten Abend einer fragwürdigen Prozedur, angeblich zu ihrer Heilung, hatte unterziehen müssen. Seine vorsichtigen Versuche, Meister Wilber dazu zu befragen, hatten wie erwartet nichts gefruchtet. Das alles gehe ihn nichts an und er solle gefälligst seine neugierige Nase lieber in seine Bücher stecken, hatte der Heiler geblafft. Das Unbehagen, das dabei von ihm ausgegangen war, war beinahe mit Händen zu greifen gewesen und hatte Korben noch zusätzliche Beunruhigung verschafft. Zweimal hatte er versucht, zu Annas Zimmer zu gelangen, war aber jedes Mal von einer resoluten Hexe abgefangen worden, die ihn sehr energisch darauf hingewiesen hatte, dass er sich in dem Teil des Wohntraktes aufhielt, dessen Betreten jungen Männern strikt verboten war. Einen dritten Versuch wollte er nicht riskieren, denn das hätte ihm mit Sicherheit einen offiziellen Verweis eingetragen und ansonsten weiter nichts. Also wartete er mit steigender Ungeduld darauf, dass Anna wieder zum Unterricht erscheinen würde.

»Ich habe keine Ahnung, was sie mit ihr anstellen«, beklagte er sich am Abend des dritten Tages bei Mika. »Und, was das Schlimmste ist, Anna selbst weiß es auch nicht.«

»Hmm«, machte der andere nur und fuhr mit konzentrierter Miene fort, aus einem Mörser feines grünliches Pulver in kleine pergamentene Tütchen zu füllen.

Korben lehnte sich gegen die Theke und sah dem Freund eine Weile stumm bei seiner Tätigkeit zu.

»Ist das die neue Lieferung Glimmergrün aus dem Hort?«, fragte er, als Mika den schweren Mörser kippte, um auch noch das letzte Stäubchen herauszuschütten.

Mika nickte, stellte den Mörser ab und verschloss das Tütchen sorgfältig mit Wachs, bevor er sich die Hände abklopfte und mit einem feuchten Tuch die Theke abwusch.

»Gute Ware?«, fragte Korben beharrlich weiter. Er kannte Mikas Wortkargheit, und gewöhnlich störte sie ihn nicht, aber heute wollte er sich unterhalten.

»Recht gut«, erwiderte Mika und legte den Lappen fort. »Du kannst sie unbesorgt verkaufen, es wird sich niemand darüber beschweren.«

Korben seufzte und zog sich an der Theke hoch, bis er darauf zu sitzen kam. Er griff nach den verschlossenen Tütchen und zählte sie. »Reicht gerade«, murmelte er. »Ich wollte eigentlich ein paar neue Kunden anwerben – unten im Hafen.«

Mika zuckte mit den Achseln. »Mehr habe ich nicht bekommen. Möglich, dass mit der Ostwind noch etwas eintrifft, aber ich bin nicht sicher. Das ist nicht mein üblicher

Lieferant.«

Korben steckte die Tütchen in seine Tasche und griff nach dem Becher, der neben ihm stand.

»Was hast du jetzt vor?«, fragte Mika, und Korben wusste, dass er nicht das Glimmergrün meinte.

»Ich wollte Anna zur Krähe bringen. Wenn jemand weiß, was mit Anna los sein könnte, dann sie.«

Mika verzog das Gesicht. »Hast du schon mit ihr darüber gesprochen?«

»Mit Anna? Nicht direkt. Sie weiß, dass ich sie jemandem vorstellen möchte.«

»Sei vorsichtig. Man bekommt nicht immer das, was man gern hätte, wenn man mit der Krähe Geschäfte macht.«

»Alte Unke«, knurrte Korben und sprang von der Theke. »Ich bin nicht so ängstlich wie du.«

»Du bist leichtsinnig«, hielt Mika ihm vor. »Das ist in unserem Geschäft nicht gut.«

»Ohne mich hättest du gar kein ›Geschäft‹, das dir auch nur das Schwarze unter dem Fingernagel einbringen würde«, fuhr Korben ihn an. »Du würdest immer noch versuchen, besoffenen Matrosen irgendwelchen Trödel anzudrehen. Also erzähl du mir nichts von Leichtsinne!«

Mika grinste schief. »Mag sein«, räumte er ein. »Aber du profitierst auch nicht schlecht davon, oder? Ich besorge das Zeug, ich kenne mich damit aus – gut, du inzwischen auch ein wenig –, und ich kümmere mich darum, dass unsere Händler uns zuverlässig beliefern. Ohne mich hättest du nichts, was du verkaufen könntest. Wir sind Geschäftspartner, mein Alter, und damit habe ich wohl auch das Recht, dir zu sagen, wenn du unvorsichtig bist.«

Korben lachte und klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Gut, in Ordnung. Du passt schön für uns beide auf. Aber sorg lieber dafür, dass ich genug Nachschub bekomme, um ein paar neue Kunden gewinnen zu können. Wir wollen doch weiterkommen, oder?«

Er trank seinen Tee aus und hinkte zur Tür. Mika schüttelte lächelnd den Kopf und bückte sich, um aus den Körben unter der Theke Kräuter für eine neue Teemischung zusammenzusuchen.

Trotz seiner forschenden Worte grübelte Korben während seiner Runde durch die Unterstadt über das nach, was Mika gesagt hatte. Der junge Händler kannte die Krähe schon lange; Mika hatte Korben mit ihr bekannt gemacht, als er Korbens Neugier an allem, was mit Mikas Großvater zusammenhing, nicht mehr aus eigener Erinnerung hatte stillen können. Seitdem war Korben regelmäßig bei der Krähe zu Gast und betrachtete sich inzwischen als ihren Schüler – auch wenn sie selbst das womöglich nicht so sah. Er wusste nicht, was sie von ihm hielt oder über ihr Verhältnis dachte – er wusste eigentlich nie so recht, was in ihr vorging. Als er ihr von Anna erzählt hatte, hatte sie nur genickt und »Bring sie mal mit« gesagt, mehr war ihr nicht zu entlocken gewesen. Sie hatte nicht sonderlich interessiert gewirkt, aber auch darin konnte er sich täuschen.

Spät am Abend lieferte er den Erlös seiner Verkaufsrunde bei Mika ab und wartete ungeduldig, bis dieser seinen Anteil ausgerechnet und ihm zugeschoben hatte.

»Probleme?«, fragte Mika.

»Keine«, gab Korben ebenso lakonisch zur Antwort. »Nur zu wenig Ware.«

Mika zuckte mit den Achseln. »Kannst du nicht etwas mehr von dem Täubling in Umlauf bringen? Davon habe ich noch reichlich Vorräte.«

»Täubling ist nicht mehr sehr gefragt.« Korben rieb sich mit dem Daumen über die Nasenwurzel. »Das grüne Zeug ist anscheinend bekömmlicher.« Er grinste. »Vielleicht sollte ich es auch einmal probieren. Die kleine Grit – du weißt schon, das Schankmädchen aus dem Spundloch – schwärmt regelrecht von den schönen Träumen, die unser Zeug ihr beschert.«

Mika sah ihn erschrocken an. »Mach das lieber nicht«, sagte er. »Ich weiß nicht, ob es nicht auf Dauer doch schädlich ist. Oder man sich am Ende zu sehr daran gewöhnt. Eigentlich ...« Er verstummte und kratzte gedankenverloren und mit besorgter Miene mit einem Messer eine Furche in das Holz der Theke.

»Was – eigentlich?«, forschte Korben nach.

»Ich bin nicht sicher, ob es in Ordnung ist, mit solchen Rauschdrogen zu handeln«, bekannte Mika bekümmert. »Wir können niemals sicher sein, dass man sie nicht falsch oder übermäßig anwendet oder ...«

»Bei den Schöpfern, Mika!«, rief Korben aus. »Das könntest du genauso gut jedem beliebigen Schankwirt oder Weinhändler vorwerfen! Unsere Kunden sind doch keine Kinder, sie müssen selbst wissen, was sie tun oder besser bleiben lassen!«

Mika schnaubte. »Es bereitet mir trotzdem Kopfschmerzen«, gab er zurück. »Wenn ich nicht froh darüber wäre, dass wir auf diese Weise so gutes Geld verdienen, hätte ich längst damit aufgehört.«

Korben legte besänftigend den Arm um Mikas Schultern. »He, komm. Du zerbrichst dir den Kopf über die falschen Dinge. Denk lieber darüber nach, wie wir unser Angebot vergrößern können. Alles andere überlass ruhig mir.«

Mika nickte, aber mit verkniffenem Zweifel in der Miene. Korben gab ihm einen Knuff und wandte sich zur Tür. »Wir sehen uns morgen oder übermorgen. Mach mir ein paar Tütchen Goldrübe zurecht – Jemmy ist wieder für einige Tage an Land.«

Die Tür klappte zu, und Mika blickte noch eine Weile mit schief gelegtem Kopf auf das altersdunkle Holz, ehe er seufzte und das Licht im Laden löschte.

Meister Wilber stand am Fenster der Krankenstube und hörte unaufmerksam einer jungen Hexe zu, die neben ihm stand. So weit er ihren verwickelten Ausführungen folgen konnte, hatte sie sich bei einem Konservierungszauber ablenken lassen und sich dadurch einige äußerst unangenehme Prellungen zugezogen. Zu dem Schmerz hatte sie dann auch noch den Spott ihrer Kolleginnen erdulden müssen, und der Heiler war sich nicht ganz sicher, was sie nun von ihm erwartete: Sollte er ihr lediglich eine lindernde Salbe für die blauen Flecken geben oder gleich auch ihre Kolleginnen zurechtweisen? Seine Gedanken schweiften ab und verloren sich bei dem Thema, um das sie schon seit Tagen in jeder freien Minute kreisten.

Sein Unbehagen darüber, wie die Oberste Hexe das Problem mit den beiden Herzen und ihrer Hüterin handhabte, hatte sich seit der letzten, so schwierig verlaufenen Sitzung nur noch vertieft. Er war höchst erstaunt darüber gewesen, mit welcher Mühelosigkeit sich Anna der beiden magischen Kleinodien hatte bemächtigen können, und ihre flehende

Bitte, sie ihr zu lassen, hatte ihn zutiefst erschüttert. Bisher hatte er dem Vorgehen seiner Obersten zugestimmt, weil er ebenso wie sie geglaubt hatte, dass Annas Bindung an die Herzen ihr großen Schaden zufügte. Aber dass die endgültige Trennung ihnen einfach nicht gelingen wollte und es Anna immer schlechter statt besser ging – was offensichtlich war –, brachte ihn seit geraumer Zeit ins Grübeln und seine bisherige Meinung stark ins Wanken.

Er seufzte und unterbrach den Wortschwall der darob überaus erstaunten jungen Hexe, indem er ihr einen kleinen Tiegel mit Salbe in die Finger drückte und ihr empfahl, die schmerzenden Stellen gut damit einzureiben. Mit offenem Mund stand sie da und sah ihm nach, wie er sie stehen ließ und aus der Krankenstube eilte.

Als Anna erwachte, fühlte sie sich zerschlagen und verwirrt wie nach einem schweren Fieberanfall. Vage dämmerte ihr, dass sie weit länger als nur eine einzige Nacht hier in ihrem schmalen Bett gelegen und mit ihren Träumen gerungen hatte. Bilder drängten aus ihrer Erinnerung auf sie ein, ehe sie sich im Licht des Tages auflösten – schwarz und silbern funkelnde Edelsteine, die in ihren Handflächen schimmerten und deren Gewicht sie immer noch zu spüren vermeinte, wieder und wieder das lichtlos schwarze Auge einer großen Krähe und ihr bedrohlich geöffneter Schnabel, die sanfte Berührung von Händen, die ihrer Großmutter gehörten, und Stimmen, die sie nicht kannte, die aber lockend und süß nach ihr riefen und eine Sehnsucht in ihr weckten, die schmerzhaft und quälend war.

Anna schüttelte die letzten Fetzen der Traumbilder ab und zog sich mit matten Bewegungen an. Die trotz des geöffneten Fensters dumpfe Luft in ihrer kleinen Kammer trug nicht gerade dazu bei, ihren benebelten Kopf zu klären; deshalb wollte sie sich ein wenig in den Kräutergarten setzen und die Traumkälte in ihren Gliedern von der Sonne vertreiben lassen.

Als sie ihre Kammer verließ, stieß sie beinahe mit dem Heiler zusammen, der eiligen Schrittes um die Ecke bog. »Ah, du bist auf«, sagte er ein wenig kurzatmig und griff nach ihrem Arm, weil sie erschreckt zurückgefahren und dadurch ins Wanken gekommen war. »Das ist gut, denn ich wollte mit dir reden.« Sein prüfender Blick traf ihr blasses Gesicht. »Du isst jetzt ein wenig Suppe, und dann suchen wir uns einen ruhigen Platz, an dem uns niemand stört.«

Anna folgte ihm willig in die Küche; seine Bestimmtheit und Tatkraft hatten sie ein wenig aus ihrer Mattigkeit geweckt. Meister Wilber ließ sich von der Ersten Köchin persönlich einen großen Napf mit köstlich duftender, dicker Gemüsesuppe schöpfen und einen Kanten Brot dazu geben und sah geduldig zu, wie Anna erst widerstrebend und dann mit wachsendem Appetit zu löffeln begann.

Als sie den letzten Rest der Suppe aus dem Napf geschlürft hatte, nahm er sie beim Arm und ging mit ihr hinaus in den Küchengarten.

»Was willst du mit mir besprechen, Meister?«, fragte Anna, durch die heiße, nahrhafte Suppe ein wenig munterer geworden.

»Warte, zuerst muss ich dir helfen, dich zu erinnern«, erwiderte der Heiler und lotste sie zu einer dicht bewachsenen Laube im hinteren Teil des Gartens. Anna hatte oft auf der Bank darin gesessen und Erbsen aus der Schale gepult oder ähnliche Arbeiten verrichtet, wie Novizinnen im ersten Jahr sie im Haus oder in der Küche zu tun bekamen.

Meister Wilber hieß sie nun, sich dort niederzusetzen, und blieb vor ihr stehen. Seine Augen verschleierten sich leicht, als er nun seine Hände an ihre Schläfen legte und sich anschickte, eine leichte magische Trance herbeizurufen, wie sie manches Mal bei heilerischen Zaubern vonnöten war. Anna kannte das Ritual und bemühte sich gleichfalls um einen ruhigen, tiefen Atem und das Loslassen jedes willentlichen Gedankens.

Sie spürte, wie sein tastender Geist sie sanft berührte und gleichsam etwas in ihrem Kopf geradezurücken schien, ehe die geistigen Finger sich ebenso behutsam wieder zurückzogen. Mit einem verwirrten Blinzeln öffnete sie die Augen und blickte Meister Wilber an, der sich nun neben ihr auf der Bank niedergelassen hatte und ihre Hand ergriff.

»Erinnerst du dich?«, fragte er leise.

Anna schluckte und nickte langsam, als die Ereignisse der vergangenen Sitzung und nach und nach auch all die anderen Erinnerungen, die ihr bisher durch den Zauber verschlossen gewesen waren, in ihren Geist fluteten.

»Die Herzen«, flüsterte sie endlich und drückte krampfhaft die Hand des Heilers. »Warum – warum habt ihr sie mir genommen?«

Meister Wilber seufzte und rieb sich müde über die Stirn. »Du kennst die Erklärung. Sie sind gefährlich, äußerst gefährlich.«

Anna musterte ihn scharf. »Aber du hegst Zweifel daran, und deshalb hast du mir meine Erinnerungen wiedergegeben – und nicht nur die an diese letzte Sitzung.« Sie schwieg, forschte in ihrem Gedächtnis und schlug nach einer Weile erbittert mit der Faust auf ihren Schenkel. »Ihr habt mich in einer Weise manipuliert und wie ein unmündiges Kind behandelt, dass ich es kaum glauben kann! Seit ich hier im Orden bin, lasst ihr mich nicht mit darüber entscheiden, was mit mir oder den mir anvertrauten Herzen geschieht. Was hat euch das Recht dazu gegeben?«

Der Heiler senkte seinen Blick vor ihren vorwurfsvoll flammenden Augen. »Kind, glaube mir, wir haben mit den allerbesten Absichten gehandelt«, sagte er schließlich. »Dein Wohlergehen und deine Gesundheit sind uns nicht minder wichtig als die dringliche Aufgabe, die bedrohlichen magischen Auswirkungen der Herzen zu bannen.«

»Aber vielleicht müsst ihr sie ja überhaupt nicht bannen«, erwiderte Anna heftig. »Du hast selbst gesehen, dass sie mir kein Leid zufügen – ganz im Gegenteil! Ich habe mich noch nie so ganz und heil gefühlt wie in dem Augenblick, als ich sie in meinen Händen hielt.« Sie blickte kurz auf ihre Handflächen nieder, als wollte sie den Anblick Ter'terkrins und Ter'nyoss' beschwören.

Der Heiler rieb über seine faltige Wange. »Wir müssen dich möglicherweise wirklich nicht vor den Herzen selbst schützen«, sagte er schließlich. »Daran hege ich mittlerweile einigen Zweifel. Aber was geschehen könnte, wenn du sie bei dir trägest ... Wir dürften dir nicht mehr gestatten, das Ordensgelände zu verlassen, jedenfalls nicht ohne eine wehrhafte Begleitung, einen Schutz ...«

»Was befürchtest du?«, fragte Anna ehrlich verblüfft. »Dass mir ein Strauchdieb auflauert und die Herzen stiehlt?«

Der Heiler schnaubte. »Ich denke nicht, dass mich ernstlich irgendwelche Diebe beunruhigen. Aber es gibt zu viele, die von den Herzen wissen und auch, welche Macht

sie haben. Den Schöpfern sei gedankt, dass der Schwarze Orden nicht mehr existiert – aber stell dir nur einmal vor, ein ähnlich fehlgeleiteter Adept wüsste von den Herzen und auch, dass du, eine halb ausgebildete junge Hexe, sie mit dir herumträgst. Was glaubst du, was geschehen könnte?»

»Könnte, wäre, sollte«, erwiderte Anna empört. »Das ist doch alles müßige Spekulation. Meine Großmutter und ihre Schwester hüteten Ter'nyoss und Ter'terkrin beinahe ihr ganzes Leben lang, ohne dass von irgendwoher ein schurkischer Magier aufgetaucht wäre, um sie ihnen zu stehlen. Warum also sollte das mir geschehen? Und ebenso haben die Herzen in all den Jahren keinen Schaden angerichtet, nur weil sie existierten.«

Der Heiler schwieg. »Es sind andere Zeiten«, antwortete er schließlich ohne große Überzeugung.

Anna schnaubte und streckte die Beine aus. »Warum hast du mir meine Erinnerung überhaupt zurückgegeben, wenn du doch nur versuchst, euer Tun zu rechtfertigen? Damit ich dir bestätige, dass alles gut und recht war, was ihr mir angetan habt?«

Der Heiler zuckte zurück, als hätte sie ihn geschlagen. »Du musst mir vergeben«, sagte er nach einer Weile, in der es in seinem zerfurchten Gesicht heftig gearbeitet hatte. »Indem ich hier mit dir so offen über alles rede, handle ich schon den Weisungen unserer Obersten entgegen. Ich bin ein alter Mann, ich habe mich nie gegen etwas auflehnen müssen, was eine Oberste Hexe anordnet – einfach, weil ich immer der Meinung war, dass diese Anordnungen richtig und gut im Sinne des Ordens und seiner Mitglieder sind. Aber jetzt und hier ...«

Anna legte die Hand auf seinen Arm. »Es tut mir Leid, dass ich gerade dich dafür beschimpfe, der du doch der Einzige bist, der sich wirklich um mich kümmert – und nicht nur um die Herzen und ihre Macht.«

Sie saßen eine ganze Weile schweigend nebeneinander. Das Laub der Obstbäume und der Sträucher im Küchengarten bewegte sich leise im sanften Wind, und im Gebüsch raschelte ein kleines Tier auf der Suche nach Nahrung. In der Ferne krächte ein Hahn, und aus der Küche drang gedämpft das Scheppern und Klappern der Töpfe und Pfannen.

»Nun gut«, seufzte der Heiler nach einer Weile. »Ich muss gestehen, ich bin ratlos. Eigentlich wäre ich nun gehalten, dir deine Erinnerung wieder zu nehmen, aber ...« Er hob die Hand, um Annas Protest zu ersticken. »Das werde ich nicht tun«, sagte er entschieden. »Doch ich bitte dich sehr, niemanden merken zu lassen, was ich getan habe. Nicht, bevor wir nicht wissen, was weiter zu tun ist. Ich werde darüber nachdenken müssen. Wahrscheinlich muss ich Herrad von dem unterrichten, was ich getan habe – aber noch soll es unser Geheimnis bleiben. Versprichst du mir das?«

»Ich werde mir der Obersten Hexe gegenüber nichts anmerken lassen, das verspreche ich dir«, erwiderte Anna ausweichend.

Meister Wilber musterte sie mit leicht zusammengekniffenen Augen, aber dann lächelte er und gab ihr einen Klaps auf die Hand. »Du wirst vorsichtig sein, das weiß ich. Lass mich eine Weile über alles nachdenken. Dann sehen wir weiter.« Er erhob sich und klopfte ein paar trockene Zweiglein und Blättchen von seiner Tunika. »Heute solltest du dich noch erholen. Aber ich würde es begrüßen, dich morgen wieder beim Unterricht zu

sehen, wenn du dich kräftig genug dafür fühlst.«

Anna nickte nur und blieb noch eine Weile in der Laube sitzen. Vorsichtig, wie man einen schmerzenden Zahn mit der Zungenspitze berührt, erforschte sie ihre wiedergewonnene Erinnerung, freute sich daran, das Bild ihrer Großmutter klar vor Augen zu haben, und ließ die Wut über das ihr Angetane langsam verebben.

Ihre Gedanken und Empfindungen wanderten tiefer in Schichten ihres Wesens, die ihr selbst beinahe fremd erschienen – und dort, in der Mitte ihres Seins, glühte der schwere, machtvolle Kern, der zwar mit ihr verbunden, aber dennoch nicht ganz sie selbst war.

Sie glitt tiefer in Trance und umkreiste diesen fremdvertrauten Bereich mit großer Vorsicht. Er war gleichzeitig innerhalb ihres Selbst und irgendwo außerhalb – etwas wie eine haardünne Schnur ging von ihm aus und verschwand in nebelhafter Ferne. Mit geistigen Fingern tastete sie nach dieser seltsamen Verbindung, die straff gespannt unter ihrem Zupfen zu vibrieren begann wie die Saite einer Harfe, und die Energie, die durch diese Verbindung floss, prickelte in ihrem Geist. Ein leiser Ton erklang, glockenrein und süß, der ihr die Tränen in die Augen trieb.

Der Ton verklang im selben Moment, in dem sie die Augen aufschlug, aber sie vermeinte, sein Echo tief in sich immer noch schwingen zu hören.

Mit den wiedergekehrten Erinnerungen hatte auch ihre Kraft zugenommen und die so überaus dämpfende Mattigkeit ein wenig vertrieben. Annas Magen hatte den Napf Suppe, den sie am Morgen zu sich genommen hatte, längst vergessen. Er knurrte nun geradezu böseartig und veranlasste sie, ihre Schritte erneut zum Küchentrakt zu wenden. Dort beschwatzte sie eins der Küchenmädchen, ihr einen Kanten Brot und etwas Käse herauszugeben, und zog sich damit in den Brunnenhof zurück, in der Hoffnung, Korben dort zu begegnen. Sie brannte darauf, ihm von dem Vorgefallenen zu berichten.

Als sie gerade den letzten Bissen Käse herunterschluckte und sich die Krümel von ihrem Kittel klopfte, hörte sie seine unregelmäßigen Schritte eilig über das Pflaster stolpern. »Ich habe dich vom Fenster aus gesehen«, rief er ihr zu. »Bist du wieder in Ordnung? Was ist geschehen?«

Er schwang sich neben sie auf die Bank und blickte sie erwartungsvoll an. Anna lächelte über die unverhohlene Freude in seinem Gesicht.

»Das ist eine längere Geschichte«, begann sie. »Hast du Zeit?«

»Meister Wilber hat mir den Nachmittag freigegeben«, erwiderte Korben. »Er sagte, er hätte über etwas nachzudenken.« Er legte den Kopf schief und blinzelte eine Haarsträhne fort, die ihm in die Augen fiel. »Das hat mit dir zu tun, oder?«, folgerte er scharfsinnig.

Anna nickte nachdenklich und berichtete ihm von der Sitzung und ihren Folgen. Korben hatte das Kinn in die Hand gestützt und lauschte konzentriert. Seine schwarzen Augen blickten ihr reglos ins Gesicht, und er äußerte mit keinem Laut seine Empfindungen zu dem, was sie ihm erzählte.

Als Anna schloss, entließ er den Atem in einem langen Stoß und rieb sich mit dem Daumennagel über die Nasenwurzel. »Das ist ja unglaublich«, sagte er endlich.

Anna nickte und fühlte sich seltsam erleichtert. »Was mache ich jetzt bloß?«, fragte sie nach einer Weile.

»Sie werden dir die Herzen nicht geben«, sagte Korben.

Anna nickte. »Das glaube ich auch. Selbst wenn Meister Wilber sich für mich verwenden sollte, er wird die Oberste Hexe nicht umstimmen können. Du kennst sie, sie ist so ...«

»Stur«, schlug Korben vor.

Anna lachte und wurde gleich wieder ernst. »Wahrscheinlicher ist, dass sie mich wieder in meinen vorherigen Zustand zurückversetzt, damit ich ihr keinen zusätzlichen Ärger bereite«, sagte sie nüchtern. »Meister Wilber wird das kaum verhindern können. Ich hoffe bloß, dass er ihr nicht erzählt, was er getan hat. Dann habe ich wenigstens den Hauch einer Chance, von hier fort zu kommen.«

»Du willst wirklich weg«, murmelte Korben betrübt. Dann hellte sich seine Miene auf. »Komm, das ist jetzt eine gute Gelegenheit. Wir sind beide für heute von allen Pflichten befreit – wir können in die Stadt hinunter!«

Anna erhob sich zögernd, als er aufsprang. »Ich habe jetzt keine große Lust auf einen Ausflug.«

Korben nahm ihre Hand und zog sie mit sich. »Ich habe dir doch erzählt, dass ich dich jemandem vorstellen will. Die Krähe weiß sicher, was zu tun ist. Ich muss nur vorher noch bei Mika vorbei, damit er heute nicht auf mich wartet!«

»Die Krähe?«, murmelte Anna, und ein Schauer flog über ihren Rücken. Sie musste an das Traumbild des schwarzen Vogels denken, das ihr seit einiger Zeit immer wieder erschienen war.

Korben hörte ihr nicht zu. »Sie wird Rat wissen«, sagte er eifrig. »Sie ist klug, nicht so engstirnig wie die Hexen hier, die immer nur sehen, was sie sehen wollen. Sie kann über die Grenzen hinausblicken, in denen hier alle immer feststecken. ›Das geht nicht, das tut man nicht, das gehört nicht zu unserem Kodex, wir sind schließlich der Weiße Orden‹«, äffte er eine nörgelnde Frauenstimme nach.

Anna musste unwillkürlich lachen. »Du machst mich neugierig«, sagte sie, während sie durch das Torhaus liefen. »Wer ist diese Krähe, und woher kennst du sie?«

»Mika hat mich mit ihr bekannt gemacht.« Korben winkte dem Pförtner zu, der träge gegen die Mauer gelehnt in der Sonne saß und ihnen freundlich nachblinzelte.

Auf dem Weg hinunter sprachen sie nicht mehr viel miteinander. Das Laufen strengte Anna an, und sie war froh, als sie endlich vor Mikas Laden standen und Korben ihr die Tür aufhielt.

Der junge Händler kniete auf dem Boden und hatte den Inhalt mehrerer Körbe um sich herum ausgebreitet. Er faltete gerade sorgfältig ein in den leuchtenden Tönen des Sonnenuntergangs gefärbtes Seidentuch zusammen, als die beiden eintraten, und legte es ordentlich in einen Korb zu anderen, ähnlich bunten Tüchern, ehe er aufstand und leise errötend Anna die Hand zum Gruß bot.

»Ich habe neue Ware bekommen«, sagte er entschuldigend und wies auf das Durcheinander auf dem Boden. »Wenn es euch nicht stört, räume ich eben noch alles weg, ehe ich euch einen Tee bereite.«

»Ich mache schon mal Wasser heiß«, erbot sich Korben und verschwand im Hinterzimmer.

Anna sah zu, wie Mika mit geschickten Händen ein Gewirr aus verknoteten Lederriemen entflocht und die Riemen über ein Gestell hängte. Dann kniete sie sich wortlos neben ihn

und half ihm, eine Unzahl von Päckchen und Tütchen aus Pergament in einen großen Korb zu legen, den er anschließend unter der Theke verstaute. »Gewürze«, erklärte er und wischte sich einige Schweißperlen von der Stirn. »Hauptsache, sie lagern dunkel, ich kümmere mich später darum, sie in Gefäße umzufüllen.«

Er klopfte seine staubigen Knie ab und lächelte sie an. »Was treibt ihr schon so früh hier in der Stadt? Schwänzt ihr euren Unterricht?« Er verstummte und wischte sich verlegen mit dem Handrücken über die Lippen. »Entschuldige, das geht mich natürlich nichts an«, murmelte er.

Anna beschloss, seinen roten Kopf einfach zu übersehen. »Korben will mich einer Freundin von dir vorstellen.«

Mika bekam große Augen. »Eine Freundin – von mir?«

»Die Krähe« nennt er sie. Er scheint große Stücke auf sie zu halten.«

»Oh«, murmelte Mika. Er pickte unschlüssig ein paar kleine Steinchen aus einer Schale mit Kräutern, die in dem Regal neben seinem Ellbogen stand und überlegte. Dann fasste er sich ein Herz und näherte seinen Mund Annas Ohr. »Sei sehr vorsichtig«, hauchte er. »Die Krähe ist – oder war – eine Freundin meines Großvaters. Ich glaube, dass sie ...«

»Was tuschelt ihr denn miteinander?«, unterbrach der eintretende Korben Mikas Wispern. Der junge Händler fuhr zurück, als hätte er sich verbrannt, und begann zu stottern.

»Ich ... hmm ... weißt du, ich ... ich mache uns Tee!« Beinahe fluchtartig verließ er den Laden, und Korben sah ihm verblüfft hinterher.

»Der ist heute ja wieder besonders durcheinander«, brummte er und musterte Anna misstrauisch. »Was hat er dir denn erzählt?«

»Nichts Besonderes«, sagte sie. »Er ist wirklich ziemlich schüchtern, oder?«

Korben lachte, und das Misstrauen wich aus seiner Miene. »Das ist wahr. Und er scheint ein Auge auf dich geworfen zu haben. Aber das rede ich ihm noch aus.«

Anna lächelte, um die leise Beunruhigung nicht zu zeigen, die Mikas Worte in ihr wachgerufen hatten. Mikas Großvater war der angebliche Schwarze Magier gewesen, für den Korben sich so interessierte. Sie glaubte zwar immer noch nicht daran, dass auf dieser Welt noch Mitglieder jenes Ordens herumliefen, aber Korbens Beharren darauf ließ sie zumindest ein wenig unsicher werden.

Als Mika mit dem Tee hereinkam – der ein ebenso wunderbares Aroma besaß wie der letzte, nur dass es sich um einen Tee aus Früchten zu handeln schien –, versuchte sie vergeblich, das Gespräch auf den Großvater zu lenken. Die beiden jungen Männer aber schienen kein Vergnügen an alten Familiengeschichten zu haben und besprachen stattdessen ein wenig über ihren Kopf hinweg Einzelheiten irgendwelcher Geschäfte, die Anna herzlich wenig interessierten.

Sie blickte sich im Laden um, und ihre Gedanken schweiften ab, während sie müßig darüber nachdachte, auf welch seltsamen Wegen wohl das Grennach-Hochzeitsgewand hierher gelangt war, das ihr gegenüber an der Wand neben einem Regal mit Küchengerätschaften hing.

Sie bemerkte erst, dass Korben sie angesprochen hatte, als er ihr sanft auf die Schulter tippte. »Ich habe gesagt, wir wollen dann mal los«, erklärte er auf ihren fragenden Blick

hin und wies zur Tür. »So nett es ist, hier zu sitzen und Tee zu trinken, wir haben schließlich noch etwas anderes vor.« Er blinzelte Mika zu, der ein wenig verkniffen nickte. Sie stand auf und verabschiedete sich von Mika, während Korben schon hinausging. Der junge Händler zog sie zum Abschied ein wenig zu sich hin und wisperte: »Sei vorsichtig.« Seine nussbraunen Augen musterten sie eindringlich, ehe er ihre Hand losließ und einen lauten, für Korbens Ohren bestimmten Abschiedsgruß hinzusetzte.

Annas Unruhe wuchs, während sie neben Korben herging, der seine Schritte weiter hinunter Richtung Hafenviertel lenkte. Außerdem spürte sie langsam wieder die altbekannte, lästige Erschöpfung. Sie bat Korben um eine kleine Verschnaufpause und hockte sich für ein paar Atemzüge in den Schatten neben einen Karren mit Äpfeln und anderem Obst. Der Esel, der vor dem Karren stand, wandte neugierig den Kopf, kaute dann aber ruhig weiter und wedelte nur ab und zu mit seinen langen Ohren, um die Fliegen zu vertreiben.

»Erzähl mir von der Krähe«, bat sie, als sie wieder bei Atem war. Korben stand neben ihr und wippte auf seinen Fußspitzen, die Hände in den Taschen seiner Hose vergraben. Er blickte mit zusammengekniffenen Augen die Straße entlang.

»Wir sind fast da«, meinte er. »Du lernst sie gleich selbst kennen – und da ist auch nicht viel zu erzählen. Sie ist klug, und sie erzählt einem nicht andauernd, dass man für dieses oder jenes noch nicht bereit sei, oder dass man erst mal tüchtig lernen solle, bevor sie überhaupt mit einem redet ...«

»Sie lehrt dich Magie«, erkannte Anna erschrocken.

Korben zog unbehaglich die Schultern hoch. »Nein – eigentlich nicht«, sagte er zögernd. »Aber sie redet über Dinge, über die noch niemand mit mir geredet hat – was Magie ausmacht. Wie die Welt zusammengehalten wird durch Magie. Was falsch daran ist, unbesonnen und unbedacht Zauber für alltägliche Verrichtungen zu wirken – eigentlich das, was die Weißen Hexen auch sagen. Und doch ist es anders.« Er suchte nach Worten und zuckte nach einer Weile mit den Schultern. »Du wirst selbst mit ihr sprechen, dann siehst du, was ich meine.« Er bot Anna die Hand an, und sie ließ sich von ihm hochziehen.

Der Esel blickte ihnen gleichmütig kauend nach, als sie weitergingen. Anna sah sich neugierig um, denn die Hafengegend war ihr völlig fremd. Die Häuser hier standen nicht weniger eng als im oberen Teil der Unterstadt, sie wirkten zudem schmutziger und verwohnter, und trotzdem hatte dieses Viertel etwas Freundliches und Leichtes, das Anna gefiel. Sie holte tief Luft und schmeckte Salz auf den Lippen. Eine leichte Brise war aufgekommen und kühlte ihre Wangen.

»Da unten«, wies Korben in eine abzweigende Gasse hinein. »Dort kannst du das Meer sehen.«

Anna atmete verzückt ein. Sie erhaschte einen Blick auf weites, glitzerndes Wasser und eine tief vorbeischießende Möwe, dann verschlossen erneut Häusermauern den schönen Ausblick.

»Dort möchte ich hin«, sagte Anna sehnsüchtig. »Können wir nicht hinunter zum Wasser gehen?«

Korben lächelte sie an. »Das machen wir noch. Ich sehe immer gern zu, wie die Schiffsladungen gelöscht werden und wer alles mitgereist ist. Es ist toll, was hier aus aller

Welt ankommt.«

Anna griff erfreut nach seiner Hand und hielt sie eine Weile fest. Wenn man im Hafen sitzen und beim Entladen von Schiffen zusehen konnte, erschien der drohende Besuch bei der mysteriösen Krähe schon in einem weit weniger gefährvollen Licht.

Korben erwiderte den Druck ihrer Hand und winkte gleichzeitig einem Mann in grob gewebter, weit geschnittener Kleidung zu, der aus einer Schenke trat und mit fältchenumkränzten Augen in die Sonne blinzelte. Seine Haut war von Sonne und Wind zu einem dunklen Holzton gegerbt, und auch der schlingernde Schritt, mit dem er nun auf sie zukam, verriet den Seemann.

»Hallo, Ben«, rief der Mann. »Hast du zufällig was zum Kauen bei dir?«

»Ich wusste gar nicht, dass dein Schiff schon wieder zurück ist.« Korben kramte in dem kleinen Beutel, den er seit ihrem Besuch in Mikas Laden um die Schulter geschlungen hatte.

»Wir sind heute Vormittag angelandet«, gab der Matrose gemütlich zurück und streifte Anna, die ein paar Schritte zurückgeblieben war, mit einem flüchtigen Blick. »War 'ne stürmische Fahrt diesmal, und wir hatten verderbliche Ware an Bord.« Er grinste breit und entblöbte ein lückenhaftes Gebiss, das grünlich verfärbt war, als hätte er Gras gekaut. »Und zwei geschwänzte Passagiere, von denen der eine die ganze Zeit seekrank war«, fügte er hinzu, während er die Augen auf Korbens Hand geheftet hielt, die nun ein in gewachstes Tuch eingeschlagenes Päckchen ans Licht beförderte.

»Grennach?«, fragte Anna interessiert.

Der Mann nickte, ohne sie anzusehen. »Kleine Baumratten, jou. Hat man nicht oft auf 'nem Kahn, die mögen wohl 's Wasser nicht.« Er spuckte aus und blinzelte verschmitzt.

Korben wickelte das Päckchen aus und hielt dem Mann einen der grünen Klumpen hin, die aussahen wie Harz.

»Jou, das brauch ich jetzt«, rief der Matrose vergnügt aus, griff mit flinken Fingern nach dem Klumpen und ließ ihn zwischen seinen schadhafte Zähnen verschwinden. Dann holte er einen Tabaksbeutel, eine krumme Pfeife mit zerbissenem Mundstück und ein paar Münzen aus der Tasche seiner weiten Hose, zählte Korben vier davon in die Hand und stopfte kauend seine Pfeife.

»Schönen Tag dann noch«, rief er, tippte grüßend an seine Stirn und entfernte sich wiegenden Schrittes Richtung Kai, kleine Qualmwölkchen aus der Pfeife in seinem Kielwasser hinter sich herziehend.

»Was hast du ihm da gegeben?«, fragte Anna überaus neugierig, während Korben das Päckchen sorgsam wieder einwickelte und den Beutel erneut um seine Schulter schlang.

»Ach, das ist irgendein Harz-Zeug, Mika könnte dir jetzt genau sagen, woher es stammt. Schmeckt scheußlich, ich habe es mal probiert. Eben was, das nur die Seeleute mögen.«

»Wieso trägst du es mit dir herum? Verkaufst du es für Mika?«

»Ja, so ungefähr. Wir sind Partner.« Korben grinste. »Mika ist nicht besonders geschäftstüchtig, wie du dir denken kannst.«

»Wohl ganz im Gegensatz zu dir?«, lachte Anna.

»Ja«, erwiderte Korben ruhig. »Ich verdiene nicht schlecht dabei. So haben wir halt

beide was davon.«

Anna musterte ihn von der Seite. Er sah ein wenig verstimmt aus. »Ich habe dich nicht ärgern wollen«, sagte sie besänftigend. »Es ist bloß so komisch – du bist eigentlich immer nur an Hexerei interessiert gewesen, und jetzt verkaufst du ›Harz-Zeug‹ an Seeleute.«

»Man tut, was man kann«, erwiderte Korben, wieder etwas besser gelaunt. »Achtung, hier geht es rein.«

Er schob sich an einer Gruppe von Menschen rund um einen fliegenden Händler vorbei. Der hatte seinen Bauchladen vor sich auf den Boden gestellt und führte gerade vor, wie leicht sich eine kleine lederne Geldbörse mit zwei dünnen Riemen verschließen und an den Gürtel hängen ließ. Eine ältere Frau hatte sich gebückt und kramte in dem Bauchladen herum, ehe sie sich mit einem triumphierenden Ächzen wieder aufrichtete und dem Händler ein paar Muschelknöpfe auf ihrer Handfläche präsentierte. Anna drückte sich ebenfalls an dem Grüppchen vorbei, während das Feilschen um die Knöpfe losging. Ein dürrer Mann befügte indessen den Lederbeutel, den der Händler ihm in die Hand gedrückt hatte, um für die Verhandlungen beide Hände zum Gestikulieren frei zu haben, drehte ihn von innen nach außen und prüfte eingehend die Nähte.

»Das ist aber schlampig genäht«, hörte Anna ihn noch sagen, ehe sie hinter Korben um die nächste Ecke bog.

Die Häuser in diesem Teil des Viertels drückten sich eng aneinander und standen trotzdem schief und krumm da. Das Haus, vor dem Korben endlich stehen blieb, war ein wenig nach vorn geneigt, so als hätte es Rückenschmerzen. Korben klopfte zweimal an die niedrige Tür und wartete.

»Kommt herein«, rief nach einer Weile ganz aus der Ferne eine dunkle Frauenstimme, »ich habe euch erwartet.«

Korben grinste Anna an, schob die Tür auf und bedeutete ihr voranzugehen. Anna ignorierte das Grummeln in ihrer Magengegend und trat durch die Tür in einen dunklen Gang.

Korben schloss die Tür hinter sich und sperrte damit noch den letzten Rest Licht aus. Anna fühlte eine starke Beklemmung wegen der Enge und der plötzlichen Dunkelheit an diesem fremden Ort, und sie musste tief Luft holen, um ihr wummerndes Herz zu beruhigen. Korbens Hand legte sich auf ihre Schulter und schob sie vorwärts. »Sie hat Augen wie ein Nachtvogel«, hauchte er. »Deshalb ist hier nie Licht. Aber wenn du ein paar Schritte nach vorn gehst, ist dort eine Tür. Ich denke, sie ist in der Küche.«

Anna schnupperte. Ein würziger und alt vertrauter Geruch lag in der Luft und vertrieb endgültig alles Unbehagen. »Das ist Kribb«, sagte sie entzückt. »Das habe ich bei den Grennach oft getrunken.«

Korben lachte und griff an ihr vorbei, um die unsichtbare Tür zu öffnen. Der kleine Raum dahinter war fast ebenso dunkel wie der Gang, aus dem sie kamen, aber durch den Spalt unter einer weiteren Tür fiel etwas Licht und wies ihnen den Weg. »Kommt ruhig herein«, erklang erneut die dunkle Stimme, diesmal viel näher.

Korben schob die Tür auf und blinzelte wie Anna in das helle Licht der erstaunlich geräumigen Küche, deren Fenster auf ein kleines überwuchertes Gärtchen blickte, das von hohen Mauern umschlossen war und in dem eine Schar von allerlei Vögeln sich rund um eine Wasserschale tummelte.

»Du bist also Anna«, sagte die Besitzerin der Stimme. Sie hängte einen zerbeulten Wasserkessel über den Ofen und wandte sich dem Mädchen zu, um es eingehend zu mustern.

Anna erwiderte den Blick neugierig. Vor ihr stand eine mittelgroße Frau von unbestimmbarem Alter, stämmig und untersetzt, mit einer krausen dunklen Mähne über der breiten Stirn und beinahe männlich zu nennenden, herben Gesichtszügen. Die dunklen Augen wurden von dichten Brauen überschattet, und eine kräftige Nase saß über einem breiten Mund mit vollen Lippen. Ein starker, nicht unangenehmer Geruch nach herbstlichem Laub und feuchter Walderde ging von ihr aus, und sie war nach Art der Grennach gekleidet, stellte Anna überrascht fest. Die Beine der erdfarbenen weiten Hose ließen ein Paar nackte Füße sehen, ebenso kräftig wie die breiten Hände, die nun einladend auf den Tisch und die Schemel wiesen. »Setzt euch, ich habe uns Kribb bereitet.« Die Frau lächelte mit schneeweiß blitzenden Zähnen. »Das kennst du doch, Anna?«

Anna lächelte genauso breit zurück. »Ich kenne es, und ich liebe es«, sagte sie herzlich.

»Fein, dann lasst uns Kribb trinken.« Die Frau hob ohne Mühe eine große und erkennbar schwere Kanne vom Feuer und schenkte großzügig bemessene Portionen des dunklen Getränks in drei angestoßene Becher.

Anna atmete mit Wohlbehagen den herben Duft des heißen Gebräus ein, pustete sorgsam darüber und nahm dann einen vorsichtigen Schluck, der bitter-süß und kräftig über ihre Zunge rollte. »Ah, gut«, stöhnte sie und leckte sich die Lippen. »Das habe ich zum letzten Mal im Großen Nest getrunken.«

Korben nippte ein wenig misstrauisch an seinem Becher und stellte ihn dann ab. »Ich

weiß nicht, vielleicht gewöhne ich mich ja an den Geschmack«, sagte er.

Anna gluckste. »Ich habe Kribb auch nicht auf Anhieb gemocht«, gab sie zu. »Dafür müsste man wahrscheinlich Grennach sein.«

Die Frau saß da, den Becher in der Hand, aus dem sie hin und wieder einen Schluck nahm, und lauschte dem Geplauder ihrer beiden Gäste. Obwohl sie nichts sagte, nur da saß und lauschte, war Anna sich ihrer Gegenwart mit übergroßer Deutlichkeit bewusst. Ihre Präsenz war beinahe greifbar; es war, als bestünde diese Frau aus einer anderen, schwereren oder dichterem Materie als die Dinge in ihrer Umgebung. Aber sobald Anna sie anblickte, sah sie nichts weiter als eine stämmige Frau mittleren Alters, nach der sie sich auf dem Markt oder in der Küche des Ordens nicht einmal umgedreht hätte, um sie eingehender zu betrachten.

Die Krähe stellte ihren Becher ab und füllte mit ihren groben Fingern eine stummelige Pfeife mit Tabak aus einem Beutelchen, das sie aus der Tasche ihrer weiten Hose geholt hatte. Sie entzündete den Tabak mit einem Span aus dem Herd, lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Küchenwand und stieß ein paar behagliche, süß duftende Rauchwölkchen aus.

Dann nahm sie die Pfeife aus dem Mund, deutete mit dem Mundstück auf Anna und fragte: »Du bist also in Schwierigkeiten?«

Anna räusperte sich unsicher unter der beinahe spürbaren Kraft, die von der Aufmerksamkeit der Frau ausging. Ihre schwarzen Augen ließen Anna nicht aus ihrem Bann, als sie jetzt die Pfeife wieder zwischen die Zähne steckte und wartete.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, begann Anna stockend und warf einen Hilfesuchenden Blick zu Korben. »Das ist alles recht schwierig zu erklären. Es begann mit meiner Großmutter ...«

Die Krähe hob eine Hand und gebot ihr Einhalt. »Deine Geschichte ist mir durchaus bekannt«, sagte sie. »Ich möchte von dir wissen, was du willst.«

»Was ... was ich will?«, stotterte Anna verblüfft.

Die Frau wartete, die Augen unter den dunklen Brauen unverwandt auf Anna gerichtet. Korben saß still da und drehte den Becher in seinen Händen. Eine Fliege summt gegen das Fenster und fand schließlich den Weg hinaus durch den geöffneten Spalt an der Seite. Die Vögel, die sich im Hof tummeln, ließen ihr Zwitschern und Rufen erklingen, und im Herd knackte die Glut.

»Ich glaube, ich will einfach nur wieder nach Hause«, sagte Anna schließlich. »Ich will das alles los sein, ich will weder die Herzen noch irgendwelche magischen Kräfte – ich will nur ich selbst sein.«

Die Krähe stieß einen Rauchkringel aus und blickte ihm mit zusammengekniffenen Augen hinterher. »So«, sagte sie. »Na, das sind ja keine großen Wünsche.«

Korben regte sich unruhig auf seinem Sitz. Anna warf ihm einen kurzen Blick zu und sah sein unzufriedenes Gesicht.

»Er versteht es nicht«, sagte die Frau. »Er wünscht sich etwas anderes als du – aber er sollte vorsichtig sein, dass sich seine Wünsche nicht erfüllen.« Sie schmauchte weiter, ohne ihre Worte zu erklären. Korben grinste ein wenig einfältig und trank eilig einen Schluck von seinem erkaltenden Kribb.

»Habt Ihr Mikas Großvater gekannt?«, hörte Anna sich zu ihrer eigenen Verblüffung fragen.

»Ich habe in meinem Leben eine Menge Leute gekannt«, erwiderte die Frau. »Warum fragst du mich das?«

Anna fühlte, dass sie rot wurde. »Ich weiß nicht«, sagte sie aufrichtig. »Ich habe so seltsame Sachen über Mikas Großvater gehört – und über den Schwarzen Orden. Ich weiß, dass es den Schwarzen Orden nicht mehr gibt!«, beeilte sie sich hinzuzufügen, als sie das Schmunzeln sah, das über das breite Gesicht der Frau glitt. Korben grummelte vor sich hin.

»Da ist dein Freund allerdings anderer Meinung. Er wünscht sich nichts sehnlicher, als diesen Orden zu finden.«

Anna blickte Korben fragend an. Der junge Mann hob verlegen die Schultern und erwiderte nichts.

»Aber das ist doch dummes Zeug«, sagte Anna und sah die Frau um Zustimmung heischend an. »Als meine Großmutter die Herzen gewann, starb die letzte Magierin dieses Ordens.«

»Deine Ururgroßmutter«, sagte die Krähe hart. Ihre Augen mit den grünlich-bläulichen Reflexen blitzten wie Rabengefieder. Anna schluckte.

Die Frau hob die Hand und berührte sacht mit zwei Fingern Annas Stirn. Ein leises Prickeln ging von der Stelle der Berührung aus, und Anna fühlte, wie die übergroße Spannung aus ihrem Körper wich.

»Hab keine Angst«, sagte die Frau erstaunlich sanft. »Du hattest bisher keine Gelegenheit zu begreifen, was mit dir geschieht. Deshalb empfindest du das dir Anvertraute als Bürde – nichts anderes wird dir seit deiner Kindheit erzählt. Aber vielleicht kann ich dir helfen, die Herzen mit anderen Augen zu sehen. Es ist eine große Verantwortung, ihre Hüterin zu sein; aber es ist nur dann wirklich eine Bürde, wenn du nicht mit dieser Verantwortung umzugehen weißt.«

»Kann ich Euch überhaupt vertrauen?«, fragte Anna stockend. »Alle sagen ständig, dass sie mir nur helfen wollen – und ich glaube ihnen sogar. Aber trotzdem wollen sie auch, dass die Dinge so laufen, wie sie sich das vorstellen. Selbst wenn sie mir damit Übles tun. Und auch vor Euch hat man mich schon gewarnt!« Ein wenig erschrocken über die Offenheit ihrer Worte, aber dennoch entschlossen, mehr über die Frau zu erfahren, sah Anna die Krähe fordernd und fragend an.

Die Frau schmunzelte. Ihre schräg stehenden Augen verengten sich in einem dichten Netz von Fältchen, und sie wirkte nicht im Mindesten gekränkt oder beleidigt.

»Nun, wer immer das getan hat, hat natürlich Recht«, erwiderte sie belustigt. »Ich bin gefährlich, mein Kind. Das ist etwas, was dein junger Freund zum Beispiel einfach nicht wahrhaben will.«

Korben richtete sich ein wenig auf und erwiderte: »Das ist doch dummes Geschwätz – und ich weiß auch, wer der Schwachkopf war, der es dir in den Kopf gesetzt hat!« Er funkelte Anna aufgebracht an.

Die Krähe lachte leise. »Siehst du, er will es einfach nicht wahrhaben.« Sie wandte sich an Korben: »Du wünschst dir, dass ich dich unterrichte, dass ich dich lehre, was Macht ist

und wie echter Zauber funktioniert. Ich habe dir oft genug gesagt: Sei vorsichtig mit dem, was du dir wünschst. Du kannst nie sicher sein, was du am Ende bekommst!«

Korben zog eine finstere Miene und lehnte sich mit verschränkten Armen zurück. »Ich denke, ich weiß, was ich will«, knurrte er. »Und ich bin kein Dummkopf, der einfach losrennt, ohne zu sehen, wohin er läuft!«

Die Krähe machte eine beschwichtigende Handbewegung. »Das ist ein alter Streit zwischen uns. Aber es geht heute nicht um dich, junger Heißsporn. Deine Freundin braucht mich im Gegensatz zu dir wirklich.«

Anna blickte sie an, zwischen Bangen und Hoffen hin und her geworfen. »Ich traue Euch nicht«, sagte sie. »Ihr habt mir bisher nur gezeigt, dass Ihr über mich Bescheid wisst – aber dafür hat Korben sicherlich gesorgt. Alles andere ist doch nur Gerede.«

Die Krähe zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Du hast Recht, ich kann dir viel erzählen. Besser ist es, ich zeige dir, was du von mir zu erwarten hast – aber dafür haben wir jetzt nicht die Zeit und die nötige Ruhe.« Sie erhob sich und sah streng, aber nicht unfreundlich auf die beiden hinab. »Ihr werdet einen freien Tag erbitten, an dem ihr einen Ausflug unternehmen könnt. Korben, du wirst Anna zu mir bringen und kannst dich dann in Ruhe deinen Geschäften widmen.« Sie schüttelte den Kopf, als Korben zu protestieren anhub. »Ich kann dich hier nicht brauchen, wenn ich mit Anna beschäftigt bin. Du würdest dich ohnehin nur langweilen, denn das Ganze betrifft nichts, was für dich von Bedeutung wäre. Keine Sorge, Anna wird dich ohnehin hinterher von allem unterrichten, da bin ich mir sicher.«

Sie nickte den beiden zu und trat ohne ein weiteres Wort durch die Tür zu einem Nebenraum, die sich sanft, aber nachdrücklich hinter ihr schloss.

Anna blickte Korben sprachlos an, aber der zuckte nur mit den Achseln und grinste müde. »Komm, wir sind hier jetzt nicht mehr erwünscht«, sagte er. »Gehen wir zurück, es ist ohnehin schon spät.«

Als Anna endlich auf ihrem schmalen Bett saß, hatte sie das Gefühl, von den Wänden der winzigen Kammer erdrückt zu werden. So müde sie auch war, war sie doch zu aufgewühlt, um schlafen zu können. Sie stand auf und lehnte sich weit aus dem Fenster. Die Bäume rauschten leise in der nächtlichen Brise, und plötzlich verspürte sie den drängenden Wunsch, zwischen Bäumen zu stehen und Gras unter ihren Füßen zu spüren.

Sie zog hastig ihre Kleider über das dünne Untergewand, in dem sie zu schlafen pflegte, nahm ihre Sandalen in die Hand und öffnete leise die Tür. Man achtete im Ordenshaus recht genau darauf, dass die Novizinnen ihren Schlaf bekamen, und deshalb wurde es nicht gern gesehen, wenn nachts jemand durch die Gänge geisterte.

Ihre nackten Füße patschten leise über die kühlen Fliesen, und die Tür zum Küchengarten öffnete sich geräuschlos. Die Angeln dieser Tür waren immer gut geölt, weil die Arbeit im Küchentrakt spät endete und weit vor dem Morgengrauen wieder aufgenommen wurde – und die Erste Köchin, deren Zimmer gleich neben der Küche lag, nicht erpicht darauf war, ständig von einer quietschenden Tür geweckt zu werden.

Die Luft im Freien war samten und roch süß. Anna atmete tief ein und aus und streifte für den kieseligen Weg durch den Küchengarten die Sandalen über die Füße. Im äußeren Garten trat sie vom Weg in das nachtkühle Gras, zog die Sandalen aus und lief barfuß auf

die dunkle Silhouette eines kleinen Buchenhains im entfernteren Teil des Gartens zu.

Anna liebte diesen Ort, seit sie im Ordenshaus lebte. Er erinnerte sie ein wenig an das Große Nest – auch wenn die Bäume hier vergleichsweise Zwerge gegen die mächtigen Baumriesen im Reich der Grennach waren.

Das dichte Blätterdach rauschte leise über ihrem Kopf, als sie in das Dunkel des Hains tauchte. Unter ihren Füßen raschelten die ersten herbstlichen Blätter, denn der Sommer war heiß und trocken gewesen, und das Laub der Bäume hatte sich in diesem Jahr schon früh zu verfärben begonnen.

Anna kannte diesen Platz so gut, dass sie sich auch ohne Licht zurecht fand; und so verzichtete sie darauf, ein magisches Feuer zu entfachen, und ging im Dunkeln weiter. In der Mitte des Hains stand die älteste der Buchen, ein mächtiger Baum, dessen Stamm sie nicht mit den Armen umfassen konnte. Sie lehnte für einige Momente ihre Stirn gegen die glatte Rinde und schloss die Augen. »Hallo, Baum«, flüsterte sie. Die Krone rauschte ein wenig lauter, als wollte der Baum sie ebenfalls begrüßen, und etwas bewegte sich darin. Wahrscheinlich hatte sie einen Vogel in seinem Schlaf gestört, der sich nun einen anderen Platz für die Nacht suchte.

Ein welches Blatt fiel auf ihr Haar, und die Äste über ihrem Kopf bewegten sich sacht. Etwas raschelte, und dann hörte sie einen sanften Plumps neben sich im Moos. Erschrocken öffnete sie die Augen und drehte sich um.

»Ich hätte mir denken können, dass du diesen Platz magst«, sagte eine Frauenstimme. »Ich fühle mich hier auch immer an zu Hause erinnert.«

»Mellis«, rief Anna und breitete die Arme aus. »Ich wusste nicht, dass du heute ankommen würdest!«

Die Grennach umarmte sie und schlang dabei ihren buschigen Schweif herzlich um Annas Handgelenk. »Wir sind schon heute Mittag mit dem Schiff eingetroffen«, sagte sie. »Aber meine Nestschwester Glennis hat die Fahrt schlecht überstanden, und ich musste sie erst zu eurem Heiler bringen, bevor ich nach dir suchen konnte. Wir müssen uns knapp verpasst haben.«

»Ich war mit einem Freund unten am Hafen«, erklärte Anna und zögerte einen Moment, ob sie Mellis heute Nacht schon von der seltsamen Krähenfrau erzählen sollte.

»Wie geht es dir?«, fragte die Grennach und blickte Anna prüfend an. Ihre Augen leuchteten im Dunkeln wie die einer Katze, und Anna wusste, dass Mellis sie genauso deutlich zu sehen vermochte, als stünden sie miteinander im hellsten Sonnenschein.

»Nicht allzu gut«, gab Anna freimütig zu. »Ich möchte von hier fort, Mellis. Sie versuchen, mir die Herzen zu nehmen.«

Mellis seufzte und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich weiß«, erwiderte sie finster. »Meine Mutter ist zutiefst betrübt über all dies. Ich bin hier, um mit der Obersten Hexe darüber zu reden.« Sie reckte sich und gähnte, dass scharfe weiße Zähne aufblitzten. »Aber jetzt muss ich ins Bett, ich bin müde wie ein Stein. Morgen früh werde ich mich mit Herrad auseinander setzen müssen, und dafür brauche ich einen klaren Kopf. Sehe ich dich dann nachmittags, Kleine? Ich habe eine ganze Tasche voller Grüße für dich mitgebracht.«

»Ich freue mich«, erwiderte Anna von Herzen. »Da ist so viel, was ich dir erzählen

muss.«

Mellis wickelte ihren Schweif um Annas Handgelenk, als sie zum Haus zurückgingen. Anna genoss das feste, tröstliche Gefühl und die freundliche Wärme, die von dieser vertrauten Geste ausgingen, und sie bedauerte es, sich von ihrer Gefährtin trennen zu müssen, als die Grennach sich verabschiedete und den Weg zum Gästetrakt einschlug. »Wir sehen uns morgen, Anna«, rief Mellis ihr mit einem Winken zu, als hätte sie Annas Bedauern gespürt. Anna winkte zurück und lächelte, um Mellis' leise Sorge zu zerstreuen. Mit einem Mal merkte sie, wie müde sie war und dass der Gedanke an ihr Bett und das weiche Kissen eine starke Verlockung darstellte. Morgen war ein neuer Tag, und es würde ein guter Tag werden, das schwor sie sich.

Der morgendliche Himmel war dunstig verschleiert, es versprach wieder ein spätsommerlich schwüler Tag zu werden. Die Luft auch in den zum Garten hinausgehenden Räumen des Ordenshauses war unangenehm stickig, und deshalb empfing die Oberste Hexe ihren Grennach-Gast ohne weitere Vorrede mit den Worten: »Lasst uns hinausgehen. Ich habe Anweisung gegeben, uns im inneren Garten eine Erfrischung zu servieren.«

Mellis, die auch nach dem Schlaf noch ein wenig müde von der Reise wirkte, stimmte zu, erfreut darüber, nicht noch länger zwischen Mauern eingesperrt zu sein. Dadurch, dass sie in den Belangen der Grennach viel in der Hierarchie unterwegs war, hatte sie sich zwar recht gut an einen Aufenthalt in geschlossenen Räumen gewöhnt – aber sie hätte lügen müssen, um zu sagen, sie finde ernstlich Gefallen daran.

Der kleine innere Garten war von hohen Hecken umgeben, die in der sich erwärmenden Luft einen herben Wohlgeruch ausströmten. Bedienstete hatten zwischen zwei Bäumen ein Sonnensegel aufgezogen, unter dem ein kleiner, hübsch gedeckter Tisch mit zwei bequemen geflochtenen Sesseln auf sie wartete.

»Ihr wisst es Euch wohl ergehen zu lassen«, sagte Mellis anerkennend.

Herrad schmunzelte und schenkte der Grennach und sich selbst aus einem gekühlten Krug, auf dem Wasserperlen glänzten, einen grünlichen Saft aus frisch gepressten Früchten ein. »Glaubt nicht, dass ich jeden lieben Tag so luxuriös beginne. Für gewöhnlich säße ich jetzt an meinem Schreibtisch und quälte mich mit Verwaltungsangelegenheiten. Es ist allein Eure Gegenwart, die mir diesen vergnüglichen Morgen beschert, und ich danke Euch dafür.«

Mellis lächelte kurz und betrachtete das Spiel des Sonnenlichts auf den glänzenden Früchten, die vor ihr in einer Schale lagen. Herrad trank von ihrem Saft und beobachtete die Grennach.

»Ihr spracht von einem Anliegen, das Ihr an mich habt«, brach Mellis das Schweigen. »Wollt Ihr mir davon berichten, ehe ich zu dem komme, weswegen ich hier bin?«

Herrad hob leise befremdet die Brauen, und die Grennach ringelte mit einer entschuldigenden Geste ihren Schweif. »Verzeiht mir meine Unhöflichkeit«, bat sie. »Ich habe eine anstrengende Fahrt hinter mir und bin über einige Dinge in Sorge – aber das ist keine Entschuldigung, Euch nicht mit dem gebührenden Respekt zu behandeln, Älteste.«

Herrad nahm die Entschuldigung mit einem Neigen ihres Kopfes entgegen. »Es stimmt, dass ich eine für uns alle wichtige Angelegenheit mit Euch besprechen möchte«, kam sie

nüchtern zur Sache. »Es geht um die Zusammensetzung des Magischen Rates. Die Grennach-Älteste – Eure verehrte Mutter – bleibt weiterhin bei Ihrer Weigerung, den Ratssitzungen beizuwohnen?«

»Das ist richtig. Tallis sieht keinen Grund, ihre Haltung zu ändern.«

Die Oberste Hexe seufzte. Ihr Zeigefinger strich über die beschlagene Oberfläche des Saftkruges und malte eine Spur in die Feuchtigkeit. »Das ist sehr bedauerlich. Ihre starre Haltung verhindert, dass der Rat effektiv arbeiten kann. Sie schadet damit nicht nur einer Sache, die sie selbst mit aufgebaut hat, sondern auch dem allgemeinen Wohl in Zeiten der Bedrohung.«

»Ungefähr so lauteten auch die Worte meiner Mutter, als sie vor meiner Abreise mit mir über Euch und den Magischen Rat sprach«, erwiderte Mellis trügerisch sanft.

Herrad atmete scharf ein. »Der Magische Rat bemüht sich nach Kräften, die Dinge ins Lot zu bekommen, während Eure Mutter aus der Ferne zusieht und sich Urteile anmaßt ...«

»Lasst uns einen kühlen Kopf bewahren«, unterbrach Mellis die aufgebrachte Oberste Hexe. »Ihr wisst, dass meine Mutter – als Oberste Sprecherin meines Volkes – Eure Herangehensweise nicht billigt. Ihr hättet Anna die Kleinodien nicht nehmen dürfen, und Euer fortwährender Versuch, die Hüterin gewaltsam von ihrer Verantwortung zu entbinden, ist wider alle Vernunft.«

»Der Magische Rat hat so entschieden, weil er keinen anderen Weg gesehen hat, der Bedrohung Herr zu werden«, entgegnete Herrad. Ihre Stimme klang ruhig, aber die zur Faust geballte Hand zeigte deutlich, welche Mühe es die Oberste Hexe kostete, ihren Grimm zu zügeln. »Eure Mutter hat als Einzige gegen diesen Entschluss gesprochen – aber sie hat keine Alternative angeboten, auf die der Rat sich hätte einigen können.«

»Die Alternative lautete, die Herzen bei ihrer Hüterin zu belassen – so, wie es bestimmt ist!«, erwiderte Mellis nicht ohne Schärfe.

»Ein Kind kann diese Verantwortung nicht tragen!«

»Anna ist kein Kind mehr, sie ist eine junge Frau ...«

»... mit mangelhaften magischen Fähigkeiten und infolge ihrer Jugend auch ohne die nötige Reife und den Weitblick, der nötig wäre, um dieser schweren Aufgabe gerecht zu werden.« Herrad reckte den Kopf und funkelte die Grennach an. »Der Magische Rat mit seiner gesammelten Kraft ist kaum noch in der Lage, die Herzen zu bändigen. Ich fürchte mich vor dem, was geschehen könnte. Ich fürchte, dass diese Kräfte frei werden. Schon einmal haben sie dafür gesorgt, dass die Welt, wie wir sie kennen, fast zerstört worden wäre. Ihr kennt die Legende, Mellis! Euer Volk hat sie über all die Zeiten hinweg bewahrt, um auch die Menschen vor der zerstörerischen Kraft der Herzen zu warnen!«

Mellis erwiderte den Blick nicht minder hitzig. »Unsere Ältesten haben angeboten, dass die Hüterin mit ihren Herzen weiter bei uns leben kann. Wir haben damals dem Wunsch Eures Ordens entsprochen, weil wir glaubten, es sei für Anna besser, ihre Kräfte zu nutzen, wenn sie unter ihresgleichen lebt und lernt. Wir haben nicht damit gerechnet, dass Ihr die Hüterin beraubt und zu einer Marionette Eurer eigenen Interessen macht. Ihr spielt mit dem Feuer, und die Gefahr, auf die Ihr Euch die ganze Zeit beruft, um Euer Tun zu rechtfertigen, beschwört Ihr dadurch selbst herauf.«

Herrads Lippen wurden schmal. »Ihr Grennach behandelt uns Menschen noch immer, als wären wir unmündige Kinder. Warum könnt Ihr nicht akzeptieren, dass wir Euch inzwischen ebenbürtig sind? Unsere magischen Kräfte sind unterschiedlicher Natur – aber ich glaube einfach nicht, dass Eure Ältesten besser als wir in der Lage wären, die Herzen unter Kontrolle zu halten. Das Wagnis ist mir schlichtweg zu groß, ich kann und will das nicht verantworten. Als damals die Herzen außer Kontrolle gerieten, war es mein Volk, das beinahe ausgerottet wurde. So etwas darf sich nicht wiederholen!«

»Ich sehe, Euer Starrsinn, was das betrifft, hat sich nicht gewandelt«, sagte Mellis kalt. »Meine Mutter hat mit nichts anderem gerechnet und mir diese Botschaft für Euch aufgetragen: Hütet Euch vor dem Irrweg, auf dem Ihr Euch befindet. Der Magische Rat hat in den Augen der Grennach seine Berechtigung verspielt, für unser Volk zu sprechen und zu handeln. Wir kündigen unsere Zusammenarbeit auf bis zu dem Zeitpunkt, an dem Ihr Euch besinnt und gewillt zeigt, die Herzen ihrer rechtmäßigen Hüterin zurückzugeben.«

Herrad stieß einen erbitterten Laut aus. »Das ist inakzeptabel. Der Rat ist in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt, wenn die Grennach keine Vertreterin entsenden. Das kann nicht in Eurem Interesse sein, Mellis. Ich bitte Euch, Eure Mutter umzustimmen oder ihre Zustimmung einzuholen, eine andere Angehörige Eures Volkes als Ratsmitglied zu benennen. Euch zum Beispiel.«

Mellis strich nachdenklich die dunkelgrüne Tunika über der weiten Hose glatt. »Ich werde der Ältesten Euer Ansinnen vortragen«, sagte sie. »Aber rechnet nicht zu fest mit einer positiven Antwort. Meine Mutter hat sich recht deutlich ausgedrückt, was den Magischen Rat und seine weitere Unterstützung durch mein Volk angeht.«

Herrad beugte sich vor. »Und wie lautet Eure Meinung dazu?«, fragte sie in versöhnlichem Ton. »Wärt Ihr bereit, diese Aufgabe zu übernehmen, vielleicht sogar gegen den Wunsch Eurer Mutter? Ich habe Euch als eine vernünftige und kluge Frau schätzen gelernt, Mellis. Gerade Ihr solltet die Notwendigkeit erkennen, weiterhin mit uns zusammenzuarbeiten. Die Lage im Magischen Rat erfordert die Anwesenheit der Grennach mehr denn je zuvor – ich darf mit Euch zwar nicht über die Interna des Rates sprechen, aber seid versichert, dass der politische Druck, unter dem ich dort stehe, mehr als schädlich für unsere Sache und damit auch für das weitere Wohlergehen Annas ist!«

Mellis fuhr nachdenklich mit beiden Händen durch ihre fuchsrote Mähne. »Ich bin, was Anna betrifft, der gleichen Meinung wie meine Mutter. Möglicherweise würde ich mich persönlich dennoch anders entscheiden, wenn es um die Ratsmitgliedschaft geht. Aber diese Entscheidung kann ich allein nicht treffen – das obliegt den Ältesten meines Volkes. Immerhin – ich werde Euer Anliegen in Eurem Sinne vertreten. Das zumindest kann ich Euch zusagen.«

»Ich danke Euch«, erwiderte Herrad. »Und ich würde es begrüßen, im Rat mit Euch zusammenarbeiten zu können.«

Mellis nickte kurz. »Ich werde mich bemühen, mit guten Nachrichten zu Euch zurückzukehren.«

»Ihr seid mir jederzeit willkommen.« Herrad blickte der kindgroßen Gestalt nach, die mit langen Schritten zum Haus zurückkehrte, und murmelte: »Grennach!«

Korben ahnte, dass er sich ernsthaften Ärger eingehandelt hatte, als sich zwei muskelbepackte Männer wie Wachtürme rechts und links neben ihm aufbauten. Er warf einen schnellen Blick über die Schulter, aber wie erwartet stand dort ein dritter Hüne mit verschränkten Armen und blockierte den einzigen Ausgang der toten Gasse. Korbens Kunde, ein rundlicher, nicht mehr allzu junger Mann mit den scheckig bunten Händen eines Färbers, steckte hastig sein Päckchen mit Sonnenfeuer ein, warf die Münzen zu Boden, die er in der Hand hielt, und suchte das Weite. Der Mann, der den Ausgang versperrte, ließ ihn passieren und lehnte sich dann lässig gegen die Hauswand.

Korben hob das Geld auf, wischte den Schmutz der Gasse davon ab und steckte die Münzen in den Beutel, der an seinem Gürtel hing. Dann trat er einen vorsichtigen Schritt aus der Reichweite der beiden Riesen an seiner Seite und drehte sich um, damit er alle drei im Blick hatte.

»Kann ich etwas für Euch tun?«, fragte er höflich.

Der größere der beiden musterte ihn gelangweilt. »Du bist der Händler, den sie ›Ben‹ nennen?«

Korben räusperte sich. »Korben, Ben, ganz wie Ihr wollt. Womit kann ich Euch dienen?«

Der kleinere Mann schob das, worauf er die ganze Zeit herumkaute, in seine Backentasche und schloss seine Pranke um Korbens Arm. Der Griff bewies, dass ihm kein Schmerz zugefügt werden sollte, solange er sich nicht wehrte – was aber keine Gültigkeit mehr besäße, sollte Korben auch nur das mindeste Zeichen von Widerstand zeigen.

Korben seufzte und fügte sich um der Unversehrtheit seiner Knochen willen. Die Männer nahmen ihn in ihre Mitte und verließen die Gasse, wobei der dritte Mann sich ihnen anschloss.

»Wohin bringt Ihr mich?«, wagte Korben zu fragen, aber wie erwartet erhielt er keine Antwort. Die Männer nahmen keine Rücksicht auf sein lahmes Bein, und als er bei ihrem schnellen Tempo nicht mehr mithalten konnte, griff auch der größere Mann nach seinem Arm, und Korben wurde den Rest des Weges halb getragen, halb mitgeschleift.

Vor der Schenke Zum Blauen Drachen ließen die drei ihre unwillige Last endlich fallen und schoben ihn durch die Tür.

Korben schüttelte die verrenkten Arme aus und strich die Haare zurück, die ihm auf dem holperigen Transport durch das Viertel ins Gesicht gefallen waren. Dann sah er sich um. Die Schenke, in der sonst um diese Tageszeit der allergrößte Betrieb herrschte, sodass selbst die geübten Schankmädchen Mühe hatten, die vollen Humpen und Teller durch die Menge zu balancieren, schien auf den ersten Blick leer. Durch die trüben Fensterluken fiel nur wenig vom strahlenden Licht des Tages, und die Luft roch abgestanden und schal nach vergossenem Bier und kaltem Rauch.

Korben trat zögernd einige Schritte in den Raum. Unter seinen Füßen raschelte das Sägemehl, mit dem der Boden bestreut war.

In der hintersten Ecke, an einem der Tische neben dem riesigen Kamin, saß ein hagerer Mann vor einem üppig gefüllten Teller. Er hielt ein Messer mit einem aufgespießten Stück

Braten in der Linken und nahm gerade einen tüchtigen Zug aus dem Humpen in seiner rechten Hand.

Korben rutschte das Herz in die Hose, als er den Mann erkannte. Er hatte noch nie persönlich mit ihm zu tun gehabt, aber jeder in der Unterstadt kannte Samhel, den Meister der Händlergilde.

Samhel ließ sich nicht stören. Seine kleinen dunklen Augen starrten Korben an, während er mit den Zähnen große Stücke von dem Fleisch abriss und kaute. Endlich beendete er sein Mahl, goss den letzten Rest Bier aus seinem Humpen hinterher, rülpste laut und wischte sich den Mund mit einem fleckigen Tuch ab, das in seinem Gürtel steckte. Er reinigte sein Messer, hobelte damit einen Span von der Tischkante, den er sorgfältig anspitzte, und reinigte sich damit die Zähne. Korben, der leise zu schwitzen angefangen hatte, wischte die Hände an seiner Hose ab und verlagerte das Gewicht von seinem schmerzenden Fuß.

»Du bist Ben«, quetschte der Gildenmeister endlich undeutlich an dem Span vorbei, der in seinem Mund steckte. Korben nickte unbehaglich.

»Du weißt, wer ich bin«, fuhr der Mann fort. »Ich Sorge dafür, dass hier in der Stadt Ordnung herrscht, dass nicht jeder macht, was er will, und auf diese Weise Unruhe stiftet.« Er musterte Korben kalt, während er aus einem Krug seinen Humpen nachfüllte. Weder der Wirt noch Schankpersonal ließen sich sehen, und Korben war mit dem Gildenmeister und seinen beiden Leibwächtern allein.

Samhel spuckte den Span aus und trank seinen Humpen in einem Zug halb leer. Korben schluckte trocken. Sein Mund war so ausgedörrt, dass ihm die Zunge am Gaumen klebte.

»Du und dein Freund – Mika? –, ihr stiftet Unruhe«, fuhr der Mann fort.

»Mika bezahlt seine Abgaben an die Gilde«, wagte Korben einzuwenden.

Samhel starrte ihn an. »Du solltest mich nicht unterbrechen«, sagte er. »Ich werde dir schon mitteilen, wenn ich eine Äußerung von dir erwarte.« Er lehnte sich zurück und spielte mit dem Messer in seiner Hand. »Ich beobachte dich schon eine ganze Weile. Du handelst mit Waren, für die du keine Lizenz von mir erhalten hast, in einem Gebiet, das dir nicht zugeteilt wurde. Ich habe das laufen lassen, solange du keine nennenswerten Umsätze gemacht hast – aber jetzt häufen sich die Beschwerden der Gildemitglieder gegen dich. Du störst unsere Geschäfte.«

Er fuhr nachdenklich mit dem Daumennagel über seine Nase. »Was mache ich jetzt mit dir? Wenn du älter wärest, hätte ich dich meinen Männern überlassen«, er nickte zu den beiden Männern an der Tür hin, »aber du bist ein junger Kerl, und ich bin bereit, dir deine Unerfahrenheit zugute zu halten und dir dein Vergehen zu verzeihen.«

Korben hatte die Luft angehalten und atmete nun erleichtert aus. Samhel ließ ihn nicht aus den Augen.

»Du wirst für mich arbeiten«, fuhr er fort. »Du wirst einen Teil deiner Einnahmen bei mir abliefern; dafür bekommst du Ware, an die dein Freund und du nicht ohne weiteres herankommt.« Er grinste humorlos. »Außerdem erwarte ich, dass du Augen und Ohren offen hältst und mir alles berichtest, was dir auffällt. Du wirst regelmäßig hierher gerufen werden und mir oder meinen Hauptleuten Rapport erstatten. Dann bekommst du deine Ware, und wir rechnen ab. Hast du verstanden?«

Korben starrte ihn mit offenem Mund an. Ganz offensichtlich zog Samhel es nicht im Mindesten in Betracht, dass er sich weigern könnte. »Aber ...«, hob er an, doch Samhel ignorierte seinen zaghaften Protest. Er erhob sich, schob das Messer in den Gürtel und hakte einen kleinen Beutel los, den er Korben hinwarf.

»Sieh zu, dass du das Zeug etwas unauffälliger verkaufst als deinen üblichen Plunder. Wenn die Wache dich damit erwischt, landest du oben.« Sein Kopf deutete die Richtung an, in der die Festung mit ihren Kerkern lag.

Korben griff zögernd nach dem Beutel und öffnete ihn. Sanft blau glühende Kristalle leuchteten aus dem Dunkel hervor. Er keuchte und zurrte hastig die Lederbänder zusammen, ehe er den Beutel auf den Tisch warf, als enthielte er glühende Kohlen.

»Das mache ich nicht«, rief er. »Damit will ich nichts zu tun haben!«

Der Gildenmeister grinste böse. »Warum diese plötzlichen Skrupel? Du handelst mit allen möglichen nicht ganz legalen Substanzen. Gut, das hier ist was Spezielles – aber dafür bekommst du auch spezielle Preise. Ich denke, ich berechne dir für diesen Beutel vier, nein, fünf Schläge Silber.«

Korben riss die Augen auf. »Seid Ihr wahnsinnig?«, entfuhr es ihm. »Woher soll ich so viel Geld nehmen? Und was, stellt Ihr Euch vor, soll ich meinen Kunden dafür abnehmen?«

Der Gildemeister spitzte die Lippen. »Das ist der Preis für die erste Lieferung – die nächsten werden billiger. Ich finde nur, du und dein Freund, ihr habt eine kleine Strafe verdient. Dafür kannst du in der nächsten Zeit deine Umsätze verdreifachen – ist das nichts? Ich biete dir eine echte Chance, Junge. Ich denke, du bist nicht dumm und erkennst, was gut für dich ist – und was dir schadet.« Seine Augen blickten kalt, und die Härchen in Korbens Nacken richteten sich auf. Er tastete nach dem Beutel und steckte ihn zögernd ein. Samhel lächelte schmal.

»Ich erwarte dich morgen um diese Zeit mit dem Geld«, sagte er. »Du darfst jetzt gehen.«

»Bist du wahnsinnig geworden?« Mikas sonst so leise Stimme überschlug sich fast, und sein Gesicht war fleckig vor Aufregung. »Weißt du, was das ist?« Er wedelte mit dem geöffneten Beutel vor Korbens Nase herum, und der griff eilig danach und zog ihn zu, ehe die bläulichen Kristalle herauspurzelten.

»Ja, ich weiß, was das ist«, erwiderte er scharf. »Verdammt, Mika, ich bin kein Kind mehr. Ich habe genug Kobbal-Süchtige unten im Hafen zu Gesicht bekommen. Glaubst du, ich fände die Klemme, in der wir jetzt stecken, lustig?«

Mika sank auf einen raschelnden Sack und schlug die Hände vors Gesicht. »Was machen wir jetzt bloß?«, murmelte er erstickt. »Ausgerechnet dem Schurken Samhel und seiner Gilde in die Quere zu geraten! Ich habe immer pünktlich meine Abgaben gezahlt, damit das nicht geschieht ...«

Korben legte ihm tröstend die Hand auf die Schulter. »Du hast doch damit so gut wie nichts zu tun«, sagte er aufmunternd. »Mich hat er am Haken – und glaube mir, dass ich nach einem Weg suchen werde, das zu ändern.«

Mika schüttelte den Kopf. »Vielleicht sollten wir das Ganze einfach bleiben lassen«, flüsterte er verzagt. »Ich hab meinen Laden, und was ich hier verkaufe, geht Samhel

nichts an, solange ich meine Abgaben zahle. Sollten wir uns nicht besser darauf beschränken?«

Korben schlug erbittert die Hände zusammen. »Kommt nicht in Frage«, zischte er. »Was willst du – den paar alten Weiblein in der Nachbarschaft Knöpfe und Mehl verkaufen? Damit verdienen wir nicht mal genug, um uns was zu essen zu kaufen.«

Mika musterte ihn vorwurfsvoll. »Du bekommst alles, was du brauchst, von den Hexen«, sagte er. »Wozu brauchst du überhaupt Geld?«

Korben knurrte. »Hör auf, dir meinen Kopf zu zerbrechen«, erwiderte er knapp. »Ich trage das gesamte Risiko bei diesem Geschäft. Du weißt, dass ich von hier fort will, wenn niemand in der Residenz mich als Hexen-Schüler aufnimmt. Der Graue Orden unterhält in Witbarre eine Schule, die allen offen steht, aber sie kostet Geld. Gib mir den Schlag Silber; du bekommst ihn zurück, sobald ich das Zeug hier verkauft habe.«

Mika seufzte und stemmte sich aus seinem knisternden Sitz. Er schlurfte zur Theke, fummelte dahinter an einem Dielenbrett herum und zog dann eine Kasette hervor, die er auf die Theke stellte. Korben schüttelte den Kopf. »Ich hab dir schon mal gesagt: Das Versteck findet sogar ein schwachsinniger Einbrecher, ohne sich große Mühe geben zu müssen.«

Mika ignorierte sein Gemaule und zählte bekümmert die hundert Silbermünzen ab. »Damit wären wir so gut wie pleite«, murmelte er und schob Korben das Geld hin. »Womit soll ich jetzt meine Lieferanten bezahlen?«

»Du kriegst es ja wieder«, beschied Korben ihm. »Ich lass dich schon nicht auf dem Trockenen sitzen, Alter, also gib Ruhe. Wer weiß, vielleicht ist das alles ja gar nicht so übel, wie es auf den ersten Blick aussieht.«

»Mögen die Schöpfer deine Worte hören«, flüsterte Mika ergeben. Ein scharfer, frischer Salbengeruch empfing Mellis, als sie die Tür zu Meister Wilbers Arbeitszimmer öffnete. Anna und der alte Heiler standen Seite an Seite an dem großen Tisch, und Anna verfolgte konzentriert die geschickten Handbewegungen des Mannes, mit denen er Kräuter und grüne Blätter in einem großen Mörser zu einem stark riechenden Brei zerstieß.

»Mach du weiter«, Meister Wilber drückte Anna den Stößel in die Hand. »Immer schön in eine Richtung, ganz gleichmäßig. Ja, so ist es gut.«

Er wischte die Hände an der Schürze ab, die er umgeschlungen hatte, und wandte sich Mellis zu, die an der Tür stehen geblieben war. Anna lächelte der Grennach zu, während sie weiter die Kräuter zerstampfte.

»Meister Wilber, darf ich Eure Schülerin für eine kurze Weile entführen?«, fragte Mellis höflich. »Ich reise bald wieder ab und habe kaum ein Wort mit Anna gesprochen.«

Der Heiler nickte und nahm Mellis beim Arm, um sie beiseite zum Fenster zu führen. Er beugte sich ein wenig herab und sah die Grennach eindringlich an. »Ich bin nicht glücklich damit, wie mein Orden die Angelegenheit mit den Herzen behandelt«, murmelte er. »Ich habe mitbekommen, dass Eure Älteste ähnlich denkt. Kann das Große Nest nicht seinen Einfluss im Magischen Rat nutzen, um die Situation zu verändern?«

Mellis musterte ihn scharf. »Ihr sprecht gegen Eure Oberste Hexe?«, fragte sie. Meister Wilber seufzte. Sein faltiges Gesicht wirkte zutiefst bekümmert. »Ich muss

gestehen, ich weiß mir keinen Rat. Niemals zuvor habe ich die Entscheidungen meines Ordens in Zweifel ziehen müssen, aber jetzt ...« Er breitete in einer hilflosen Geste die Hände aus. »Ich sehe nur, dass die Älteste Herrad in einem Irrtum befangen ist. Sie sorgt sich über alle Maßen, dass großes Unheil über uns alle kommen könnte, und dabei ist sie blind für das, was möglicherweise der rechte Weg gewesen wäre.«

»Was kann ich Eurer Meinung nach tun?«, fragte Mellis erstaunt.

Der Heiler blickte sie ratlos an. »Das Beste wäre, Ihr würdet Anna und die Herzen mit Euch nehmen. Ich weiß, dass sie sich im Großen Nest sehr wohl gefühlt hat – und bei Euch wäre sie vor jeder Gefahr geschützt. Aber ich glaube nicht, dass Herrad dem zustimmen würde. Der einzige Weg zu einer Änderung der Situation führt über den Magischen Rat.«

Mellis seufzte und tippte mit ihrem scharfen, leicht gekrümmten Zeigefingernagel gegen ihre Zähne. »Ich werde Eure Worte weitergeben, Meister Wilber. Und glaubt mir, nichts wäre mir lieber, als Anna einfach mit mir zu nehmen. Aber ohne die Herzen ...«

Der Heiler ließ hilflos die Hände sinken. Mellis erwiderte seinen Blick. »Ich bin jedenfalls beruhigt und dankbar, Euch an Annas Seite zu wissen. Vielleicht könntet Ihr mich weiterhin über das auf dem Laufenden halten, was hier vorgeht?«

Meister Wilber nickte ein wenig unbehaglich. Mellis lächelte ihm beruhigend zu. »Ich verlange nicht, dass Ihr Eure Loyalität Eurem Orden gegenüber in Frage stellt. Es geht mir um Anna – wie Euch ja auch.« Sie blickte sich um. »Habt Ihr einen Rufstein bei der Hand? Sonst müsste ich in meinem Reisegepäck nachsehen, ob ich noch einen entbehren kann.«

Meister Wilber wandte sich wortlos zu der Truhe um, die unter dem Fenster stand, und hob den Deckel. Unter einer Lage von Verbandszeug holte er ein Kästchen hervor und öffnete es. »Zwei habe ich noch«, murmelte er. Er pickte einen Kiesel aus dem Kästchen und reichte ihn Mellis. Sie schloss die Faust um den unscheinbaren kleinen Stein und erühlte seine Schwingungen, ehe sie behutsam den Kontakt mit dem Geist des Heilers schloss.

Über Wilbers Gesicht glitt ein Lächeln, und er schickte einen kurzen, bestätigenden Gruß an die Grennach zurück. Mellis nickte und unterbrach die Verbindung, bevor sie den Stein sorgfältig in ihre Tasche steckte. »Über weite Entfernungen wird das zwar etwas mühsam, aber für kurze Nachrichten sollte es genügen. Alles Weitere müssen wir ohnehin per Boten ausrichten lassen.«

Der Heiler schloss die Truhe und winkte dann Anna zu. »Ich gebe dir für heute frei. Morgen möchte ich hören, was du dir über die Behandlung von Schnitt- und Schürfwunden gemerkt hast, also bereite dich ein wenig darauf vor.«

Anna folgte Mellis in den Gang hinaus. »Was habt ihr da am Fenster gemacht?«, fragte sie endlich, als sie ihre Neugier nicht länger bezähmen konnte.

»Wir haben uns mit einem Rufstein verbunden«, erwiderte Mellis zerstreut. »Entschuldige, ich bin gleich wieder ansprechbar, aber ich muss über ein paar Dinge nachdenken.«

Anna schwieg und ließ gleichfalls die Gedanken wandern. Ihr bevorstehendes zweites Treffen mit der Krähe beunruhigte sie, und sie wollte Mellis deshalb um Rat fragen.

Ohne dass sie sich über ihr Ziel hätten verständigen müssen, wanderten sie hinaus zum

Buchenhain, in dem sie sich schon am Abend zuvor getroffen hatten. Anna streckte sich am Fuß des größten Baumes im weichen Moos aus, während Mellis flink an dem glatten Stamm emporkletterte und in der Krone verschwand. Nach einer geraumen Weile, in der Anna in das dichte Laub hinaufträumte, tauchte die Grennach über ihrem Kopf auf und sprang geschmeidig neben ihr auf den federnden Grund. »Jetzt geht es mir besser«, sagte sie. »Wie haltet ihr Menschen es nur in euren Häusern aus? Je älter ich werde, desto schwerer fällt es mir, vom Wald und vom Großen Nest fort zu sein.«

Anna sah sie mitfühlend an. »Wir sind eben keine Kletterer«, sagte sie. »Aber ich weiß, was du meinst.«

Mellis hockte sich neben sie und rupfte einen verirrtten Grashalm aus, den sie zwischen ihre scharfen Zähne steckte.

»Ich habe noch nie mit einem Rufstein arbeiten dürfen«, sagte Anna. »Meine Lehrerinnen meinten, ich solle erst einmal die traditionelle Magie beherrschen, ehe ich mir mit neumodischen Zaubereien meine Handschrift verderbe.«

Mellis schmunzelte. »Und außerdem ist das Grennach-Magie, die man zwar gern nutzt, der man aber trotzdem mit Misstrauen begegnet – richtig?«

Anna lachte auf. »Das sagen sie zwar nicht, aber du hast Recht – so denken sie ganz gewiss.«

Mellis wurde ernst. Knapp zusammengefasst unterrichtete sie Anna von ihrem Gespräch mit der Obersten Hexe und dem, was der Heiler gesagt hatte. »Du siehst, ich kann im Augenblick nicht mehr für dich tun«, schloss sie. »Aber du bist nicht allein, und wir werden einen Weg finden. Habe ich dir übrigens schon all die Grüße ausgerichtet, die ich aus dem Großen Nest für dich mitgebracht habe?«

Eine ganze Weile war Anna nun auf das Angenehmste von allem abgelenkt, was sie bedrückte. »Ich muss dir noch etwas erzählen«, beendete sie schließlich die Plauderei und kam zu dem, was sie beschäftigte. Sie erzählte Mellis von ihrem Treffen mit der Krähe und dem Misstrauen, das sie dieser seltsamen Frau entgegenbrachte.

Mellis lauschte schweigend, die Brauen verwundert zusammengezogen.

»Wie heißt die Frau?«, fragte sie endlich, als Anna geendet hatte.

Anna runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht«, erwiderte sie schließlich. »Jeder, mit dem ich gesprochen habe, nennt sie nur ›Krähe‹. Ich habe gar nicht darüber nachgedacht, dass das nicht ihr Name sein könnte.«

Mellis nickte mit finster bewölkter Miene. Anna sah sie erstaunt an. Sie hatte nicht erwartet, dass Mellis so sonderbar auf ihre Worte reagieren würde. Die Grennach saß eine Weile da und zog gedankenverloren den Schweif durch ihre Finger. Dann stieß sie mit einem beinahe erheiterten Laut die Luft aus und lächelte Anna an. »Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, sagte sie. »Entweder ist diese Frau eine dumme und gefährliche Hochstaplerin – und das denke ich – oder ...« Sie verstummte und senkte nachdenklich den Blick.

»Oder?«, drängte Anna befremdet nach einer weiteren Weile des Schweigens.

Mellis schüttelte den Kopf. »Die Krähe, die ich kenne, ist seit Jahren verschwunden, und unsere Ältesten sind der festen Überzeugung, dass sie tot sein muss, weil in unserer Welt nichts von ihrer Anwesenheit mehr zu spüren ist. Mein Volk hatte über einen sehr langen

Zeitraum hinweg eine enge Verbindung zur Krähe und wusste immer, dass sie da war, auch wenn sie sich oft jahrelang nicht im Großen Nest blicken ließ. Nein, Anna ... Vielleicht ist es ja nur ein Zufall, dass sie diesen Namen gebraucht, aber ich an deiner Stelle würde mich von ihr fern halten.« Sie schnalzte erbittert mit der Zunge. »Ich kann sie mir nicht ansehen, ich muss heute noch abreisen. Das Schiff, mit dem ich gekommen bin, legt am Nachmittag wieder ab, und ich kann mir damit einen langen, ermüdenden Ritt quer über Land ersparen.« Sie ergriff Annas Hand. »Bleib von ihr weg. Du weißt nicht, was sie bezweckt, und du benötigst ihre zweifelhafte Hilfe nicht. Halte noch ein wenig aus, Anna, es wird sich alles finden. Du hast Freunde, die sich darum kümmern!«

Anna nickte ohne große Überzeugung. »Wer ist die Krähe, die du kennst?«, fragte sie.

»Sie hat lange Zeit eins der kleinen Herzen für mein Volk gehütet. Das war, bevor deine Großmutter und ihre Schwester die Herzen zusammengeführt haben.« Mellis zögerte. Dann beugte sie sich vor, als hätte sie Angst, ein Geheimnis laut auszusposaunen. »Es heißt, ihr sei einst Ter'nyoss anvertraut gewesen. Anida und Adina haben ihr geholfen, es der Schwarzen Magierin abzutrotzen, und das war auch das letzte Mal, dass Jinqx von einem lebenden Menschen gesehen wurde.«

»Jinqx«, wiederholte Anna sinnend. »An diesen Namen erinnere ich mich. Meine Großmutter hat von ihr gesprochen.« Sie schüttelte den Kopf. »Du hast Recht. Diese Frau kann nicht die Krähe sein, die du kennst. Aber das hat sie auch nicht behauptet ...«

»Halte dich von ihr fern, Anna«, wiederholte Mellis besorgt. »Du hast Schwierigkeiten genug. Handle dir nicht leichtfertig noch mehr davon ein. Du kannst mir glauben: es gibt zu viele dunkle Existenzen und Mächte, die mit aller Kraft danach trachten würden, dich und die Herzen in ihre Gewalt zu bekommen, wenn sie denn wüssten, dass du ihre Hüterin bist. Das ist ein Punkt, in dem ich die Besorgnis der Obersten Hexe durchaus teile! Es ist mir kein angenehmer Gedanke, dass diese Krähe von dir weiß.« Sie blickte zur Sonne empor und seufzte. »Ich muss mein Bündel packen. Anna, sei vorsichtig. Ich werde dafür sorgen, dass die Frau unter die Lupe genommen wird, aber dafür muss ich erst jemanden hierher schicken, und das wird eine Weile dauern. Glennis, meine Reisegefährtin, wird noch ein paar Tage bleiben und dann über Land zurückreisen. Aber sie ist zu jung und zu unerfahren, als dass ich sie mit dieser Aufgabe zu betrauen wagte. Immerhin: sie hat meinen Rufstein, und über den können wir weiter in Kontakt bleiben. Mach keine Dummheiten, versprichst du mir das?«

»Mach bloß keine Dummheiten, alter Junge«, murmelte Mika. Er beugte sich über den Tragekorb mit den langen ledernen Bändern und wog prüfend eins der sorgfältig verpackten Beutelchen in der Hand. Er roch daran und nickte zufrieden, ehe er es wieder behutsam oben in den Korb legte und den Deckel verschloss.

Dann wandte er sich dem fleckigen Spiegel zu, der in der dunkelsten Ecke des Ladens hing. Sein Versuch, die angelaufene Fläche mit einem Lappen etwas blanker zu polieren, blieb ohne großen Erfolg. Mika seufzte, nahm einen Kamm und einen Napf mit Wasser und bändigte seinen Schopf zu einer, wie er fand, halbwegs präsentablen Frisur. Prüfend drehte er den Kopf vor dem Spiegel, zupfte dann sein Halstuch zurecht und bürstete einige Krümel von seiner am Ellbogen geflickten, aber peinlich sauberen Jacke.

Die dunkle Hose hatte seinem Großvater gehört. Sie war ihm ein wenig zu weit, und die

Beine hätten gern etwas länger sein dürfen, aber dafür war sie aus feinem, wenn auch stellenweise leicht abgeschabtem Samt.

Mika nahm den Lappen, mit dem er den Spiegel bearbeitet hatte, und fuhr damit über seine Schuhe. Dann richtete er sich auf, strich die Haare zurück, die ihm wieder in die Stirn gefallen waren, und zupfte ein letztes Mal seine Jacke zurecht.

»So. Auf jetzt«, brummte er ein wenig nervös und schwang den Korb auf seine Schultern. Er rückte die Riemen zurecht, griff nach dem derben Wanderstock, der neben der Tür lehnte, und trat auf die Gasse hinaus.

»Hallo Mika«, rief ihm eine rundliche Nachbarin zu. »Wo geht's denn hin, so fein gemacht? Willst du den Hierarchen besuchen?«

Die alte Witwe Griet, die auf einem Hocker neben ihrer Tür saß und einen Socken stopfte, lachte zahnlos und meckernd. »Den Hierarchen! Ja, der wartet schon auf unseren Mika.«

Der junge Mann grinste verlegen. »Ich liefere nur ein paar Waren aus«, erklärte er und deutete auf den Korb auf seinem Rücken.

Die Nachbarin, die zuerst gesprochen hatte, winkte ihm nach. »Gute Geschäfte, Junge«, rief sie. »Lass dich nicht über den Tisch ziehen!«

Mika stapfte den Hügel hinauf. Am Tor des Ordenshauses verharrte er kurz und setzte sich zum Verschnaufen auf einen Wegstein. Der Pförtner, der neben dem Tor in der Sonne seine Pfeife schmauchte, blickte neugierig zu ihm hinüber.

»Was meint Ihr, guter Mann, kann Eure Küche ein paar feine Gewürze gebrauchen? Oder ganz wunderbare Teemischungen, gut genug für den Gaumen des Hierarchen?«, hörte sich Mika zu seiner eigenen Überraschung rufen.

Der Pförtner zuckte mit den Schultern und kam näher. »Was habt Ihr denn alles in Eurem Korb?«, fragte er neugierig. »Habt Ihr Tabak?«

Mika nickte und schnallte den Deckel ab. Er grub in den Tütchen und Krügen und Beuteln herum und zog endlich ein kleines Päckchen hervor, das er öffnete und dem Pförtner unter die Nase hielt.

»Ah«, machte der entzückt und fingerte eine Prise der krausen hellbraunen Blättchen heraus, um daran zu riechen. »Das ist feine Ware. Was wollt Ihr dafür haben?«

Mika nannte seinen Preis, und ein paar Münzen wechselten den Besitzer. »Was meint Ihr, kann ich Eure Köchin einmal aufsuchen?«

Der Pförtner, der schon damit beschäftigt war, seine Pfeife neu zu stopfen, nickte nur. Er begleitete Mika durch den Torbogen und wies ihm den Weg zum Küchentrakt.

In der riesigen Küche ging es laut und hektisch zu. Töpfe und Pfannen dampften, die Luft war schwer von wohlriechenden Dünsten, und das ohrenbetäubende Scheppern und Klirren wurde noch von schimpfenden Rufen übertönt.

»Die Karotten! Wer hat die Karotten weggenommen? Ich brauche sofort die Karotten für die Suppe!«

»Hanne, du Trampeltier! Du sollst die Sauce nicht verschütten, sondern umfüllen!«

»Himmel, die Kartoffeln brennen an!«

Weiteres, womöglich noch lauterer Geschepper und Geklirre ertönte. Mika stand unschlüssig in der Tür und bemühte sich, in dem Gewühl der Küchenhilfen und Köchinnen

eine Person ausfindig zu machen, die vielleicht ein wenig Zeit für ihn erübrigen konnte.

»Was willst du?«, fuhr ihn eine füllige Matrone an, die die Ärmel ihrer saucenbespritzten Tunika bis zu den rosigen Ellbogen hochgekrempelt hatte. In der einen Hand hielt sie ein Bündel Wurzeln, und in der anderen ein riesiges Messer.

Mika schluckte. »Ich suche die Köchin ... Ich verkaufe Gewürze und ...«, flüsterte er und hob der Frau seinen Korb entgegen.

Die verzog das Gesicht. »Warte hier«, befahl sie und pflügte durch eine Schar Töpfe schleppender Küchenmädchen.

Mika stellte ergeben seinen Korb ab und bemühte sich, niemandem im Weg zu sein, was sich schwierig gestaltete. Ständig kam jemand mit Gemüse oder Holz beladen herein oder lief aus der Küche, um irgendetwas zu holen oder fortzubringen. Mika machte sich möglichst dünn und wartete wie befohlen.

Nach einer Weile kam die große Köchin zurück und bedeutete ihm wortlos, ihr zu folgen. Mika schulterte seinen Korb und lief hinter ihr her. Auf der anderen Seite der Küche, neben einem riesigen Herd, auf dem ein waschzubergroßer Suppentopf brodelte, empfing ihn die imposante Gestalt der Ersten Köchin. Sie deutete stumm auf die Arbeitsfläche, die ein beflissenes Küchenmädchen eilig von Schalen, Gemüseresten und Hackbrettern frei räumte, und Mika breitete seine Schätze aus.

Die Erste Köchin betastete prüfend die Päckchen mit Gewürzen, roch daran, kostete davon und schob wortlos einige beiseite. Dann öffnete sie die Tütchen mit Tee, die Mika ihr nervös reichte, roch, kostete und legte auch hier das eine oder andere auf die Seite.

Endlich nickte sie und holte eine Börse aus ihrer Schürzentasche. »Kannst du Zimt besorgen?«, fragte sie. »Und wie steht es mit rotem Koriander?«

Mika nickte eifrig. »Das hier ist nur eine kleine Auswahl«, beeilte er sich zu sagen. »Ich führe in meinem Laden alles, was Ihr Euch an Gewürzen nur wünschen könnt.«

Die Köchin knurrte zufrieden. »Lass dir von Elga aufschreiben, was wir alles benötigen.« Die große Köchin, die ihn durch die Küche geführt hatte, nickte ihm zu, während die Erste Köchin die Münzen abzählte und ihm hinschob. »Kannst du einmal in der Woche herkommen? Bring ruhig alles Mögliche mit, ich kauf dir schon ordentlich was ab.« Auf sein Nicken hin winkte sie hoheitsvoll und entließ ihn.

Mika stammelte einen Dank und folgte der großen Elga in einen ruhigeren Teil der Küche. Dort empfing er eine lange Bestellung, die er am anderen Tag zu liefern versprach, und kurz darauf wischte er sich im kühlen Hof den Schweiß von der Stirn.

»Mika«, hörte er eine erstaunte Stimme. »Was machst du hier? Suchst du nach Korben?«

»Anna«, rief er erfreut. »Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, dich zu sehen.« Er strahlte sie an. »Ich folge deinem Rat«, sagte er stolz. »Ich habe mich aufgemacht, um in der Oberstadt Käufer für meine Waren zu finden. Und hier bei eurer Köchin habe ich schon den ersten Erfolg gehabt.«

Anna stemmte die Arme in die Seiten und lachte. »Das ist eine schöne Nachricht«, sagte sie herzlich. »Um diese Zeit traut sich hier kein Mensch in die Küche und stört die Erste Köchin. Du bist ganz schön mutig!«

Mika wurde rot, und Anna lachte wieder. Sie nahm seinen Arm und zog ihn durch ein

Tor in den Küchengarten. »Komm mit«, sagte sie. »Ich besorge dir etwas zu trinken. Hast du Hunger?«

Mika schüttelte den Kopf und ließ sich widerstandslos von Anna durch den Garten zu einer schattigen Bank führen. Sie hieß ihn warten und verschwand. Nach einer Weile kehrte sie zurück, einen Krug und zwei Becher in den Händen, und setzte sich neben ihm auf die Bank. »Hier«, sagte sie und drückte ihm einen frisch eingeschenkten Becher mit eiskaltem Saft in die Hand. »Du willst wirklich nichts essen? Dabei siehst du ganz erledigt aus.«

Mika trank mit einem Zug den halben Becher leer und seufzte vor Wonne. »Ah, das war gut nach der Hitze da drinnen. Wie halten die Köchinnen das nur aus?«

»Übung«, grinste Anna. »Ich hab den Küchendienst immer gehasst, aber als Novizin muss man da durch.« Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. »Gut siehst du aus«, sagte sie anerkennend und hob eine Hand, um sein verrutschtes Halstuch zu richten. »Weißt du schon, wo du in der Oberstadt anfangen willst?«

Mika schüttelte verlegen den Kopf. »Ich war noch nicht oft oben«, gab er zu.

Anna seufzte. »Ich leider auch nicht«, erwiderte sie. »Hin und wieder treffe ich meine Mutter dort, wenn sie in der Residenz ist – aber in den Palastbereich kommst du nicht ohne Passierschein, und selbst wenn, wüsste ich nicht, wer über die Lieferungen für die Küche entscheidet.« Sie krauste nachdenklich die Stirn. »Ich werde wohl Mutter danach fragen müssen«, murmelte sie. Dann hellte sich ihre Miene auf. »Aber ich weiß, wo einer der Bäcker wohnt, der den Hof beliefert. Er hat früher auf Sendra gelebt, ich habe mit seiner Schwester gespielt, als ich klein war.« Sie brach einen dünnen Zweig von dem Holunderbusch ab, der neben der Bank stand, und kratzte eine Karte in den Boden. Dann deutete sie mit dem Zweig darauf und erklärte Mika, wie er vom südlichen Stadttor zum Haus des Bäckers gelangte.

»Und sag ihm, dass du von mir kommst«, schloss sie und warf den Zweig beiseite.

Mika nahm ihre Hand und hielt sie einen Moment fest. »Danke. Das ist sehr nett von dir.«

Anna lächelte ihn an. »Du bist ja auch nett«, sagte sie.

Mika wurde rot und stand hastig auf. »Ich ... ich gehe jetzt besser los. Ich habe ja noch ein Stück Weg vor mir.«

»Viel Erfolg. Du musst mir auf jeden Fall berichten, wie es gelaufen ist.«

Sie blickte ihm nach, wie er mit seinem Korb auf dem Rücken durch den vorderen Hof stapfte, und lächelte versonnen.

Dann bückte sie sich, nahm den Krug und die beiden Becher auf und beeilte sich, zu ihrer Unterweisung bei Meister Wilber zu kommen, zu der sie sich jetzt schon ordentlich verspätet hatte.

Es gestaltete sich weit schwieriger, als Korben gedacht hatte, das Kobbal an den Mann zu bringen. Er hatte bisher kaum Kontakt zu den Kreisen gehabt, in denen mit derart streng verbotenen Stoffen gehandelt wurde, und musste jene Orte, an denen sich Händler und Kunden zu treffen pflegten, erst ausfindig machen. Tagelang trieb er sich in den übelsten und verrufensten Ecken und Kneipen des Hafenviertels herum, hielt Augen und Ohren offen und versuchte bei all dem, nicht zu sehr aufzufallen. Endlich hatte er das Gefühl,

einen groben Überblick bekommen zu haben, und machte sich daran, seinen ersten Kunden zu gewinnen.

Der Mann war, seinen Kleidern nach zu urteilen, recht wohlhabend und schien in der heruntergekommenen Spelunke, in der sich Korben ihm genähert hatte, ein wenig fehl am Platze. Er war Korben zuvor schon einige Male an anderen Stellen des Viertels aufgefallen – auch, weil er sich mit Leuten unterhalten hatte, die Korben als Händler der passenden Waren kannte.

Der Mann musterte ihn zwar höchst misstrauisch, als er sich neben ihm auf die Bank setzte, war dann aber sehr interessiert an dem, was Korben ihm unter dem Tisch zu zeigen wusste.

»Was soll es kosten?«, fragte er. Korben nannte einen Preis, den er für leicht überhöht, aber annehmbar hielt, feilschte ein wenig mit dem Mann und reichte schließlich einige der Kristalle unter dem Tisch zu seinem Kunden hinüber. Der Mann steckte sie in die Tasche und drückte Korben die Münzen in die Hand. »Wann kann ich dich wieder treffen?«, fragte er. »Ich brauche jede Woche diese Menge. Kannst du das zuverlässig liefern?«

»Kein Problem«, sagte Korben ein wenig heiser vor Aufregung. »Nächste Woche wieder hier – um die gleiche Zeit?«

Der Mann nickte und stand auf. Korben blieb noch eine Weile hocken und drehte seinen Becher in den Händen, scheinbar in weinselige Gedanken versunken, während er unauffällig seine Umgebung beobachtete. Ihr Geschäft schien keine Aufmerksamkeit erregt zu haben, und von den abgerissenen Gestalten rundum gehörte mit Sicherheit niemand der Wache an.

Korben gestattete sich ein Aufatmen, trank seinen sauren, dünnen Wein aus und machte sich auf den Weg zu Mikas Laden. Für den heutigen Tag hatte er genug von dieser verlausten Gegend, und er hatte Hunger bekommen. An einem Stand mit allerlei Essbarem kaufte er Brot und Käse und noch ein paar Äpfel dazu und riss schon im Gehen hungrig mit Zähnen eine große Ecke aus dem flachen Brotlaib. In seiner Tasche klimperten die Münzen, und er rechnete sorgenvoll nach, wie lange es wohl dauern mochte, bis er Mika sein Geld zurückgeben konnte. Das würde ihn wohl noch ein paar Tage harter Arbeit kosten, Tage, in denen er sich hauptsächlich in dieser Elendsecke aufhalten würde. Er musste sich also dringend etwas einfallen lassen, um Meister Wilber seine Abwesenheit zu erklären. Das würde alles andere als einfach werden, aber vielleicht hatte die Krähe ja eine Idee. Oder einen passenden Zauber ... Seine Gedanken schweiften ab, und er versank in Träumereien, in denen er als mächtiger Schwarzer Magier den widerlichen Gildenmeister Samhel vor sich auf den Knien kriechen und um Erbarmen flehen sah. Erbarmen, das er ihm selbstverständlich nicht gewähren würde.

In seine Gedanken versunken, hätte er beinahe ein Mädchen umgerannt, das vor ihm durch die Gasse ging. »He, pass doch auf, du Trottel«, schimpfte sie, bevor sie freundlicher hinzufügte: »Ach, du bist es. Wie geht es deiner netten Hexen-Freundin?«

»Oh, hallo Cass«, sagte Korben. »Entschuldige, ich war in Gedanken.« Er sah, wie ihr Blick hungrig an den Lebensmitteln in seiner Hand klebte, und verdrehte die Augen. »Magst du?«, bot er ihr an. Das Mädchen nickte eifrig und riss ihm Brot und Käse fast aus den Händen.

»Danke«, sagte sie mit vollem Mund. »Ich hab schon ewig nichts mehr zwischen die Zähne gekriegt. Samhel hat die Abgaben für mein Gewerbe erhöht.«

Korbens Augenbrauen rutschten nach oben. »Du gehörst zur Händlergilde?«, fragte er verdutzt.

»Hast du gedacht, Bettler und Diebe wären ehrlos?«, fragte sie nicht ohne Stolz. »Danke noch mal. Ich hab's wirklich nötig gehabt.«

»Samhel ist ein Verbrecher«, grollte Korben. »Ich verstehe nicht, warum die Gilde ihn als Oberhaupt duldet.«

»Er hat die Sache im Griff«, gab Cass zurück. »Es waren weit schlimmere Zeiten hier, als die Gilde sich noch nicht überall einmischte. Gut, die Abgaben sind verdammt hoch – aber meistens kann ich sie leisten und hab noch genug für mich übrig. Und wenn ich wirklich mal Hilfe brauche, kann ich mich an die Gilde wenden, das ist ja auch nicht übel. Er hat ein paar recht starke Kerle, die einen bei Bedarf raushauen.« Sie grinste und winkte Korben zu, während sie weiterging. »Grüß deine Freundin«, rief sie noch, bevor sie in einer Seitenstraße verschwand.

Als Korben Mikas Laden betrat, fiel er beinahe über zwei große halb volle Körbe hinter der Tür. Auf der Theke und auf dem Boden standen und lagen die verschiedensten Behältnisse – Krüge und Näpfe mit Gewürzen, Tees, aromatischen Ölen, Nüssen und Sämereien. Es sah aus, als hätte ein geistig verwirrter Einbrecher versucht, den Laden gleichzeitig auszurauben und umzuräumen.

Korben stieg über eine verrutschte Pyramide erdfarbener haariger Knollen, rutschte auf einigen getrockneten Erbsen aus, die ihrem Sack entkommen waren, und fluchte laut. »Himmelblaue Krötenpest! Was ist denn hier los? Mika, wo steckst du? Soll ich die Wache rufen?«

Im Hinterzimmer polterte etwas zu Boden, und kurz darauf schob Mika seinen erhitzten Kopf durch die Tür. »Setz dich irgendwo hin und stör mich nicht«, rief er. »Ich muss diese Lieferung fertig machen, sie wird gleich abgeholt.«

Der Kopf zog sich zurück, und Korben sah sich misstrauisch nach einer freien Sitzgelegenheit um. »Hast du was zu trinken für mich?«, rief er.

»Auf der Theke«, erklang es dumpf von nebenan. Es klang, als steckte Mikas Kopf in einem großen Tonkrug. Korben durchsuchte das Chaos auf der Theke und fand unter einem achtlos beiseite geworfenen Stoffbeutel die Kanne mit Mikas Tee. Der dazugehörige Becher blieb auch nach eingehender Suche verschwunden, also griff Korben nach einem leeren Napf in einem der Regale, inspizierte ihn misstrauisch, roch daran, wischte sicherheitshalber noch einmal mit einem Zipfel seiner Tunika darüber und goss sich von dem erkalteten Tee ein. Dann hockte er sich auf die freie Ecke einer staubigen Kiste und streckte mit einem Seufzer sein lahmes Bein aus.

»Was ist passiert?«, rief er. »Hat einer deiner Kunden vor auszuwandern? Oder ist der alte Hunk gestorben, und seine Nichte haut jetzt das Erbe auf den Kopf?« Er musterte den Knollenberg. »Indem sie es in Krammwurzeln anlegt?«

Mika tauchte aus dem Nebenzimmer auf. Er hielt einen Tonkrug in den Händen, den er sorgfältig in ein Stück Rupfen einschlug, ehe er ihn in einem der Transportkörbe versenkte. Korben sah zu, wie sein Freund nun nach und nach die herumliegenden Waren

in Behältnisse füllte und ebenfalls in die Körbe legte.

»Jetzt sag schon«, drängte er nach einer Weile. »Wen belieferst du da? Das ist doch keiner von deinen alten Kunden, oder?«

Mika richtete sich auf und wischte sich einen leuchtend gelben Streifen irgendeines Gewürzes von der Wange. »Anna hat mir in der Oberstadt mehrere Türen geöffnet«, erklärte er strahlend.

Korben sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Du bist auf dem besten Weg zum Hoflieferanten, hm?«, spottete er.

»Noch lange nicht«, erwiderte Mika friedfertig. »Aber da sind ein paar Hofbeamte, die Bedarf an meinen Waren haben. Und ausgefallene Wünsche – ich muss unbedingt daran denken, dass ich meinen Lieferanten ein paar neue Bestellungen mitgebe.« Er fahndete hektisch nach einem Stückchen Papier, um den Gedanken zu notieren.

Korben blickte nachdenklich zur Decke. »Was meinst du, wäre da ein Markt für unsere Spezialitäten?«

Mika fuhr auf. »Nein!«, sagte er streng. »Korben, nein! Denk gar nicht erst darüber nach. Ich will mir meinen Ruf nicht schon verderben, bevor ich ihn mir überhaupt geschaffen habe.« Er beugte sich vor und sah seinen Freund eindringlich an. »Ich will einen Laden da oben!«, sagte er beschwörend. »Das hier hat keine Perspektive. In der Oberstadt sitzen meine Kunden – dafür würde ich arbeiten, bis ich umfalle!«

Korben schüttelte sich. »Ich stelle mir das gerade vor«, sagte er. »Du stehst in deinem feinen Laden, in feinen Klamotten, machst Kratzfüße vor den Dienstboten der feinen Pinkel, die sich herablassen, bei dir zu kaufen ... Was hältst du von einem Angestellten? Und überhaupt, zu all dem gehört noch eine hochnäsige Frau, die dich herumscheucht, ein Trupp Kinder und ein Bauch. Ja, du musst dir unbedingt einen Bauch anschaffen. Hochanständig und höchst ehrbar – und langweilig. Mika, du spinnst.«

Sein Freund grinste. »Nur kein Neid«, sagte er. »Du bist mir jederzeit auf einen Tee willkommen. Aber komm durch die Hintertür, damit du mir meine Kunden nicht erschreckst.«

Korben schlug ihm auf die Schulter und lachte. »Gut, wir werden ja sehen, wie weit du es bringst.« Er schüttelte den Kopf. »Ein Laden in der Oberstadt!«

Mika hörte ihm nicht zu. Nachdenklich blickte er auf die fast fertig gepackten Körbe. »Angestellte«, murmelte er. »Ich könnte eine Hilfe brauchen, wenn das so weitergeht. Das Ordenshaus will auch mindestens einmal in der Woche beliefert werden ...« Seine Miene erhellte sich. »Was hältst du von Cass?«, rief er.

Korben starrte ihn an. »Sie ist ein kleines gerissenes Aas, das sich ziemlich selten wäscht«, erwiderte er verständnislos. »Was meinst du damit – was ich von ihr halte?«

»Sie könnte mir helfen«, erklärte Mika ungeduldig und wies auf das Durcheinander rund um ihn herum. »Sachen in Ordnung halten. Bestellungen einpacken. Aufräumen. So was halt.«

Korben stöhnte und schlug die Hände vors Gesicht. »Du und Cass in der Oberstadt«, sagte er dumpf. »Das bedeutet das Ende der Hierarchie!«

Der Magische Rat traf in diesem Spätsommer auf Bitte der Obersten Hexe noch einmal außer der Reihe zusammen. Da es bei diesem Treffen ausnahmsweise nicht um die Herzen gehen sollte, hatte Herrad das kleine Gartenzimmer herrichten lassen, in dem die früheren Sitzungen immer stattgefunden hatten.

Der Erzmagus sah sich in dem behaglichen Raum um und rieb mit einem wohligen Grunzen die kalten Hände aneinander. »Ah, das waren schöne Zeiten«, murmelte er wehmütig.

Herrad nickte ernst und bat ihre Ratskollegen, Platz zu nehmen. Sie faltete die Hände und blickte in die Runde, um die Aufmerksamkeit der Männer zu gewinnen. »Ihr wisst, warum ich um dieses Treffen gebeten habe«, hob sie an.

Erzmagus Rumold trommelte sacht mit den Fingern auf die Armlehne seines Sessels. »Ihr wollt über den freien Sitz reden«, er wies mit einer angedeuteten Kopfbewegung auf den unbesetzten Platz der Grennach-Ältesten und vermied dabei, wie alle Anwesenden es beinahe schon automatisch taten, zu dem bedrohlich wirkenden Leeren Sitz des Schwarzen Ordens zu sehen.

»Ganz recht«, sagte Herrad und wechselte einen Blick mit dem müde aussehenden Hochmeister Rafiel, der erst kurz vor der Eröffnung der Sitzung im Ordenshaus eingetroffen war. Er hatte seine Füße in den staubigen Stiefel weit von sich gestreckt und wiegte leise den Kopf, als säße er immer noch auf einem Pferderücken. Dennoch war sein Blick hell und wach und sandte ihr Ermutigung für die folgenden Worte.

»Ihr Herren!« Herrad sammelte ihre Kräfte. »Es widerspricht dem Grundgedanken dieses Rates, dass nun schon so lange die Grennach als ein wesentlicher, für das Gleichgewicht der Kräfte wichtiger Faktor unseren Treffen fern bleiben. Ich denke, Ihr stimmt mir zu, dass dieser Zustand in unser aller Interesse so bald wie möglich geändert werden sollte.«

Sie pausierte und wartete auf die Entgegnungen der beiden Grauen Magier. Erzmagus Rumold verzog ein wenig den Mund, nickte aber nach einer Weile widerwillig, während der junge Hofmagus zwar bedenklich blickte, aber dennoch seine Zustimmung murmelte.

»Mein Vorschlag lautet nun – da die Grennach-Älteste ihren Sinn nicht wandelt und, wie mir ihre Tochter mitteilte, dies auch in Zukunft nicht zu tun gedenkt –, das Volk der Grennach um die Entsendung einer anderen Vertreterin zu bitten.«

Der Erzmagus richtete sich auf und öffnete den Mund zu einem Einwurf, aber Herrad bat ihn mit einer Handbewegung, sie fortfahren zu lassen. »Ich habe mit der Tochter der Ältesten schon darüber gesprochen, nicht, um meine verehrten Ratskollegen vor vollendete Tatsachen zu stellen, sondern weil es unsinnig gewesen wäre, diese Sitzung einzuberufen, ohne zuvor in Erfahrung zu bringen, ob die Grennach einer solchen Bitte überhaupt Gehör schenken würden.« Sie breitete mit einer besänftigenden Geste die Hände aus, als die Miene des Erzmagus sich bedrohlich verfinsterte. »Seid versichert, dass ich der Entscheidung des Rates in dieser Sache nicht im Mindesten vorgegriffen habe. Ich habe Mellis nur darum gebeten, unser Anliegen den Ältesten ihres Volkes vorzutragen – und ich habe sie persönlich dazu befragt, ob sie bereit wäre, als Vertreterin der Grennach hier im Rat zu fungieren. Sie schien dem nicht abgeneigt.«

»Ihr hättet Euch mit uns beraten sollen, ehe Ihr derart eigenmächtig eine solch wichtige Angelegenheit in die Wege leitet«, grollte Erzmagus Rumold. »Ich bin ganz und gar nicht Eurer Meinung, dass die Entsendung irgendeiner untergeordneten Grennach unser Problem hier lösen könnte. Der Sitz der Grennach gebührt der Ältesten dieses Volkes. Genauso gut könntet Ihr Euren Sitz Eurem Novizenmeister überlassen – würdet Ihr das tun?«

Die Oberste Hexe erwiderte kühl seinen zornigen Blick. »Ihr redet, ohne nachzudenken«, sagte sie. »Mellis ist nicht ›irgendeine untergeordnete Grennach‹. Als Tochter der Ältesten ...«

»Darum geht es doch nicht«, unterbrach sie der Hofmagus und wurde für seine Ungehörigkeit mit einem scharfen Blick der Obersten Hexe gerügt. Unbeirrt fuhr er fort: »Die Besetzung des Magischen Rates ist in seiner Gründungsurkunde eindeutig festgelegt worden. Es ist ausschließlich den Inhabern bestimmter Positionen gestattet, hier an diesem Tisch zu sitzen.« Er wies mit dramatischer Geste auf den Leeren Sitz. »Ebenso gut könnte ich vorschlagen, ein versprengtes Mitglied des Schwarzen Ordens zu bitten, seinen Platz hier im Rat einzunehmen, damit die Mitglieder wieder ihre ursprüngliche Zahl erreichen. Ja, warum tun wir das eigentlich nicht? Es soll doch immer noch Schwarze Magier geben. Laden wir einen von ihnen ein!«

Ein leises Schwirren ertönte in der Luft über ihren Köpfen, beinahe unhörbar, wurde stärker und lauter und beinahe körperlich spürbar. Alle hielten den Atem an.

»Was ist das?«, rief der Hochmeister, der aufgesprungen war und nach dem Dolch in seinem Gürtel griff. Der schwirrende Ton verdichtete sich zu einem sturmähnlichen Brausen, obwohl kein Lüftchen sich regte. Der Erzmagus deutete mit zitterndem Finger auf den Leeren Sitz, und seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten.

Über dem Sessel ballte sich ein dunkles Gewölk zusammen. Es verdichtete sich mit brausendem Ton zu einer festen dunklen Kugel, die sich alsbald ausweitete und menschenähnliche Umrisse annahm. Das Brausen nahm ab und verklang, und mit dem Verschwinden des Lärms wurde die Erscheinung deutlicher und kompakter, bis es schließlich so aussah, als säße eine schwarze, in eine Kutte gehüllte Gestalt in dem Sessel. Immer noch schienen die Umrisse des Sitzes durch die Gestalt hindurch, und auf den Armlehnen ruhten nur der Form nach Ärmel, aus denen keine Hände tauchten. Die Kapuze, die scheinbar einen Kopf umhüllte, ließ kein Gesicht erahnen, aber die Gestalt wandte dennoch den Kopf von einem Ratsmitglied zum anderen, wie um ein jedes starr anzublicken.

Hochmeister Rafiel tastete nach seinem Sitz und ließ sich schwer hineinsinken. Der Erzmagus hatte sich halb erhoben, und seine vorhin noch deutende Hand war hinabgesunken und zitterte leise. Der junge Hofmagus hatte die Hände vor den Mund geschlagen und stieß erstickte kleine Laute aus, und die Oberste Hexe umklammerte die Tischplatte, dass ihre Knöchel weiß hervortraten.

Die Schattengestalt deutete im Sitzen eine kleine, spöttische Verbeugung an. »Ich danke Euch für die freundliche Einladung. Lange genug habe ich darauf warten müssen«, sagte eine Stimme, die wie aus weiter Ferne kam und weder einem Mann noch einer Frau zu gehören schien.

»Wer seid Ihr?«, fragte der Erzmagus heiser.

»Seid unbesorgt«, erwiderte die Stimme. »Ich habe laut der Gründungsschrift des Rates jede Berechtigung, diesen Platz einzunehmen. Ihr seht in mir das Oberhaupt des Schwarzen Ordens.«

Herrad keuchte. »Das ist unmöglich. Der Schwarze Orden ist aufgelöst worden. Seine Mitglieder wurden hingerichtet oder verbannt. Ihr seid ein Hochstapler!«

Die Gestalt lachte. »Mein Orden hat die Zeit der Verfolgung überdauert. Ihr habt Recht, eine kleine Schar von uns musste in der Verbannung unser Werk fortsetzen. Aber ich bin bereit, mich einer Prüfung zu unterziehen, damit Ihr die Rechtmäßigkeit meines Anspruchs erkennt.«

»Wie sollte eine solche Prüfung aussehen?«, fragte Herrad, deren Neugierde über den Schreck siegte.

Die Gestalt beugte sich ein wenig vor. Aus der Schwärze, die unter der Kapuze herrschte, funkelte schwach etwas hervor, das wie ein ferner, düsterer Stern wirkte.

»Ich werde bei Eurem nächsten Treffen, das, wie ich hoffe, recht bald stattfinden wird, leiblich und nicht nur mit diesem Sendbild anwesend sein. Ihr werdet die Großen Herzen von ihrem Bann befreien und Ter'nyoss in meine Hände geben. Mein Orden hat das Herz des Todes lange gehütet – es wird mich erkennen.«

Die Ratsmitglieder riefen erregt durcheinander. Die dunkle Gestalt erhob sich und wuchs zu riesenhafter Größe heran. »Genug«, donnerte die Stimme, nun gar nicht mehr so fern. »Ich werde kommen und Eure Zweifel zerstreuen. Dann werde ich den rechtmäßigen, angestammten Platz meines Ordens an diesem Tisch endlich wieder einnehmen – und es gibt nichts, was Ihr dagegen unternehmen könnt!«

Die Umrisse der Gestalt zerfaserten, und das dunkle Gewölk löste sich auf.

Die konsternierten Ratsmitglieder brauchten eine ganze Weile, um sich zu fassen. Herrad raffte sich schließlich auf und ließ eine Karaffe mit Wein herumgehen, auf dass jeder einen Schluck der seelischen Stärkung zu sich nehme. Schweigend saßen sie in der Runde und tranken, in Gedanken versunken, die, den Mienen nach zu schließen, nicht allzu fröhlicher Natur waren.

Schließlich ergriff als Erster der Erzmagus das Wort. Er wandte sich seinem jungen Ordensmitglied zu und sagte ergrimmt: »Du verdammter, hirnloser Jahrmarktszauberer!«

Magister Fulke fuhr auf. Sein Gesicht war immer noch bleich vom erlittenen Schock, aber jetzt färbten sich seine Wangen hektisch rot. »Wie hätte ich das ahnen können?«, rief er mit sich überschlagender Stimme.

Ehe der Wortwechsel seinen Lauf nehmen konnte – denn auch Erzmagus Rumold hatte sich aufgerichtet und tief Luft geholt –, ging der Hochmeister mit ruhiger Stimme dazwischen.

»Meine Herren«, sagte er besänftigend. »Die unüberlegten Worte unseres jungen Kollegen haben etwas angerichtet, mit dem keiner von uns jemals gerechnet hätte – auch Ihr nicht, Erzmagus. Gebt ihm deshalb nicht die Schuld für das Geschehene. Früher oder später hätte dieser Magus ohnehin einen Weg gefunden, sich uns zu zeigen, wenn er das vorhatte. Also lasst uns jetzt lieber darüber beraten, wie wir mit dieser misslichen Lage umgehen.«

»Weise Worte, Hochmeister«, brummte Rumold mürrisch, setzte sich aber wieder hin. »Wohlan, dann lasst uns die Sache betrachten. Glaubt Ihr seine Behauptung, der Schwarze Orden existiere noch?«

Die Anwesenden schwiegen. Endlich nickte Herrad mit einem schweren Seufzen. »Ich glaube ihm. Ich habe große Macht gespürt ...«

»Allein die Kraft und das magische Wissen, das es braucht, ein solches Sendbild zu erschaffen!«, warf der geknickte Hofmagus ein. »Kaum einer von uns wäre dazu in der Lage.«

Die Ratsmitglieder wechselten unbehagliche Blicke. »Das ist wohl wahr«, gab endlich die Oberste Hexe zu. »Und noch dazu beunruhigt mich, dass er offensichtlich in der Lage ist, uns aus der Ferne zu belauschen.«

»Wie kann das angehen?«, rätselte der Erzmagus. »Dazu müsste er etwas von sich hier im Gebäude eingeschmuggelt haben, einen magischen Gegenstand, der seine Schwingungen empfängt. Das ist doch wohl kaum möglich. Solch ein Gegenstand wäre längst entdeckt worden.«

»Es ist müßig, darüber zu spekulieren«, erwiderte die Oberste Hexe. »Dass er dazu in der Lage ist, hat er bewiesen. Werden wir seine Forderung erfüllen?«

»Bleibt uns etwas anderes übrig?«, fragte der Hochmeister bitter zurück. »Er hat ja Recht – dies ist sein ihm zustehender Platz in diesem Rat.« Er wies mit heftiger Gebärde auf den Leeren Sitz. »Wenn er beweisen kann, dass er der ist, für den er sich ausgibt, können wir ihm den Sitz kaum verweigern.«

Herrad unterbrach die erneut ausbrechende Diskussion nach einer Weile mit einem entschiedenen Klopfen auf den Tisch. »Meine Herren«, sagte sie energisch, »das führt zu nichts. Ich für meinen Teil würde es bevorzugen, den Magus bei unseren Sitzungen offen hier am Tisch zu haben, statt ab jetzt ständig gewahr sein zu müssen, dass er uns belauscht. Ein Gegner, dem ich ins Gesicht sehen kann, ist mir allemal lieber als einer, der, bildlich gesprochen, im Gebüsch lauert. Also lasst uns ihn der von ihm vorgeschlagenen Prüfung unterziehen. Falls er ein Hochstapler sein sollte, haben sich unsere diesbezüglichen Probleme ohnehin erledigt. Und wer weiß – selbst wenn er die Wahrheit sagt, muss er diesen Test erst einmal bestehen.«

»Das wird er nicht überleben«, murmelte der Erzmagus versonnen. »Es ist uns mit gemeinsamen Kräften kaum möglich, die Herzen zu bändigen. Wenn wir ihn nicht dabei unterstützen ...«

»So ist es. Und das sollte uns mit Zuversicht erfüllen, auf dass wir uns bald wieder unseren Angelegenheiten widmen können. Und zwar ungestört und unbelauscht.«

Die Magier nickten beruhigt und trennten sich, nachdem sie eine nächste Ratssitzung für einige Tage später anberaumt hatten. Bis dahin würden sich alle von ihrem Schreck erholt und hinreichend für das erneute, diesmal leibhaftige Zusammentreffen mit dem dunklen Magus gewappnet haben.

Die Schenke Zum Blauen Drachen war dieses Mal nicht leer und still wie bei Korbens erstem unfreiwilligem Besuch. Es war noch früh am Abend, aber der Schankraum war schon bis zum Bersten gefüllt. Rauch von der großen Feuerstelle hing unter der Decke, und der Qualm zahlreicher Talglichter und Pfeifen gesellte sich in stetem Strom dazu und

hüllte den Raum und die lärmende Schar von Zechern darin in ein dickes, nebliges, nach Schnaps und Bier riechendes Tuch.

Korben legte eine Hand vor Mund und Nase und versuchte, nicht zu husten. Seine Augen tränten. Es dauerte immer eine ganze Weile, bis er sich an diese spezielle Form der Atemluft gewöhnt hatte.

Gildenmeister Samhel hielt an seinem angestammten Platz an der Stirnseite des Raumes Hof. Als er Korben erblickte, winkte er ihn ungeduldig zu sich.

»Da bist du ja endlich, Junge. Robar, nimm das Geld und gib ihm seine Ware. Komm her, setz dich, trink ein Bier.«

Korben schob sich auf die Bank und nahm den Krug in Empfang, den einer der Männer ihm grinsend reichte.

Der Gildenmeister beugte sich vor. »Du arbeitest doch bei diesem Heiler. Diesem Wilber vom Weißen Orden.« Er starrte Korben an, und der nickte zögernd. »Kommst du an all seine Rezepturen heran?«

»Das kommt darauf an«, erwiderte Korben. »Ich bin sein Lehrling, er lehrt mich sein Handwerk. Aber es gibt etliche Gebiete, die Gefahren bergen und mit denen er mich nicht vertraut macht.«

»Gifte«, sagte Samhel.

Korben zuckte mit den Achseln. »Zum Beispiel. Viele heilende Substanzen sind gleichzeitig ein starkes Gift. Wer damit nicht umzugehen weiß ...«

Samhel unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Reden wir nicht herum. Es gibt da einen einflussreichen und hochgestellten Mann, der sich an mich gewandt hat und bestimmte Substanzen von mir erwerben will, die ich nicht so ohne weiteres besorgen kann. Ich weiß, dass dein Meister sich darin bestens auskennt, sein Ruf ist sogar in die Niederungen der Unterstadt und bis an meine Ohren gedrungen.« Er entblößte seine Zähne zu einem humorlosen Grinsen. »Du wirst mir besorgen, was ich brauche. Es ist mir egal, wie du das anstellst, dir wird schon etwas einfallen. Du bist ja ein schlaues Kerlchen.«

Er beugte sich noch weiter vor und flüsterte ein Wort in Korbens Ohr. Der junge Mann wurde blass. »Davon habe ich gehört«, flüsterte er. »Das bekomme ich nie und nimmer. Ich glaube nicht, dass Meister Wilber so etwas in seinen Vorräten hat.«

»Er hat es«, beschied Samhel ihm kalt. »Ich weiß, dass er es hat. Und du besorgst es mir.« Er kniff die Augen zusammen. »Weil ich weiß, dass das nicht leicht für dich wird, gebe ich dir drei Tage Zeit.« Er hob die Hand und deutete zur Tür.

Korben verschluckte seinen nutzlosen Protest und stand auf. Der Nebel, durch den er jetzt ging, war nicht allein auf die verräucherte Luft zurückzuführen. In seinem Elend bemerkte er auch nicht, wie eine Gestalt, die in einer der dunkleren Ecken gesessen hatte, aufstand und ihm folgte.

Vor der Tür atmete er durch, um die kühle, klare Luft des Abends tief in seine Lungen zu saugen. »Verflucht«, murmelte er und lehnte seine glühende Stirn gegen die kalten Steine einer Hauswand. »Was mache ich jetzt?«

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Er fuhr herum und unterdrückte einen erstaunten Ausruf.

»Du treibst dich in schlechter Gesellschaft herum«, sagte die Krähe. »Was suchst du in so einer üblen Spelunke?«

Korben verschluckte die Erwiderung, die er auf der Zunge hatte, und ein Lächeln glitt über das Gesicht der Krähe. »Ich bin ein wenig älter als du«, spottete sie. »Und ich habe viel von der Welt gesehen – nicht nur von dieser Welt. Glaube mir, ich nehme keinen Schaden, wenn ich in so einem Laden mein Bier trinke.« Sie musterte Korben mit wieder ernster Miene. »Man hört vieles, wenn man seine Ohren offen hält«, murmelte sie. »Du spielst wieder einmal mit dem Feuer, Korben. Aber diesmal verbrennst du dir womöglich die Finger daran.«

»Das habe ich schon«, gab der junge Mann zerknirscht zu. »Aber glaube mir, ich kann nichts dazu. Der Gildenmeister ...«

Die Krähe hob warnend die Hand. »Wir sollten hier nicht stehen bleiben. Komm mit.«

Korben folgte ihr schweigend durch die sinkende Dämmerung. Bis zum Haus der Krähe war es nicht weit, und er fühlte, wie eine Last von ihm abfiel, als er in der warmen Küche saß und mit einem Becher Tee in der Hand in das prasselnde Feuer des Ofens blickte.

»So, erzähle«, sagte die Krähe und setzte sich mit der Pfeife im Mund zu ihm. Korben holte tief Luft und legte ihr sein Dilemma dar.

»Eine dumme Geschichte«, sagte sie, als er zu sprechen aufhörte und sie Hilfe suchend ansah. Sie stand auf und blickte eine Weile in das schwarz spiegelnde Glas der Fensterscheibe. Draußen ließ ein Nachtvogel seinen melancholischen Ruf ertönen.

»Es widerstrebt mir«, sagte sie endlich, »aber ich werde dir aus der Patsche helfen. Und ich hoffe, das ist das letzte Mal, dass ich das tun muss.« Sie blickte den zerknirscht dahockenden jungen Mann finster an. »Schaff dir diese Verpflichtung vom Hals«, fuhr sie fort. »Ich bin nicht bereit, mich weiter mit dir zu beschäftigen, wenn du mit Verbrechern wie diesem so genannten Gildenmeister Umgang pflegst. Und es ist mir egal, ob du dich dazu gezwungen fühlst oder nicht. Sorge dafür, dass er dich in Ruhe lässt. Ich dachte, du verfolgst das Ziel, ein Magier zu werden. Also hör auf damit, ein Händler zu sein. Überlass das deinem Freund Mika.«

Korben senkte gescholten den Kopf. »Ich werde nicht von heute auf morgen aus der Sache herauskommen«, flüsterte er. »Lass mir ein wenig Zeit.«

Die Krähe seufzte. »Komm, leg dich schlafen«, sagte sie nicht unfreundlich. »Du kannst dir hier in der Ecke ein Lager machen. Oder willst du noch zum Ordenshaus zurück?«

Korben gähnte. »Ich bin wirklich zu müde dazu«, sagte er etwas überrascht. »Danke für das Quartier.«

Die Krähe winkte ab. »Morgen kümmere ich mich um dieses Zeug.« Sie verzog das Gesicht. »Es passt mir nicht, diesem Samhel einen Gefallen zu tun«, murmelte sie. »Mal sehen, ob ich ihm das Süppchen nicht versalzen kann.«

»Er braucht die Substanz für einen Kunden«, sagte Korben schläfrig.

»Das glaube ich ihm. Ich frage mich nur, ob sein Kunde das auch weiß – und ob ihn die Erkenntnis, was er da geliefert bekommen hat, nicht etwas zu spät ereilt.« Die Krähe rümpfte die Nase. »Ganz gleich, irgendjemand will irgendjemanden umbringen, und ich habe keine Lust, dabei die Handlangerin zu spielen.« Sie ging zur Tür. »Schlaf jetzt. Ich habe zu tun.«

Eine frühe Sonne blinzelte durch das Fenster, als Korben erwachte. Die Geräusche, die ihn geweckt hatten, deuteten darauf hin, dass jemand Wasser von der Pumpe geholt hatte und nun damit beschäftigt war, das Feuer im Herd zu entfachen.

Korben gähnte herzhaft. »Guten Morgen«, sagte die Krähe. »Wenn du dich beeilst, bist du noch pünktlich im Ordenshaus.« Korben knurrte nur und streckte sich.

»Da auf dem Tisch steht was für dich«, sagte die Krähe beiläufig und ging hinaus. Als sie wieder eintrat, stand Korben da und drehte ein versiegeltes Fläschchen zwischen den Fingern. Es sah aus wie eins von Meister Wilbers Gefäßen.

»Ist es das?«, fragte er beklommen. Die Krähe lächelte. »Ja und nein. Ich habe einen alten Bekannten um einen Gefallen gebeten – er kennt sich mit Giften aus wie kaum einer. Er hat mir etwas gemischt, was genauso aussieht, riecht und schmeckt wie das Zeug, das du besorgen sollst. Wer das hier allerdings einnimmt, wird sich ein paar Tage lang sehr krank fühlen. Vielleicht sieht es auch so aus, als würde er sterben. Aber das ist es dann.«

Korben atmete auf. »Er wird glauben, dass er zu wenig davon genommen hat.«

Die Krähe nickte. »Er wird dir keine Schuld geben. Und niemand wird sterben.«

Korben steckte das Fläschchen sorgsam ein. Dann sah er die Krähe neugierig an. »Der Bekannte, von dem du gesprochen hast – kenne ich ihn? Wo wohnt er?«

Die Krähe schnaubte. »Zu weit weg für dich«, erwiderte sie belustigt. »Ich kann mir denken, wie sehr dir an einer Bekanntschaft gelegen wäre, aber vergiss es.«

Korben biss sich auf die Lippe. »Du warst heute Nacht bei ihm«, beharrte er. »Also kann er so weit weg wohl nicht wohnen.«

»Was du alles zu wissen glaubst«, lachte die Krähe. »Aber so viel sei dir verraten: er lebt nicht hier auf dieser Welt. Du müsstest schon über die Fähigkeit verfügen, dich durch das Land zwischen den Welten zu bewegen, damit du ihn träfst.« Sie musterte ihn nachdenklich. »Aber vielleicht nehme ich dich eines Tages sogar einmal zu ihm mit. Du würdest ihm gefallen, ihr seid euch recht ähnlich.«

Korben schluckte. Sein Gesicht ließ erkennen, wie beeindruckt und neidisch er war. Die Krähe schüttelte den Kopf. »Du bist wirklich ein dummer Junge. Aber ich denke, du lernst dazu. Geh jetzt. Und denk daran, dem Gildenmeister das Fläschchen erst übermorgen zu geben. Mach ihn nicht misstrauisch damit, dass du zu schnell lieferst.«

Seit Mellis' Abreise schlief Anna unruhig. Nach dem Erwachen wusste sie zwar, dass sie geträumt hatte, konnte sich an ihre Träume aber nicht erinnern. Am Tage musste sie immer wieder an ihre Großmutter denken. Mellis hatte mit ihren Worten über die Krähe wohl eine Tür zu alten Erinnerungen aufgestoßen, aber diese Erinnerungen blieben bruchstückhaft und verwirrend.

Weil sie so mit ihren Gedanken beschäftigt war, fiel ihr nicht auf, dass Korben verschlossen und schweigsam bei ihren Treffen war und auch den Stunden Meister Wilbers seltsam geistesabwesend folgte, obwohl dieser Themen besprach, die gewöhnlich Korbens wachstes Interesse bewirkt hätten.

Einmal fragte er sie beiläufig, wann er sie denn erneut zur Krähe begleiten solle, und nahm ohne weiteren Kommentar zur Kenntnis, dass Anna ihm eine Absage erteilte. Sie wunderte sich zwar ein wenig darüber, aber weil sie müde von einer neuerlichen

schlechten Nacht war, verfolgte sie den Gedanken nicht weiter. Dann blieb Korben einige Tage gänzlich dem Unterricht fern, und Meister Wilbers Schimpfen bekam den Unterton leiser Sorge.

Anna war zu müde, um sich Gedanken zu machen. »Er taucht schon wieder auf«, beruhigte sie den Heiler und sich selbst. »Du kennst ihn doch – er hat irgendetwas gefunden, das ihn alles andere vergessen lässt, und wenn er das nächste Mal erscheint, ist er ganz zerknirscht und schwört, dass dergleichen nie wieder vorkommen wird.«

Der Heiler musste lachen und widmete sich wieder seinen Breiumschlägen, bei deren Herstellung sich Anna immer noch jedes Mal die Finger verbrannte.

In der folgenden Nacht wurde Anna wach, weil der Mond auf ihr Gesicht schien. Sie blinzelte in das erstaunlich helle Licht und gähnte verdrossen, während sie den Kopf drehte. Auf dem Hocker neben ihrer Tür saß jemand, wie sie ohne jedes Erschrecken registrierte. »Hallo«, sagte sie verwundert.

»Hallo«, antwortete eine sanfte Stimme. Anna strengte ihre Augen an, aber das Licht des Mondes erleuchtete die dunkle Ecke neben der Tür nicht genügend, dass sie Einzelheiten hätte unterscheiden können. Sie meinte, einen Schimmer weißen Haars zu erblicken und wollte sich aufrichten, um die Gestalt besser sehen zu können, aber ihre Glieder waren matt wie im Schlaf und ließen keine größere Bewegung zu. Ohne deswegen Beunruhigung oder gar Angst zu verspüren, legte sie den Kopf in die Hand und fixierte den Hocker und die sitzende Gestalt. Ihr unerwarteter Besuch war offenbar groß gewachsen, und etwas in der Haltung des leicht geneigten Kopfes weckte eine vage Erinnerung in Anna.

»Wer bist du?«, fragte sie. »Und was willst du von mir?«

Die Gestalt seufzte leise. »Mellis meint es wirklich gut«, sagte sie. »Aber diesmal solltest du auf ihren Rat lieber nicht hören. Es gibt zu vieles, was sie nicht weiß.«

Anna schluckte kurz. Die Stimme, die sie vernahm, war ihr bekannt, aber es war vollkommen unmöglich, dass diese Stimme hier zu ihr sprechen konnte. »Das ist ein Zauber«, sagte sie laut.

Ihre Besucherin lachte. »Natürlich«, erwiderte sie fröhlich. »Du bist die Hüterin, und ich – wir – waren es einmal. Das ist der Zauber.«

»Wer bist du?«, fragte Anna erneut. Ihre schlafmatten Glieder ließen immer noch keine Bewegung zu. »Ich möchte dich sehen.«

Die Gestalt ließ ein Nicken erahnen und erhob sich, um ein paar Schritte näher zu treten. Das Mondlicht fiel auf ihr Gesicht, und Anna unterdrückte mühsam einen Schrei.

»Hallo, meine Enkelin«, sagte die Frau sanft und ging neben dem Bett in die Hocke. »Du schläfst, weißt du? Ich kann dich nicht erreichen, während du wach bist – und es ist schwer genug, dich zu erreichen, wenn du schläfst.«

»Ich träume das«, sagte Anna erleichtert. »Du bist nicht wirklich meine Großmutter, richtig?«

Die Frau schüttelte den Kopf und lächelte Anna mit einem vertrauten und gleichzeitig fremden Gesicht an. »Du bist die Hüterin«, sagte sie. »Aber du vernachlässigst deine Pflicht. Ich weiß, dass du daran keine Schuld trägst, aber du musst etwas unternehmen. Wir sind immer noch getrennt, und das gefährdet das Gefüge der Welten.«

Ihre Gestalt verzerrte sich, als würde Anna sie durch Wasser erblicken. Zwei Frauen standen vor ihr und streckten ihre Hände nach ihr aus. »Die Schwestern müssen zusammenkommen, hörst du?«, sagte die Stimme, auch sie verdoppelt und verschoben. »Die Krähe kann dir helfen – aber du brauchst sie nicht. Du kannst es allein schaffen. Füge zusammen, was getrennt ist. Rufe die Herzen. Du bist ihre Hüterin.«

Die Stimmen verklangen, und die doppelte Gestalt war verschwunden. Anna stöhnte und fuhr auf. Mondlicht fiel durch das Fenster und malte einen breiten Streifen auf den Fußboden vor ihrem Bett. Der Hocker neben der Tür war leer. Anna wischte sich den Schweiß von der Stirn und sank mit einem Aufseufzen in ihr Kissen zurück. »Welch ein Traum«, murmelte sie, und im Einschlafen hörte sie den krächzenden Ruf einer Krähe.

Im Obstgarten herrschte ungewöhnlich rege Betriebsamkeit, als Anna dort nach dem Unterricht nach einem Plätzchen suchte, an dem sie sich ungestört noch ein wenig in das Buch vertiefen konnte, das Meister Wilber ihr in die Hand gedrückt hatte. Den Obstgarten hatte sie am späten Nachmittag sonst immer fast für sich, und sie genoss es, im Schatten unter einem der großen Apfelbäume zu sitzen und zu lernen, umgeben von süßen Düften und dem Summen der Hummeln und Bienen. Heute aber waren Novizinnen und Küchenhilfen eifrigst damit beschäftigt, Leitern an die Bäume zu stellen und Netze auszubreiten, um die ersten Äpfel und Pflaumen zu ernten.

Anna seufzte enttäuscht und machte kehrt. In der hintersten Ecke des Küchengartens, dort, wo der dichte Holunder über die Mauer hing, lehnte sie sich an die sonnenwarmen Steine und schloss für einige Minuten die Augen. Seit der Heiler ihr ihre Erinnerungen wiedergegeben hatte, fühlte sie sich kräftiger, aber gleichzeitig auch unruhiger. Heute war wieder solch ein Tag, an dem sie den Ruf der beiden Herzen so stark spürte, dass sie vor Sehnsucht fast zersprang. Sie atmete tief ein und wieder aus und dehnte und streckte sich wie eine Katze in der warmen Sonne. Die Frau in ihrem Traum, die beinahe ihre Großmutter gewesen war, hatte ihr geraten, die Krähe aufzusuchen. Aber der Gedanke machte ihr Angst, ohne dass sie hätte benennen können, wieso. Die Frau war freundlich zu ihr gewesen und hatte eigentlich kaum etwas Beängstigendes an sich gehabt. Und dennoch, gerade in der so alltäglichen Umgebung dieser Küche war etwas Fremdes und Verstörendes gewesen, das Gefühl einer Präsenz, die nicht ganz von dieser Welt war – oder mehr, als diese Welt vertragen konnte, ohne dabei ein wenig aus dem Gleichgewicht zu geraten.

Anna zuckte zusammen und öffnete die Augen, denn dicht über ihrem Kopf war etwas auf der Mauer gelandet. Sie blickte empor, direkt in die glänzend schwarzen Augen einer riesigen Krähe.

»Uh«, machte Anna unwillkürlich. Die Krähe neigte den Kopf und öffnete ihren mächtigen Schnabel zu einem spöttischen Krächzen.

Dann hob sie die Schwingen und sprang elegant von der Mauer, um vor Anna auf dem Boden zu landen. Anna beugte sich ein wenig vor, aber der große Vogel wich nicht zurück. Ohne jede Scheu saß er da und sah ihr ins Gesicht.

»Was willst du von mir?«, fragte Anna und erwartete beinahe eine Antwort. Aber aus dem Schnabel des Vogels kam wieder nur das spöttisch klingende, heisere Krächzen. Der Bann schien gebrochen, die Krähe breitete erneut die Flügel aus und flog mit einigen

kräftigen Schlägen davon, auf das Ordenshaus zu. Anna sah ihr nach, bis sie hinter einer Hausecke verschwand, schüttelte dann den Kopf und lachte über sich selbst. Hatte sie ernsthaft erwartet, der Vogel gäbe ihr in menschlicher Sprache eine Antwort?

Sie streckte sich und griff nach ihrem Buch. Die Beschäftigung mit den Erkrankungen des Magens und Gedärms würde sie ein wenig ablenken, auch wenn sie ihr nicht dabei helfen würde, endlich eine Entscheidung zu treffen. Vielleicht hatte sie die Krähe ja auch nur geträumt. Oder ihre Traum-Großmutter hatte ihr eine echte Krähe geschickt, um sie zu mahnen und ihr einen Hinweis zu geben, was zu tun sei. Anna schob den Gedanken energisch beiseite und schlug das Buch irgendwo in der Mitte auf. Magenverstimmung, die von verdorbener Nahrung herrührte. Mal sehen, was der Heiler, der dieses Buch geschrieben hatte, dagegen zu unternehmen gedachte ...

Am Abend musste sie wohl oder übel endlich wieder einmal zu ihrem Unterricht bei der geduldigen Birgid, die sich in den vergangenen Wochen mehrmals sanft und nachdrücklich darüber beklagt hatte, dass Anna sich nicht mehr bei ihr blicken ließ. Es hatte wenig Sinn, Birgid ernstlich zu verärgern, damit hätte Anna sich nur eine weitere Strafpredigt der Obersten Hexe eingehandelt. Also biss sie in den sauren Apfel und suchte Birgid in dem kleinen Unterrichtsraum auf, in dem sie gewöhnlich um diese Stunde zu finden war.

»Ah, Anna«, rief die Hexe erfreut und klappte das Buch zu, in dem sie gelesen hatte. »Ich hatte mich schon gefragt, ob du dich überhaupt noch an mich erinnerst. Meister Wilber spannt dich doch wohl nicht zu sehr ein?«

Anna verneinte verlegen und setzte sich zu ihrer Lehrerin. Birgid nahm ihre Hand und hielt sie eine Weile lang prüfend zwischen ihren Handflächen. Dann nickte sie und lächelte Anna zu.

»Fang an. Du weißt doch noch, wie es geht?«

Anna seufzte und schloss die Augen. Sie versenkte sich mit einigen tiefen Atemzügen in ihr Innerstes und tauchte hinab zu dem Kern, der ihre magischen Kräfte enthielt. Dabei spürte sie Birgids Anwesenheit hell und warm an ihrer Seite.

Ein mattes Licht leitete sie durch die Dunkelheit. Vor ihr tauchte die große, schimmernd weiße Perle auf, als die der Kern ihrer Kraft sich ihr darzubieten pflegte.

Wie immer blieb sie stehen, bevor sie in seiner Reichweite war, und sammelte sich noch einmal.

Berühre ihn, flüsterte Birgids Stimme. Spüre seine Kraft. Es ist deine Kraft, dort ist dein innerstes magisches Wesen konzentriert. Fühle es.

Anna streckte ihre Geist-Hände nach der Perle aus und fühlte das vertraute Prickeln in den mentalen Fingern. Die Perle wuchs vor ihr empor, bis sie sie überragte. Jetzt kam der Moment, vor dem sie sich immer fürchtete.

Geh hinein, erklangen die verhassten Worte.

Anna seufzte unhörbar und trat vor. Die Perle wich zurück. Anna konzentrierte sich und hielt die Bewegung an. Wieder trat sie vor, berührte die weiß schimmernde Wand und spürte den Widerstand, den sie ihrer Berührung leistete.

»Es geht nicht«, sagte sie laut. Sie öffnete die Augen und sah ihre Lehrerin verzweifelt an. »Birgid, es geht nicht. Ich habe es noch nie geschafft, und ich schaffe es auch heute nicht!«

Die Hexe lächelte ihr aufmunternd zu, aber Anna sah die Enttäuschung in ihren Augen. »Kopf hoch, Kind, das kommt schon noch. Vielleicht war es keine gute Idee, nach so einer langen Pause gleich mit dieser Übung zu beginnen. Komm, zeig mir, was du vom Geistfeuer behalten hast.«

Anna stöhnte. Sie streckte die flache Hand aus und schloss die Augen, um sich zu sammeln. Dann öffnete sie die Augen wieder und blickte mit gefurchter Stirn auf ihre Handfläche nieder.

»Denk an die elementaren Kräfte«, sagte ihre Lehrerin ermutigend. »Das Feuer ist wild, aber es ist auch leicht zu bändigen. Stell dir seine Hitze vor, seine Beweglichkeit, die Funken, die von einem brennenden Scheit emporsprühen ... lass es in deinem Geist wachsen.«

Anna biss die Zähne zusammen. Mit angehaltenem Atem beobachtete sie, wie ein kläglich gelber Funke von ihrem Zeigefinger stob und erlosch.

»Gut, weiter so«, lobte Birgid.

Anna entließ den angestauten Atem und schüttelte den Kopf. »Das war es. Mehr geht nicht. Es tut mir Leid.«

Birgid nickte verständnisvoll, und Anna hasste sie beinahe dafür.

»Also gut, lass uns sehen, was du von den Prinzipien der Verwandlung behalten hast.«

»Gleiches zu Gleichem«, zählte Anna auf. »Ich finde die Ähnlichkeiten zwischen dem, was ich verwandeln will, und dem, zu dem es werden soll.«

»Ja?«

»Wenn ich also einen Menschen in einen Vogel verwandeln will ...«

»... was zu den schwierigsten Verwandlungen zählt, die eine Hexe beherrschen kann«, warf Birgid mit leisem Tadel ein.

Anna nickte und fuhr fort: »Wenn ich das tun will, sehe ich mir an, was sich bei Vogel und Mensch gleicht, und passe die beiden Bilder im Kopf an. Dann nehme ich all das, was sich unterscheidet, und suche auch da nach dem, was sich gleichen könnte. Das ist das zweite Prinzip: Ungleiches zu Ähnlichem.«

Birgid unterbrach sie. »Ich weiß, dass du das alles wohl gelernt hast. Aber kannst du mir zeigen, wie du es machst?«

Anna verzog das Gesicht. »Ich fürchte, dass ich das nicht kann«, gab sie zu.

Birgid klopfte ihr auf die Hand. »Ach, komm. Das ist Stoff aus dem ersten Jahr. Selbst Kinder können ein Blatt in eine Blüte verwandeln!«

Anna hob die Schultern und griff nach dem grünen Buchenblatt, das Birgid ihr reichte. Ohne große Hoffnung sah sie darauf hinab und vergegenwärtigte sich seine Form, seine Struktur, seinen Aufbau, stellte sich das lebende Blatt an seinem Zweig vor, sah vor ihrem Auge, wie es sich im Wind wiegte und vom Licht lebte.

Einen kurzen Moment lang verschwamm die ovale Form des Blattes und wich einer komplexeren, gefältelten Gestalt. Die Farbe verblasste zu einem hellen Rosa, und einzelne Blütenblättchen schienen aus seiner Mitte zu sprießen.

Dann riss Annas Konzentration ab, und das Blatt lag wieder da wie zuvor. »Ach«, sagte sie laut und enttäuscht.

Birgid tätschelte ihr die Schulter. »Das war schon ganz gut«, lobte sie. »Du bist müde,

du hast einen langen Tag hinter dir. Komm, Kind, lass es gut sein für heute. Aber du solltest wieder regelmäßig zu mir kommen, damit du endlich einmal ein paar Fortschritte erlebst. Tu es nicht für mich – tu es für dich.«

Anna nickte mit Tränen in den Augen und ging zur Tür. »Du wirst es eines Tages schaffen«, rief Birgid ihr noch hinterher. »Das weiß ich. Du bist viel stärker, als du denkst!«

Das kleine Kellergewölbe war für die anstehende Sitzung hergerichtet. Die Oberste Hexe hatte das Kästchen mit den beiden Herzen aus seinem schützenden Versteck geholt und verhüllt auf den Tisch gestellt, und nun stand sie mit auf dem Rücken verschränkten Händen hinter ihrem Sitz und musterte voller Unbehagen die um sie versammelten Männer.

Die beiden Grauen Magier saßen bereits auf ihren Plätzen und erwiderten ihre Blicke nicht minder besorgt, auch wenn sie bemüht waren, sich dies so wenig wie möglich anmerken zu lassen. Aber das zerknitterte Gesicht des Erzmagus war bleicher als gewöhnlich, und seine buschigen Brauen beschatteten drohend die Augen. Sein jüngerer Ordensbruder indes kaute, wenn er sich unbeobachtet wähnte, auf seinem Daumnagel herum.

Auch der Hochmeister schien sich nicht allzu wohl zu fühlen. Er tigerte in dem Gewölbe auf und ab und trat dabei ein ums andere Mal gegen ein Stuhlbein, was die Oberste Hexe langsam, aber sicher zur Weißglut brachte.

»Bei den Schöpfern, Rafiel, setzt Euch hin!«, fauchte sie den Ritter schließlich an. »Ihr bringt uns mit dem Herumgerenne noch um den Verstand!«

Der Hochmeister knurrte aufgebracht, blieb aber stehen und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen eine Wand. Seine Fußspitze klopfte auf den Boden, was ihm einen weiteren wütenden Blick der Obersten Hexe eintrug, den er schlichtweg zu ignorieren geruhte.

Eine Weile herrschte Schweigen. Endlich räusperte sich der Erzmagus und murmelte: »Es kann doch nicht angehen, dass wir hier herumsitzen wie Bittsteller, die auf eine Audienz warten!«

Hochmeister Rafiel sah ihn an, als hätte er in etwas Saures gebissen. Aber ehe jemand sich zu Rumolds Worten äußern konnte, schwang ohne Ankündigung die Tür auf. Herrad fuhr herum, um die unachtsame Schwester oder Bedienstete zur Ordnung zu rufen, aber die Rüge blieb ihr auf der Zunge liegen, als sie die dunkel gewandete Gestalt auf der Schwelle stehen sah, auf die sie alle mit so großer Unruhe gewartet hatten.

»Ah«, sagte die Oberste Hexe gepresst. »Ihr habt den Weg ohne Hilfe gefunden, wie mir scheint. Tretet ein.«

Der verhüllte Kopf neigte sich zum Gruß, und die Gestalt schloss leise die Tür hinter sich, ehe sie ohne zu zögern zu dem Leeren Sitz ging und dahinter stehen blieb. Eine schmucklose Hand legte sich auf die Lehne. Herrad ertappte sich dabei, wie sie die erstaunlich kräftigen Finger betrachtete, und räusperte sich energisch.

»Bevor wir Euren Anspruch auf diesen Sitz überprüfen, möchte ich Euch bitten, Euer Gesicht zu zeigen und uns Euren Namen zu nennen. Wir wüssten gern, mit wem wir es zu tun haben.«

»Mein Name ...«, sagte die Person langsam. »Ich habe viele Namen getragen in der langen Zeit der Verbannung. Keiner von ihnen würde Euch etwas sagen. Nennt mich »Krähe«, wie es alle tun, die mich jetzt kennen.«

»Nun – Krähe«, fuhr Herrad fort und warf Rafiel einen fragenden Blick zu. Mann oder Frau? Rafiel zuckte mit den Achseln. Es war nicht nur die Kapuze, die den Blick auf das Gesicht ihres Gastes behinderte, sondern allem Anschein nach wirkte auch noch ein verhüllender Zauber, der ihnen jede Sicht auf das Gesicht unmöglich machte.

»Seid für heute in unserem Kreis willkommen«, fuhr Herrad fort. »Und ich bitte Euch noch einmal: Zeigt uns Euer Antlitz, wie es die Höflichkeit erfordert.«

Die Gestalt, die sich »Krähe« nannte, schüttelte leise den Kopf, warf aber die Kapuze in den Nacken. Das Gesicht, das sich nun zeigte, erschien völlig nichts sagend, war wohl weiblich, aber von unbestimmtem Alter und ohne jedes charakteristische Merkmal, das ein Antlitz in irgendeiner Weise bemerkenswert machte. Herrad sah fort und blickte auf den Tisch und das verhüllte Kästchen. »Ich danke Euch, Krähe. So wollen wir uns mit Eurem Anspruch auf den Leeren Sitz befassen.«

Sie runzelte die Stirn. Ein unbestimmtes Unbehagen nagte an ihr. Sie sah den Erzmagus und Magister Fulke an und bemerkte, dass auch diese beiden ihre Blicke von dem Gast abgewendet hatten und etwas anderes betrachteten: den Tisch, ihre Hände, die bereitstehenden Becher ...

»Bei den Schöpfern«, entfuhr es Herrad. »Ihr lenkt uns mit einem Zauber von Euch ab – das ist ein übler Taschenspielertrick! Und dies ist auch nicht Euer wahres Gesicht!« Sie zwang sich, erneut hinzusehen. Ein schwaches Lächeln glitt über das nichts sagende Antlitz der Krähe, und Herrad musste ihren ganzen Willen aufbieten, um Augen und Aufmerksamkeit auf das Gesicht der Frau gerichtet zu halten und nicht wieder abschweifen zu lassen.

»Unterlasst diesen Zauber«, verlangte die Oberste Hexe. »Spielt mit offenen Karten, das können wir mit Fug und Recht von Euch verlangen. Immerhin erlauben wir Euch als Mitglied eines verbotenen Ordens, hier vor uns zu sprechen!«

»Seid versichert, dass ich diesen Umstand zu schätzen weiß«, erwiderte die klangvolle Stimme. Herrads Augen begannen zu tränen, und sie musste blinzeln. »Aber ich kann es nicht wagen, Euch mein wahres Aussehen zu enthüllen. Mein Orden ist zu lange und zu unbarmherzig verfolgt worden – und ich wage nicht, Euch zu trauen. Noch nicht. Seht mir für heute meine Vorsicht nach, und erlaubt mir, mein Gesicht erneut zu verhüllen. Es kostet mich Kraft, den Zauber aufrechtzuerhalten – und auch Ihr müsst Eure Kräfte anstrengen, um ihm zu widerstehen. Das widerspricht meinen Grundsätzen, denn Magie unnötig zu bemühen schadet dem Gleichgewicht.«

Herrad sog hörbar die Luft ein. »Es erstaunt mich, das aus dem Mund einer Schwarzen Magierin zu hören«, sagte sie. »Aber gut, darüber können wir uns später noch unterhalten. Meine Herren, sollen wir dem Wunsch unseres Gastes nachkommen? Es widerstrebt mir zwar sehr, mit jemandem zu sprechen, dessen Gesicht ich nicht sehen kann, aber wenn wir in dieser Angelegenheit von der Stelle kommen wollen, so bleibt uns wohl nicht viel anderes übrig.« Sie sah die anderen an und erhielt die erwartete widerwillige Zustimmung. Mit einem gemurmelten Dank wies sie auf die bereitstehenden Stühle. »Rafiel, ich bitte, setzt Euch.« Dann zwang sie ihre immer noch missbilligend verzogenen Lippen zu einem verbindlichen Lächeln. »Hm – Krähe –, ich weiß nicht, ob es nötig ist, Euch die Anwesenden vorzustellen, aber der Form halber möchte ich es tun.

Euch zur Linken seht Ihr Erzmagus Rumold, den Obersten des Grauen Ordens. Neben ihm sitzt der Hofmagus Fulke, ebenfalls Mitglied dieses ehrenwerten Ordens. Und Euch gegenüber setzt sich nun endlich Hochmeister Rafiel des Ordens vom Herzen der Welt an seinen Platz.« Das inzwischen wieder verhüllte Haupt ihres Gastes neigte sich zum Gruß. Dann wandte es sich in erwartungsvoller Haltung der Obersten Hexe zu. Herrad holte tief Luft und nickte widerwillig. »Einstweilen nehmt auf diesem Stuhl Platz. Wir werden im Folgenden feststellen, inwieweit Euer Anspruch darauf gerechtfertigt ist.«

Die Krähe nahm ohne eine Erwiderung Platz und faltete ruhig die Hände auf dem Tisch. Die anderen sahen sich an, ein wenig unschlüssig, was nun zu geschehen habe.

»Gut«, sagte Herrad endlich, nachdem sie mit einem winzigen Schluck Wasser ihre Lippen befeuchtet hatte. »Ihr habt verkündet, dass Ihr Eure Legitimation als Oberhaupt des Schwarzen Ordens dadurch beweisen wollt, dass Ihr das Herz des Todes in Euren Händen halten könnt. Ich habe mich mit meinen Ratskollegen darüber beraten, und wir sind zu keinem einhelligen Beschluss gekommen. Wenn Ihr in der Lage seid, Ter'nyoss zu ertragen, beweist das meiner Meinung nach nur, dass Ihr eine starke und machtvolle Magierin seid – und das ziehe ich bereits jetzt nicht in Zweifel. Wir benötigen darüber hinaus also noch weitere Beweise, dass das, was Ihr behauptet, der Wahrheit entspricht. Dennoch, lasst uns mit dieser Prüfung beginnen.«

Sie streckte die Hände aus, um nach dem verhüllten Kästchen mit den Herzen zu greifen. Die Krähe hinderte sie mit einer schnellen Bewegung daran.

»Haltet ein«, sagte sie mit klingender Stimme. Herrad sah sie verwundert an. Zeigte die Magierin Angst, nun, da es zur Kraftprobe mit dem Herzen des Todes kam?

»Lasst die Herzen verschlossen«, fuhr die Krähe fort. »Ihr habt sie mit einem starken Bann belegt. Ich werde Euch so besser zeigen können, dass mein Anspruch auf diesen Sitz gerechtfertigt ist.«

Sie legte die Hände mit den Handflächen nach oben auf den Tisch und senkte den Kopf. Die anderen warteten voll Erstaunen und Skepsis darauf, was als Nächstes geschehen werde. Die dunkle Gestalt atmete eine lange Zeit tief und ruhig ein und aus. Der junge Hofmagus ruckelte mit steigender Ungeduld auf seinem Stuhl herum, beugte sich dann zu Erzmagus Rumold hinüber und zischelte ihm ins Ohr: »Hoffentlich schläft sie uns nicht ein.« Der Erzmagus warf ihm einen mahnenden Blick zu, konnte aber ein Schmunzeln nur schwer unterdrücken.

Endlich regte sich die dunkle Magierin. Sie machte einen tiefen, hörbaren Atemzug und stieß die Luft mit einem gehauchten Laut aus, der wie ein befriedigtes »Ah« klang. Dabei streckte sie die Finger der linken Hand, vollführte eine kleine greifende Geste und saß wieder still.

Über ihrer Handfläche wurde es Nacht. Die Oberste Hexe beugte sich fasziniert vor und starrte auf das Phänomen. Sie zwinkerte, um ihren Blick zu klären, aber ihre Augen trogen sie nicht: In dem nächtigen Dunkel, das trotz der umgebenden Helligkeit über der Handfläche der Magierin stand, funkelten winzige Lichter. Der Anblick wirkte, als wäre ein Teil aus dem Raum ausgeschnitten worden und böte nun Aussicht auf ein fernes Stück Nachthimmel mit fremden Sternen.

»So«, sagte die Magierin leise. Ihre nur noch schattenhaft zu erkennende Hand schloss

sich sanft, als griffe sie nach einem zarten Falter. Das Dunkel hellte sich auf, und die Sterne erloschen wie in der Morgendämmerung eines neuen Tages. Der verhüllte Kopf der Krähe hob sich, und sie schien die anderen Magier anzublicken. »Seht hier Ter'nyoss, die ihre alte Hüterin erkannt hat«, sagte sie leise und öffnete ihre Hand.

Herrad spürte, wie sich die Härchen in ihrem Nacken aufrichteten, als eine Gänsehaut über ihren Rücken rieselte. Sie starrte sprachlos auf die grobe Handfläche der dunklen Magierin und das, was nun darin lag.

Der Erzmagus sprang auf. »Das ist wieder nur ein Trick«, rief er erregt aus. »Das kann niemals das echte Herz des Todes sein! Gebt her!« Er schnappte nach dem Kleinod wie ein Hund nach einer Wurst. Doch ehe seine gichtigen Finger sich um das Herz schließen konnten, schrie er auf und zog die Hand zurück, als hätte er sich an einem lodernden Feuer verbrannt. Er barg die Hand an seiner Brust und ließ sich schwer in seinen Sitz zurückfallen, das Gesicht bleich und schmerzverzerrt.

»Seid vorsichtig«, mahnte die klangvolle Stimme der Krähe. »Ihr dürft nicht vergessen, die Herzen stehen unter Eurem gemeinsamen mächtigen Bann.«

Herrad schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich«, sagte sie beherrscht. »Rumold hat Recht. Das kann nur ein Blendwerk sein. Ihr seid eine mächtige Hexe, Krähe. Ihr täuscht uns mit großer List.«

»Warum sollte ich das tun? Es geht um mein Recht, diesem Rat anzugehören. Was könnte ich also mit einer List erreichen? Seht doch einfach nach, was dort in diesem Kästchen ist. Ist Ter'nyoss noch darinnen, habe ich Euch belogen.«

Herrad senkte ein wenig beschämt den Kopf. »Wir haben uns von unserer Erregung leiten lassen«, sagte sie. »Natürlich habt Ihr Recht. Meine Herren, öffnen wir das Kästchen.«

Das magische Ritual vollzog sich in gespannter Atmosphäre. Der Erzmagus hatte sich zuvor von seinem jungen Ordensbruder ein wenig heilende Kraft spenden lassen und erfüllte nun mit zusammengebissenen Zähnen seine Aufgabe, sichtlich von Schmerzen geplagt. Endlich konnte Herrad das Kästchen öffnen, und alle beugten sich gespannt vor, um hineinzuspähen.

»Es stimmt«, flüsterte nach einer Weile des verblüfften Schweigens der Hochmeister. Er wandte den Kopf und sah auf das Herz des Todes, das immer noch mit unheilvollem Glanz in der Hand der dunklen Hexe ruhte. »Wie ...«, er räusperte sich, »wie habt Ihr das bewerkstelligt? Ist unser Schutzband denn derart schwach, dass man ihn so leicht durchbrechen kann?«

Herrad schüttelte ärgerlich den Kopf. »Das ist nicht der Fall, Rafiel. Nein, hier ist eine andere Kraft im Spiel, etwas, das wir nicht kennen und nicht recht beurteilen können.« Sie wies auf das Kästchen, in dem immer noch das Herz der Welt lag. »Zeigt uns, dass auch Ter'terkrin Euch gehorcht«, forderte sie.

Die Krähe schüttelte den Kopf. »Das ist mir nicht gegeben«, erwiderte sie ruhig. »Ich bin nicht ihre Hüterin und war es auch nie.« Sie hob die Hand, die das Herz des Todes hielt, und alle blickten besorgt darauf. »Ter'nyoss hat seine alte Hüterin erkannt. Ich bin dennoch selbst erstaunt, dass das Herz des Todes zu mir gekommen ist, denn ich habe kein Recht mehr, es in meinen Händen zu halten. Ihr habt die Herzen von ihrer Hüterin

getrennt, und das ist falsch und gefährlich. Ich spüre die Dissonanz in meiner Hand. Sie ist stark, zu stark. Ter'nyoss zürnt.«

Die Oberste Hexe lachte auf. »Welch eine Rede!« Sie deutete wieder auf das Kästchen. »Gut, ich denke, Ihr habt uns bewiesen, dass zumindest dieser Teil Eurer Geschichte der Wahrheit entspricht. Ich habe zwar nie davon gehört, dass der Schwarze Orden das Herz des Todes in seiner Obhut hatte – aber wir wissen ja ohnehin nicht viel über Eure Gemeinschaft. Es ist überraschend genug, dass es den Orden – wie Ihr behauptet – noch immer geben soll.«

Sie wandte sich an die anderen Ratsmitglieder. »Meine Herren, wie lautet Eure Meinung? Die Krähe erhebt Anspruch auf einen Sitz im Rat. Sollen wir ihn zumindest vorläufig gewähren?«

Die Magier schwiegen. Endlich ergriff Rumold das Wort, obwohl seine Stimme immer noch von dem erlittenen Schock bebte. »Ich denke, mit einer vorläufigen Regelung kann ich mich einverstanden erklären. Wir werden diesen Anspruch noch sorgfältiger prüfen müssen – und vor allem sollten wir uns Gewissheit darüber verschaffen, dass der Schwarze Orden nicht erneut darauf aus ist, Unheil zu ersinnen.«

»Wir werden wachsam bleiben«, fügte Hochmeister Rafiel den Worten des Erzmagus hinzu und musterte die verhüllte Schwarze Magierin drohend. »Mich jedenfalls erfüllt es mit großem Unbehagen, dass Ihr so leicht in der Lage seid, Euch Ter'nyoss' zu bemächtigen.«

»Glaubt mir, es war alles andere als leicht«, erwiderte die Krähe. Die Hand, die immer noch das Herz des Todes hielt, zitterte ein wenig. »Ter'nyoss war nie eine leichtgewichtige Gefährtin. Aber die Hüterin wird die Bürde zu tragen wissen. Ich würde gern einmal mit ihr sprechen, denn ich denke, dass meine Erfahrung ihr dabei helfen könnte.«

Herrad schüttelte energisch den Kopf. »Das werde ich nicht gestatten. Ich bitte Euch, Ter'nyoss nun wieder in dieses Behältnis zu legen, damit wir die Herzen erneut einschließen können.«

Die Krähe erhob sich. Das Herz in ihrer Hand glühte in unheilvollem Feuer, und die Kapuze fiel von ihrem Kopf und enthüllte ein bleiches, strenges Gesicht mit nachtschwarzen Augen. Ein dunkler Stern funkelte zwischen schwarzen Brauen, und der Mund mit schmalen, erbarmungslosen Lippen öffnete sich, um eine wie ferner Donner klingende Stimme ertönen zu lassen.

Die Magier saßen wie erstarrt und lauschten der fremden Stimme, die nun wie aus dem Inneren ihrer eigenen Köpfe zu ihnen sprach: Wir dulden es nicht länger, getrennt zu sein. Ihr behindert unser Sein. Unsere Existenz erfüllt einen Zweck, den ihr nicht begreift. Ihr seid sterblich, wir sind es nicht. Haltet uns nicht fest. Ihr dürft uns nicht länger daran hindern, unserem Weg zu folgen.

Die Stimme verstummte, obwohl ihre Worte noch in den Anwesenden weiterklangen. Die Krähe sank auf den Stuhl zurück und verbarg erneut ihr Gesicht im Schatten der Kapuze. Kraftlos hob sie ihre Hand und legte das Herz des Todes zu seiner hellen Schwester in das bergende Kästchen zurück. Der Deckel schlug zu, und ein Blitz zuckte und hüllte das Kästchen in grelles Feuer.

Herrad schrie auf und löste sich aus ihrer Erstarrung. Sie beugte sich über das Behältnis und nahm es in die Hände. Fassungslos drehte sie es in den Händen und zeigte es dann stumm den anderen: Es gab keinen Weg mehr, das Kästchen zu öffnen, ohne es zu zerstören. Deckel und Behältnis waren ohne erkennbare Naht miteinander verbunden, aus einem Stück geformt wie ein massiver Block.

»Was war das für eine Erscheinung?«, fragte Magister Fulke erschüttert. Er bebte am ganzen Leib.

Die Oberste Hexe raffte sich auf. »Ich erwarte eine Erklärung von Euch, Krähe«, sagte sie wütend. »Was habt Ihr mit diesem Schauspiel bezweckt? Glaubt Ihr etwa im Ernst, wir seien nun nicht in der Lage, das Kästchen wieder zu öffnen?«

Die dunkle Magierin saß zusammengesunken da, den Kopf in offensichtlicher Erschöpfung gesenkt. »Ich habe nichts damit zu tun. Ter'nyoss hat durch mich gehandelt und gesprochen«, erwiderte sie dumpf. »Lasst mich nun gehen. Ich fühle mich, als hätte der Blitz mich getroffen.« Sie legte die Hände auf die Lehnen des Stuhls und stand mühsam auf.

Herrad wollte sie aufhalten, aber ein Blick und ein stummes Kopfschütteln des Hochmeisters ließen sie innehalten. »Gut, ich sehe, dass Ihr angestrengt seid«, sagte sie widerwillig. »Lassen wir es für heute gut sein. Wir haben sicherlich genug, worüber wir erst einmal nachdenken müssen.« Die anderen Magier stimmten zu, beinahe ähnlich erschöpft wie die Krähe.

Die Oberste Hexe blieb im Kellergewölbe zurück, um das wertvolle Kästchen wieder in seinem Gelass zu verbergen. Hochmeister Rafiel zog sich einen Stuhl ans Feuer und legte die Füße hoch. Grübelnd starrte er in die Flammen, bis Herrad den Wandteppich zurückgleiten ließ. Statt den Raum zu verlassen, setzte sie sich neben ihn und reichte ihm einen Becher mit Wein, den sie mit Wasser verdünnt hatte. Dann lehnte sie sich müde zurück, nippte an ihrem Becher und rieb sich die Augen.

»Welch ein Schauspiel«, sagte Rafiel nach einer Weile. Er wandte den Kopf und sah sie an. »Was davon glaubt Ihr?«

Herrad zuckte matt mit den Schultern. »Das war mit Sicherheit ein gut vorbereitetes Schauspiel – allerdings begreife ich nicht recht, was sie damit bezweckt hat. Was mögen ihre Pläne sein?« Sie schüttelte grimmig den Kopf. »Ich frage mich, ob es ein Fehler war, ihr die vorläufige Teilnahme an unseren Sitzungen zu erlauben.«

Der Hochmeister zog grübelnd die Unterlippe zwischen die Zähne, strich mit dem Daumen am Rand seines Bechers entlang und wiegte dann langsam verneinend den Kopf. »Ich denke, es ist gut so. Besser, wir können sie eine Zeit lang beobachten. Das ist der einzige Weg herauszufinden, worauf sie sinnt. Und dass sie etwas vorhat, steht wohl außer Frage.«

»Glaubt Ihr der Frau? Ich meine, glaubt Ihr, dass sie wirklich dem Schwarzen Orden angehört?«

Rafiel nickte zögernd. »Es passt irgendwie. Die Herzen sind wieder aufgetaucht und verursachen eine Menge Ärger, und dazu gehört dieser verfluchte Orden. Vielleicht ist das unsere Gelegenheit, ihm endgültig das Handwerk zu legen. Wer hätte gedacht, dass es ihm gelänge, im Verborgenen zu überdauern?«

»Und dass er jetzt sogar die Frechheit aufbringt, sich in aller Öffentlichkeit zu zeigen«, fügte Herrad voller Grimm hinzu. »Nein, Ihr habt Recht. Wir müssen mehr darüber herausfinden und dann dafür sorgen, dass von diesem Orden kein erneutes Unheil ausgeht. Ach, als wäre uns nicht schon genug aufgebürdet!«

Rafiel legte ihr tröstend seine große Hand auf die Schulter. »Nur Mut, alte Freundin. Lasst uns ausruhen. Und, wenn ich ehrlich bin, könnte ich etwas zu essen vertragen.«

Herrad lachte und erhob sich. »Dann kommt, Herr Hochmeister. Ich denke, in meinen Räumen wartet schon ein schönes Mahl auf uns.«

Anna musste einen erschreckten Aufschrei unterdrücken, als sie auf dem Weg zu ihrer Kammer in der Nähe der Treppe zu den Kellerräumen plötzlich von einer energischen Hand aufgehalten und in eine der tiefen Fensternischen gezogen wurde. Der Gang war nicht allzu gut erleuchtet, und da draußen die Dämmerung herabsank, wusste sie zuerst nicht, wer sie da am Arm gepackt hielt.

Sie hielt die dunkel gekleidete Gestalt beim ersten flüchtigen Hinsehen für einen der Novizen, aber dann erkannte sie die ernsthaften und ein wenig ängstlichen nussbraunen Augen und rief voller Erstaunen aus: »Mika! Was machst du hier?«

Der junge Mann legte hastig einen Finger an den Mund und murmelte: »Bitte, schrei nicht so. Wenn ich hier auffalle ...«

»... fliegst du raus«, ergänzte Anna belustigt. »Und zwar hochkantig. Was treibt dich her? Hattest du Sehnsucht nach mir?«

Mika wurde flammend rot. »Natürlich nicht«, stotterte er, biss sich auf die Lippe, als er ihren Blick sah, und murmelte: »Ein bisschen vielleicht. Doch, schon. Aber deswegen bin ich nicht hier.« Er schüttelte sich verlegen wie ein junger Hund und zog sie näher zu sich heran. »Korben ist in Schwierigkeiten«, hauchte er.

Anna hob die Brauen. »Korben ist doch immer in Schwierigkeiten«, sagte sie leichthin, aber mit einem leisen Grummeln in der Magengegend. Wenn Mika hier auftauchte, um mit ihr zu sprechen, musste es sich um etwas Ernstes handeln als die üblichen kleinen Klemmen, in die Korben sich regelmäßig brachte.

Mikas Gesichtsausdruck bestätigte ihren Gedankengang. »Diesmal ist es wirklich übel«, flüsterte er. Dann sah er sich unruhig um. »Können wir woanders hingehen? Ich habe die ganze Zeit Angst, dass uns jemand sieht.«

Anna überlegte kurz, dann griff sie nach Mikas Hand und zog ihn mit sich. »Im Seminartrakt dürfte sich jetzt kaum noch jemand aufhalten«, erklärte sie ihrem nervösen Begleiter. »Die kleine Bibliothek ist ideal für ein ruhiges Gespräch.« Sie blinzelte Mika zu. Der junge Mann seufzte und blickte sich ängstlich um, weil er Schritte hörte. Eine kleine Gruppe von Novizen querte den Gang und verschwand um die Ecke, ohne ihnen Beachtung zu schenken. Mika atmete erleichtert auf und prallte gegen Anna, die innegehalten hatte. »Pass doch auf«, schalt sie lächelnd und schob ihn durch eine Tür in einen spärlich erleuchteten Raum, in dem es warm und trocken nach altem Pergament und Papier roch.

Mika nieste und wischte sich die tränenden Augen.

»Das ist der Staub«, sagte Anna. »Komm, dahinten können wir uns setzen. Da sieht uns von der Tür aus niemand.« Mika schlängelte sich zwischen voll gestopften Regalen und

überbordenden Tischen hindurch. »Wie findet ihr hier bloß, was ihr sucht?«, fragte er und hinderte hastig einen Bücherstapel, den er mit dem Arm angestoßen hatte, am Umfallen. Anna zuckte gleichmütig mit den Schultern.

»Ach, das bekommst du mit der Zeit raus. In der großen Bibliothek geht es aufgeräumter zu, aber diese hier nutzen hauptsächlich die Novizen, und die sind nicht allzu ordentlich. Im Notfall hilft ein Findezauber.«

Mika ließ sich mit einem Aufseufzen auf einen bequemen alten Polsterstuhl fallen. »Ach, ich bin völlig erledigt«, stöhnte er. »Ich habe Cass gebeten, für mich auf den Laden aufzupassen, und bin hergekommen, weil ich nicht weiterweiß.«

Anna zog ihren Stuhl so nahe, dass ihre Knie sich berührten, und beugte sich vor. »Jetzt erzähl mal. Was ist passiert?«

Mika wischte sich über die immer noch tränenden Augen. »Korben hat sich mit der Händlergilde eingelassen.«

Anna sah ihn fragend an. Mika lächelte schief. »Das klingt höchst ehrbar, ich weiß. Aber Samhel, der Gildenmeister, ist ein Schurke, und die Geschäfte, die er tätigt – und duldet –, sind zum großen Teil recht finsterner Natur. Du musst wissen, dass Korben gewisse berauschende Kräuter für mich verkauft ...« Er stockte ein wenig verlegen. Anna zog ein missbilligendes Gesicht, nickte aber. »Wir haben immer darauf geachtet, damit keinen Schaden anzurichten«, beeilte Mika sich zu erklären. »Korben ist manchmal ein bisschen leichtsinnig, aber ich achte sehr darauf, dass wir keine ernsthaft schädlichen Rauschmittel verkaufen.« Er schnitt eine jämmerliche Grimasse. »Natürlich weiß ich, dass das nicht in Ordnung ist, aber Korben kann sehr überzeugend sein. Und ich musste doch auch von irgendetwas leben.«

Anna kratzte sich an der Nase. »Du mischst so großartige Tees«, sagte sie mit leisem Vorwurf. »Warum hast du dich nicht schon viel eher darum gekümmert, deine Waren in der Oberstadt zu verkaufen?«

Mika sah sie verlegen an. »Ich habe mich nicht getraut. Ich dachte, ich würde noch nicht mal bis zum Kücheneingang vorgelassen werden. Und wenn du mir nicht geholfen hättest ...« Er lächelte verlegen. »Weißt du, jetzt habe ich so viel zu tun, dass ich sogar eine Hilfe brauche. Ich habe Cass gefragt, und sie war damit einverstanden, mir zur Hand zu gehen. Sie ist sehr zuverlässig und ordentlich, auch wenn man das nicht glauben sollte.«

Anna schüttelte belustigt den Kopf. »Das freut mich für euch beide, Mika, wirklich. Aber nun erzähl schon: Was ist mit Korben?«

Mika verschränkte mit umwölkter Miene die Hände. »Er hat sich darauf eingelassen, für die Händlergilde höchst illegale Drogen zu verkaufen. Samhel hat ihm allerdings keine allzu große Wahl gelassen. Trotzdem, wir hätten einen anderen Weg finden müssen.« Er versank in sorgenvolles Grübeln, aus dem Anna ihn ungeduldig herausrüttelte. »Komm schon, erzähl weiter. Was genau ist geschehen?«

»Korben hat es geschafft, die erste Lieferung des Zeugs zu verkaufen und damit unser eingesetztes Kapital zumindest zum Teil wieder herauszuholen. Er hat sich Nachschub bei Samhel besorgt und ist damit gleich wieder losgezogen, und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Heute Nachmittag kam dann Cass zu mir und erzählte mir, sie habe

gehört, die Wache habe einen Händler erwischt, der Kobbal verkauft hat.« Er sah Annas fragenden Blick und senkte die Augen. »Ein schlimmes Zeug«, murmelte er. »Wir hätten uns nicht darauf einlassen dürfen.«

»Du glaubst also, die Wache hat Korben festgenommen?«, fragte Anna besorgt. »Wenn das stimmt, was werden sie mit ihm machen?«

Mika zuckte mit den Achseln. »Erst mal werden sie ihn wohl in der Festung einsperren. Irgendwann wird er dann verurteilt werden. Möglicherweise schicken sie ihn in einen Steinbruch oder auf eine Galeere. Obwohl, mit seiner verkrüppelten Schulter und dem Fuß ...« Mika verfiel wieder ins Grübeln.

Anna klopfte hart gegen seinen Arm, um seine Aufmerksamkeit zu erringen. »Eins nach dem anderen, Mika. Wir sind nicht sicher, dass er es ist, den die Wache erwischt hat. Richtig? Also müssen wir das erst einmal herausfinden. Hast du eine Ahnung, wie das gehen könnte?«

Mika nickte wieder, diesmal ein wenig zögernd. »Ich müsste zur Festung hinaufgehen und versuchen, etwas über ihn in Erfahrung zu bringen. Keine Ahnung, wen ich da fragen muss – ich kenne nicht viele Verbrecher.« Er versuchte sich an einem Lächeln, das Anna herzlich und tröstend erwiderte, obwohl sie selbst nun in großer Sorge um ihren leichtsinnigen Freund war.

»Gut, finde das heraus. Vielleicht weiß Cass ja besser, wie du an solche Informationen kommen kannst.« Sie dachte nach. »Was kann ich tun?«

Mika rutschte auf seinem Sitz herum. »Du könntest die Krähe um Hilfe bitten«, sagte er widerwillig. »Sie hat sicher die Möglichkeit einzuschreiten. Du weißt, was ich von ihr halte, aber die Angelegenheit ist zu ernst, als dass wir eine Chance außer Acht lassen sollten.«

Anna verzog das Gesicht. »Ich wollte eigentlich nicht ...« begann sie, unterbrach sich dann aber entschieden. »Na gut, du hast Recht. Ich suche sie gleich morgen auf. Hoffentlich finde ich das Haus wieder.«

»Ich werde dir den Weg beschreiben, es ist nicht schwer zu finden«, erbot Mika sich voller Eifer. Sein Gesicht zeigte deutlich Erleichterung, nun, da er seine Sorge mit Anna teilen konnte.

Anna nickte bedrückt. »Morgen Nachmittag komme ich zu dir«, sagte sie. »Vorher kann ich hier nicht weg. Vielleicht hast du bis dahin ja schon etwas in Erfahrung gebracht. Oder Korben ist wieder aufgetaucht.«

Mika nickte ohne große Hoffnung und erhob sich. »Bringst du mich raus?«, fragte er leise. Anna schob ihren Arm unter seinen und drückte ihn kurz an sich. »Wir werden ihn schon finden«, sagte sie ermutigend. Aber auf dem Weg zum Torhaus hingen beide nicht allzu rosigen Gedanken nach, und in dieser Nacht fand Anna lange keinen Schlaf.

Am nächsten Nachmittag wartete Mika schon auf sie. Anna war müde und außer Atem. Ihre Erschöpfung besserte sich aber erstaunlich rasch, nachdem sie eine Tasse seines speziellen Stärkungstees getrunken hatte, wie Mika das dickflüssige, süße Getränk nannte, aus dem Anna neben dem Aroma von Früchten die Beimengung einiger kräftigender Kräuter herausschmeckte, deren Wirkungsweise sie inzwischen bei Meister Wilber kennen gelernt hatte.

»Woher hast du dieses Rezept?«, fragte Anna.

Mika rieb sich die Augen und antwortete eher geistesabwesend: »Ich habe eine Reihe von Rezepturen meines Großvaters ausprobiert und abgeändert. Und Korben kennt sich ja auch ein bisschen aus ...«

Korben. Anna trank den Tee aus und nickte Mika zu. »Also, hast du etwas herausfinden können?«

Mika seufzte und lehnte sich gegen die Theke. Er grub seine Finger in den Korb mit Hirse, der neben ihm stand, und ließ die rötlich gelben Körner leise raschelnd durch seine Finger rieseln. »Heute habe ich mich hier im Viertel umgehört. Es ist wohl schwierig, etwas über die Inhaftierten zu erfahren, aber ich habe mich an einen Offizier der Wache gewandt, der nicht abgeneigt ist, sich für eine kleine Gegenleistung mit dem Wachpersonal zu unterhalten. Heute Mittag habe ich ihn aufgesucht, um ihm die Handfläche zu versilbern.« Er grinste ein wenig verlegen. »Er war ziemlich brummig, hat mir aber mehr oder weniger versprochen, mir bis morgen alles an Informationen zukommen zu lassen, was ihm möglich ist. So weit bin ich immerhin.«

Anna stöhnte leise. »Wir wissen also immer noch nicht, ob Korben überhaupt inhaftiert ist. Es kann sein, dass du dein Geld umsonst ausgegeben hast.«

Mika zuckte mit den Schultern. »Das werden wir sehen. Ich wäre jedenfalls froh, wenn Korben nicht im Festungskerker säße. Denn schließlich – wie sollten wir ihn da rausholen?«

Anna starrte ihn groß an. Darüber hatte sie noch nicht nachgedacht, wie sie zugeben musste. »Gibt es die Möglichkeit, jemanden freizukaufen, weißt du das?«, fragte sie unsicher.

Mika schnitt eine Grimasse. »Ja, man sagt, das wäre möglich. Aber das nötige Geld könnte ich niemals zusammenkratzen. Das Lösegeld soll sich in dem Bereich von mehreren Schlägen Gold bewegen, je nach Schwere des Vergehens. Manche Zünfte stellen für Mitglieder, die in die Klemme geraten sind – wegen Schulden oder so – das Lösegeld und holen es sich dann nach und nach von dem Freigekauften zurück, habe ich gehört. Aber dieser Weg steht uns nicht offen.« Er sah Anna unglücklich an. »Ich bin nicht besonders wohlhabend. Deswegen haben wir uns ja auf den Verkauf – hm – seltener Kräuter und Substanzen eingelassen.«

Anna musste trotz aller Besorgnis lächeln, denn Mikas zerknirschte Miene glich verblüffend der eines jungen Hundes, der mit Schelte rechnete. Sie legte ihre Hand auf seine und zog sie auch nicht zurück, als er wie erwartet errötete. »Gut, Mika, hör dich

weiter um. Vielleicht hält ja auch diese Händlergilde ihn aus irgendwelchen Gründen fest.«

»Ich hoffe nicht«, murmelte der junge Mann. »Da wäre die Festung mir lieber!«

Anna gab ihm einen sanften Knuff und stand auf. »Ich suche also jetzt die Krähe auf.« Sie verzog das Gesicht. »Es bleibt mir ja wohl nichts anderes übrig.«

Nun war es an Mika, ihr mitleidig die Hand zu drücken. Er begleitete sie auf die Straße hinaus und erklärte ihr den Weg hinunter ins Hafenviertel und zum Haus der Krähe.

»Meinst du, du findest dich zurecht?«, fragte er besorgt. »Sonst bringe ich dich lieber hin.«

Anna schüttelte den Kopf. »Das ist nicht schwierig. Wenn ich unten am Kai bin, weiß ich schon Bescheid.« Sie winkte ihm zu und blieb noch einmal stehen, als er »Warte!« rief und zurück ins Haus rannte. Kurz darauf kam er wieder, drückte ihr einen rot geflammten Apfel in die Hand, murmelte verlegen »Wegzehrung!«, und verschwand schnell wieder durch die Tür, ehe sie über sein ebenso rot flammendes Gesicht lächeln konnte.

Anna lächelte wirklich, allerdings eher gerührt, und biss in die Frucht, kaum dass sie um die Ecke gebogen war. Der Apfel war süß und so reif, dass sie den Saft von den Fingern leckte. Sie musste an Sendra denken und die großen Apfelbäume, die dort im Garten wuchsen. Plötzlich erfasste sie Heimweh, ein Gefühl, das sie schon so lange nicht mehr verspürt hatte, dass es ihr ganz seltsam und fremd erschien. Sie war schon so lange Zeit nicht mehr zu Hause gewesen, dass die Bilder zu verblassen begannen. Wie hatte das Zimmer ihrer Eltern ausgesehen? Sie wusste es kaum noch. Ihre eigene Kammer war klein gewesen und hatte unter dem Dach gelegen. Im Sommer war es dort so heiß gewesen, dass sie immer im Garten geschlafen hatte; die alte Köchin hatte ihr oft eins der Küchenmädchen mit etwas Naschwerk geschickt, damit ihre kleine Anna nicht verhungerte. Ihre Großmutter war manchmal in aller Frühe auf nackten Füßen durch das taufeuchte Gras zu ihr gekommen, hatte sich neben sie in die frühe Sonne gesetzt und wie Anna dem lauten Morgengruß der Vögel gelauscht.

In solche Erinnerungsbilder versunken und mit einem leisen Lächeln auf dem Gesicht, fand Anna beinahe traumwandlerisch ihren Weg durch das Hafenviertel. Erst vor der Tür des schmalen, krummen Häuschens, das ihr Ziel war, wachte sie aus ihren Träumereien auf und erinnerte sich unsanft an den Grund ihres Hierseins. Beklommen hob sie die Hand, um anzuklopfen, und ihre Knöchel hatten kaum das rissige Holz der Tür berührt, als von drinnen die Stimme der Krähe erklang: »Tritt ein, Anadia. Ich habe dich schon erwartet.«

Anna tastete sich wie bei ihrem ersten Besuch durch den finsternen Gang und den kleinen Raum dahinter und betrat die Küche. Niemand war darinnen, aber als sie sich umblickte, sah sie draußen in dem winzigen Gärtchen die dunkle Frau über etwas gebeugt, was sie in der Hand hielt. Ihre Lippen bewegten sich nicht, aber die Haltung ihres Kopfes wirkte auf Anna, als spräche sie mit jemandem.

Wie hat sie mich hereinbitten können, wenn sie dort draußen im Garten steht?, fragte Anna sich verdutzt, aber der Gedanke verschwand wie ein Blütenblatt im Wind, als die Krähe nun ihre Hände hob und ein kleiner, schwarz schillernder Vogel – ein Star? – sich daraus erhob und davonflog. Die Frau sah dem Vogel noch eine Weile nach, dann wandte

sie den Kopf, blickte Anna durch das Fenster an und winkte ihr auffordernd zu.

Anna trat durch eine schmale Tür in den winzigen Garten hinaus. Sie hatte erwartet, draußen von dem gewohnten Geräuschteppich empfangen zu werden: Kindergeschrei, bellende Hunde, klappernde Töpfe und streitende Nachbarn, das Hämmern aus der Hufschmiede, an der sie vorbeigekommen war – eben all die alltäglichen Geräusche der engen Nachbarschaft in einem Viertel.

Doch es war still, als hätte jemand der Stadt befohlen, den Atem anzuhalten. Sie vernahm deutlich das Flüstern des Laubs an den Zweigen der Bäume und das Knistern des trockenen Grases unter ihren Füßen. Ein Vogel zwitscherte leise und träge und verstummte bald wieder. Die Krähe stand reglos in der Mitte des Gärtchens und sah ihr entgegen. Im hellen Licht des Tages sah sie älter aus, als Anna sie von ihrer ersten Begegnung in Erinnerung hatte. Müde Linien durchzogen das herbe Gesicht, aber ihre Bewegungen, mit denen sie jetzt Annas Hand nahm, bewiesen große Kraft und Energie. Anna ließ die prüfende Musterung der leuchtend schwarzen Augen über sich ergehen, doch nach einer Weile entzog sie sich dem festen Griff der breiten Hand und trat einen Schritt zurück.

»Du hast lange gebraucht, um wieder hierher zu finden«, sagte die Krähe mit sanfter Belustigung.

»Ich bin gekommen, weil ich Eure Hilfe benötige«, kam Anna ohne Umschweife zur Sache. Sie berichtete von Korbens Verschwinden und Mikas Vermutung, wo er möglicherweise festgehalten wurde. Die Krähe lauschte, ohne sie zu unterbrechen.

»Und wie soll ich euch jetzt helfen?«, fragte sie, nachdem Anna geendet hatte.

»Das war eigentlich Mikas Idee. Er glaubt, dass Ihr über Möglichkeiten verfügt herauszufinden, was mit Korben geschehen ist – und ihm aus der Klemme helfen könnt. Ich hätte Euch nicht aufgesucht«, fügte sie leise hinzu.

Die Krähe lachte und griff wieder nach ihrer Hand. »Dann muss ich Korben und seinem ängstlichen Freund wohl noch dankbar sein.« Sie wandte sich zum Haus, ohne Anna loszulassen. Ihre schwielige Hand war warm, und ihr fester Griff flößte Anna ein wenig Mut ein.

»Hat Mika Recht?«, fragte sie. Die Krähe sah sie fragend an, bevor sie Anna durch die schmale Küchentür ins Haus schob. »Könnt Ihr Korben ausfindig machen?«

Die Krähe zuckte mit den Schultern und stellte den Wasserkessel aufs Feuer. »Das wolltest du nicht fragen«, sagte sie und hantierte mit einer zerbeulten Dose herum. Anna kaute auf ihrer Lippe und sah zu, wie die Krähe Tee bereitete.

»Der Schwarze Orden«, sagte Anna endlich. »Ihr gehört wirklich zu diesem Orden, nicht wahr?«

»Ist das wichtig für dich?«, fragte die Krähe zurück. »Der Orden büßt schon lange für das, was in seinem Namen Übles geschehen ist. Einige seiner Obersten erlagen der Verführung, die jede Form von Magie in sich birgt. Der Schwarze Orden war von jeher der mächtigste von allen, und seine Mitglieder waren deshalb auch am stärksten der Versuchung ausgesetzt, Macht zu missbrauchen.« Sie stand da, massiv wie eine alte Steinmauer und auf unnennbare Weise ebenso verwittert, und sah die junge Frau mit großer Eindringlichkeit an. »Der Schwarze Orden hat jahrhundertlang eine der beiden

Schwestern gehütet, die nun in deine Obhut gegeben worden sind. Glaube mir, ich weiß, was es bedeutet, Ter'nyoss zu tragen!«

Anna richtete sich auf. »Wie ist Euer Name?«, fragte sie mit stockendem Atem.

Die Krähe lachte. »Das ist eine seltsame Zeit, in der alle Welt plötzlich meinen Namen wissen möchte. Was bedeutet dir mein Name?«

»Man hat mich vor Euch gewarnt«, erwiderte Anna. »Man sagt, Ihr wäret eine Hochstaplerin, die vorgibt, jemand zu sein, der sie nicht ist – nicht sein kann!«

Das Wasser im Kessel kochte. Die ältere Frau drehte sich um, nahm den singenden Kessel vom Feuer und goss das heiße Wasser über den Tee. Dann stand sie eine Weile da und blickte nachdenklich auf die Kanne.

»So«, sagte sie endlich, füllte zwei Becher und gab einen davon Anna. »Setz dich, wir müssen uns nicht die ganze Zeit im Stehen unterhalten. Was meint man denn, welche Person ich zu sein behaupte?«

Anna trank einen verlegenen Schluck, um nicht gleich antworten zu müssen. Dann blickte sie in die amüsierten schwarzen Augen der Frau und hob die Schultern. »Es gibt da eine Person, die meiner Großmutter und ihrer Schwester nahe gestanden hat. Sie hat ihnen geholfen, die Herzen zu gewinnen und die Magierin in der schwarzen Zitadelle zu besiegen. Man ... man meint, dass Ihr behauptet, diese Person zu sein.«

Die Krähe lächelte, ihre Augen waren umkränzt von einem Netz von Fältchen. »Das ist ja wohl kaum möglich«, entgegnete sie sanft. »Ich bin nicht mehr jung, aber ein so gesegnetes Alter erreicht auf dieser Welt doch wohl niemand.«

Anna senkte den Blick, dann sah sie schnell wieder auf. »Aber zumindest stimmt es, dass Ihr dem Schwarzen Orden angehört«, stellte sie fest.

Die Krähe seufzte und griff nach ihrer stummeligen Pfeife, die auf dem Tisch lag. Sie drehte sie in den Händen und legte sie wieder hin. »Ich weiß, was du von meinem Orden denkst – das, was alle über ihn denken. Wir haben große Schuld auf uns geladen, aber das ist lange her. Mein Orden hat immer eine schwere Bürde und viel Verantwortung tragen müssen. Als die Herzen verloren gingen und alle Magierorden auf der Suche nach ihnen jeden Stein auf dieser Welt umdrehten, war das Herz des Todes in der Obhut einer Magierin, die dazu auserkoren worden war, diese Last zu tragen. Sie war nicht die älteste oder mächtigste der Hexen, sie war jung und kannte wenig von der Welt, und auch ihre magischen Kräfte waren kaum der Rede wert. Aber Ter'nyoss hatte sie ausgewählt, und sie trug das Herz des Todes, auch wenn sie manchmal unter dieser Last zu zerbrechen drohte. Sie klagte darüber, aber sie war die Hüterin.«

Anna starrte in die schillernden Augen der Krähe. Die leise dunkle Stimme zog sie in einen Bann, den sie nicht lösen konnte, obwohl die Worte der Krähe ihr ein namenloses Entsetzen bereiteten und sie am liebsten so weit weg geflohen wäre, wie es nur eben ging.

»Eine halbe Ewigkeit trug die Magierin das Herz des Todes an ihrem Herzen, und sie veränderte sich. Sie wuchs, sie gewann Kraft, denn das musste sie, um Ter'nyoss eine würdige Hüterin zu sein. Die Last wurde nicht geringer, aber sie beklagte sich nicht mehr darüber. Die Ewigkeit lag vor ihr – auch wenn der Gedanke ihr keine Freude bereitete.« Die Krähe hielt inne und trank einen Schluck von dem abgekühlten Tee. Anna spürte,

dass ihre Hände zitterten, und faltete sie um ihren Becher.

»Dann geschah es, dass sie verraten wurde. Eine ihrer engsten Vertrauten und Freundinnen stahl das Herz des Todes und floh damit. Floh in den entferntesten Winkel dieser Welt, und als die Hüterin ihr dorthin folgte, floh sie aus dieser Welt in unzählige andere, immer verfolgt von der wahren Hüterin des Herzens.«

Anna schloss die Augen. »Meine Ururgroßmutter«, flüsterte sie und spürte, dass die Krähe nickte.

»Ab da kennst du die Geschichte. Die Hüterin gewann das Herz des Todes zurück, deine Großmutter und ihre Schwester fanden das verlorene Herz der Welt, und damit hatte sich alles verändert. Die Schwester-Hezen verlangten nach einer neuen Hüterin, und sie erwählten dich.«

Anna presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht. Ich bin nicht die Richtige für diese Aufgabe!«

»Das Gleiche sagte einst die junge Magierin.« Die Krähe legte sanft eine ihrer großen Hände auf Annas zitternde Finger. »Du bist stärker als du glaubst«, flüsterte sie. »Die Herzen suchen ihre Hüterinnen gut aus, glaube mir. Ich kann das beurteilen ...«

Anna starrte sie an. Aus jedem Fältchen, jeder Furche in dem scheinbar alterslosen Gesicht der Frau schien die schwere und oft bittere Erfahrung von Jahrhunderten zu sprechen.

»Ihr seid die Sturmkrähe«, flüsterte Anna. »Ihr habt Ter'nyoss gehütet. Ihr seid Jinx. Aber ... das ist doch unmöglich!«

Die Krähe lächelte und lehnte sich zurück. Ihre Finger schlossen sich erneut um die Pfeife. »Das ist unmöglich, du hast Recht. Und da man dir gesagt hat, ich sei eine Hochstaplerin, die behauptet, jemand zu sein, der sie unmöglich sein kann – nun, ich behaupte nicht, Jinx zu heißen. Man nennt mich ›Krähe‹. Aber das habe ich dir sicher schon einmal gesagt.«

Anna schüttelte den Kopf. »Ihr versucht mich zu manipulieren«, sagte sie energisch. »Ich weiß nicht, warum Ihr das tut. Ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt. Aber ich bin nicht hier, um über die Herzen zu reden, erinnert Ihr Euch? Korben gilt meine Sorge.«

Die Krähe nickte und stopfte ihre Pfeife. »Der unvorsichtige Junge. Es wundert mich nicht, dass er sich endlich in eine Klemme manövriert hat, aus der er selbst mit all seiner Findigkeit nicht mehr herauskommt. Also gut, ich werde sehen, was ich tun kann. Warte einen Augenblick.«

Sie stand auf und ging in den Nebenraum. Anna erhaschte einen Blick auf ein leeres Zimmer, in dem es keinerlei Möbel oder Hausrat zu geben schien. Die Tür fiel zu. Der abkühlende Wasserkessel summt leise vor sich hin, und im Herd knackte das Feuer; sonst war es ruhig. Aus dem Nebenzimmer drangen keine Geräusche, die auf irgendeine Aktivität schließen ließen. Anna seufzte und schenkte sich Tee nach. Dann stand sie auf und wanderte ein wenig umher. Die Alltäglichkeit der Küche beruhigte nach und nach ihr aufgewühltes Gemüt. In dem Gärtchen pickten Vögel nach ausgestreuten Brotkrumen. Anna stand am Fenster, den Becher in den Händen, und blickte hinaus, und in ihrem Kopf führten tausend unbeantwortete Fragen einen seltsamen Tanz auf.

Die Krähe behauptete nicht, Jinx zu sein – darin hatte Mellis sich geirrt. Aber

angedeutet hatte sie es – oder hatte Anna ihre Erzählung falsch verstanden? Wie auch immer, die Magierin hatte etwas mit ihr und den Herzen im Sinn, und das beunruhigte sie zutiefst.

Eine Tür klappte auf. Anna sah, wie die Krähe aus dem Nebenzimmer in den Garten trat und emporblickte. Wenig später flog erneut ein kleiner Vogel über die Mauer und landete auf ihrer Schulter, um von dort aus in ihre Hände zu hüpfen. Die Krähe neigte den Kopf und schien mit dem Vogel zu flüstern. Dann warf sie ihn in die Luft und sah ihm nach, ehe sie sich umwandte und in die Küche zurückkam.

Anna sah ihr voller Unruhe entgegen. Die Krähe paffte in aller Seelenruhe ihre Pfeife und nahm sich von dem heißen Tee.

»Und?«, drängte Anna. Die Krähe zuckte mit den Schultern.

»Ich bin mir nicht sicher. Es ist möglich, dass er in der Festung ist, doch die Verhältnisse dort erlauben mir nicht, das von hier aus mit Gewissheit festzustellen; zu viel Störendes liegt dazwischen. Aber ich habe eben einen Freund damit beauftragt, sich ein wenig umzusehen.«

Anna runzelte die Stirn. »Wenn Korben wirklich dort ist – wie können wir ihn herausholen?«

»Ich kann ihn dort nicht einfach herauszaubern, wenn du das meinst. Wir werden erst einmal sehen müssen, wie seine Lage ist, und dann überlegen, was wir tun können. Unter Umständen können wir auch gar nichts für ihn tun.«

»Ach«, sagte Anna enttäuscht. »Aber ich dachte ...«

»... dass ich mit dem Finger schnippe, und Korben steht hier in der Küche. Anna, Magie ist nicht unbedingt das Werkzeug, das jedes deiner Probleme löst. Im Gegenteil. Wenn ich dich betrachte, sehe ich, dass die meisten deiner Probleme durch Magie überhaupt erst entstanden sind.« Sie schüttelte ernst den Kopf. »Dein Orden behauptet, vernünftig mit magischen Kräften umzugehen. Das ist ein Denkfehler. Es gibt keinen vernünftigen Umgang, was die Magie betrifft. Oder doch: möglichst die Finger davon zu lassen. Wenn du das Feuer nicht anfasst, kannst du dich auch nicht daran verbrennen.«

»Aber wozu ist sie dann gut?«, erwiderte Anna heftig. »Es gibt nun einmal magiebegabte Menschen, und wenn sie darauf achten, klug mit ihren Kräften umzugehen ...«

»Sie greifen jedes Mal in das Gefüge der Welt ein«, unterbrach sie die Krähe nicht minder heftig. »Glaube mir, das geht nicht, ohne einen Preis dafür zu bezahlen. Und manchmal bezahlt den Preis ein anderer.«

»Aber was kann man dann noch tun?«, flüsterte Anna entmutigt. »Ich lerne, eine Hexe zu sein. Wozu, wenn das stimmt, was Ihr sagt? Um keine Magie zu wirken?«

»Um zu wissen, was du anrichtest, wenn du einen Zauber wirkst. Und gut, sehr gut abzuwägen, ob er wirklich nötig ist und ob du bereit bist, dann auch den Preis dafür zu entrichten.«

Anna schüttelte den Kopf. »Das ist nicht das, was ich gelernt habe.«

Die Krähe nickte unbarmherzig. »Und das war – trotz allem, was einige von uns verbrochen haben – einer der Hauptgründe dafür, warum mein Orden so verfolgt wurde. Wir waren nicht bequem, Anna. Mahner sind nie beliebt.«

»Wenn Ihr so denkt, warum verlangt Ihr dann von mir, die Herzen anzunehmen?«, begehrte Anna auf. »Damit ist schließlich das Wirken von Magie verbunden, oder etwa nicht?«

Die Krähe ließ sich nachdenklich auf den Stuhl am Fenster sinken. Sie klopfte die Pfeife aus und legte sie auf das mit Tabakkrümeln übersäte Fensterbrett. »Die Herzen sind ein Ding für sich«, sagte sie langsam. »Nicht ganz von dieser Welt, oder über allem anderen stehend – ich weiß es nicht, obwohl ich wahrscheinlich die einzige Person auf dieser Welt bin, die wirklich etwas über die Herzen weiß. Anna, du musst herausfinden, was sie von dir wollen. Das ist die eigentliche Aufgabe der Hüterin. Herauszufinden, was die Herzen wollen, und es dann zu tun.«

Sie saß eine ganze Weile in Gedanken versunken da, die Hände still in den Schoß gelegt und den Kopf leicht geneigt. Dann richtete sie sich auf und sah Anna an. »Bist du bereit dazu?«, fragte sie eindringlich.

Anna schloss die Augen, um in sich hineinzuzulauschen. Unterschwellig war der singende, drängende Ruf der Herzen gegenwärtig, wie er es immer war. Wenn sie sich darauf konzentrierte, meinte sie fast, Worte verstehen zu können, aber wenn sie danach greifen wollte, wichen sie fort und lockten doch weiter.

Anna seufzte und blickte auf. »Ich weiß es nicht«, sagte sie ehrlich. »Ich fühle mich nicht stark genug dafür, aber Eure Geschichte sollte mir aufzeigen, dass es darauf nicht ankommt.«

Die Krähe lächelte schmal und erwiderte nichts.

»Was muss ich tun?«, fragte Anna entschlossen. »Es hat ja wohl keinen Sinn davonzulaufen. Sagt mir, was ich tun soll, Jinx.«

»Ah«, sagte die Krähe belustigt. »Du gibst mir einen Namen, Anadia? Diesen Namen?«

»Ich denke, er passt zu Euch«, sagte Anna schlicht.

Die Krähe neigte den Kopf. »Danke«, erwiderte sie nicht minder schlicht. »Dein Vertrauen ehrt mich.«

»Vertrauen – ich weiß nicht, ob ich es so nennen würde. Ich habe keine große Wahl, oder?«

»Du hast immer die Wahl. Aber ich denke, du hast dich nicht falsch entschieden, ein Stück deines Weges mit mir zu gehen.« Sie erhob sich und rieb sich über die Augen. »Ich bin müde. Die letzten Tage waren anstrengend für eine alte Frau wie mich. Geh jetzt, höre nach, was dein Freund Mika zu berichten hat, und komm dann morgen wieder zu mir. Wir werden sehen, was wir tun können, um Korben aus der Patsche zu helfen.«

»Und alles andere?«, fragte Anna beklommen.

Die Krähe schob sie sanft zur Tür. »Zerbrich dir nicht den Kopf. Und vergiss, was Mellis dir gesagt hat. Sie ist immer noch ein Hitzkopf, auch wenn sie langsam in ein vernünftigeres Alter kommt.«

Anna starrte sie mit offenem Mund an, und ehe sie sich versah, stand sie draußen auf der Straße und blickte auf eine geschlossene Tür.

»Du hast ihr das gesagt, das mit Mellis«, sagte Mika. Er hockte auf einem seiner Getreidesäcke und fuhr müde mit den Fingern durch seine Haare, bis sie zerzaust emporstanden.

Anna schüttelte heftig den Kopf. »Ich bin mir sicher, dass ich ihren Namen nicht genannt habe. Sie hat es gewusst – einfach so.«

Mikas Gesicht war düster. »Sie hat dich eingewickelt. Es war dumm von mir, dich zu ihr zu schicken. Ich weiß doch, dass man ihr nicht trauen kann.«

»Sie wird einen Weg finden, Korben rauszuholen«, sagte Anna energisch. »Immerhin wissen wir jetzt, wo er ist!«

Mika nickte ohne große Zuversicht. »Wir können es nur hoffen. Das Dumme ist nur, ich habe nicht erfahren können, wo in der Festung sie ihn eingesperrt haben. Es gibt wohl die Kerker unten im Berg und dann noch Zellentrakte in einem der Türme. Das konnte oder wollte mein Informant mir nicht sagen.«

»Es würde uns sowieso nichts nützen«, erwiderte Anna entmutigt. »Wir werden ihn schließlich kaum mit Gewalt dort rausholen können.«

Mika stöhnte und gähnte gleich darauf, dass seine Kiefer knackten. »Ich muss schlafen«, murmelte er und stand taumelig auf. »Sei nicht böse, dass ich so ungastlich bin, aber ich bin wirklich erledigt.«

Anna stand auf. »Ich muss sowieso zurück«, sagte sie. »Wenn ich mich beeile, schaffe ich es vielleicht gerade noch zum sechsten Läuten, dann bekomme ich wenigstens keine Rüge.« Sie drückte den überraschten Mika kurz an sich und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Schlaf gut. Morgen sieht alles schon anders aus.« Mit einem Winken war sie verschwunden. Mika sah ihr mit leicht glasigem Blick nach, ehe er die Tür hinter ihr abschloss.

Anfangs war eigentlich alles so weit ganz gut gelaufen. Korben brachte dem Gildenmeister das Fläschchen mit dem vermeintlichen Gift, und Samhel konnte sein Erstaunen kaum verhehlen.

»Wollen wir mal sehen, was du uns da gebracht hast«, knurrte er und hielt das Fläschchen gegen das Licht. Die Männer an seiner Seite beugten sich vor und murmelten. Samhel kniff die Augen zusammen und holte sein Messer hervor, um das Wachs vom Korken zu lösen. Dann hebelte er vorsichtig den Korken heraus und roch am Inhalt des Fläschchens. Er schüttelte den Kopf, und Korben fühlte, wie seine Knie weich wurden.

Der Gildenmeister neigte das Gefäß und ließ einen Tropfen der farblosen, leicht zähflüssigen Substanz auf seinen Finger fallen. Er zerrieb sie prüfend, schnupperte daran, probierte vorsichtig eine winzige Menge, schnalzte mit der Zunge und starrte Korben finster an. »Ich weiß nicht, wie du das geschafft hast, aber ich habe dich wohl richtig eingeschätzt. Du bist ein findiges Kerlchen.«

Korben stieß den angehaltenen Atem aus; ihm war schwindelig vor Erleichterung. Der Gildenmeister stieß den Korken wieder tief in den Hals der Flasche und verstaute sie sorgsam in seinem Gürtel. Er winkte die Männer an seiner Seite mit einer knappen Kopfbewegung beiseite und bedeutete Korben, sich neben ihn zu setzen. Mit Unbehagen folgte der junge Mann dem Befehl. Samhel fixierte ihn mit seinen kalten, dunklen Augen aus nächster Nähe. Korben trachtete danach, sich seine Nervosität nicht allzu sehr anmerken zu lassen, aber sein Mund war trocken, und sein Herz schlug hart und hämmernd.

»Wie kommst du mit deinen Verkäufen zurecht?«, fragte Samhel.

»Es geht so«, murmelte Korben. »Kobbal ist nichts für meine alten Kunden. Ich muss ganz neu anfangen, mir neue Plätze und Abnehmer suchen. Das ist nicht leicht.« Er schluckte trocken. »Um ganz ehrlich zu sein, Gildenmeister«, begann er, »das ist kein Geschäft für mich. Ich überlege, mich daraus zurückzuziehen, ehe die Wache mich erwischt.« Er hielt die Luft an.

Samhel fixierte ihn regungslos wie eine Schlange, die sich zum Zustoßen bereit macht. »So«, sagte er langsam. »Du bekommst kalte Füße.« Seine Finger spielten mit dem Messer, das immer noch auf dem Tisch lag.

»Ich weiß, wann etwas zu groß für mich ist«, gab Korben mit dem Mut der Verzweiflung zurück. »Es war in Ordnung, solange ich mit Substanzen gehandelt habe, bei denen die Wache ein Auge zudrückt. Aber das jetzt hat ein anderes Format. Ich bin kein Ver...« Er biss sich erschrocken auf die Lippen.

Der Gildenmeister stocherte nachdenklich in seinen Zähnen. »Ich würde dich als Mitglied meiner Gilde akzeptieren«, sagte er. »Du würdest den Schutz genießen, den alle meine Leute bekommen.«

Korben schüttelte den Kopf. »Ich danke Euch für das Angebot, wirklich«, erwiderte er. »Aber ich bin kein Händler.« Er bemerkte erleichtert, dass Samhels Mundwinkel amüsiert zuckten. Durch diese Reaktion ermutigt, fuhr er fort: »Ich habe das nur getan, um schnell

etwas Geld zu verdienen und auch, um einem Freund damit unter die Arme zu greifen. Aber Mika kommt inzwischen ganz gut ohne mich zurecht, und ihm passt das Ganze sowieso nicht. Er ist ein Angsthase.« Samhel schnaubte, unterbrach ihn aber nicht. »Ich bin bei den Hexen in der Lehre, und ich werde einmal ein Magier sein. Es wäre verdammt schlecht für meine Karriere, wenn mich die Wache mit Kobbal erwischen würde.«

Der Gildenmeister seufzte und bohrte das Messer in den Tisch. »Du bist ein mutiger kleiner Feigling«, sagte er. »Aber wer weiß, vielleicht kann ich dich noch einmal gebrauchen. Wenn du ein Magier geworden bist. Es ist immer gut, ein wenig magische Unterstützung zu haben.« Er beugte sich vor und deutete mit dem Finger auf Korbens Nase. »Vielleicht lasse ich dich gehen. Du hast mir hiermit einen Gefallen getan.« Er klopfte auf das Fläschchen in seinem Gürtel. »Damit hast du was gut bei mir. Aber«, sein Finger berührte fast Korbens Nasenspitze, »halte mich nicht für blöde. Du hast noch eine Lieferung Kobbal, die du zu verkaufen hast. Danach lasse ich dich vielleicht erst einmal in Ruhe. Wir werden sehen, wann und wofür ich dich wieder brauche.«

Korben zuckte nervös mit den Lidern, während Samhel ihn aus nächster Nähe anstarrte. Dann lehnte der Gildenmeister sich zurück und winkte Korben fort. »Sitz hier nicht faul rum, verkauf deine Ware. Los, nimm die Beine in die Hand!«

Korben stand hastig auf und stolperte über das Bein eines fetten Mannes, der lachte und ihm einen Schubs gab. Halb fallend, halb humpelnd gelangte Korben zur Tür der Schenke und stieß draußen erleichtert den Atem aus. Er war entkommen!

Die Erleichterung sollte allerdings nur kurze Zeit anhalten. Als er am unteren Pier gerade mit einem angetrunkenen Schauermann darüber stritt, wie angemessen sein Preis für das Kobbal war, das dieser ihm abkaufen wollte, ragten plötzlich zwei Schatten drohend über ihnen auf.

Vielleicht wäre es Korben sogar noch gelungen, sich herauszureden, aber den Schauermann verließen die Nerven, er quietschte wie eine aufgeschreckte Maus, ließ die Kristalle fallen und gab Fersengeld.

Einer der Wächter hetzte hinter ihm her, und der andere packte Korben im selben Moment am Kragen. Er versuchte zwar noch verzweifelt, dem Griff zu entkommen, und biss dem Wächter in seiner Panik sogar in die Hand. Doch sein Widerstand brachte ihm nicht viel mehr ein als einen ordentlichen Schlag auf den Schädel, sodass er den folgenden Abtransport nur halb bei Bewusstsein erlebte.

Das große Verlies, in dem Korben landete, bekam etwas Tageslicht durch hoch oben an den Wänden angebrachte Öffnungen. Der düstere Raum war trocken und sogar einigermaßen sauber, und seine nicht allzu zahlreichen Mitgefangenen hockten in all ihrem Elend auf zusammengehäuften Stroh und zeigten wenig Interesse an dem Neuzugang.

Korben verzog sich in eine Ecke und rollte sich dort zusammen. Nach dem Schlag auf den Kopf war ihm übel und schwindelig, und er hatte sich auf dem Weg mehrmals erbrochen. Er fror und schwitzte zugleich und lag erbärmlich hart auf dem kalten Steinboden, aber ihm war zu elend, als dass er es geschafft hätte, sich etwas von dem herumliegenden Stroh zu einem notdürftigen Lager zusammenzukehren.

Wie lange er dort so lag, vermochte er nicht zu sagen. Hin und wieder brachte ein

Wächter Essen, und irgendjemand sorgte dafür, dass immer ein Napf mit Wasser und ein Stück Brot neben ihm stand. Korben erinnerte sich auch, getrunken und sogar etwas gegessen zu haben, aber er konnte das harte Brot nicht gut bei sich behalten. Sein elender Zustand besserte sich nur langsam, und als er sich das erste Mal wieder zum Sitzen aufrichtete, konnte er das nur für ein paar Minuten aushalten, dann musste er sich schnell wieder ausstrecken.

Ab da ging es langsam aufwärts. Am nächsten Tag weichte er einen Teil seines Brotes im Wasser ein und lutschte es langsam hinunter. Dann suchte er sich ein paar Strohwische aus seiner nächsten Umgebung zusammen und schief darauf ein, als läge er im allerweichsten Himmelbett. Mit jedem Aufwachen wurde er kräftiger und gleichzeitig auch verzweifelter.

Seine Lage war hoffnungslos. Entweder würde er hier im Verlies vermodern, weil niemand großes Interesse für einen kleinen Verbrecher aufbrachte – oder einer der Richter würde in einem Anfall von Pflichtbewusstsein die Kerker der Festung aufräumen, was für ihn wahrscheinlich den lebenslangen Aufenthalt in einem Arbeitslager oder auf einer Galeere mit sich bringen würde. Korben wusste nicht zu sagen, welche Aussicht er deprimierender finden sollte.

Seine Mithäftlinge schienen sich, ihrem Zustand und dem Aussehen ihrer Kleidung nach zu urteilen, schon länger hier aufzuhalten. Alle paar Tage wurden ihnen Besen und Schaufeln in die Hände gedrückt, und sie mussten den Boden säubern, was immer unter Murren und Schimpfen ablief, aber immerhin für einen gewissen Grad von Sauberkeit in dem düsteren Loch sorgte.

Den Versuch, sich die Langeweile ein wenig zu vertreiben, indem er sich mit seinen Leidensgenossen unterhielt, gab er schnell auf. Keinem von den Männern war an einem Gespräch gelegen, und einer drohte ihm sogar ein paar kräftige Mauschellen an, wenn er ihn mit seinem Gesabbel nicht endlich in Ruhe ließe.

Korben wanderte in dem Verlies umher und warf sehnsüchtige Blicke zu den Fensteröffnungen oben an der Decke. Ab und zu sah er einen Vogel vorbeisegeln, Wolken zogen über den Himmel, und nachts blinkten Sterne und verspotteten ihn, weil er hier festsaß und sich nichts daran ändern ließ.

Also verbot er sich das Grübeln, zog sich auf sein dürftiges Strohlager zurück, kratzte ein paar Felder in den Staub zu seinen Füßen und spielte mit Strohhalmen und kleinen Steinchen »Hase und Bauer« gegen sich selbst.

An einem der endlosen Tage verirrte sich ein kleiner Vogel durch eine der Öffnungen in das Verlies und zog oben unter der Decke seine Kreise. Zwei der Gefangenen – jüngere Männer, die weniger abgestumpft waren als der Rest, und die es wohl auch gewesen waren, die dafür gesorgt hatten, dass Korben in den ersten Tagen Wasser und Brot bekam – sprangen auf und versuchten, den Vogel zu fangen. Das war natürlich von vorneherein zum Scheitern verurteilt, denn das Tierchen flog weit außerhalb ihrer Reichweite, und sie hatten keinerlei Werkzeug, mit dem sie ihn hätten einfangen können. Die älteren Häftlinge protestierten wegen der Unruhe, aber die beiden jungen Männer setzten sich erst wieder hin, als der kleine Vogel den Ausweg durch eine der Öffnungen fand und davonflog. Korben sah ihm nach, und sein Herz zersprang beinahe vor

Sehnsucht nach einem freien Himmel und frischer Luft. Er schloss die Augen und stellte sich vor zu fliegen. Er breitete die Flügel aus, große, mächtige Schwingen, sprang vom Boden hoch und schlug kräftig mit den Flügeln, um Höhe zu gewinnen. Die Luft sauste um seinen Kopf, und er wiegte sich auf dem Wind. Unter ihm lag die Stadt, er flog über den Hafen und dann hinaus aufs Meer, unter sich nichts als die bewegte blaue Fläche mit kleinen weißen Schaumkronen, und über sich der endlose Himmel ...

Es war tiefe Nacht, als er mit einem Ruck erwachte. Etwas Hartes hatte sich mehrmals schmerzhaft in seine Hand gebohrt. Er setzte sich auf und rieb die schmerzende Stelle, während er versuchte, in der Finsternis zu erkennen, was ihn da geweckt hatte.

Etwas kratzte über den Stein, er hörte ein kurzes Flattern, und dann landete etwas auf seinem Knie, das sich mit spitzen Krallen daran festklammerte. Korben seufzte erschreckt auf, aber erneut berührte – diesmal nicht ganz so unsanft – das Harte seine Hand. Korben streckte die Hand aus und fühlte Federn in seinen Fingern. Auf seinem Knie saß ein Vogel, und zwar ein recht großer.

»Was ist das?«, murmelte er halblaut. Er spürte, wie das Tier sein Gewicht verlagerte. Ein winziges Licht glomm auf, dessen Ursprung ihm verborgen blieb, und ließ ihn sehen, was er bereits gespürt hatte. Die Krähe, die auf seinem Knie saß, legte den Kopf schief und sah ihn starr und beschwörend an. Dann sprang sie auf den Boden und schüttelte sich. Vor Korbens erstaunten Augen veränderte sich ihre Gestalt, sie wuchs in die Höhe und in die Breite und wurde menschenähnlich. Die Verwandlung vollzog sich in vollkommener Stille, und Korben schlug eine Hand vor den Mund, um seine Mitgefangenen nicht durch einen unbedachten Ausruf zu wecken. Das hier war große, wunderbare Magie, und sein Herz jubelte bei dem Anblick.

»Schön«, flüsterte die Krähe und sah ihn immer noch starr und beschwörend an. »Meine Freunde haben dich gefunden. Und jetzt müssen wir zusehen, wie wir dich hier herausholen. Das wird ein ordentliches Stück Arbeit!«

Sie seufzte leise und hockte sich neben ihn. »Du musst jetzt sehr schnell lernen«, flüsterte sie. »Für das, was ich von dir verlange, benötigt selbst ein ausgebildeter Hexer seine ganze Kraft und all sein Können – und du kennst noch nicht einmal die Grundbegriffe der Magie. Aber ich denke, du hast gute Voraussetzungen, es zu schaffen. Es bleibt dir auch nicht viel anderes übrig, wenn du von hier fort willst.«

Korben sah in der Dunkelheit ihre Zähne blitzen. »Du hast gut lachen«, murmelte er. »Wie lange bitte ich dich schon darum, mich zu unterrichten? Wenn du damit etwas eher angefangen hättest ...«

Die Krähe schüttelte den Kopf. »Das ist jetzt nicht wichtig. Zuerst muss ich wohl oder übel mit dir über deine Eltern reden.«

»Was?« Korben starrte sie an. »Ich habe keine Lust, jetzt Ahnenforschung zu betreiben. Ich will hier raus!«

»Deshalb müssen wir über deine Abstammung reden.« Die Krähe lehnte sich gegen die rauen Steine der Wand und streckte die Beine aus. Sie tastete nach ihrer Pfeife, ließ sie dann aber in der Tasche. »Ich kannte deinen Vater.«

»Mein Vater ist tot«, sagte Korben trotzig. Sein fedriges Haar schien an Glanz verloren zu haben und hing ihm müde in die helle Stirn.

Die kantigen Züge der Krähe zeigten sich ungewohnt weich und mitfühlend. »Ich weiß. Ich habe deinen Vater gut gekannt.« Sie suchte nach Worten. »Er war einst mein Schüler. Er ...«

Korben unterbrach sie. »Er war ebenfalls ein Magier?«

Jinx nickte, aber ihre Miene hatte sich umwölkt. »Ein Magier, das ist richtig. Ich habe selten einen jungen Mann erlebt, der ein solches Talent, solche Fähigkeiten und solche magische Kreativität mitbrachte wie er.«

Wieder griff sie nach ihrer Pfeife, als suchte sie Halt an etwas Vertrautem. Sie blickte durch Korben hindurch auf etwas, das nur sie sehen konnte. Der junge Mann wartete voller Spannung darauf, dass sie fortfuhr.

»Mein Orden wird immer noch verfolgt.« Ihre Stimme war so leise, dass Korben sich vorbeugen musste, um sie zu verstehen. »Man hat uns gejagt, bis uns kein Schlupfwinkel auf dieser Welt mehr blieb. Bei den Grennach war ich immer noch willkommen, aber ich eigne mich nicht recht dazu, für immer auf einem Baum zu leben. Also ging ich auf die Suche nach einem Ort, an dem ich bleiben konnte, und schließlich war da eine Welt, in der ich mich willkommen fühlte.« Sie vollführte eine winzige, kreisende Geste mit der Hand. »Sehr nahe unserer Welt, sehr ähnlich. Sogar die Magie fühlte sich dort beinahe an wie die unsere. Zum ersten Mal nach langen Jahren des Umherirrens wagte ich es dort, mich wohl zu fühlen und wieder zu leben.«

Sie machte eine lange Pause. »Dein Vater stammte von dort.«

Korben fühlte, wie eine Gänsehaut über seinen Rücken und seine Arme lief. »Wie meinst du das?«, fragte er.

Die Krähe achtete nicht auf ihn; sie war zu tief in Erinnerungen versunken, die schmerzlich zu sein schienen.

»Er gehörte zum Clan der Raben«, fuhr sie fort. »Von seinem Vater habe ich gelernt, was es heißt, ein Vogel zu sein.« Sie lächelte. »Es war übrigens sein Vater, Ludin, der mir das ›Gift‹ für den Gildenmeister mischte.« Für einen Moment kehrte sie aus der Vergangenheit zurück und musterte Korben scharf.

»Mein Großvater«, murmelte der junge Mann halb betäubt. »Das heißt, er lebt noch?«

Jinx nickte und sprach weiter. »Ich habe lange beim Clan der Raben gelebt und deinen Vater dort aufwachsen sehen, und als seine Fähigkeiten sich immer deutlicher zeigten, fing ich an, ihn zu unterrichten. Ludin hatte nichts dagegen – er war selbst von großer magischer Begabung, aber seine ganze Liebe galt den Kräutern und Essenzen, heilenden und tödlichen, die er der Natur abgewann. Er war mit Leib und Seele Apotheker.«

Korben schüttelte stumm den Kopf. Die Krähe betrachtete ihn voller Mitgefühl. »Vielleicht sollte ich dir das alles doch nicht ausgerechnet hier und jetzt erzählen. Es war kein guter Gedanke, der Zeitpunkt ist nicht günstig gewählt. Komm, wir werden später noch Gelegenheit finden ...«

»Nein«, widersprach Korben heftig. »Nein. Der Morgen ist noch fern, und alle schlafen fest. Ich bitte dich, fahre fort.«

Jinx legte die Hand vor die Augen und sammelte sich. Dann fuhr sie fort. »Kairil – so hieß dein Vater – war ein gelehriger und ungeduldiger Schüler. Beinahe so ungeduldig wie du.« Sie lächelte. »Als ich ihm von der Existenz anderer Welten erzählte, war er kaum

noch zu bändigen. Er wollte sie sehen, sie besuchen. Alle. Sofort. Irgendwann hatte er mich so weit, dass ich nachgab. Wir kamen hierher – denn mein Heimweh war groß geworden in all den Jahren meines Exils –, und diese Welt gefiel ihm so sehr, dass er nicht wieder zurück wollte. Er sagte, der Geschmack der Magie sei hier besonders süß und stark – und ich muss zugeben, dass ich das Gleiche empfand.«

Korben hing an ihren Lippen. Seine Augen waren weit geöffnet und blickten ohne Regung in ihr Gesicht.

»Ich kehrte noch einmal mit ihm in seine Welt zurück, damit er sich von seiner Familie verabschieden konnte. Er hatte Angst davor, seinem Vater die Entscheidung mitzuteilen – aber Ludin überraschte uns alle. Er hörte sich Kairils Worte ruhig an und erklärte dann, er wolle mit uns kommen. Das sei eine großartige Gelegenheit, sein Wissen über Pflanzen und Mineralien zu erweitern und sein Können anderswo ganz neu unter Beweis zu stellen.«

Jinx lächelte versonnen. »Er langweilte sich. Seine Frau war zwei Jahre zuvor gestorben, und er war ohnehin ein Eigenbrötler, der noch nicht einmal sehr viel Kontakt zu seinem eigenen Clan pflegte. Die Aussicht auf eine völlig neue Welt ließ das erloschene Feuer in seinen Augen erneut brennen. Also zogen wir mit ihm hierher.«

»Und meine Mutter?«, flüsterte Korben.

Jinx hob die Hand. »Zuerst einmal war da ein Mädchen aus Nortenne, dem dein Vater den Kopf verdrehte. Nicht deine Mutter. Sie arbeitete als Gehilfin in der Apotheke deines Großvaters – denn Ludin hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als hier in der Residenz erneut einen Laden zu eröffnen, in dem er seine Rezepturen verkaufte. Das Mädchen war still und sehr schüchtern – und sie war dem Charme deines Vaters schneller erlegen, als Ludin oder ich überhaupt etwas von einer Liebelei bemerkten.« Jinx kniff missvergnügt die Lippen zusammen. »Das wäre nicht weiter schlimm gewesen. Ludin war ihr zugetan wie einer Tochter – er freute sich darüber, dass Lissa ein Kind von seinem Sohn erwartete. Aber Kairil wollte sich nicht als Familienvater niederlassen. Er verschwand aus der Residenz und ließ sich einige Jahre lang nicht mehr blicken.«

Korben starrte sie an. »Und die Frau und ihr Kind?«

»Dein Halbbruder«, flüsterte Jinx. »Lissa starb, als er vier oder fünf Jahre alt war, und sein Großvater zog ihn auf. Er ist in dem Laden groß geworden, der ihm jetzt gehört – und ich habe mir sagen lassen, dass er Ludins Talent geerbt hat, was Kräuter und Gewürze angeht.«

Korben schloss die Augen. »Weiter«, flüsterte er. Sein Gesicht schimmerte blass wie das Licht des Mondes, das durch die Luken unter dem Dach fiel.

Die Krähe hob die Hand, um ihn zu berühren, und ließ ihre Finger eine Weile zögernd über seiner Schulter schweben, ehe sie die Hand lautlos wieder zurückzog.

»Als Kairil zurückkehrte, brachte er deine Mutter mit. Er erzählte nicht viel, er war verschlossen und mürrisch – was sicher auch damit zusammenhing, dass Ludin ihm heftige Vorwürfe machte. Kairil wollte nichts von Mika wissen, er tat, als hätte es seine Affäre mit Lissa nie gegeben. Seine Frau und er zogen in ein Haus in der Nähe des Marktes, und er hat sich danach nicht mehr bei Ludin blicken lassen.«

»Ich wusste das alles nicht«, murmelte Korben. »Was weißt du von meiner Mutter?«

»Sie war eine junge Weiße Hexe, die gerade mit ihrer Ausbildung fertig geworden war. Zu dieser Zeit war das Ordenshaus noch oben in den Bergen, wurde aber wenig später hierher in die Residenz verlegt. Der Orden hatte es wohl nicht gern gesehen, dass sie mit einem jungen Magus davonzog, von dem niemand so recht wusste, woher er kam, und der keinem Orden anzugehören schien.« Sie seufzte. »Ich habe damals viel mit ihm gesprochen, ihn gefragt, was er mit seinem Leben anfangen wolle. Mein Orden war geächtet, aber er existierte noch immer, auch wenn seine Mitglieder über alle Welten verstreut und im Verborgenen leben mussten. Ich bot ihm an, sich dem Schwarzen Orden anzuschließen. Aber er lachte mich aus.« Sie verstummte und legte eine Hand über die Lippen. Ihre Augen blickten bitter.

»Er wollte Macht um jeden Preis, das habe ich zu spät begriffen. Als ich mit ihm über seine Zukunft sprach, lag sie schon weit offen und dunkel vor seinen Augen. Wäre er Jahrhunderte früher und auf dieser Welt geboren worden, so wäre er einer von den Schwarzen Hexern gewesen, die der Welt großen Schaden zugefügt haben und um deretwillen mein Orden heute noch verfolgt wird.«

Korben biss sich auf die Lippe. »Und – meine Mutter?«

»Sie folgte ihm in allem. Sie war jung und ein wenig naiv, und sie liebte ihn über alles. Als du dann auf die Welt kamst, war er voller Stolz. Er brachte dich zu mir, um dich mir zu zeigen, und er sagte: »Sieh ihn dir gut an, Krähe. Mein Sohn wird einmal mächtiger sein als der mächtigste Herrscher. Die Welten werden vor ihm zittern. Ich habe Großes mit ihm vor, ihr alle werdet es schon bald erkennen.««

Korben schüttelte sich und schlang die Arme eng um seinen Leib. »Und dann?«, hauchte er.

Jinx tastete mit den Fingern über einen Riss in der Mauer. »Ich weiß nicht, was geschehen ist«, sagte sie schlicht. »Eines Tages waren deine Eltern fort, das Haus stand leer. Und kaum zwei Jahre später kehrte deine Mutter allein zurück, stand bei mir vor der Tür, zerlumpt und mit bloßen, blutigen Füßen. Sie schleppte dich wie ein Bündel auf ihrem Rücken, und du trugst – diese Zeichen an dir.« Jinx deutete sanft auf Korbens deformierte Schulter und seinen Fuß. »Sie wollte nicht über das reden, was geschehen war. Sie sagte nur, Kairil sei tot und sie bedauere nicht, was geschehen sei – nur, dass ihr Kind dabei zu Schaden gekommen sei. Ein paar Tage wohnte sie noch bei mir, bis sie körperlich wieder bei Kräften war, und dann ging sie hinauf zum Ordenshaus und bat darum, erneut aufgenommen zu werden. Und dort blieb sie die kurze Zeit bis zu ihrem Tod. Ich habe nie wieder mit ihr gesprochen.«

Korben hatte das Gesicht von ihr abgewendet, und seine Schultern bebten. Die Krähe legte sacht eine Hand auf seinen Arm. »Ich bin in der Stadt geblieben, weil ich in deiner Nähe sein wollte. Ich habe in all den Jahren auf dich geachtet, auch wenn dir das sicher nicht aufgefallen ist. Als du dich dann mit Mika angefreundet hast, war mir, als wäre ein Wunder geschehen.«

»Was ist mit meinem Großvater?«, fragte Korben mit erstickter Stimme. »Mika sagte, er sei tot.«

»Ludin wurde hier seines Lebens nicht mehr froh. Und er machte mir zum Vorwurf, was mit seinem Sohn geschehen war. In gewisser Weise hatte er sogar Recht damit. Wenn ich

Kairil nicht unterwiesen hätte, wenn ich nicht mit ihm hierher gekommen wäre – dann wäre all das nicht geschehen.«

»Und weder Mika noch ich wären auf der Welt.«

Die Krähe nickte versonnen. »Das ist wahr. Nun, wie auch immer, als Mika alt genug war, um allein zurechtzukommen, bat mich Ludin, ihn wieder nach Hause zu bringen. Er hatte plötzlich Sehnsucht nach seinem Clan, nach seiner Heimat bekommen.« Sie lachte. »Er ist immer noch gesund und munter, ein knurriger alter Kerl, aber es gibt wohl auf allen Welten keinen besseren Kräuterkundigen und Giftmischer als ihn.«

»Ich möchte ihn sehen«, wisperte Korben.

Jinx hob die Schultern. »Erst einmal musst du von hier fort – dann sehen wir weiter. Meinst du, du bist jetzt noch aufnahmefähig für ein wenig fortgeschrittene Magie? Oder soll ich dich für heute Nacht in Ruhe lassen, damit du über all das nachdenken kannst, was ich dir erzählt habe?« Sie zögerte. »Es tut mir Leid, dass ich es dir unter diesen Umständen und so knapp und kalt erzählen musste. Damit habe ich es dir nicht leichter gemacht.«

Korben wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht und sah sie entschlossen an. »Bereit für alles«, sagte er fest. »Was muss ich tun?«

Die Krähe lächelte und klopfte ihm auf die Wange. »Du bist deinem Vater schon recht ähnlich – er hatte eine Menge guter Eigenschaften. Vergiss das nie! Wenn wir Zeit haben, erzähle ich dir auch mehr von ihm.« Sie wurde ernst. »So, und jetzt beschäftigen wir uns mit dir. Du gehörst schließlich väterlicherseits zum Clan der Raben. Es wird Zeit, dass du dein Erbe antrittst.«

Annas Nachricht, dass Korben in der Festung eingesperrt sei, bereitete der Krähe ganz offensichtlich keine sonderliche Überraschung.

»Ich weiß«, nickte sie und sandte ein kleines Rauchwölkchen in den Himmel, denn sie saßen unter einem Baum in ihrem stillen kleinen Gärtchen. »Man hat es mir bereits gestern mitgeteilt.«

Die Krähe sah noch müder aus als tags zuvor, fand Anna. Beinahe, als hätte sie in der Nacht kein Auge zugetan. Sie selbst hatte auch nicht allzu gut geschlafen und musste nun ein Gähnen unterdrücken.

»Was unternehmen wir jetzt?«, fragte sie schläfrig.

Die Krähe sah dem nächsten Rauchkringel nach, der in einem kaum spürbaren Luftzug zerfaserte. »Wir werden uns um die Herzen kümmern«, erwiderte sie schließlich.

Anna setzte sich auf, mit einem Mal nicht im Mindesten mehr müde. »Korben«, sagte sie scharf. »Ich denke, das hat Vorrang.«

»Eins geht nicht ohne das andere«, murmelte die Krähe. »Ich habe dir gestern schon gesagt, dass ich ihn nicht mit einem Fingerschnippen aus dem Verlies hexen kann. Dazu brauche ich deine Hilfe – und wahrscheinlich auch die der Herzen.«

Anna starrte sie wütend an. Die Krähe lachte und klopfte ihre Pfeife am Baumstamm aus. »Komm, Anadia, spar deine Energie. Lass uns lieber sehen, was die Herzen dir zu sagen haben.«

Sie legte ihre Hand über Annas Augen, und die junge Frau spürte, wie eine große Mattigkeit von ihr Besitz nahm. Sie sank zurück, und ein starker Arm zog sie an sich, dass

sie bequem an einer erstaunlich weichen Brust zu liegen kam.

»Lausche«, flüsterte eine Stimme in ihr Ohr. »Was hörst du?«

Die Stimmen sangen. Anna konnte nicht verstehen, was sie sangen, oder vielleicht war es auch ein wortloser Gesang, dem sie lauschte? Es waren nicht nur zwei Stimmen, es schien ein ganzer Chor zu sein. Manchmal war da auch nur eine Stimme, aber diese eine Stimme trug alle anderen in sich. Der Gesang war voller Sehnsucht und Trauer. Trennung schwang darin mit und die beinahe erloschene Hoffnung darauf, etwas wieder zu finden, was verloren war. Anna seufzte mitleidig und spürte, wie ihre Wangen feucht wurden.

»Was hörst du?«, flüsterte die Stimme neben ihr. Anna schüttelte den Kopf und streckte sich so weit es ging, um den Stimmen näher zu sein. Aber ihr Körper hielt sie fest, und sie stöhnte voller Zorn und Ungeduld. »Ich kann sie nicht erreichen«, presste sie durch zusammengebissene Zähne. »Ich stecke fest, und sie sind so weit entfernt.«

Die Stimmen wurden drängender, als hätten sie Annas Anstrengung bemerkt. Worte bildeten sich und verklangen, ehe Anna sie greifen konnte. Einmal, für den Bruchteil eines Atemzuges, glaubte sie, eine Bedeutung erfasst zu haben. »Rufe«, stieß sie hervor. »Was soll ich – wen soll ich rufen?«

rufe

»Wen denn? Wen soll ich rufen? Ich verstehe nicht ...«

uns ruf uns ruf uns ruf uns ruf uns ...

Anna schrie auf und schlug die Hände vor die Ohren. Dann riss sie die Augen auf und umklammerte die Hände der Krähe, die beruhigend auf ihren Schultern lagen.

»Ruf uns«, brachte sie zwischen keuchenden Atemzügen hervor. »Was soll das heißen? Was soll ich tun?«

»Ah«, sagte die Krähe, und es klang erstaunt und ein wenig ärgerlich zugleich. »Ah, natürlich. Wie konnte ich nur so dumm sein ...«

Sie beugte sich vor und nahm Annas Gesicht zwischen ihre groben Hände. Eindringlich sah sie in die Augen der jungen Frau. »Du musst die Herzen zu dir rufen. Das hättest du die ganze Zeit schon tun können, und ich hätte es wissen müssen, weil ich doch selbst ...« Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. »Es ist gut, dass eine neue Hüterin bestimmt wurde. Meine Zeit ist wahrhaftig vorbei.«

Sie stand auf und lehnte ihre Stirn gegen die glatte Rinde des Baumes. Anna sah sie verwundert und erschöpft an. Die Krähe drehte sich um, und ihr zerfurchtes Gesicht glättete sich. Sie reichte Anna die Hand und zog sie hoch. »Komm, Kind. Dafür sollten wir hingehen, damit uns nichts und niemand stört.«

Anna folgte ihr, und auf dem Weg ins Haus verflog ein wenig von ihrer Betäubung und Verwirrung. »Sagt mir, was das bedeutet – ›die Herzen rufen‹«, forderte sie. »Ich verstehe es nämlich immer noch nicht.«

Die Krähe öffnete die Tür zu dem Raum neben der Küche. Wie Anna am gestrigen Tag gesehen hatte, war das kleine Zimmer vollkommen leer. Der Dielenboden war sauber gefegt und ebenso kahl wie die geweißten Wände. Anna blickte sich verblüfft um.

»Setz dich«, befahl die Krähe. Anna zuckte mit den Schultern und hockte sich auf den Boden. Die Magierin nahm vor ihr Platz und griff erneut nach Annas Händen. »Du rufst die Herzen zu dir. Sie müssen folgen, denn du bist ihre Hüterin.«

»Das ist alles?«, fragte Anna verblüfft. »Ich rufe und sie kommen, einfach so? Das ist doch ein Scherz!«

»Nun, wahrscheinlich ist es nicht ganz so einfach – aber das ist das Prinzip.« Die Krähe schmunzelte. »Wirksame Zauber sind oft sehr simpel, das weißt du doch.«

Anna schüttelte den Kopf und lachte ungläubig. »Das wäre aber doch wohl ein wenig zu simpel. Die Herzen stehen unter einem mächtigen Bann. Ich weiß das, ich habe oft genug zusehen müssen, wie er aufgehoben wurde. Das kostet sogar die Oberste Hexe beinahe all ihre Kraft. Und ich soll nur ... rufen?«

»Nur rufen«, bestätigte die Krähe müde. »Glaube nicht, dass das so einfach ist, wie es sich anhört. Du wirst all deine Kraft und deinen Mut dafür brauchen. Aber du bist die Hüterin. Du kannst es.«

»Na«, sagte Anna skeptisch. »Das wäre allerdings ... Nein, ich glaube Euch nicht. Aber was soll's, ein Versuch kostet ja nichts.«

Die Krähe lachte wieder und strich Anna erstaunlich zart über den Kopf. »Du gleichst deiner Großmutter«, sagte sie sanft. »Nicht vom Äußeren her, aber im Wesen. Die Herzen haben gut gewählt.«

Sie stand auf und ging zur Tür.

»Wohin geht Ihr?«, rief Anna erschreckt.

»In die Küche. Ich koche uns Kribb. Du wirst etwas Heißes, Stärkendes brauchen, auch wenn dein Ruf keinen Erfolg haben sollte.« Sie stand da, die Türklinke in der Hand, und sah Anna ernst an. »Sei nicht enttäuscht, wenn es nicht beim ersten Mal klappt. Der Weg ist der richtige, und mit der Zeit wirst du ihn gehen können.«

Die Tür schloss sich hinter ihr, und Anna saß mitten in dem leeren Zimmer und kam sich gleichzeitig lächerlich und ein wenig verloren vor.

»Ach, na gut«, sagte sie schließlich und schloss die Augen. »Was soll schon passieren?«

Ihr Atem war das Einzige, was sie hörte. Ihr Atem und das Rauschen des Blutes in ihren Ohren. Ihr Atem, das Rauschen des Blutes in ihren Ohren und ein leises Summen, das Erwartung ausstrahlte. Hallo?, dachte sie und musste lachen. Wie albern das war!

Sie atmete tief ein und aus und lauschte wieder dem Nichts. Keine Stimme war zu hören, kein Singen, kein Ruf. Nur erwartungsvolle Stille, die fast mit Händen zu greifen war.

Ich bin hier, dachte sie. Hier in diesem seltsamen leeren Raum bin ich. Kommt her zu mir, ich erwarte euch.

Nichts geschah. Anna öffnete die Augen, ärgerlich, dass sie sich auf diesen Blödsinn eingelassen hatte. In der Ecke des Zimmers leuchtete etwas. Anna beugte sich verwundert vor, um die Quelle des schwachen Lichts zu ergründen, aber als sie sich bewegte, erlosch das Leuchten – und dort war auch offensichtlich nichts, was diese Erscheinung hätte hervorrufen können. Mit leiser Neugier schloss Anna erneut die Augen und sandte einen – diesmal wortlosen – Ruf aus. Ein leises Echo schien ihr zu antworten. Wieder versuchte sie, sich geistig auszudehnen, damit sie das andere, das ihr antwortete, erreichte, und wieder hielt ihr Körper sie fest. Ärgerlich darüber rief sie erneut, stärker diesmal und überzeugter von sich selbst.

Kontakt. Blendend, schwarz und weiß zugleich, hell und dunkel, heiß und kalt,

schmerzhaft reißend und sanft berührend. Anna schrie und riss die Augen auf. Das Licht war gleißend hell und erlosch im selben Augenblick, da sie die Augen öffnete. Anna keuchte und fiel vornüber auf die Handflächen. Splitter aus dem alten Dielenboden bohrten sich in ihre Haut, aber der Schmerz war willkommen.

Sie setzte sich auf ihre Fersen, barg die Handflächen an ihrem wild schlagenden Herzen und beruhigte ihren Atem. »Nicht noch mal«, murmelte sie. »Das mache ich nicht noch mal.«

Sie erhob sich mit zitternden Beinen und ging zur Tür, um festzustellen, dass sie sich nicht öffnen ließ. »He«, rief sie erstaunt und klopfte mit der Handfläche dagegen. »Krähe. Jinx! Lasst mich raus!«

Niemand antwortete. Auch weiteres Klopfen und Rufen brachte keine Reaktion. Anna hielt den Atem an und legte das Ohr gegen die Tür, aber aus der Küche drang kein Geräusch zu ihr. Nicht das Klappern von Geschirr oder das Summen des Wasserkessels, kein Prasseln des Herdfeuers, keine Schritte ...

Anna schüttelte den Kopf und ging zu der schmalen Tür, die zum Garten hinausführte. Auch sie war verschlossen, und auch hier war kein Laut zu vernehmen. Das Fensterchen daneben war zu klein für Anna, um hindurchzukriechen. Sie blickte hinaus und prallte entsetzt zurück. Dort draußen war – nichts.

Es war keineswegs, als blickte man in die Nacht hinaus. Selbst die finsterste, mondloseste Nacht ließ Silhouetten von Bäumen und Gebäuden erahnen, lebte mit Wind und Geräuschen und dem Wissen um Existenz. Das da draußen glich keiner sinnlichen Erfahrung, die sie jemals gemacht hatte, es war keine Farbe, kein Zustand, nichts, das zu dieser Welt gehörte, in der sie aufgewachsen war. Das Einzige, was davon einigermaßen begreifbar war, war das Gefühl von Leere, von Nicht-Existenz ... von reinem, schrecklichem Nichts.

Anna wandte sich ab, weil ihr Entsetzen zu groß wurde und sie den Anblick – oder besser, das Gefühl – der Leere vor dem Fenster nicht mehr aushalten konnte. Ihr Gehirn weigerte sich, den Anblick zu akzeptieren, und ihr wurde übel davon.

Sie hockte sich wieder auf den Boden und fühlte seine tröstliche Festigkeit und Härte unter sich. Der Schock bebte noch durch ihren Körper, und sie zwang sich, ruhig zu atmen. Nach und nach bekam sie ihr Zittern in den Griff.

So sehr es ihr auch widerstrebte, in dieser Situation blieb ihr nichts anderes übrig, als ihren Versuch von vorhin zu wiederholen. Was auch immer dabei geschehen war, es hatte sie in diese Lage gebracht, und der einzige Weg, der sie wieder in ihre vertraute Umgebung zurückzubringen vermochte – das zumindest hoffte sie – führte vorwärts.

Anna seufzte und schloss die Augen, um erneut nach den Herzen zu tasten. Ein überraschtes Keuchen entfuhr ihr, denn etwas hatte sich geändert: Ter'terkrin und Ter'nyoss waren nah – so nah, dass sie glaubte, sie berühren zu können, wenn sie die Hand ausstreckte: zwei glühende, pulsierende Wellen von Energie aussendenden Präsenzen, die stumm nach ihr riefen, sie aufforderten, zu vollenden, was sie begonnen hatte.

Zögernd umfasste sie das Bild mit ihrem Geist, aber der erwartete Schmerz blieb aus. Warm und schwer sank etwas in sie hinein und füllte ihr Inneres, bis sie vergaß, wer sie

war. Ohne jedes Gefühl für ihre Umgebung, ihren Körper, ohne Erinnerungen und ohne Wünsche schwebte sie in dem Nichts, in dem weder Raum war noch Zeit verging.

Änderung trat ein. Etwas zog sich zusammen, wurde kleiner, heißer, schwerer, verlagerte den Punkt seiner Existenz, teilte sich, Trennung. Schmerz. Trauer. Anadia. Anna.

Sie schlug die Augen auf, erschöpft wie nach einer übergroßen körperlichen und geistigen Anstrengung. Ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß und umschlossen einen Gegenstand. Verständnislos blickte sie darauf hinunter, suchte nach einer Erinnerung an die letzten – Minuten? Stunden? Tage? Oder gar Jahre?

Sie wusste nicht, warum ihr Blick zum Fenster schweifte. Die Sonne ging gerade unter und rötete den Himmel, an dem einige Wölkchen hingen. Wieder blickte sie auf ihre Hände nieder und zwang sich, sie zu öffnen.

Schwarz und weiß.

Hastig deckte sie ihre Hand wieder darüber und sah sich um. »Jinx!« Ihre Stimme war heiser, als hätte sie sie lange nicht benutzt. Die Tür sprang auf, und die Krähe eilte zu ihr, Besorgnis in der Miene. Sie kniete neben Anna nieder und sah sie fragend an. Die junge Frau öffnete wortlos ihre Hände und ließ die Krähe sehen, was sie hielten.

»Ah!« Die ältere Frau schloss für einen Moment beinahe geblendet die Augen. »Das hatte ich erhofft. Du bist stark, Anna.« Sie griff nach Annas Händen und legte sie sanft wieder übereinander. »Jetzt musst du sie verbergen. Finde einen Ort, an dem du sie wohl behütet mit dir führen kannst. Du wirst gut danach suchen müssen. Hast du die Kraft noch?«

Anna schluckte. Sie begriff, was die Krähe damit sagen wollte. »Ich könnte etwas zu trinken gebrauchen, Jinx«, flüsterte sie. »Meine Kehle ist ganz wund.«

Die ältere Frau erhob sich und ging in die Küche. Als sie mit einem Becher in der Hand wiederkehrte, saß Anna da, versunken in den Anblick ihrer Hände, die eine so kostbare wie gefährliche Last umfassen hielten. Die Krähe stellte leise den Becher neben ihr ab und ging hinaus.

Anna bewegte sich nicht. Ihre Brust hob sich langsam und gleichmäßig mit ihren Atemzügen, und ihr Blick war fern und leer. Die Last in ihren Händen wurde schwerer, bis sie glaubte, sie nicht mehr halten zu können. Dann, plötzlich, nahm der Druck auf ihre Handflächen ab und verlagerte sich. Wanderte zu ihren Schultern, bis sie es kaum noch schaffte, aufrecht sitzen zu bleiben. Sank tiefer, bohrte sich in ihr Inneres, höhlt sie aus, füllte die leere Hülle mit kochendem Blei, ließ den Schmerz eine Ewigkeit lang in ihr wachsen und verschwand. Vollkommen und spurlos. Anna blinzelte und fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Ihre Hände lagen leer in ihrem Schoß, und die Herzen waren fort.

Spät in der Nacht lag sie in ihrer Kammer, die Hände unter dem Kopf, und starrte ins Dunkel. An ihren Rückweg durch die Unterstadt, den Hügel hinauf und durch das Tor des Ordenshauses konnte sie sich kaum erinnern. Sie hatte noch eine Weile in Jinx' Küche gegessen. Die Magierin hatte ihr einen Napf Suppe mit einem großen Kanten Brot serviert, und sie hatte wohl alles brav aufgegessen, obwohl ihr Selbst weit von dieser Küche mit der duftenden Suppe und der vom Herdfeuer ausgehenden wohligen Wärme

entfernt war. Die Krähe hatte nichts gefragt, hatte nur schweigend und ihre Pfeife paffend neben ihr gesessen, und erst, als Anna sich angeschickt hatte zu gehen, leise gesagt, sie erwarte sie am nächsten Tag.

Die Nacht war dunkel und still. Anna fröstelte. Das beständige Singen der Stimmen, das sie so lange begleitet hatte, war verstummt. Vorsichtig tauchte sie tief in ihr Inneres, aber sie fand dort nichts, was auf die Existenz der Herzen hingedeutet hätte. Sie waren wirklich fort, und langsam begann sie sich zu fragen, was das für Folgen haben mochte. Das Verschwinden der Herzen würde alsbald bemerkt werden, das blieb nicht aus. Die Oberste Hexe würde sie mit Sicherheit befragen. Was sollte sie sagen? Sie hatte die Herzen nicht. Sie wusste auch nicht, wo sie sich verbargen. Vielleicht war das alles gut so, aber es machte ihr Angst. Und Korben – Jinx hatte gesagt, sie benötige ihre Hilfe und die Macht der Herzen, um ihn zu befreien. Aber sie hatte keine Macht, und die Herzen waren verschwunden ...

Anna fing an zu weinen.

Es bedeutete kein einfaches Stück magischer Arbeit, das Kästchen wieder zu öffnen. Der Zauber, der es verschlossen hatte, sorgte gleichzeitig dafür, dass jeder Versuch der Manipulation mit einer äußerst schmerzhaften und heftigen Reaktion beantwortet wurde. Herrad und die Hexen, die ihr gewöhnlich bei schwierigen Aufgaben zur Seite standen, hatten schließlich entmutigt aufgegeben, und die Oberste Hexe musste in den sauren Apfel beißen, ihre Grauen Kollegen um Hilfe zu bitten.

Erzmagus Rumold konnte einen gewissen Triumph nicht verhehlen, aber er gab sich alle Mühe, sie das nicht zu sehr spüren zu lassen. Sein jüngerer Ordensbruder nickte der Obersten Hexe nur gleichmütig zu und nahm dann Platz, um mit Herrad und dem Erzmagus gemeinsam den Zauber zu lösen, der über dem Kästchen lag.

Es war Abend, als sie mit ihrem Werk begannen. Sie gönnten sich nur kurze Pausen, in denen sie eine Kleinigkeit zu sich nahmen und ihren Durst löschten, um dann wieder an die Arbeit zu gehen. Die Sonne war bereits aufgegangen, und vom Turm hatte es zum Unterrichtsbeginn geläutet, als Herrad, bleich und mit schweißnassem Haar, tief aufseufzte und sich in ihren Sitz zurückfallen ließ. Der Erzmagus sank schwer auf seine auf dem Tisch aufgestützten Hände, und sein Ordensbruder stützte ihn, damit er sich hinsetzen konnte. Auch Magister Fulke, der Jüngste der drei, war sichtlich von den Strapazen gezeichnet, und er verschüttete zittrig einige Tropfen, als er nach dem Wasserkrug griff und seinen Becher füllte.

»Meine Herren, das war gute Arbeit«, sagte Herrad nach einer Weile erschöpften Schweigens. »Ich danke Euch.« Sie richtete sich auf und griff nach dem Kästchen. »Bevor wir es erneut versiegeln, möchte ich kurz kontrollieren, ob alles seine Ordnung hat.«

Der Erzmagus winkte bestätigend mit der Hand und schloss die Augen.

Herrad hob den Deckel des Kästchens, schlug den Stoff beiseite, der den Inhalt verhüllte, und starrte dann sprachlos in das Innere des Behältnisses, bevor sie hektisch den Stoff herauszerreißte und das Kästchen recht unzeremoniell umdrehte und schüttelte. »Sie sind fort«, sagte sie und sah die beiden Grauen Magier fassungslos an.

»Diese verfluchte Schwarze Hexe«, ächzte der Erzmagus und nahm ihr das leere Kästchen aus der Hand, um sich selbst davon zu überzeugen. »Sie hat uns alle getäuscht.«

Herrad schüttelte den Kopf. »Die Herzen waren hier«, widersprach sie. »Sie hatte keine Gelegenheit, sie zu entwenden. Wir haben sie alle scharf beobachtet. Wie hätte sie das bewerkstelligen sollen?«

»Ich weiß nicht, wie sie es gemacht hat«, schnappte der Erzmagus. »Aber die Herzen sind ganz offensichtlich verschwunden – und welche andere Erklärung dafür hättet Ihr anzubieten? Ihr habt genau wie ich gesehen, wie sie Ter'nyoss aus dem verschlossenen und versiegelten Behälter geholt hat. Wahrscheinlich war es eine Lüge, als sie behauptete, das Herz der Welt gehorche ihr nicht ebenso. Sie ist hier rausmarschiert und hat dann in aller Ruhe den Zauber wiederholt.«

Herrad stöhnte und schlug die Hände vors Gesicht. »Wir müssen sie finden«, sagte sie

dumpf. »Die Schöpfer mögen uns gnädig sein! Ich kann mir nicht ausmalen, welches Schicksal uns allen droht, wenn der Schwarze Orden die Herzen in seiner Gewalt hat!«

»Kann das Mädchen uns helfen, sie aufzuspüren?«, meldete sich Magister Fulke zu Wort. Die beiden Älteren starrten ihn an.

»Anna«, sagte die Oberste Hexe langsam. »Das ist ein Gedanke. Sie hat die Verbindung zu den Herzen – vielleicht kann sie wirklich feststellen, wo sie jetzt sind.« Sie stand entschlossen auf. »Meine Herren, ich denke, Ihr werdet erst einmal hier bleiben wollen. Eure Zimmer sind vorbereitet, ruht Euch nun aus, und ich benachrichtige den Hochmeister von diesem Debakel. Wir müssen dringend beraten, was zu tun ist.«

Seine Schülerin erschien ihm ungewöhnlich geistesabwesend. Meister Wilber betrachtete Anna besorgt, während sie die Kolben und Tiegel vom Tisch in den Spülzuber räumte und dann mit einem Lappen den großen Tisch abwischte. Er öffnete gerade den Mund, um sie zu fragen, was sie bedrückte, als es klopfte und eine junge Hexe den Kopf ins Zimmer schob.

»Anadia, die Oberste Hexe wünscht dich unverzüglich zu sehen«, sagte sie und nickte den beiden fröhlich zu, ehe sie die Tür wieder schloss. Der Heiler sah, wie Anna erbleichte.

»Was ist?«, fragte er, aber seine Schülerin schüttelte den Kopf.

»Nichts«, sagte sie leise. »Ich beeile mich besser, sie hat ›unverzüglich‹ gesagt.« Die Oberste Hexe eilte ihr entgegen, als sie eintrat, und griff nach ihren Schultern. Prüfend musterte sie das blasse Gesicht der jungen Frau. »Wie geht es dir?«

Anna lächelte unsicher. »Ich habe nicht gut geschlafen«, wich sie aus.

Herrad führte sie zu einem Stuhl und setzte sich dicht neben sie. »Warum? Was hat deinen Schlaf gestört?«

Anna zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht.« Sie schlug die Augen nieder und beobachtete Herrad durch die Wimpern. Die Oberste Hexe sah erschöpft und ungewöhnlich erregt aus. Wahrscheinlich war das Fehlen der Herzen bemerkt worden – und jetzt suchten sie sie bei Anna.

»Hör mir gut zu, mein Kind«, sagte Herrad mit bemühter Ruhe. »Es ist etwas geschehen, was auch dich betrifft. Sag mir, ob dich die Trennung von den Herzen im Augenblick stärker belastet als sonst.«

Anna biss sich auf die Lippe. »N-nein«, antwortete sie zögernd. »Nein, ich glaube nicht. Warum fragt Ihr das?«

»Kannst du spüren, wo sie sind?«

»Nun, dort, wo Ihr sie verwahrt, denke ich. Wie immer.«

Herrad schlug die Hände ineinander. »Ach, ich hatte gehofft ... Nun gut, du kannst uns anscheinend nicht helfen. Anna, was ich dir jetzt sage, musst du unbedingt für dich behalten, hörst du? Ich möchte, dass du dich öffnest und versuchst, den Ort zu erspüren, an dem die Herzen sich befinden. Sie sind nämlich gestohlen worden.«

Anna riss die Augen auf und starrte die Oberste Hexe mit nicht nur gespielter Entsetzen an. »Gestohlen – von wem?«

»Das wissen wir nicht – aber wir haben einen Verdacht. Bekümmere dich nicht, wir werden die Kleinodien wieder zu finden wissen. Diese starke magische Strahlung zu orten

dürfte unseren vereinten Kräften nicht allzu schwer fallen.« Sie schwieg und hing offensichtlich düsteren Gedanken nach. Dann erhob sie sich und schenkte Anna ein aufmunterndes Lächeln. »Wenn du etwas spürst – egal, was es ist –, sag mir sofort Bescheid. Und Sorge dich nicht, hörst du? Ich bin jedenfalls beruhigt, dass es dir deswegen nicht schlecht geht, die Herzen können also nicht allzu weit fort sein. Wir finden sie und bestrafen den Dieb mit aller Härte, das verspreche ich dir!«

Anna zitterten die Knie, als sie vor der Tür stand. Sie musste zu Jinx, sie musste die Krähe um Rat bitten. Früher oder später würde die Oberste Hexe herausfinden, dass Anna der Dieb war – auch wenn sie selbst nicht wusste, wohin die Herzen verschwunden waren. Herrad aber würde ihr das gewiss nicht glauben.

Sie eilte zu den Räumen des Heilers zurück und log ihm vor, dass die Oberste Hexe ihr eine Aufgabe aufgetragen habe, die sie für diesen Tag in der Bibliothek beschäftigen würde. Meister Wilber brummelte gutmütig und ein wenig besorgt und ließ sie natürlich gehen, wobei er sie ermahnte, sich nicht zu überanstrengen.

Den Weg hinunter zum Hafen rannte sie fast. Erst am Ziel fiel ihr auf, dass sie keine Anzeichen ihrer normalen Müdigkeit und Zerschlagenheit verspürt hatte. Sie war besorgt und ängstlich, aber darüber hinaus fühlte sie sich kräftiger als seit Monaten. »Das macht die Aufregung«, murmelte sie, während sie energisch an Jinx' Tür klopfte.

»Was meinst du?«, fragte die Krähe, die ihr dieses Mal selbst öffnete.

Anna zuckte zusammen und schob sich dann an der älteren Frau vorbei ins Innere des Hauses. Auf dem Weg zur Küche sprudelte die ganze Geschichte aus ihr hervor. Anna wartete bang, während Jinx in aller Seelenruhe den Wasserkessel aufsetzte. Die Magierin sah aus, als hätte sie in dieser Nacht kein Auge zugetan. Sie ließ sich schwerfällig in ihren durchgesessenen Lehnstuhl sinken und tastete gähnend nach ihrer Pfeife, die sie dann unangezündet zwischen die Zähne klemmte.

»Sie werden die ganze Stadt nach den Herzen absuchen«, sagte Anna drängend. »Jinx, was sollen wir nur tun?«

Die Krähe blinzelte sie müde an. »Wo sind die Herzen denn?«, fragte sie.

Anna stockte der Atem. »Ich – ich weiß es doch nicht!«, flehte sie. »Sie waren da, das habt Ihr selbst gesehen. Und dann habe ich sie irgendwie verloren.« Sie barg das Gesicht in den Händen und schluchzte auf.

»Das ist doch gut«, murmelte die Krähe und gähnte wieder. »Wenn du nicht weißt, wo sie sind, kann das auch niemand aus dir herausprügeln.«

Anna sah sie erschrocken an. Jinx lächelte und winkte entschuldigend ab. »Das war dumm dahergeredet, verzeih. Komm, Kind, beruhige dich endlich. Niemand wird denken, dass du die Herzen gestohlen hast – wie hättest du das auch anstellen sollen? Nein, sie werden nach mir suchen.«

»Was?«, rief Anna. »Wieso nach Euch?«

»Weil ich im Magischen Rat einen recht mysteriösen Auftritt hingelegt habe. Ich musste mir die Sache mal vor Ort ansehen. Außerdem – ich habe durchaus ein Anrecht auf den Sitz im Rat. Es hat diese selbstzufriedenen Magier hübsch durcheinander gebracht.«

»War das nicht dumm?«, fragte Anna zögernd. »Es hat sie auf Euch aufmerksam gemacht.«

Jinx lächelte schmal. »Der Auftritt war nicht meine Idee. Ter'nyoss hat mich noch einmal zu sich gerufen, weil sie dich nicht erreichen konnte. Du weißt doch: die Herzen werden dir sagen, was du tun sollst. Deswegen solltest du dich jetzt auch nicht allzu sehr über ihr Verschwinden sorgen. Sie sind nicht weit, das darfst du mir glauben. Es gibt viele gute Verstecke, die nicht von dieser Welt sind.«

Das Wasser kochte, und Jinx stand mit einem Ächzen auf.

»Warum habt Ihr nicht geschlafen?«, fragte Anna neugierig und halbwegs beruhigt.

»Ich war in der Festung. Tagsüber kann ich ja schlecht mit Korben reden ...«

»Ihr habt mit Korben gesprochen? Wie seid Ihr in die Festung hineingekommen? Und wie habt Ihr ihn dort gefunden? Warum hat man Euch zu ihm gelassen ...?«

»Bitte, eins nach dem anderen.« Die Krähe schüttelte den Kopf und stellte einen Becher vor Anna auf den Tisch. »Ich erzähle dir gleich alles, was du wissen musst, denn ich brauche deine Hilfe.«

»Wie kann ich Euch helfen?«, flüsterte Anna entmutigt. »Die Herzen ...«

»Wir brauchen sie jetzt nicht«, sagte Jinx scharf. »Deine eigenen Fähigkeiten reichen für den Anfang durchaus.« Anna schluckte und schwieg. »Hör zu. Es reicht nicht, deinen Freund aus der Festung zu befreien, wir müssen uns auch überlegen, was wir danach tun. Ich kann mir zwar vorstellen, dass die Wache nicht allzu genau nach einem eher unwichtigen Häftling suchen würde, aber allein der Umstand, dass er in der Lage war zu entkommen, wird sie genügend antreiben, sich zumindest in der Unterstadt gründlich nach ihm umzusehen. Er könnte zunächst einmal bei mir unterkommen, aber die Tatsache, dass die Hexenorden die ganze Stadt nach mir durchkämmen werden, wird uns beiden den Aufenthalt hier nicht gerade angenehm machen. Wir müssen also, wenn wir Korben befreit haben, für eine Weile von hier verschwinden.« Sie dachte nach, das Kinn in die Hand gestützt, und atmete dabei den Dampf des vor ihr stehenden Tees ein. Anna ließ sie nicht aus den Augen.

»Was wird mit mir?«, fragte sie.

Die Krähe nickte. »Du kommst mit. Und deshalb müssen wir jetzt an die Arbeit, denn damit ich dich mit mir nehmen kann, musst du eine Fertigkeit lernen, die deine Hexen dir sicherlich nicht beigebracht haben.« Sie verzog das Gesicht. »Zu viel Zauberei in der letzten Zeit«, murmelte sie. »Das gefällt mir gar nicht. Aber es geht wohl nicht anders. Das Gefüge ist ohnehin aus dem Gleichgewicht, seit die Herzen eingesperrt waren. Wahrscheinlich kommt es jetzt auf ein bisschen Hexerei mehr oder weniger auch nicht mehr an.«

Anna rieb sich unbehaglich die Arme. »Ich bin keine sehr talentierte Hexe«, sagte sie betrübt. »Ich werde Euch enttäuschen.«

»Ach, dummes Zeug!« Jinx trank von ihrem Tee und verzog den Mund. »Ich brauche etwas Stärkeres, sonst schlafe ich im Stehen ein.« Sie stand auf und kramte ein verstaubtes Fläschchen aus dem Küchenschrank. Sie zog den Korken heraus, schnüffelte misstrauisch daran und zuckte mit den Schultern. »Das taugt nicht mehr viel, hat zu lange hier gestanden.« Sie goss einen großzügigen Schluck in ihren Becher, schwenkte ihn kurz und trank ihn aus. Dann verkorkte sie das Fläschchen wieder und stellte es zurück. »Auf, an die Arbeit. Geh schon mal voran.« Ihr Kopf wies auf die Tür zum leeren Nebenzimmer,

während sie die Teebecher neu auffüllte.

Anna seufzte und gehorchte dem Befehl.

Unbehaglich setzte sie sich auf den harten Dielenboden, fragte sich erneut, warum Jinx hier nicht wenigstens ein paar Kissen oder Stühle zuließ, faltete die Hände im Schoß und wartete. Wie wollte Jinx die Befreiung Korbens überhaupt bewerkstelligen? Allem Anschein nach hatte sie einen Plan und mit Korben auch schon darüber gesprochen. Und Mika – sie musste unbedingt Mika von all dem in Kenntnis setzen, bevor sie mit Korben und der Krähe aus der Stadt verschwand. Wohin würden sie wohl gehen? Was würde die Oberste Hexe denken, wenn Anna fort blieb – und das kurz nachdem die Herzen verschwunden waren? Und Meister Wilber, der immer so freundlich zu ihr gewesen war ... und Mellis, die sich um sie sorgte, und ihre Mutter, die das alles nicht verstehen würde. Würde sie jemals ihr Zuhause wieder sehen?

»Hör auf zu grübeln, Kind«, sagte die Krähe und kniete neben ihr nieder. Anna zuckte zusammen, sie hatte sie nicht hereinkommen hören. »Es wird sich alles zum Guten wenden. Du hast die Herzen befreit – und jetzt holen wir deinen Freund aus der Patsche. Dann sehen wir weiter.«

Sie drückte Anna eine Schale in die Hand, in der eine gelbgrüne, scharf riechende Flüssigkeit schwappte. »Trink das aus, es wird dir helfen, dich zu konzentrieren. Und ich brauche dich konzentriert!«

Anna schnupperte an der Schale und schnitt eine Grimasse. Sie kannte das Mittel, es verhalf Novizinnen im ersten Jahr ihrer Ausbildung dazu, leichter an ihre verborgenen Kräfte zu gelangen. Anna hatte das Gefühl, in ihrer Anfangszeit eimerweise davon getrunken zu haben, ohne dass es ihr irgendwie genutzt hätte. Kläglich sah sie zu Jinx auf, aber die nickte ihr nur auffordernd zu. »Komm schon, runter damit. Es ist nicht ganz die Rezeptur, die du kennst, deshalb wundere dich nicht über den Geschmack.«

Anna seufzte leise und gehorchte.

»So, und jetzt entspanne dich, ich werde dich leiten.« Die Hände der Krähe legten sich um Annas Schläfen. Die junge Frau schloss die Augen, weil ihr ein wenig schwindelig wurde. »Geh hinab. Du kennst den Weg«, flüsterte eine Stimme in ihrem Kopf. Anna zuckte leise zusammen, hielt die Augen aber geschlossen. Sie versenkte sich in ihr Innerstes, was ihr dieses Mal erstaunlich leicht fiel, und traf endlich auf den Kern, den sie noch nie zu berühren vermocht hatte. Dort lag ihre magische Kraft verborgen, das wusste sie von ihren Lehrerinnen, die allesamt daran gescheitert waren, sie den sicheren Zugriff auf diese Kraft zu lehren. Schimmernd und rund wie eine apfelgroße Perle lag er vor ihr, für sie unerreichbar.

»Gut«, flüsterte die Stimme. »Jetzt dreh ihn um.«

Anna verstand nicht. Sie starrte mit ihrem inneren Auge auf die sanft und milchig weiß schimmernde Perle, die vor ihr schwebte.

»Dreh den Kern um«, wiederholte die Stimme mit leiser Ungeduld. »Es ist nicht schwer, du hast es nur noch nie versucht, oder?«

Anna verneinte stumm und griff unschlüssig mit ihren geistigen Fingern nach der Perle. Sie spürte nicht, wie sie sie berührte, aber die Perle rotierte und drehte Anna langsam ihre bisher nicht sichtbare Seite zu. Anna holte tief und erschrocken Luft und hätte

dadurch beinahe den Kontakt verloren.

»Bleib ruhig«, murmelte die Stimme. »Warte ab.« Die Perle vollendete ihre Drehung und kam wieder zur Ruhe. Immer noch schimmerte sie sanft im diffusen Nicht-Licht des geistigen Auges, nur hatte sie die Farbe gewandelt und war nun von samtiger Schwärze.

»Davon haben deine Lehrerinnen dir sicher nicht erzählt.« Die Besitzerin der Stimme schien zu lächeln. »Nur wer beide Seiten seiner Kraft kennt, kann sie wirklich nutzen. Aber welche Seite deine wahre Stärke beinhaltet, musst du erst noch herausfinden. Ich denke, du solltest jetzt eintreten.«

Anna schluckte und wappnete sich gegen eine erneute Enttäuschung. Noch nie war es ihr gelungen, in ihre Kraft einzutreten. Jetzt lag sie schwarz und beinahe drohend vor ihr und machte ihr umso mehr Angst.

Mutig kämpfte sie ihre Angst nieder und konzentrierte sich auf die schwarze Perle. Weil ihr die Bezugspunkte fehlten, konnte sie nicht sagen, ob die Schwärze answoll oder ob sie ihr näher kam, aber schließlich fand sie sich vor einer Wand aus Dunkelheit wieder, die drohend über ihr aufragte. Mit einem tiefen Atemzug tauchte sie hinein, bereits gewappnet gegen den Aufprall und das Zurückweichen, das sie von all ihren früheren Versuchen kannte.

Aber diesmal blieb ihr der Schock erspart. Ohne Widerstand tauchte sie in die Schwärze hinein und hindurch, und als sie die andere Seite erreichte, war alles wie zuvor.

Verwirrt schlug Anna die Augen auf und sah die Krähe an. »Es hat nicht geklappt«, sagte sie leise. »Aber es war anders als sonst.«

Jinx nahm ihre Hand und sah sie prüfend an. »Hat man dich Verwandlungszauber gelehrt?«, fragte sie.

Anna schüttelte resigniert den Kopf. »Zumindest einfachere Anwendungen sollte ich beherrschen – aber ich kann noch nicht mal einen Grashalm in eine Blume verwandeln. Es tut mir Leid, Jinx, ich bin eine schreckliche Enttäuschung für alle.«

Die Krähe schnalzte missbilligend mit der Zunge und zog einen kleinen Stein aus der Tasche. Mit einer schnellen Handbewegung ließ sie ein Schneckenhaus daraus entstehen und drückte es Anna in die Hand.

»Zeig mir, wie du es gelernt hast«, forderte sie die junge Frau auf und legte die Hand auf Annas Handgelenk. Anna zuckte mit den Schultern und blickte auf das Schneckenhaus hinab. Sie ließ ihren Geist seine Struktur erfühlen und berührte hier und da eine immaterielle Windung, ertastete die Schwingung, fühlte nach dem Wesen, das den Stein ausgemacht hatte ...

»Ah, ja«, murmelte Jinx. »Viel zu kompliziert. Sieh her.«

Anna spürte, wie ein fremder Geist sie umfasste und ihr inneres Auge auf einen Punkt lenkte, den sie nie zuvor bemerkt hatte. Ein kleiner mentaler Ruck, und wieder lag der Stein vor ihr.

»Jetzt du«, sagte die Krähe aufmunternd. Anna entließ den angehaltenen Atem und tastete unsicher nach dem Hebelpunkt. Ein kleines Rinnsal von Kraft durchzuckte sie prickelnd und verschwand. Mit großen Augen starrte sie auf das Schneckenhaus in ihrer Hand.

»Gut gemacht«, lobte die Krähe. »Und jetzt etwas Atmendes.« Sie berührte das

Schneckenhaus mit einem Finger, wandte den Blick nach innen und verharrte. Wenige Lidschläge später saß ein blau schillernder Käfer auf Annas Handfläche und versuchte krabbelnd zu entkommen.

Annas Lippen formten ein stummes »Oh«. Sie ahmte Jinx' Geste nach, suchte nach dem neu entdeckten Punkt, fand ihn mit ein wenig Mühe und benetzte unsicher die Lippen. Jinx nickte ihr ermutigend zu. Anna schloss die Augen und zog. Diesmal war der Kraftstrom größer, und der Ruck, den sie spürte, erschütterte ihren Körper. Sie öffnete die Augen und sah die Maus, die sich durch ihre Finger zu winden versuchte.

»Ausgezeichnet«, sagte Jinx und verwandelte das zappelnde Tier mit einer winzigen Handbewegung wieder in den Stein zurück, den sie in ihrer Tasche verschwinden ließ. »Das ist genug für jetzt – du solltest dich etwas ausruhen, denn ich brauche dich heute noch für eine schwierigere Verwandlung. Die wird dir wahrscheinlich nicht auf Anhieb gelingen, das sage ich dir gleich, damit du nicht entmutigt wirst. Aber du wirst sie beherrschen.« Sie schwieg eine Weile, ein Lächeln auf den Lippen. »Korben war ganz wild darauf, das zu lernen. Ich habe es ihm immer versagt, aber jetzt bekommt er doch noch seinen Willen.«

Anna sah sie neugierig an, aber als sie fragen wollte, welche Verwandlung Jinx denn meinte, riss ein gewaltiges Gähnen ihre Kiefer auseinander.

»Ruh dich aus«, wiederholte Jinx sanft. Sie wies auf eine Ecke des Raumes, auf ein spartanisches Lager aus Stroh und Decken. Anna blinzelte verblüfft, denn nichts davon hatte sich noch vor ein paar Atemzügen dort befunden. Aber dann, mit einem Mal zu müde, um sich über irgendeinen Zauber den Kopf zu zerbrechen, ließ sie sich auf das Lager sinken, zog die Decke über den Kopf und war im nächsten Moment auch schon eingeschlafen.

Als sie erwachte, wusste sie nicht, wo sie war. Sie hatte geträumt, und ihr Traum setzte sich auch im Aufwachen noch fort. Grünlich goldenes Licht umgab sie, und sie hörte das leise Rauschen von Blättern und Knarren von Ästen im Wind; der Boden schien sich leicht unter ihr zu bewegen, und sie streckte sich wohligh und blinzelte durch die Wimpern, weil sie erwartete, helles Sonnenlicht durch das Flechtwerk ihrer Schlafkugel filtern zu sehen. Der Traum vom Großen Nest der Grennach war sehr wirklichkeitsnah gewesen, und sie brauchte einige Atemzüge lang, um sich zurechtzufinden. Das grünliche Licht des Nachmittags drang durch ein kleines Fenster, und das, was sie für das Rauschen der Blätter gehalten hatte, war das Geräusch des nahen Meeres. Der Wind musste umgeschlagen sein, dass das Meeresrauschen sogar hier mitten im Hafenviertel so deutlich zu vernehmen war.

Anna setzte sich auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Als sie aus dem Fenster blickte, sah sie in einen stillen, ruhigen Garten, in dem sich kein Blättchen regte, obwohl der Himmel mit seinen zerzausten, eiligen Wolken und den vorbeitreibenden Möwen deutlich anzeigte, dass draußen ein starker Wind blies.

»Kein gutes Reisewetter«, sagte die Krähe, die soeben die Tür geöffnet hatte, um nach ihr zu sehen. »Komm, wir haben Besuch.«

Am Küchentisch saß Mika und drehte einen Becher zwischen den Fingern, den er misstrauisch beäugte, als könnte er Gift enthalten. Als er Anna erblickte, entspannte sich

seine Miene, und er lächelte erleichtert. »Ich hab mir Sorgen gemacht«, sagte er ohne Gruß. »Es ziehen Hexen und Graue Magier durch die Stadt und suchen nach ihr.« Sein Blick zuckte zu Jinx hinüber und gleich wieder fort.

»Und bei all dem Misstrauen, das er mir gegenüber hegt, war er immerhin so anständig, mich zu warnen«, meinte die Krähe mit leisem Spott.

»Ich habe befürchtet, dass Anna bei Euch sein könnte«, erwiderte der junge Mann heftig. »Und ich hatte Recht!«

»Sie werden mich nicht so schnell finden«, beruhigte Jinx die beiden jungen Leute. »Ich habe bereits Vorsorge getroffen, dass die Suche noch eine ganze Weile in die Irre geht. Wir benötigen schließlich etwas Vorbereitungszeit.« Ohne ein weiteres Wort verließ sie die Küche.

Mikas Blick bat Anna um Aufklärung. Sie hob kurz die Schultern und lächelte ihn an. »Sie hat einen Plan, Korben zu befreien, und ich soll ihr dabei helfen«, flüsterte sie. »Sie hat wohl auch schon mit ihm gesprochen – aber ich weiß immer noch nicht, was sie vorhat.«

Mika schüttelte unglücklich den Kopf. »Sei vorsichtig, bitte«, flehte er.

Anna legte besänftigend eine Hand auf seine. »Ich werde alles tun, um Korben aus seiner Klemme zu helfen. Alles Weitere wird sich finden.« Sie zögerte. »Mika, wir werden alle von hier fortgehen. Jedenfalls für eine Zeit, bis die Wogen sich geglättet haben. Meinst du, du kommst klar?«

Der junge Mann nickte nur, stumm und unglücklich. Anna klopfte ihm auf die Hand und drehte sich dann zu Jinx um, die wieder eingetreten war. Sie hielt ein Bündel in den Händen, das aus alten Kleidern zu bestehen schien.

»Auf jetzt«, sagte sie energisch. »Wir müssen ans Werk, Anna. Jede weitere Verzögerung würde uns schaden.«

Mika verstand den Wink und erhob sich hastig. »Wann sehen wir uns wieder?«, fragte er.

Anna schüttelte traurig den Kopf. »Ich weiß es nicht. Aber wir sehen uns ganz bestimmt wieder, das verspreche ich dir.«

Der Nebenraum war wieder vollkommen leer, die Bettstelle verschwunden. Jinx breitete das Bündel auf dem Boden aus – es waren alte, mottenzerfressene Kleidungsstücke. Anna betrachtete sie näher und sah, dass die Lumpen über und über mit winzigen schwarzen Federn besetzt waren. Fragend blickte sie Jinx an.

»Das hilft dir vielleicht ein wenig. Ich möchte, dass du dich hinlegst und hiermit zudecken lässt.« Anna schauderte zurück, aber die Krähe hielt sie fest. »Hab keine Furcht, es geschieht dir nichts Übles. Du wirst nur eine sehr fortgeschrittene Verwandlung lernen, und diese Sachen hier haben eine gewisse Kraft. Sie gehörten einst meiner Lehrerin.«

Anna gehorchte widerwillig. Die staubigen Fetzen kitzelten in ihrer Nase und überall, wo sie ihre Haut berührten.

»Jetzt versenke dich und suche in deinem Inneren nach dem Punkt, den du bei der Verwandlung des Steins kennen gelernt hast«, befahl die Krähe.

Anna ließ sich hinabsinken und vergaß das kitzelnde Federkleid. Es fiel ihr erstaunlicherweise nicht schwer, den Punkt zu finden. »Ich bin da«, flüsterte sie atemlos.

»Gut. Fühlst du die Federn?« Anna nickte. »Berühre nun den Verwandlungspunkt und stell dir vor, du seiest ein Vogel. Für jetzt ist es ganz gleich, welcher – nimm einen, den du dir leicht vorstellen kannst.«

Anna schluckte schwer. Die Verwandlung in ein Tier war etwas, das gewöhnlich nur ausgebildeten Hexen gelang, und beileibe nicht jede beherrschte diese Kunst.

Sie verdrängte die Gedanken und konzentrierte sich auf die Verwandlung. Vor ihrem inneren Auge erschien ein kleiner, bräunlich grüner Vogel, den sie als Kind oft zu Hause im Garten gesehen und wegen seines fröhlichen Gesanges sehr geliebt hatte.

Die Federn kitzelten stärker, so stark, dass sie sich am liebsten gekratzt hätte. Sie übte Druck auf den verwandelnden Punkt aus und schob diesmal, statt daran zu ziehen. Er gab zögernd nach, und die Energie, die sie dabei durchzuckte, ließ sie vor Schmerz und Überraschung laut aufschreien. Durch ihre geschlossenen Lider drang ein helles Licht, das aufflammte und gleich wieder verlöschte.

»Das wäre nicht nötig gewesen«, sagte Jinx freundlich. »Aber ich sehe, du hast auch genügend Kraft für eine größere Verwandlung, wenn so viel abgeleitet werden muss.«

Anna öffnete die Augen und sah sich verwundert um. Alles sah verschoben und verändert aus, die Farben waren verblasst, dafür erschien alles, was sie betrachtete, viel schärfer und näher – und gleichzeitig war auch alles um sie herum in die Höhe und Breite gewachsen.

Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und eine Kette perlender Laute erklang aus ihrer Kehle. Erschreckt sprang sie auf, breitete die Flügel aus und flog eine ungeschickte Runde durch das leere Zimmer, ehe sie an eine Wand stieß und zu Boden fiel.

Eine große Hand näherte sich und nahm sie auf. Sie zappelte und pickte mit ihrem Schnabel gegen die Finger.

»Ruhig, Kind«, sagte die Krähe. »Das ist beim ersten Mal alles sehr verwirrend. Deshalb solltest du jetzt zurückkommen. Fürs Erste muss das genügen.«

Anna wurde behutsam auf dem Boden abgesetzt. Sie spürte, wie ihr Herz schlug, viel schneller als gewöhnlich. Dann schloss sie die Augen und suchte den Punkt. Ein kleiner Ruck, viel weniger schwierig zu bewerkstelligen als zuvor, und die Welt war wieder normal. Hastig stand sie auf und befühlte ihre Glieder.

»Gut hast du das gemacht.« Jinx hockte ruhig da und beobachtete sie. »Wenn du es dir zutraust, werde ich dir heute noch zeigen, wie du die Verwandlung besser steuern kannst. Und dann müssen wir wohl oder übel richtig fliegen lernen. Aber das geht schnell, du wirst schon sehen.«

Anna schöpfte tief Luft. »Und so holen wir Korben aus der Festung?«, fragte sie ruhig.

Die Krähe nickte. »Genau so. Er lernt schnell, fast so schnell wie du. Heute Nacht bin ich wieder bei ihm, und morgen Nacht kommst du vielleicht schon mit. Ich brauche deine Kraft, um ihn auf einen längeren Weg vorzubereiten. Er ist in einem recht geschwächten Zustand, denn er hatte eine üble Kopfverletzung, die noch nicht ganz ausgeheilt ist.«

»Und wohin werden wir dann gehen? Kann ich jemals wieder zum Orden zurückkehren?«

Die Krähe schwieg. Anna seufzte, denn was die Oberste Hexe von all dem halten würde, war nur zu klar. Wenn Anna nicht bald ins Ordenshaus zurückkehrte, brauchte es

keine große Magie, um eine Verbindung zu den verschwundenen Herzen herzustellen. »Ich kann nicht mehr zurück«, sagte sie leise.

»Willst du das denn überhaupt?«, fragte Jinx. »Welche Seite deiner Kraft hast du zu nutzen gewusst?«

Anna blickte sie groß an. »Wie meint Ihr das?«, fragte sie unsicher. Die Krähe lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ruh dich noch ein wenig aus. Dort auf dem Herd steht Suppe, iss etwas. Ich muss fort, mich um meinen anderen Schüler kümmern.« Sie öffnete die Tür zum Garten; es war dunkel geworden. »Wenn ich zurückkomme, werden wir weiterarbeiten. Wir haben nicht mehr viel Zeit, Anna, also nutze die Ruhepause.«

Anna sah ihr hinterher. Ihre schwere Gestalt verschmolz mit der Dunkelheit des nächtlichen Gartens. Es dauerte kaum einen Atemzug, da hörte Anna das Klatschen von Flügeln, und sie sah schattenhaft einen großen Vogel aufsteigen.

Auf dem Herd blubberte die Suppe. Anna streckte sich, schloss die Tür der Kammer und setzte sich an das Herdfeuer, dessen wohlige Wärme die plötzliche Kälte aus ihren Knochen vertrieb. »Suppe und Brot und etwas Schlaf«, murmelte sie. »Und alles Weitere kommt, wie es kommen muss.«

Korben hatte den langen, öden Tag genutzt, zu schlafen und in seinen wachen Momenten immer wieder im Geiste durchzugehen, was die Krähe ihn in den letzten Nächten gelehrt hatte. Sein Kopf schmerzte erbärmlich, aber er ignorierte den Schmerz und tastete mit feinen geistigen Fingern nach dem dunklen Stern, der tief in seinem Inneren glühte und pulsierte. Er konnte ihn sogar fühlen, wenn er sich nicht darauf konzentrierte; es war eine spitze, Hitze und zugleich Kälte ausstrahlende Präsenz, die sich ihm unablässig in Erinnerung brachte, egal ob er wachte oder schlief.

Sein leerer Blick ruhte auf den groben Steinen der Mauer, über die langsam ein Strahl der untergehenden Sonne wanderte. Er nahm den Anblick nicht wahr. Seine Augen sahen den dunkel strahlenden Stern, und er berührte ihn, fühlte seine Kraft und wiederholte im Geiste die mentalen Kniffe, die die Verwandlung herbeiführten. Hin und wieder tauchte klein und schmerzhaft der Gedanke an seinen Vater auf, aber er schob ihn entschlossen beiseite und wandte sich wieder dem zu, was er in den vergangenen Nächten gelernt hatte.

In seinen Schläfen klopfte es, und manchmal bohrte sich ein scharfer Schmerz durch seine Stirn, aber er schenkte dem keine Beachtung. In dieser Nacht wollte er den Flug hinauf zu den Öffnungen im Gemäuer schaffen; er wünschte sich nichts sehnlicher, als die weiche Nachtluft unter seinen Schwingen zu spüren und zu sehen, wie die Festung unter ihm zurückblieb.

Er musste eingeschlafen sein, denn als er das nächste Mal die Augen öffnete, war es dunkel. Seine Mitgefangenen regten sich im Schlaf, und wie immer schnarchten einige von ihnen ganz fürchterlich. Korben setzte sich auf und rieb fest über sein Gesicht. Er hatte sich vorgenommen, die Krähe bereits in Vogelgestalt zu empfangen, und setzte sich nun aufrecht hin, um die Verwandlung zum ersten Mal ohne ihre Hilfe zu bewerkstelligen. Der dunkle Stern glühte und erwartete ihn. Korben berührte ihn sanft und gab ihm die richtige Position. Dann tippte er ihn kurz an, sah zu, wie er zu rotieren anfang, und griff im rechten Augenblick zu, um ihn anzuhalten. Es gab einen scharfen Ruck, ein harter Schlag fuhr durch seinen Körper, und seine Umgebung verschwamm für die Dauer eines Atemzuges.

Der Rabe schüttelte sein Gefieder aus, klappte prüfend mit dem harten Schnabel und hüpfte ein paar Schritte vorwärts, wobei er seine Schwingen halb ausbreitete. Über seinem Kopf rauschte es, und zwei dunkle Schatten stießen auf ihn hinab. Überrascht sah der Rabe auf, betrachtete die vertraute Gestalt der Krähe und musterte verblüfft den kleineren Vogel, der ihr folgte und nun eine etwas ungeschickt hüpfende Landung hinlegte. Es war ein Star, der verlegen seine Krallen hob und sich hinter dem Ohr kratzte.

»Vorzüglich, mein Junge«, vernahm er die amüsierte Stimme der Krähe in seinem Kopf. »Wie kräftig fühlst du dich?«

Korben zuckte mit mentalen Achseln. »Ich habe Kopfschmerzen«, erwiderte er stumm. Eine leichte geistige Berührung ließ ihn zuerst zurückschrecken, dann wartete er geduldig ab, bis die Untersuchung beendet war.

»Es ist nicht weiter schlimm. Wir werden dir jetzt zusätzliche Kraft geben, damit du den Flug hinaus schaffst. Für heute nicht weiter als zu meinem Haus, hörst du? Wir sind alle

erschöpft und sollten uns erst einmal gründlich ausschlafen, ehe es weitergeht.«

Korben starrte den kleineren Vogel an, der ein wenig verlegen die Augen schloss und wieder öffnete und den Kopf neigte. »Wer ist das?«, fragte er.

Die Krähe schien zu lachen, ihr Schnabel war halb geöffnet. »Keine unnötigen Gespräche«, sagte sie. »Öffne deinen Geist.«

Korben seufzte und gehorchte. Sein schmerzender Kopf erfuhr erneut die sanfte Berührung, dann spürte er, wie ein steter Strom von Kraft in sein Inneres floss.

»Das muss reichen«, sagte die Krähe nach einer Weile, und sie klang erschöpft. »Komm jetzt, auf. Du weißt, worauf es ankommt. Es tut mir Leid, dass wir das nicht haben üben können. Du musst versuchen, es jetzt auf Anhieb zu schaffen. Der schwierigste Teil liegt gleich am Anfang: Du musst schnell Höhe gewinnen, also gebrauch deine Flügel! Ich bleibe hinter dir, meine Begleiterin fliegt dir voran. Orientiere dich an ihr – und sei unbesorgt, du schaffst das.«

Korben atmete tief durch und machte sich startbereit. Der Star flatterte auf, auch das ein wenig ungeschickt, schraubte sich hoch und flog dann in Richtung der östlichen Maueröffnung. Korben nahm einen kurzen Anlauf, sprang, schlug kräftig mit den Schwingen und prallte beinahe gegen die Mauer.

»Noch einmal«, befahl die Krähe. »Du musst deine Schwanzfedern zum Steuern einsetzen.«

Wenn Korben noch in menschlicher Gestalt gesteckt hätte, hätte er sich jetzt den Schweiß von der Stirn gewischt. Er ließ seinen Atem ruhiger werden und hob zum zweiten Versuch ab, verzweifelt darauf bedacht, nicht allzu großen Lärm zu verursachen. Trotzdem klatschten seine Flügel so unangenehm laut, dass er fürchtete, die Schlafenden aufzuwecken.

»Konzentrier dich«, fuhr die Krähe ihn an. Sie flog dicht hinter ihm, und oben in der Maueröffnung konnte er schwarz vor der etwas helleren Schwärze des Himmels die Silhouette des Stars sitzen sehen. Er keuchte mit offenem Schnabel, so schwer war es, seinen großen Vogelkörper in die Luft zu befördern. Aber es gelang ihm, er gewann stetig an Höhe, und auch die Richtung, in die er flog, stimmte. Sein Herz schlug so stark, dass er fürchtete, es könne zerspringen, in seinen Adern rauschte das Blut, und die kräftigen Lungen pumpten wie besessen Luft in seinen Körper und wieder hinaus.

Die Mauern des Verlieses zogen quälend langsam an ihm vorbei. Hoch, immer noch ein Stück höher. Seine Flügel wurden lahm. Er keuchte verzweifelt, fürchtete, wieder abzustürzen, aber mit einer letzten gewaltigen Anstrengung hob er sich über das Sims des Fensters und landete schwer neben dem kleinen Vogel, der dort auf ihn wartete. Einen Augenblick musste er sich festklammern, weil ihm schwindelig war vor Anstrengung, und als er schwankte, stützte der kleinere Vogel ihn mit seinem Körper ab. Dann verging der Schwindel, das Rauschen des Blutes in seinen Ohren wurde leiser, und sein Atem begann sich zu beruhigen.

»Das war der schwierigste Teil«, sagte die Krähe. »Jetzt kannst du dich erst einmal fallen lassen. Breite deine Schwingen so aus«, sie übermittelte ein geistiges Bild und ein Gefühl von Spannung. »Wir fliegen eine Kurve mit dem Wind, also erst einmal Richtung äußeres Hafenbecken. Diesmal fliege ich voraus, also passt auf. Wenn du so weit bist,

sag Bescheid.«

Korben nickte. »Von mir aus kann es losgehen.«

Die Krähe breitete ohne ein weiteres Wort die Schwingen aus und ließ sich vom Sims fallen. Elegant segelte sie durch die nächtliche Luft, und Korben sah fasziniert zu, bis der kleinere Vogel ihm einen unsanften Schubs gab. Er breitete die Flügel aus, zögerte kurz vor der Tiefe, die ihm entgegengähnte, und sprang. Der Luftstrom, der ihm von unten entgegenkam, hob ihn sanft empor und trug ihn. Er lachte vor Freude und vernahm in seinem Kopf die lautlose Antwort der Krähe. Zu Anfang war sein Flug noch wackelig, aber mit jedem Schlag seiner Flügel wurde er sicherer, und bald war ihm, als hätte er sich nie anders fortbewegt. Die nächtliche Stadt zog unter ihm vorbei wie in seinem Traum. Eine kurze Strecke flogen sie über Wasser – das äußere Hafenbecken –, dann folgte eine weite Kurve, und die Krähe nahm Kurs auf das Hafenviertel.

Als sie die Gartenmauer überflogen, bedauerte Korben, dass der Flug zu Ende war, aber dann spürte er seine Erschöpfung und plumpste wenig elegant neben der Krähe aufs Gras.

»Gut gemacht, alle beide«, lobte sie und verwandelte sich mit einem Zwinkern zurück in ihre menschliche Gestalt. Korben tat es ihr nach, und als er die Verwandlung bewältigt hatte, sah er mit Erstaunen, wer da neben ihm im Gras hockte und ihn erschöpft und zufrieden anlächelte.

»Anna«, er nahm ihre Hand, um sich zu vergewissern, dass sie kein Trugbild war. »Wieso bist du ... Aber ich dachte, du kannst nicht ...«

»Kommt ins Haus«, unterbrach ihn die Krähe, die nicht minder erschöpft aussah als Anna. »Wir brauchen alle etwas zu essen und ein paar Stunden Schlaf. Lasst uns nicht säumen! Miteinander reden könnt ihr später immer noch und in aller Ruhe. Aber erst einmal müssen wir zusehen, dass wir so schnell wie möglich von hier wegkommen.« Korben und Anna tuschelten noch eine Weile miteinander, als sie schließlich in dem leeren Zimmer unter ihren Decken lagen. Jinx hatte es sich in der Küche in ihrem Lehnstuhl bequem gemacht, weil sie nicht schlafen wollte oder konnte. Durch den Türspalt zog ab und zu ein Wölkchen aromatischen Tabakduftes, und gelegentlich war das leise Klappern der Teekanne zu vernehmen.

»Du bist also eine Schwarze Hexe«, stellte Korben mit Genugtuung in der Stimme fest. »Kein Wunder, dass du im Weißen Orden nicht zurechtgekommen bist.«

Anna öffnete den Mund zum Protest und schloss ihn gleich darauf wieder. »Ich weiß nicht, was ich bin«, erwiderte sie nachdenklich. »Ich bin nur froh, dass du hier bist, und sehr, sehr gespannt darauf, wie es nun weitergeht. Und weißt du was?« Sie richtete sich ein wenig auf, und ihre Augen blitzten hell in dem dämmrigen Raum. Korben, das Gesicht in die Hand gestützt, sah sie erwartungsvoll an. »Wir wissen nicht, was aus uns werden wird, ich verfüge plötzlich über magische Kräfte, die ich nie besessen habe, kann mich sogar in einen Vogel verwandeln, die Herzen sind verschwunden, nachdem ich sie gestohlen habe«, sie musste tief Luft holen, und Korben lächelte über ihre Aufregung, obwohl auch sein Herz schneller schlug, »und ich habe überhaupt keine Angst«, schloss Anna laut triumphierend.

»Gebt ihr bald mal Ruhe da drüben«, dröhnte die tiefe Stimme der Krähe. »Ihr sollt

schlafen! Wir müssen spätestens bei Tagesanbruch fort sein!«

Anna verschwand unter ihrer Decke, und Korben hörte ihr unterdrücktes Lachen. Er grinste, klopfte an der Stelle, wo er ihre Schulter vermutete, auf Annas Deckenberg und zog sich selbst die Decke über die Ohren. Jinx hatte Recht, sie mussten jetzt wirklich schlafen. Und kaum hatte er das gedacht, war er auch schon fest eingeschlummert. Die Morgendämmerung kam viel zu früh. Anna jammerte und Korben stöhnte, als die feste Hand der Krähe beide schüttelte und ihnen die Decken von den fröstelnden Leibern zog. »Auf, ich habe Kribb gekocht.«

Taumelnd kam Anna auf die Beine und griff dankbar nach dem dampfenden Becher. Am ersten Schluck verbrannte sie sich Zunge und Gaumen, aber die Wärme, die das Getränk alsbald durch ihre Glieder strömen ließ, entschädigte sie dafür. Das Fenster war beschlagen, und als die Krähe es aufstieß, kam ein Strom frischer kalter Luft herein. Korben zog sich die Decke um die zitternden Schultern und umklammerte den Becher. Sein zerzaustes Haar stand wild in die Luft, und er bot einen recht erbärmlichen Anblick.

»Du riechst«, rümpfte Anna die Nase.

»Du an meiner Stelle würdest auch ›riechen‹«, gab er beleidigt zurück. »Wir hatten wenig Gelegenheit, uns zu waschen ... da drinnen.«

»Draußen im Garten ist eine Pumpe, dort findet ihr auch Seife«, rief Jinx durch die Tür. »Kommt ans Feuer, wenn ihr euch gewaschen habt.«

Anna schnitt eine Grimasse, die Korben stumm erwiderte. Sie standen auf, zogen die Decken eng um sich und gingen in den erwachenden Garten.

Die ersten Sonnenstrahlen tanzten durch das Fenster, als sie endlich mit nassen Haaren und dampfend in der Wärme vor dem Herdfeuer saßen. Jinx hatte Korbens zerlumptes Zeug durch einige alte, aber saubere Kleidungsstücke ersetzt und betastete nun vorsichtig seinen Kopf. »Ich bin keine Heilerin«, sagte sie, »aber ich denke, du hast keinen Schaden davongetragen. Was machen deine Kopfschmerzen?«

»Sind auszuhalten«, gab der junge Mann zurück. »Und sie werden uns nicht behindern.«

»Dann können wir aufbrechen.«

»Wohin werden wir gehen?«, fragte Anna leise.

Die Krähe lächelte kurz. »Nach Hause«, sagte sie sanft. Hochmeister Rafiels Augen lagen tief und von dunklen Schatten umgeben in ihren Höhlen, und seine Kleider sahen aus, als hätte er sie nicht nur tagelang getragen, sondern auch noch mehrmals in ihnen übernachtet. Die Oberste Hexe bot keinen sehr viel besseren Anblick – es waren nur wenige, unbedeutende Stunden Schlaf, die sie sich gegönnt hatte, ehe sie wieder mit allen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, nach dem Aufenthaltsort der Herzen und der verfluchten Schwarzen Magierin gesucht hatte.

Aber weder ihre Magie noch die der anderen Ratsmitglieder hatte Erfolg gezeitigt. Dagegen schien die schlichte Suche in der Unterstadt, die der Hochmeister geleitet hatte, nun endlich zu einem Ergebnis geführt zu haben.

»Wir sind den Gerüchten gefolgt, dass es noch einen Schwarzen Magier im Hafenviertel geben soll. Das Haus, auf das wir schließlich gestoßen sind, stand leer, offensichtlich schon seit einigen Tagen, aber wir haben ein paar Dinge darin gefunden, die uns zu denken gegeben haben.«

Er legte einige Gegenstände auf den Tisch: ein paar zerlumppte, vor Schmutz starrende Kleider, einen unscheinbaren Stein, einige schillernde Federn, die einem dafür empfänglichen Auge deutlich ihren Zauber offenbarten.

»Die Lumpen?«, fragte Herrad verwundert und hob mit spitzen Fingern einen Fetzen an.

Der Hochmeister setzte sich mit steifen Knochen und knackenden Gelenken und stöhnte leise. »Wir haben unsere Ohren für alle seltsamen Vorkommnisse in der Stadt offen gehalten. Vor ein paar Tagen ist ein Gefangener auf unerklärliche Weise aus der Festung entkommen. Meine Leute haben sich mit den Wachen unterhalten. So, wie es aussieht, gehört der junge Mann hier zum Ordenshaus, ein Lehrling. Verkrüppeltes Bein, deformierte Schulter ...«

Herrad riss die Augen auf. »Korben«, flüsterte sie. »Anna ist mit ihm befreundet.«

Der Hochmeister deutete auf die Lumpen. »Das Zeichen Eurer Wäscherei ist in einem der Kleidungsstücke zu finden. Die Sachen scheinen dem entflohenen Gefangenen zu gehören.«

Die Oberste Hexe starrte auf den Kleiderhaufen. »Aber was bedeutet das alles?«, fragte sie niemanden im Besonderen. Dann schüttelte sie den Kopf und nahm den kleinen Stein in die Hand. »Ein Rufstein. Und Federn, die einem unbekannten Zweck gedient haben, der ganz offensichtlich magischer Natur war.« Sie seufzte. »Gut, in diesem Haus wohnt oder wohnte ein Magier ...«

»Eine Frau«, warf der Hochmeister ein. »Das haben jedenfalls die Nachbarn gesagt.«

»Eine Magierin. Gerüchte bestätigen, dass es sich um eine Schwarze Hexe handeln soll. Außerdem hat sich in diesem Haus ein Laienmitglied meines Ordens aufgehalten, das, aus welchen Gründen auch immer, in der Festung inhaftiert war und von dort entflohen ist.« Sie senkte den Kopf in die Hände. »Wo sind die Herzen? Und wo ist Anna? Hat der Schwarze Orden sie am Ende entführt?«

»Wir werden sie finden«, sagte der Hochmeister fest. »Meine Ritter schwärmen aus und drehen, wenn es sein muss, jeden Stein auf dieser Welt um, bis die Verlorenen gefunden sind. Das verspreche ich Euch!«

So beschwerlich ihre Reise zu Anfang auch gewesen war – je näher sie ihrem Ziel kamen, desto gründlicher gerieten die Strapazen in Vergessenheit. Nach der ersten Nacht hatten sie auf Jinx' Rat hin darauf verzichtet, während ihrer Pausen wieder in ihre menschliche Gestalt zu wechseln, und das hatte ihnen alles Weitere nicht nur sehr erleichtert, sondern geradezu zu einem Vergnügen gemacht. Es war herrlich, durch die klare Luft zu segeln, mit kräftigen Muskeln die beinahe unermüdlichen Schwingen zu bewegen und unter sich die weite Landschaft vorüberziehen zu sehen. Es gab lange Zeiträume, in denen Anna an nichts mehr dachte, nur noch das Gefühl genoss, zu fliegen, zu atmen, die Sonne und den Wind zu spüren und sich dem Da-Sein hinzugeben, ohne Sorgen und ohne Angst.

Neben ihr flog der Rabe, der Korben war, und auch ihm schien diese Art des Reisens überaus zu gefallen. Manchmal drehte er den Kopf und zwinkerte ihr zu, und das war wie ein Lächeln, das Anna gern erwiderte.

Fast hätte sie es bedauert, sich dem Ende der Reise zu nähern, aber als sie erkannte, wohin Jinx sie führte, gewann doch die Vorfreude die Oberhand. Als die ersten Ausläufer des riesigen Grennach-Waldgebietes vor ihnen auftauchten, klopfte ihr Herz so stark, dass sie es in jeder Faser ihres Vogelkörpers spüren konnte. Sie flogen einen ganzen Tag über einer geschlossenen Decke aus Wipfeln, dann erschienen am Horizont die ersten Baumriesen. Anna stieß einen lauten Ruf aus, den Jinx, vor ihr fliegend, ebenso laut erwiderte.

Die letzte Nacht ihrer Reise verbrachten sie schon in Sichtweite des Großen Nestes. Annas Ungeduld war so groß, dass sie am liebsten noch in der Nacht weitergeflogen wäre, aber die Krähe ließ es nicht zu. »Unsere Flügel sind müde, und der Weg ist noch ein ganzes Stück länger, als er dir in deiner Ungeduld erscheint. Lass uns ausruhen und morgen erfrischt weiterfliegen. Was hätte es außerdem für einen Sinn, mitten in der Nacht dort anzukommen? Wer sollte uns willkommen heißen?«, erklang ihre mahnende Stimme in Annas Kopf. Der kleine Star ließ ein wenig die Flügel hängen, sah aber ein, dass Jinx Recht hatte.

In der ersten Morgendämmerung brachen sie auf, auch wenn Korben sich leise krächzend beschwerte. Jinx hatte sich nicht geirrt. Zwar hätte Anna geschworen, das Große Nest sei zum Greifen nahe, aber es dauerte noch bis zum frühen Nachmittag, bis sie den gigantischen Baum endlich erreichten.

Anna war wie beim allerersten Anblick vor Jahren auch diesmal fasziniert von den Ausmaßen des Großen Nestes. Die Krone des Baumes, höher als jeder andere Baum dieses Waldes – und wahrscheinlich der ganzen Welt –, ragte weit über die der anderen Baumriesen hinaus, die ihn umgaben. Sein uralter, rissiger Stamm hatte den Durchmesser eines ganzen Stadtviertels, und die Wurzeln, die den Boden der Lichtung durchzogen, bildeten hohe Wälle, zwischen denen Menschen verschwinden konnten.

Sie drehte den Kopf, um Korben anzublicken, und sah das Staunen in seinen Augen. Die Krähe stieß einen lauten Ruf aus, und Anna wandte ihr wieder die Aufmerksamkeit zu. Jinx flog einen weiten Bogen und schien nach dem geeignetesten Platz für eine Landung

zu suchen. Sie flogen recht schnell zwischen den höchsten Ästen hindurch, und Anna musste all ihre neu erworbenen Flugkünste aufwenden, um Jinx nicht zu verlieren. Die Krähe krächzte wieder, und Anna antwortete mit einem bestätigenden Ruf. Sie erblickte eine Plattform aus Holz und Flechtwerk, die sich über den Abgrund zwischen zwei straßenbreiten Ästen erstreckte. Die Plattform war leer, aber auf dem Nebenast bewegten sich zwei kleine Gestalten in bunten Kleidern, die anscheinend auf dem Weg hinunter in das dichtere Geäst in der Nähe des Stammes waren. Als Jinx auf der Plattform landete, blieben die beiden Grennach stehen und beobachteten stumm, wie die Krähe sich streckte und ihre Flügel ordentlich zusammenlegte. Dann landete mit einem Plumps Korben und gleich hinter ihm in Vogelgestalt die kleinere Anna.

»Bleibt, was ihr seid und wo ihr seid«, hörten die beiden die Stimme der Krähe in ihren Köpfen flüstern. »Ich möchte so wenig Aufsehen wie möglich erregen.« Sie hüpfte auf die beiden Grennach-Frauen zu, die sie immer noch mit Misstrauen und Verwunderung musterten, und öffnete den Schnabel zu einem lauten und auffordernden Krächzen.

Die kleinere der beiden Grennach lachte und klopfte ihre Taschen ab. »Ein zahmes Tier, wahrscheinlich sind das Botenvögel vom südlichen Bezirk«, hörte Anna sie sagen. Sie reichte der Krähe ein Stückchen Brot, das der Vogel würdevoll nahm und hinunterschluckte. Die beiden Grennach setzten ihren Weg fort, und Anna hörte, wie die größere, dunkelhaarige Grennach zu ihrer Begleiterin sagte: »Wir sollten Briddis benachrichtigen, damit sie sich um die Vögel kümmert.«

Jinx zwinkerte Anna und Korben zu, schüttelte sich und verwandelte sich in ihre menschliche Gestalt zurück. Die beiden folgten ihrem Beispiel und streckten erleichtert ihre Gliedmaßen, die so lange in so ungewohnter Haltung hatten verharren müssen. »Meine Hand ist eingeschlafen«, murmelte Korben und rieb das taube Glied. Anna trat mit knackenden Knien von einem Bein auf das andere und streckte sich ächzend. »Und jetzt?«, fragte sie.

Jinx blickte sich um. »Ich war lange nicht mehr hier.« Sie deutete auf eine hinabführende Leiter aus Seilen. »Dort entlang. Wir versuchen, eine von den Ältesten zu finden.«

Anna erinnerte sich schnell wieder an das zunächst etwas ungewohnte Gefühl, das die Fortbewegung in einem – wenn auch gigantischen – Baum mit sich brachte. Anfangs war es beängstigend, keinen festen Boden unter sich zu haben und zu wissen, dass der Erdboden erschreckend weit unter den eigenen Füßen lag. Der Grund, auf dem sie gingen, schien sich sacht zu bewegen, obwohl das im Fall der straßenbreiten, dem Stamm näheren Äste wohl eher Einbildung war. Zu Beginn klammerte sich Anna noch an jedes Seil, jeden kleineren Ast, den sie passierten, aber mit jedem Schritt fand sie zu ihrer alten Sicherheit zurück, bis sie beinahe so leichtfüßig über die Äste lief, als wäre sie in diesem Baum geboren. Jinx, die sie führte, bewegte sich unbekümmert und sicher wie eine Grennach, ihr fehlte nur der Schweif.

»Rennt doch nicht so«, keuchte Korben, der sich natürlich in dieser ungewohnten Umgebung am schwersten tat. Anna blieb ein wenig zurück, um ihn an der Hand zu nehmen.

»Man gewöhnt sich daran«, flüsterte sie. »Schau nicht hinunter. Die Äste sind hier so

breit, dass dir nichts geschehen kann. Und die Leitern sind alle so konstruiert, dass auch Menschen darauf sicher zu klettern vermögen. Du kannst dich überall festhalten.«

Korben nickte mit zusammengebißenen Zähnen.

»Kommt her«, rief Jinqx. Anna zog Korben mit sich, und beide bogen um einen Ast, der vor ihnen aufragte. Die Krähe stand neben einer fast weißblonden Grennach, die sie ungläubig musterte. Als die beiden jungen Leute dazukamen, sah die Frau sie ebenfalls verwundert an, lächelte dann aber und reichte Anna die Hand. »Du bist das Mädchen, das hier gelebt hat«, sagte sie mit erstaunlich tiefer Stimme. »Ich grüße dich und deinen Begleiter.« Sie sah wieder mit Staunen im Blick zu Jinqx auf. »Ich bin verwirrt, die Sturmkrähe zu sehen«, sagte sie. »Am besten bringe ich euch gleich zu Mellis.«

»Das ist mir sehr recht«, erwiderte Jinqx würdevoll. Sie nickte Anna und Korben zu, und alle drei folgten der Grennach, die sie mit rücksichtsvoller Langsamkeit weiter zum Stamm und dann hinunter führte.

An einer großen Kugel aus Flechtwerk hielt sie schließlich an, bedeutete ihnen zu warten, und trat durch eine Öffnung in das Innere. Korben musterte das locker geflochtene Gebilde und streckte eine Hand aus, um die gebogene Wand zu betasten.

»Das ist eine Art Zimmer«, wisperte Anna. »Die Grennach halten sich nicht gern in geschlossenen Räumen auf, aber diese Nester bieten ein wenig Schutz und Privatsphäre für den Schlaf oder für Gespräche und sind trotzdem nicht so abgeschlossen, dass sie sich unwohl darin fühlen.«

»Tretet ein«, unterbrach sie die blonde Grennach.

Jinqx nickte ihnen zu und zog den Kopf ein, um durch die niedrige Öffnung zu klettern. Anna folgte ihr mit klopfendem Herzen.

Mellis saß mit gekreuzten Beinen auf einer Matte, ein Buch in der Hand, das sie nun weglegte, und sah sie schweigend an. Neben ihr auf dem Boden lag ein Glühstein und verbreitete warmes Licht.

»Sag der Ältesten Bescheid«, wandte Mellis sich nach einem Augenblick der Stille an die blonde Grennach. Die nickte und verließ das kugelige Zimmer. »Setzt euch«, murmelte Mellis. Sie hob eine Hand und rieb sich über die Augen.

»Meister Wilber hat mich schon benachrichtigt, dass du verschwunden bist«, sagte sie nach einer Weile.

Anna seufzte. »Es tut mir Leid, er hat sich bestimmt Sorgen gemacht.«

»Wie wir alle«, sagte Mellis scharf. Sie sah Anna nur kurz an, dann blickte sie wieder auf die Krähe, die gelassen dahockte, ihre Pfeife aus der Tasche genommen hatte und sie kalt zwischen die Zähne klemmte.

»Wer bist du?«, fragte Mellis.

Jinqx blickte sie amüsiert an. »Was denkst du, wer ich bin?«, fragte sie zurück, ein wenig undeutlich, weil die Pfeife im Mund sie behinderte.

Mellis kniff die Augen zusammen. »Du siehst aus wie die Sturmkrähe, und du redest wie sie. Aber ich glaube, dass das eine Täuschung ist.«

»Warum sollte ich dich zu täuschen versuchen? Was hätte ich davon?«

»Ich weiß nicht, was du damit beabsichtigst. Aber der Schwarze Orden war immer für seine Tücke und seinen Einfallsreichtum bekannt, wenn es darum ging, Ränke zu

schmieden.«

»Du tust uns Unrecht«, erwiderte Jinqx sanft.

Anna fuhr auf. »Sie hat niemandem etwas zuleide getan«, sagte sie wütend. »Im Gegenteil, sie hat mir geholfen, was keiner von euch gelungen ist. Die Herzen ...«

Mellis fuhr herum. »Meister Wilber hat so etwas angedeutet«, sagte sie. »Wo sind die Herzen? Hast du sie?«

Anna sank in sich zusammen. »Nein«, murmelte sie. »Sie waren bei mir, für eine kurze Zeit, aber dann habe ich sie verloren.«

»Verloren?«, schrie Mellis. Wutentbrannt deutete sie auf Jinqx. »Du hast sie ihr gestohlen. Deshalb dieses Täuschungsmanöver, das ist der Grund, warum du vorgibst, Anna zu helfen!«

»Ach ja?«, entgegnete Jinqx scharf. »Und deshalb bin ich auch so dumm, mit ihr hier im Großen Nest aufzutauchen, oder was?«

Mellis stutzte. Einen Moment lang war es still, dann gähnte Korben herzerreißend, schlug die Hand vor den Mund und entschuldigte sich verlegen. Mellis sah ihn und Anna an, und dann glitt erstaunlicherweise ein winziges Lächeln über ihr angespanntes Gesicht. »Ich muss mich bei euch entschuldigen«, sagte sie. »Ich mache der Gastfreundschaft meines Volkes keine Ehre. Ihr habt eine lange und anstrengende Reise hinter euch, seid müde und ganz sicher auch hungrig – ich lasse euch eine Erfrischung bringen und ein Ruhenest zuweisen. Wir können auch heute Abend noch miteinander reden.«

Sie stand auf und ging hinaus. Anna sah besorgt zu Jinqx, aber die hockte gelassen da und schien sich über nichts zu beunruhigen. »Ich dachte, wenn Mellis Euch sieht, ist alles in Ordnung«, flüsterte Anna.

Jinqx zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Mellis ist misstrauisch. Ich verdenke es ihr nicht. Das Volk der Grennach hatte immer eine enge Verbindung zu den Hüterinnen der Herzen. Aber das bin ich nun schon lange nicht mehr, und deshalb ist Mellis unsicher, ob ich wirklich die bin, für die ihre Augen und auch ihr Verstand mich halten.« Sie lächelte grimmig.

Korben hatte sich an die Wand des Nestes gelehnt und die Augen geschlossen. Er atmete tief und ruhig, aber sein mageres Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, und die Nase stach scharf daraus hervor. Jinqx bemerkte Annas besorgten Blick und schüttelte sacht den Kopf. »Er muss sich erholen. Das ist hier der richtige Ort dafür – ich werde dafür sorgen, dass die Heilerinnen der Grennach sich um ihn kümmern, damit er wieder auf die Beine kommt. Der lange Flug muss ihn den Rest seiner Kraft gekostet haben.«

Eine weißhaarige Grennach, die gerade den Kopf durch den Eingang steckte, hatte wohl ihre letzten Sätze gehört. Sie drehte sich noch im Eingang um und gab ein paar schnelle Anweisungen. Dann kam sie herein und hockte sich wortlos vor Jinqx nieder. Die Krähe sah sie mit untypischer Rührung in ihrem herben Gesicht an.

Anna sagte nichts, aber sie hatte die Älteste der Grennach gleich erkannt, obwohl sie sie während ihres Aufenthalts im Großen Nest nur ein paar Male zu Gesicht bekommen hatte. Anna wusste, dass Grennach alt wurden, älter wohl als jedes andere Lebewesen auf der Welt, abgesehen von den Bäumen. Mellis war damals mit ihrer Großmutter gereist, und sie sah noch immer aus wie eine junge Frau. Aber diese Grennach hier schien

so alt zu sein wie die Welt – und Anna fragte sich ein wenig beklommen, ob das möglicherweise sogar stimmen konnte.

»Tallis«, sagte Jinx nach einer langen Weile, in der die beiden sich nur angesehen hatten. Die weißhaarige, zerfurchte Grennach hob eine Hand und berührte sanft den Arm der Krähe. Wieder saßen sie einige Atemzüge lang still da, dann hob die Grennach-Älteste den Kopf und nickte. »Sei mir willkommen, Sturmkrähe«, sagte sie leise.

Mellis, die hinter ihnen im Eingang des Nestes gekniet hatte – denn der kleine Raum fasste keine weitere Person –, atmete scharf ein. »Mutter!«, sagte sie halblaut und ein wenig vorwurfsvoll.

Die alte Grennach wandte würdevoll den Kopf. »Sei still, Nesttochter«, mahnte sie. »Du solltest manchmal ein wenig mehr deinem Gefühl vertrauen. Dies hier ist Jinx. Es besteht nicht der geringste Zweifel.«

Mellis nahm die Zurechtweisung hin und seufzte nur leise. Sie sah Jinx an und sagte: »Ich habe die Ruhenester und eine kleine Mahlzeit für euch bereiten lassen. Wollt ihr euch nun erst einmal zurückziehen?«

Jinx wechselte einen Blick mit der Grennach-Ältesten. »Ich möchte noch ein wenig mit Tallis reden, aber Anna und Korben sollten sich ausruhen«, sagte sie. »Geleite die beiden zu ihren Nestern.«

Anna wollte einen Einwand erheben, aber die Erschöpfung von der Reise und der Aufregung der letzten Tage steckte tief in ihren Knochen und füllte sie wie mit Blei. Die Aussicht auf ein weich gepolstertes Schlafnest, in dem sie ihre müden Glieder ausstrecken konnte, ließ ihre Augenlider noch schwerer werden. Mit einem unterdrückten Gähnen kam sie auf die Füße und folgte mit dem halb schlafenden Korben der hellhaarigen Grennach ins Freie.

Anna glaubte kaum die Augen zugetan zu haben, als auch schon wieder eine Hand sie sanft, aber unnachgiebig aus dem Schlummer rüttelte. Sie blinzelte in das dämmrige Licht des kleinen Nestes, das nur von dem matten Schein des Glühsteins neben ihrer Schlafmulde erhellt wurde. Es musste spät am Abend sein, denn nicht der kleinste Rest Tageslicht drang durch die geflochtenen Wände.

»Die Älteste will dich sehen«, sagte die Grennach, die sie geweckt hatte. »Es tut mir wirklich Leid, dass ich dich aus dem Schlaf holen muss.«

»Schon in Ordnung«, murmelte Anna und stieg in ihre Kleider. Sie benetzte ihre Hände mit dem Wasser aus einem Krug und fuhr damit schnell über ihr Gesicht. »So, fertig«, sagte sie mit einem Lächeln.

Der Abstieg in der Dunkelheit verlangte ihr mit ihren schlafmüden Beinen einige Konzentration ab. Zwar waren an den Hauptwegen im Geäst hier und da Glühsteine angebracht, aber das Licht reichte kaum aus, seine eigenen Füße zu erkennen, geschweige denn die Stellen, an die man sie setzen konnte. Ihre Führerin gab ihr aber während des ganzen Weges leise Anweisungen, die sie sicher hinab zu einem der kleineren Versammlungsnester leiteten. Trotzdem zitterten Annas Beine von der Anstrengung, als sie schließlich durch die Türöffnung kletterte.

In der schummrig erleuchteten Höhle saßen Jinx, Mellis, die Grennach-Älteste und ein rundlicher kleiner Grennach-Mann, der sich etwas abseits von den Frauen hielt. Anna

erkannte ihn, es war der Tlen-na'Tian – das Gedächtnis – des Großen Nestes, derjenige, der alle Überlieferungen in seinem Kopf hatte. Die Grennach besaßen keine Bibliotheken und einen großen Widerwillen dagegen, etwas aufzuschreiben, um es zu bewahren. Eigentlich hatte Anna immer nur Mellis mit einem Buch oder anderen Schriftstück in der Hand gesehen – aber Mellis hatte lange Zeit außerhalb des Nestes gelebt und galt deshalb in den Augen der Grennach ohnehin als etwas exzentrisch.

Tallis sah auf, und ein warmes Lächeln erhellte ihr runzliges Gesicht. Sie streckte ihr die Hand entgegen. »Sei erneut willkommen in unserem Nest, Anadia. Ich freue mich, dich wieder zu sehen. Die Enkelin Anidas ist mir immer ein hochgeschätzter Gast.« Sie wies auf den Platz an ihrer Seite, und Anna murmelte verlegen einen Dank und hockte sich neben die Älteste. Mellis lächelte sie müde an, und Jinx saß nur da, die Augen geschlossen, und kaute auf ihrer kalten Pfeife herum. Sie musste todmüde sein, dachte Anna mitleidig. Vor ihrer Flucht hatte sie einige Nächte überhaupt nicht geschlafen, weil sie bei Korben im Verlies gewesen und ihn in aller Eile den Verwandlungsauber gelehrt hatte, und während ihrer Reise hatte sie des Nachts immer mit einem Auge über den Schlaf ihrer beiden Schützlinge gewacht.

»Anna«, sprach Mellis sie an, und sie schrak aus ihren Gedanken. »Die Krähe hat uns erzählt, was geschehen ist. Wir würden jetzt aber gern deine Seite der Geschichte hören. Kannst du uns erzählen, was du mit den Herzen erlebt hast?«

Anna nickte, und der Tlen-na'Tian rückte ein wenig näher, um kein Wort von dem zu versäumen, was sie sagte. Mit leiser Stimme begann Anna an dem Punkt, als Mika im Ordenshaus aufgetaucht war, um ihr von Korbens Verschwinden zu erzählen. Die Anwesenden hörten konzentriert zu, bis auf Jinx, die eingeschlafen zu sein schien. Die Pfeife lag inzwischen neben ihren reglosen Händen in ihrem Schoß.

Anna endete bei ihrer Flucht aus dem Verlies, und danach herrschte eine Weile Schweigen.

»Seitdem hast du die Herzen nicht mehr gespürt?«, fragte Tallis schließlich. Anna schüttelte den Kopf.

Tallis und Mellis sahen sich an und wechselten einige Worte in der Sprache der Grennach. Die beiden sprachen zu schnell und zu leise, dass Anna etwas davon verstanden hätte.

»Gut«, sagte Tallis. »Der Weiße Orden hat uns schon über dein Verschwinden und das der Herzen in Kenntnis gesetzt. Wir haben bis jetzt noch nichts dazu gesagt und werden das auch erst einmal weiter so halten. Wie lange wir den Orden allerdings über dein Hiersein im Unklaren lassen können und sollten, weiß ich nicht. Darüber muss ich mich noch mit euch und mit den anderen Ältesten beraten. Wir wollen keinen Unfrieden mit den Menschen – und du hast mit dem, was du getan hast, große Unruhe geschaffen.« Sie lächelte Anna beruhigend an, weil sie ihre Angst erkannte. »Sei unbesorgt, Kind. Was du getan hast, war in meinen Augen richtig. Man hätte dir die Herzen nicht nehmen dürfen, das war ein großes Unrecht, und das habe ich dem Magischen Rat auch in aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben.«

Sie seufzte und rieb mit einem gekrümmten Zeigefinger über ihre Augen. »Morgen ist ein neuer Tag. Ich werde mich mit unserem Tlen-na'Tian und einigen der Ältesten

zurückziehen und zu ergründen versuchen, was mit den Herzen geschehen sein mag.« Sie dachte einen Moment lang nach. »Jinx hat dir geraten, sie an einem sicheren Ort gut zu verbergen, nicht wahr?« Anna nickte. Tallis stützte sich auf Mellis, erhob sich und lachte. »Nun, das scheint dir gelungen zu sein. Du bist nicht weniger stark als deine Großmutter und ihre Schwester. Aber wir werden das Verborgene schon zu finden wissen.«

Anna nickte erleichtert. Jinx öffnete ein Auge und brummte: »Lasst das Mädchen jetzt schlafen. Nichts ist so eilig, dass es heute Nacht noch geschehen muss.«

Jinx geleitete Anna zu ihrem Nest zurück und wünschte ihr einen erholsamen Schlaf. Dann steckte sie noch einmal den Kopf durch die Türöffnung und sagte: »Du solltest vielleicht einmal im Traum nach den Herzen suchen. Nicht diese Nacht, heute wäre es gut, du ruhest dich einfach nur aus. Aber wenn du dich das nächste Mal zum Schlafen hinlegst ... Denk mal darüber nach.« Sie schob den Vorhang vor der Tür zu und war fort.

Anna kuschelte sich unter ihrer Decke zusammen und war schon eingeschlafen, als draußen noch die leisen Schritte von Jinx zu vernehmen waren, die zu ihrem Schlafplatz ging.

Das Erste, was sie am anderen Tag erblickte, als sie die Augen aufschlug, war das blasse, aber vergnügte Gesicht Korbens. Er hockte neben ihrer Schlafmulde, hatte ein Tablett mit Früchten und Brot auf dem Schoß und kaute hingebungsvoll auf etwas herum.

»Schmeckt dir mein Frühstück?«, brummelte Anna schlaftrunken und ein wenig ärgerlich. Korben schluckte und nickte leicht verlegen.

»Komm, es ist bald Mittag«, sagte er. »Ich möchte mich ein bisschen umsehen, aber ich finde mich hier nicht zurecht.« Er blinzelte sie kläglich an. »Jetzt kannst du mich ja mal herumführen. Hier kennst du dich besser aus als ich.«

Anna grinste und setzte sich auf. »Gut, raus mit dir. Ich komme gleich und hole dich ab.«

Müßig streiften sie einen Nachmittag lang durch das Gewirr der Äste, Zweige und Seiltreppen, und Anna zeigte Korben all die Plätze, an die sie sich aus ihrer Zeit im Großen Nest noch erinnerte. Schließlich saßen sie friedlich und müde von all den Eindrücken nebeneinander auf einem hohen Ast, ließen die Beine über dem Abgrund baumeln und aßen von den Äpfeln, die sie sich in einem der großen Nester, die als Speiseräume dienten, geholt hatten. Korben zeigte inzwischen kaum noch Angst vor dem unsicheren Grund, auf dem sie sich bewegten.

»Du hast dich schnell eingewöhnt«, sagte sie anerkennend.

Korben warf ein Kerngehäuse hinunter und sah ihm nach, wie es den scheinbar endlosen Fall zum Waldboden aufnahm. Er leckte seine Finger ab und streckte sich. »Es gefällt mir hier. Und außerdem – die Zeit als Vogel hat mir fast alle Angst vor der Höhe genommen. Es fühlt sich anders an, wenn man ein Mensch ist, aber ich erinnere mich auch noch daran, wie schön es war, hoch oben in der Luft zu fliegen. Das hilft.«

Anna nickte nachdenklich. Korben lehnte sich an einen aufstrebenden Ast und gähnte herzhaft. »Was geschieht jetzt mit uns?«, fragte er schläfrig. »Es gefällt mir hier zwar, aber ich möchte nicht für immer im Großen Nest bleiben. Was meinst du, kehren wir in die Residenz zurück?«

Anna schwieg lange. Dann zuckte sie mit den Achseln und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Korben. Was dich angeht – du bist ein entflohener Gefangener. Aber wenn Gras über die Sache gewachsen ist, sucht möglicherweise keiner mehr nach dir. Und wenn du es vermeidest, der Wache unangenehm aufzufallen ...«

»Und der Händlergilde«, fügte Korben sarkastisch hinzu.

»Und dem Weißen Orden«, lachte Anna. »Nein, ich glaube, die Residenz ist nicht unbedingt ein Ort, an den du zurückkehren solltest.«

Korben nickte stumm, aber sein Gesicht drückte Zuversicht aus. »Ich werde schon zurechtkommen. Die Krähe hat angefangen, mich das zu lehren, was ich wissen will, und vielleicht behandelt sie mich ja jetzt endlich richtig als ihren Schüler. Dann ist es mir egal, wo ich lebe. Es tut mir nur Leid wegen Mika. Er kommt allein so schlecht zurecht.« Über sein Gesicht huschte ein Schatten, als er das sagte, und Anna deutete es gerührt als Sorge um seinen Freund.

»Er wird zurechtkommen«, sagte sie zuversichtlich. »Er hat doch schon damit angefangen. Cass hilft ihm im Laden, und ich habe meiner Mutter einen Brief geschrieben, damit sie sich ein bisschen um ihn kümmert.« Sie kicherte. »Sie wird ihn mögen. Er ist so nett schüchtern.«

Korben sah sie mit ernster Miene an, als wollte er ihr etwas Wichtiges mitteilen, aber im selben Moment rief vom Ast über ihnen jemand nach Anna.

»Hier bin ich«, rief sie zurück und stand auf. Mellis' Kopf tauchte über ihnen auf, und sie winkte.

»Komm hoch«, rief sie. »Die Älteste will dich sehen.«

Wie in der gestrigen Nacht saßen sie in dem kleinen Versammlungsnest zusammen. Tallis und Jinx beugten sich über einen Rufstein, den beide gemeinsam zwischen sich in den Händen hielten. Mellis legte den Finger auf die Lippen und bedeutete Anna, sich still hinzusetzen. Anna sah neugierig zu, wie die beiden Frauen den Stein auf eine Weise handhabten, die sie nie zuvor gesehen hatte. Fragend blickte sie zu Mellis, aber die schüttelte nur mahnend den Kopf. Der Tlen-na'Tian lehnte an der Wand des Nestes, die Augen halb geschlossen, und schien zu dösen.

Nach einer ganzen Weile stieß Tallis ein leises Stöhnen aus und setzte sich auf. Sie löste die Verbindung zu dem Stein und ließ ihn in Jinx' raue Handfläche gleiten. Die Krähe nickte und steckte ihn in die Tasche. Dann drehte sie den Kopf und begrüßte Anna.

»Was habt Ihr da gemacht?«, fragte Anna neugierig. Die Krähe blinzelte ihr zu.

»Rufsteine sind ein gutes Instrument, wenn man nach etwas sucht. Wir haben die Herzen nicht lokalisieren können – und das ist gut.«

»Warum?«, fragte Anna verdutzt.

»Weil die Hexenorden sie dann auch nicht finden werden. Wir haben also alle Zeit der Welt, um uns um deine Aufgabe zu kümmern.«

Anna seufzte. »Ich habe nichts geträumt heute Nacht.«

»Das solltest du auch nicht. Aber jetzt wäre ein guter Zeitpunkt dafür – komm her.«

Die Krähe deutete auf den leeren Platz in der Mitte des Nestes. Anna hockte sich dorthin und zog unbehaglich die Schultern hoch, weil alle sie anblickten. »Was muss ich tun?«

»Schließ die Augen.« Eine Hand legte sich auf ihre Stirn, eine zweite, kleinere, berührte sacht ihr Kinn. Tallis, dachte Anna.

Ja, erklang die amüsierte Antwort in ihrem Kopf. Anna zuckte ein wenig zusammen, entspannte sich aber gleich wieder.

»Leite uns«, hörte sie Jinx wispern. In ihrem Geist entstand das Bild einer sich drehenden Perle, die eine schwarze und eine weiße Seite besaß. Anna gehorchte und glitt hinab. Schichten ihres Bewusstseins zogen unbeachtet an ihr vorbei. Sie sank tiefer, um sie herum wurde es dunkler, aber in der Ferne lockte ein sanfter Glanz und zeigte ihr den Weg. Es ist anders als beim letzten Mal, dachte sie verwundert. Der Weg ist mir fremd. Er erscheint mir viel – weiter.

»Sei unbesorgt«, murmelte die Krähe. »Geh nur weiter.«

Anna glitt weiter, und alle Geräusche um sie herum verstummten. Sie wusste, wenn sie jetzt die Augen öffnete, würde sie nichts sehen außer der matten Dunkelheit, in der in

weiter Ferne der milde Schein ihres Kraftzentrums glühte.

Der Weg erschien endlos, und die Helligkeit wurde nicht stärker, sondern schien immer gleich entfernt zu bleiben. Langsam wurde sie müde. Rechts und links von sich gewahrte sie schattenhafte Gestalten, die ihr nun die Hände reichten. Neue Kraft strömte von ihnen in sie hinein. Sie sprang, und mit einem einzigen, weiten Satz hatte sie die Entfernung überwunden und stand vor dem Zentrum ihrer Magie. Es hatte sich verändert. Die Perle schien sich rasend schnell zu drehen und schimmerte nun, weiß und schwarz zugleich, in einem augenverwirrenden Wirbel.

Anna stöhnte und spürte, wie Übelkeit sie überkam. Die Hände ihrer Begleiterinnen umfassten sie stärker, schirmten sie ab.

Tritt ein, wisperte eine von ihnen. Anna schrak zurück, aber die Hände hielten sie unbarmherzig fest.

Du kannst es, flüsterte die andere. Du bist stärker geworden, Anna. Du beherrscht deine Kräfte noch nicht zur Gänze, aber das wird schon bald der Fall sein. Jetzt. Tritt ein!

Mit einem Ruck befreite sich Anna von den Händen und tat den entscheidenden Schritt. Das mentale Heulen und sinnverwirrende Sausen der sich drehenden Perle riss schlagartig ab. Es war still. Anna drehte sich im Kreis, aber rund um sie war nichts als weiche Dunkelheit. Unschlüssig stand sie da, die Hände ausgebreitet, aber nichts war zu fühlen, zu sehen oder zu hören. Zögernd tat sie einen weiteren Schritt, der sie nirgendwohin führte. Noch einen, noch einen. Nichts schien sich zu bewegen oder zu verändern.

Wo bin ich? Wo seid ihr?

Hier.

Wo ist >hier<?

Keine Antwort. Anna atmete stoßweise, aber es gab keine Luft, die sie in ihre Lungen hätte saugen können. Keine Luft, kein Licht – das hier war ähnlich schrecklich wie das Nichts, das sie einmal – vor Jahrhunderten, wie es ihr schien – vor Jinx' Fenster gesehen hatte. Damals hatte sie die Herzen berühren können ...

Als sie an die Herzen dachte, blitzte in ihrem Augenwinkel etwas auf und erlosch gleich darauf wieder. Sie fuhr herum – oder glaubte es zumindest. Da war nichts. Die Herzen. Anna konzentrierte sich darauf, wie sie in ihrer Hand gelegen hatten – wieder ein Aufblitzen, und wieder erlosch es im nächsten Moment. Sie stöhnte enttäuscht und versuchte, das Licht erneut herbeizuzwingen. Und wieder. Und wieder ...

Jemand hielt sie an den Schultern gepackt, und jemand anderes wischte ihr Gesicht mit etwas Nassem ab. Anna drehte den Kopf weg.

»Hörst du mich?«, fragte eine Stimme drängend. »Anna. Kannst du mich hören?«

Sie hob matt eine Hand und öffnete die Augen. Besorgte Gesichter starrten auf sie hinab. »Was ist los?«, fragte sie undeutlich.

Mellis, die vor ihr kniete, ließ sich auf die Fersen zurücksinken und seufzte erleichtert. Jinx nahm ihre Hände von Annas Schultern und strich ihr eine Haarsträhne aus der Stirn. »Du warst zu lange sehr weit weg«, sagte sie leise. »Wir hatten große Sorge, dass du nicht zurückfinden würdest.«

Anna ächzte und setzte sich auf. Ihr war schwindelig und übel, und sie war so erschöpft,

als wäre sie ohne Pause den ganzen Weg von der Residenz zum Großen Nest geflogen.

»Kannst du uns sagen, was geschehen ist?«, fragte Jinx. Mellis blickte sie missbilligend an, aber die Grennach-Älteste hinderte sie mit einer strengen Handbewegung daran, etwas einzuwenden, und beugte sich aufmerksam vor.

Anna schloss die Augen. »Ich war drinnen«, begann sie zögernd. »Es war dunkel und leer. Aber da war etwas außer mir, und ich habe versucht, es zu finden.«

Sie riss die Augen auf. »Die Herzen«, flüsterte sie. »Ich habe sie gespürt. Sie sind nicht fort, aber ich kann sie nicht erreichen. Meine Kraft reicht dafür nicht aus. Ich habe es versucht, immer wieder, aber ich habe es nicht geschafft.« Sie barg das Gesicht in den Händen.

»Das ist eine gute Nachricht«, sagte Jinx. Anna sah sie verblüfft an. »Wenn du die Herzen so weit fortgeschickt hättest, dass du sie nicht mehr hättest finden können, wäre das schlimm gewesen. Jetzt wissen wir, dass sie noch da sind – alles Weitere wird sich finden.«

Anna blickte sie zweifelnd an, doch Tallis tätschelte ihr aufmunternd die Hand. »Die Krähe hat Recht«, sagte sie. »Jetzt, da wir wissen, wo sich die Herzen verbergen, können wir dir helfen. Also sei guten Mutes, Kind.« Sie blickte ihre Tochter an, und Mellis erhob sich.

»Kannst du laufen?«, fragte sie Anna. »Oder sollen wir dir hier ein Lager herrichten? Du musst dich jetzt ausruhen.«

Anna stand mit wackeligen Beinen auf. »Es geht. Danke. Ihr habt Recht, ich muss schlafen.« Sie wagte ein zittriges Lächeln. »Das ist alles sehr neu für mich.«

Jinx legte ihr tröstend eine Hand auf den Rücken und geleitete sie zu ihrem Schlafnest. Sie sprachen während des Wegs nicht miteinander, aber als Anna in ihrer Schlafmulde lag, setzte sich die Krähe noch eine Weile neben sie.

»Ich kann mich kaum an den Gedanken gewöhnen, dass mir meine magischen Kräfte jetzt endlich zur Verfügung stehen«, flüsterte Anna. »All die Jahre im Orden bin ich fast daran verzweifelt, ständig zu versagen. Das ist jetzt vorbei, oder?« Jinx nickte. Anna richtete sich auf und sah die Krähe eindringlich an. »Korben sagt, ich sei eine Schwarze Hexe. Hat er Recht?«

Die Krähe lächelte schmal. »Korben ist ein kluger Junge, und ich denke, ich werde mich in der nächsten Zeit ein wenig um ihn kümmern – schon, damit er keine Dummheiten macht. Aber er vereinfacht die Dinge gern ein wenig. So simpel ist es nicht ...« Sie verstummte und starrte blicklos vor sich hin. Dann sprach sie leise weiter: »Die meisten Menschen sehen gern nur die Oberfläche dessen, was ist. Das unterscheidet sie von den Grennach. Die Grennach denken vielschichtiger und komplizierter – und kommen damit sicherlich der Wirklichkeit näher. Magie ist etwas, das Menschen nie wirklich begriffen oder beherrscht haben. Dieser Unsinn mit weiß und schwarz und grau beweist das.«

»Aber Ihr selbst macht es doch nicht anders«, protestierte Anna, die plötzlich gar nicht mehr müde war.

Jinx verzog das Gesicht. »Ich war eine Hexe des Schwarzen Ordens. Ich bin seit langem seine Oberste Hexe – es sind ja nicht mehr allzu viele von uns übrig. Aber ich habe gelernt – und daran haben die Herzen ihren Anteil. Die Herzen sind Grennach-

Magie, und gleichzeitig, wie jede starke Magie, viel mehr als das. Sie sind zwar einst von den Grennach geschaffen worden, aber nur, weil eine starke Kraft ein Gefäß benötigte und sich ihr Werkzeug dafür wählte.« Sie seufzte schwer. »Kind, das ist kein Gesprächsstoff nach einem solchen Tag. Du solltest jetzt schlafen. Und mach dir nicht so viele Gedanken darüber, was du bist und wohin du gehst. Du bist eine Hexe, das reicht. Und du bist stark.« Sie strich sacht über Annas Stirn und ging hinaus.

Anna lag trotz dieser Worte noch eine ganze Weile da und grübelte. Dann endlich holte der Schlaf sie ein, und sie ließ sich dankbar in seine weichen Arme sinken.

Korben fand sie am anderen Morgen in luftiger Höhe an einem ihrer alten Lieblingsplätze, wo sie versunken auf das Blätterdach des Waldes hinabblickte.

»Ich wusste, dass du hier bist«, sagte er zufrieden. »Da unten sucht man nach dir.«

Anna lächelte ihn an. »Es war ein Fehler, dir diesen Platz zu zeigen. Ich glaube nicht, dass man mich hier so schnell gefunden hätte.«

»Hat man ja auch nicht«, gab Korben zurück und klammerte sich an einem Ast fest. Er vermied es, nach unten zu blicken, und suchte lieber einen Haltepunkt für seine Blicke irgendwo in der Ferne.

Anna klopfte neben sich auf den Ast, auf dem sie saß. Ihre Beine baumelten rechts und links hinab, und unter ihren Füßen lag nicht viel mehr als die Ahnung, dass weit, weit unten der Waldboden war. Korben schluckte und ließ sich ein wenig zittrig neben ihr nieder.

»Du hast seltsame Lieblingsplätze«, sagte er nach einer Weile.

Anna legte den Kopf in den Nacken und sah zum Himmel empor. Weit oben zogen ein paar Wölkchen vorüber.

»Hier habe ich meine Ruhe«, erwiderte sie. Korben nickte voller Verständnis.

»Was erwarten sie eigentlich von dir?«, meinte er.

Anna hob die Brauen. »Gute Frage«, sagte sie leicht erstaunt. »Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht genau.« Sie zog die Lippe zwischen die Zähne. »Ich weiß ja noch nicht einmal, was ich will.«

Korben musterte sie. »Du hast jetzt deine Kraft gefunden«, sagte er vorsichtig. »Du kannst endlich deine Ausbildung zur Hexe beenden.«

Anna seufzte. »Wo?«, fragte sie ironisch. »Soll ich in die Residenz zurückgehen und der Obersten Hexe erklären, dass ich zwar die Herzen gestohlen – und gleich darauf verloren – habe, aber dafür endlich Kräfte gewonnen habe, die der Weiße Orden sicherlich für fragwürdig hält? Und dass sie mich bitte weiter ausbilden sollen?«

»Du brauchst den Weißen Orden nicht.« Korben senkte die Stimme zu einem verschwörerischen Wispern. »Die Krähe hat mir gesagt, dass sie mich als Schüler annimmt. Wir beide könnten zusammen bei ihr lernen – hier bei den Grennach. Wäre das nicht großartig?«

Anna hob nachdenklich eine Hand und ließ ein winziges helles Geistfeuer auf ihrer Handfläche entstehen. Funken sprühten von ihren Fingerkuppen. »Das habe ich nie richtig gekonnt«, murmelte sie. »Jetzt ist es ganz einfach ...« Mit einem Fingerschnippen löschte sie das Feuer und sah Korben an. »Ich denke, du hast Recht. Es ist großartig. Ich muss mich an den Gedanken wohl nur erst gewöhnen.«

»Gewöhn dich ruhig dran«, gab Korben zurück. »Denk an all die dummen Bemerkungen, die du dir im Orden hast anhören müssen. Das ist jetzt vorbei – und ich sage dir was: Das, was die Krähe uns lehren wird, kann uns kein anderer beibringen!« Er strahlte förmlich vor Freude und Aufregung. Anna musterte ihn ein wenig unbehaglich, entspannte sich dann aber und gab ihm lachend einen Stoß in die Rippen, der ihn blass werden ließ.

»Nicht«, stöhnte er und suchte hastig nach Halt.

»Du bist ein Rabe, du kannst doch fliegen«, neckte Anna ihn.

Korben wurde schlagartig ernst. Anna sah ihn verdutzt an. »Was hast du?«, fragte sie.

»Das, was du gesagt hast«, murmelte er. »Dass ich ein Rabe sei. Was hat Jinqx dir erzählt?«

»Was soll sie mir denn erzählt haben?« Anna runzelte die Stirn. »Ich habe dich fliegen sehen – und du musst zugeben, du hast ausgesehen wie ein Rabe. Oder sollte das eigentlich eine Möwe sein, und du hast bloß Form und Farbe nicht richtig hinbekommen?«

Sie hatte erwartet, dass er lächeln würde, aber seine Miene blieb finster. »He, was ist los?«, fragte sie behutsam. »Was bekümmert dich?«

Er zog die Schultern hoch, als fröre ihn, und kreuzte die Arme vor der Brust. »Die Krähe hat mir im Kerker von meiner Familie erzählt«, sagte er widerwillig. »Mein Vater war der Grund dafür, warum sie sich die ganze Zeit geweigert hat, mich zu unterrichten. Aber um mich aus dem Kerker zu holen, musste sie mir zeigen, wie ich meine Kräfte anwenden kann – und jetzt, meint sie, kann sie mich nicht halb ausgebildet durch die Welt stolpern und Unheil anrichten lassen.« Er schnitt eine Grimasse. »Nicht sehr schmeichelhaft für mich«, fügte er bitter hinzu.

Anna sah ihn aufmerksam an. »Dein Vater war der Grund für ihre Weigerung?«, wiederholte sie fragend seine Worte.

Korben sah sie nicht an. Er stocherte mit unglücklicher Miene in einem Astloch herum und schien mit sich zu ringen. Dann holte er tief Luft und erzählte Anna, was er von der Krähe erfahren hatte.

Anna lauschte mit großen Augen und ohne ihn zu unterbrechen. Als er geendet hatte, schwieg sie eine ganze Weile und starrte hinunter auf das Blätterdach des Waldes. Korben hockte mit unglücklicher Miene neben ihr und riss kleine Fetzen von der Rinde des Baumes ab.

»Welch eine Geschichte«, rief sie endlich aus und schüttelte den Kopf. »Ich kann mir vorstellen, dass du daran erst einmal zu schlucken hattest. Aber warum hast du mir das alles nicht früher erzählt?« Sie stockte und fügte mit Vorwurf in der Stimme hinzu: »Und warum hat Jinqx dir nicht früher davon erzählt?!«

Korben lächelte schwach. »Sie wollte wohl keine schlafenden Hunde wecken«, sagte er ironisch. »Die Sache mit meinem Vater hat ihr einen großen Schrecken eingejagt. Sie fühlt sich schuldig – und sie war besorgt, dass ich in seine Fußstapfen treten könnte, wenn ich einmal ein voll ausgebildeter Magier sein würde. Sie hatte Angst, Anna. Mein Vater hat ihr einen mörderischen Schrecken eingejagt – auch mit seinen Worten ›die Welt werde vor mir zittern‹.« Er schnaubte. »Vor mir! Genauso gut könnte die Welt schon mal anfangen, vor meinem Bruder zu zittern – dem mächtigen und furchtbaren Tee- und

Gewürzhändler!«

Anna verschluckte sich und musste husten. Als sie wieder bei Atem war, keuchte sie: »Du und Mika – dass ihr wahrhaftig Brüder seid! Ich kann es kaum glauben.«

»Ich habe auch Mühe, mich an den Gedanken zu gewöhnen.« Korben seufzte. »Und daran, dass ich einen Großvater habe, den ich nicht kenne und der auf einer anderen Welt lebt.« Er schüttelte den Kopf. »Ich gäbe meinen gesunden Fuß dafür, ihn einmal sehen zu können.«

Anna strich ihm sacht über die Schulter. »Warte doch ab«, flüsterte sie. »Wenn Jinqx dir alles beibringt, was sie weiß – vielleicht kann sie dich dann auch einmal zu ihm bringen. Oder du bist in der Lage, aus eigener Kraft zu ihm reisen. Das ist doch jetzt alles möglich.«

Korben lächelte sie an. »Du hast Recht«, sagte er mit neuer Zuversicht. »Es geht doch alles den Weg, den ich mir gewünscht habe, also warum blase ich Trübsal? Ich bin gespannt darauf, was Jinqx mir noch alles über meine Familie erzählen wird.« Sein Gesicht bewölkte sich wieder ein wenig, als er an seinen Vater dachte, aber dann lächelte er und gab Anna einen Stoß. »Los, ich habe keine Lust mehr, hier herumzuhocken. Hast du vergessen, dass man da unten nach dir schreit?«

Anna lachte und stand leichtfüßig auf. Sie streckte sich und ließ sich dann geschickt auf einen tieferen Ast fallen. Korben schluckte und schloss die Augen.

»Du hast Recht, wir nehmen die Abkürzung«, rief Anna. »Es ist leichter, als es aussieht. Gib mir deine Hand.«

Mit ihrer Hilfe rettete sich Korben – wenn auch mit weichen Knien – in die tiefer gelegenen, dichteren Regionen der Baumkrone, wo die Äste breiter waren und gleichzeitig näher beieinander lagen. Korben schnaufte erleichtert und lehnte sich gegen einen festen Ast. Zwei halbwüchsige Grennach-Mädchen, die vorbeikamen, stießen sich an und kicherten leise, was Korben zu einer finsternen Grimasse veranlasste. Die Mädchen lachten lauter und tauchten halsbrecherisch an ihm vorbei in das Gewirr der Äste und Zweige. Korben sah ihnen mit einem leisen Schaudern nach.

»Ich habe mich zu Anfang auch nicht von den Hauptästen heruntergetraut«, sagte Anna, »aber man wird schnell mutiger.«

Korben wischte sich übers Gesicht. »Ich bin jetzt hier, und ich werde zurechtkommen.«

»Das wirst du«, sagte Anna überzeugt. Sie blickte sich um und krauste die Stirn. »Jetzt werde ich mich wohl oder übel stellen müssen. Wer hat nach mir gesucht, und wo soll ich hinkommen?«

Jinqx lehnte mit lang ausgestreckten Beinen in einem Fleckchen Sonne, das sich durch die Blätter stahl, und rauchte ihre Pfeife. Sie blinzelte zu Anna hoch und machte eine einladende Handbewegung. Die junge Frau hockte sich neben sie und faltete die Hände im Schoß.

»Die Grennach-Ältesten gehen gerade anderen Geschäften nach.« Jinqx schob ihre Pfeife in den Mundwinkel und faltete die Hände hinter dem Kopf. »Der Magische Rat sendet ständig beunruhigte Botschaften und fordert die Hilfe der Grennach bei seiner Suche nach den Herzen.«

»Und jetzt hätten die Grennach gern, dass ich die Herzen wieder finde«, folgerte Anna.

Jinx lächelte dünn. »Nicht, um dem Magischen Rat zu gefallen. Aber es muss etwas geschehen, die Grennach-Ältesten sind beunruhigt. Sie sagen, das Gleichgewicht sei empfindlich gestört – schon seit geraumer Zeit –, und dies habe sich seit dem Verschwinden der Herzen nicht gebessert. Im Gegenteil.«

»Welches Gleichgewicht?«, fragte Anna.

Die Krähe hob die Schultern. »Das ist schwer zu erklären. Ich kann den Grennach-Begriff dafür nicht richtig übersetzen, aber es gibt wohl Strömungen im magischen Gefüge, die ausbalanciert sein müssen, damit der Fluss erhalten bleibt.« Sie schmunzelte, als sie Annas ratlose Miene sah. »Kümmere dich nicht darum. Es ist einfach wichtig, dass du noch mal hinabgehst und versuchst, den Kontakt mit den Herzen zu schließen. Du hast sie schon einmal zu dir gerufen. Du wirst es wieder tun können.«

Anna verzog zweifelnd das Gesicht. »Ich bin froh darüber, dass ich nicht mehr als magischer Krüppel herumlaufen muss«, sagte sie leise. »Korben hat mir den Mund wässrig gemacht und gesagt, Ihr würdet uns beide in der Kunst unterrichten.« Sie warf einen Blick auf das Gesicht der Krähe, doch die gab auch nicht mit der kleinsten Regung zu verstehen, was sie davon hielt. »Aber die Herzen«, fuhr Anna eilig fort, »ich glaube nicht, dass ich es schaffe, sie noch einmal zu erreichen. Sie sind so weit fort, so weit ...«

»Du bekommst Hilfe.« Die Krähe klopfte ihre Pfeife aus und hielt Anna die Hand hin. Anna legte zögernd ihre Hand hinein und fühlte, wie kräftige Finger sie warm umfassten. »Hab keine Angst. Angst ist das Einzige, was dich behindern kann. Ich bin bei dir – und Tallis ebenfalls. Die Grennach sind wirklich begabte Magier, auch wenn sie davon kaum Gebrauch machen. Wir Menschen haben diese Fähigkeit von ihnen gelernt, aber im Vergleich zu ihnen sind selbst die Begabtesten unter uns nur Kinder.«

Sie stand auf, und Anna folgte ihr mit klopfendem Herzen. Sie hatte Angst, ganz gleich, was Jinx auch sagte. Das Erlebnis, dort in der finsternen Leere nach den Herzen zu suchen, war zu erschreckend und zu schmerzhaft gewesen. Alles in ihr sträubte sich dagegen, diesen Versuch noch einmal unternehmen zu müssen. Der innerste Kern ihres Wesens, der ihre Kraft und ihre magischen Fähigkeiten ausmachte, schien nicht mehr ihr allein zu gehören, sondern war fremdes und gefährliches Gebiet geworden, kaum, dass sie die ersten zaghaften Schritte zu seiner Erkundung unternommen hatte.

Jinx führte sie zu einer Baumhöhle, wie sie von den Grennach nur selten und dann meist als Vorratskammern genutzt wurden. Die Baumbewohner fühlten sich nicht wohl, wenn sie nicht den Himmel sehen konnten – und sei es durch das lockere Flechtwerk einer Nestkugel.

Anna verspürte einen ähnlichen Schauer, als sie jetzt hinter der Krähe durch den schmalen Eingang trat. Die Baumhöhle bot leicht fünf oder mehr Personen Platz. Einige weiche Decken waren auf dem Boden ausgelegt, und eine Hand voll Glühsteine verbreitete ihr mildes Licht; sonst war die Höhle leer. Jinx ließ Anna auf einer der Decken Platz nehmen und sah sich um. »Gut, hier bleiben wir sicher ungestört. Ich möchte jetzt mit dir hinuntergehen und sehen, was du siehst, wenn du nach den Herzen suchst. Streng dich nicht an, sie zu rufen, schau dich nur um und lass mich zusehen. Es ist am besten, wenn du dich dazu an mich lehnst.« Sie nahm hinter Anna Platz und umfing sie mit ihren starken Armen. Anna blieb zuerst ein wenig steif hocken, dann schimpfte sie

sich eine Angsthäsin und entspannte sich in der schützenden Umarmung. Sie schloss die Augen, und Jinx bedeckte sie mit einer Hand. Sie sagte nichts, aber Anna wusste, was sie zu tun hatte. Sie entließ ihren Atem und tauchte tief hinab.

Der Anblick der wirbelnden, weiß-schwarz blitzenden Kugel, die seit dem letzten Mal sogar noch größer und beängstigender geworden war, erschreckte sie erneut. Sie spürte Jinx' festen Griff, der ihr Halt gab, und nahm all ihren Mut zusammen, um durch den tobenden Wirbel hindurchzugehen.

Auf der anderen Seite war es dunkel und still, so, als hätte die wirbelnde Masse aus weißen und schwarzen Blitzen nie existiert, Anna lauschte und wartete. Leise Stimmen erklangen in der Ferne, doch sie konnte nicht verstehen, was sie sagten. Waren es überhaupt Stimmen? Oder waren es vielmehr Lichter, kleine Funken, die ihr Ohr kitzelten und ihre Nase reizten?

Anna ging ein paar Schritte weiter in die Dunkelheit hinein. Hinter sich spürte sie die Gegenwart der Krähe, und das beruhigte sie. Solange sie wusste, wo Jinx war, konnte sie sich nicht verlaufen. Tastend ging sie weiter. Silbrige Fäden wie von einem Spinnengewebe verbanden sie mit der Krähe, und je weiter sie voranschritt, desto fester wurde der Zug, den sie ausübten. Sie zitterte vor Anstrengung, und wenn da Luft gewesen wäre, die sie hätte atmen können, wären ihre Lungen sicher fast zersprungen, so sehr vermeinte sie zu keuchen. Sie kämpfte sich weiter voran, aber die Stimmen – oder Lichtfunken? – wichen vor ihr zurück, und die Entfernung zu ihnen verringerte sich nicht um einen einzigen Schritt.

Entmutigt blieb sie stehen. Weit hinter sich glaubte sie Jinx rufen zu hören, und vor ihr lockten die leisen Stimmen. Sie wusste, wessen Ruf stärker war.

Jeder weitere Schritt war eine flammende Qual. Die Silberfäden, die sie mit Jinx verbanden, waren zu Banden aus Eisen geworden, die sie unbarmherzig fesselten und ihr die Luft abschnürten. Sie musste sie unbedingt abstreifen, damit sie weitergehen konnte. Anna sank in die Hocke und konzentrierte sich auf die Bande, die sie hielten. Ihre geistigen Finger berührten eins von ihnen, hakten sich darunter, und sie spürte, wie es sich lockerte und abfiel. Die mentale Entsprechung eines warnenden, erschreckten Schreis erklang weit hinter ihr.

Sie tastete nach der nächsten Verbindung. Auch diese löste sich, wenn auch schwerer als die erste. Etwas schien danach zu trachten, die Bande zu stärken und zu erhalten. Anna zögerte. Wenn sie sich von der Verbindung zu Jinx befreite, war es fraglich, ob sie den Rückweg finden würde. Sie wusste nicht, ob es ihr überhaupt gelingen würde, die Herzen zu erreichen, die trotz ihres lockenden Rufes immer vor ihr zurückwichen. Was, wenn sie endlos weiter durch diese Dunkelheit tappen würde, ohne Ziel und ohne die Möglichkeit zurückzukehren?

Die Stimmen riefen. Anna lockerte die nächste Bindung und ließ sie hinter sich. Zwei waren noch übrig, und die pulsierten mit einem Gefühl der Angst und Sorge. Als Anna danach tastete, wanden sie sich wie Schlangen und wichen ihrem Zugriff aus. Endlich bekam sie einen der Stränge zu fassen und griff fest zu, damit er ihr nicht mehr entkam.

Halt ein, erklang eine Stimme wie ein volltönender Gong in ihrem Bewusstsein. Das war nicht die inzwischen vertraute mentale Stimme der Krähe.

Trenne die Verbindung nicht! Wir stärken sie, damit du weiterkommst, sagte Tallis. Weitere Grennach-Stimmen murmelten im Hintergrund.

Anna zögerte. Der verbindende Strang, den sie umklammerte, schien dicker zu werden und sich zu erwärmen. Sie erhob sich und versuchte sich zu orientieren. Dort waren die Lichter-Stimmen, denen sie folgen musste. Neue Kraft durchströmte sie, und sie eilte weiter.

Sie weichen fort, sagte Tallis. Du wirst sie so nicht erreichen können. Komm zurück.

Anna starrte die in weiter Ferne funkelnden Lichter an. Das Verlangen danach, sie zu berühren, sie in den Händen zu halten, war übermächtig.

Geh nicht weiter, drängte die Stimme der Krähe. Anna wich einen Schritt zurück. Wie zum Hohn rückten die fernen Lichter wieder näher. Sie stöhnte. Und mit einem festen Ruck warf sie die Kraft spendenden Fesseln ab und stieg empor – eine silberne Möwe mit sichelförmigen Schwingen, die durch die Nicht-Luft schnitten und sie den Lichtern entgegentrugen, während hinter ihr ein vielstimmiger, entsetzter Aufschrei verhallte.

Sullis, eine der Grennach-Heilerinnen aus dem Großen Nest, zog behutsam die Decke über die reglose Gestalt der jungen Frau und richtete sich auf. Sie begegnete den besorgten Blicken der anderen und schüttelte sacht den Kopf.

»Ich kann nichts für sie tun«, sagte sie. »Sie hat keinerlei körperlichen Schaden davongetragen, doch wo immer ihr Geist jetzt weilt – es übersteigt meine Fähigkeiten, ihn zurückzurufen. Lasst sie schlafen, und es sollte immer jemand hier bei ihr wachen, damit wir sofort reagieren können, wenn sich etwas an ihrem Zustand ändert.«

»Lassen wir sie hier liegen?«, fragte Mellis und sah sich unbehaglich in der Baumhöhle um. Sie hatte den Kopf ein wenig eingezogen, als drückte die niedrige Decke sie hinunter.

Jinx, die neben Anna hockte und ihre Hand hielt, nickte müde. »Sie ist ein Mensch. Diese Umgebung bietet Schutz und Ruhe. Geht nur hinaus, ich bleibe hier bei ihr.«

Die Grennach-Älteste blieb, als die anderen die Höhle verließen. Der Schock über das, was geschehen war, hatte noch tiefere Falten in ihr zerfurchtes Gesicht gegraben. Jinx sah sie an und schüttelte leise den Kopf.

»Mach dir keine Vorwürfe«, sagte sie. »Ich bin schuld daran. Ich hätte nicht allein mit ihr beginnen dürfen – aber ich dachte, ich könnte sie halten. Sie hat in den wenigen Tagen große Kraft gewonnen. Zu große Kraft, denn sie beherrscht sie einfach noch nicht.«

Tallis lehnte sich an die Wand der Höhle. »Auch du solltest dir nichts vorwerfen. Es sind die Herzen, sie sind stärker als wir alle zusammen. Es war ein Fehler meiner Ahninnen, sie zu schaffen; damit haben wir der Magie eine Form und eine Stärke gegeben, die unsere Fähigkeiten übersteigt. Die Magie der Welten ist nichts, was ein Mensch oder eine Grennach jemals beherrschen kann. Es wäre besser, wenn ...« Sie verstummte und schloss die Augen.

»Du musst nicht mit mir wachen«, sagte die Krähe nach einer langen Weile des Schweigens. »Schick mir den Jungen, er kann sein Lager hier aufschlagen und mich ablösen, wenn ich Schlaf brauche.«

Tallis schüttelte den Kopf, ohne die Augen zu öffnen. »Es kann gut sein, dass du mich brauchst. Du bist eine weise und starke Zauberin, Sturmkrähe, aber die Herzen sind Grennach-Magie. Du kennst die eine ihrer Seiten – ich die andere.«

Jinx akzeptierte schweigend die sanfte Zurechtweisung. Sie rückte sich bequemer zurecht und entspannte Muskeln und Geist gerade so weit, dass sie nicht in Schlaf sank. Annas Gesicht, wächsern und still im gedämpften Licht der Glühsteine, sah mit halb geöffneten Augen blicklos zur Decke der Höhle hinauf. Nichts störte die Ruhe als der leise Atem der beiden wachenden Frauen.

Sie flog unter einem düsteren Himmel, an dem fremde Sterne in einem beunruhigenden Glanz erstrahlten. Die Luft war warm und still, nichts regte sich, nichts außer ihr schien zu leben. Sie wusste nicht, wie lange sie schon so dahinflog, sie hatte vergessen, was ihr Ziel war und woher sie kam. Sie flog, und die warme, stille Luft trug sie.

Irgendwann wurde sie müde, und sie landete am Ufer eines Meeres, das grau und reglos unter dem düsteren Himmel lag. Weit in der Ferne, wo Himmel und Meer zu etwas

verschmolzen, das weder das eine noch das andere war, blinkten Sterne, die größer und näher zu sein schienen als die kalten Lichtpunkte über ihrem Kopf. Sie sehnte sich danach, diese Sterne zu berühren, aber sie wusste, dass die Kraft ihrer Schwingen nicht ausreichen würde, sie dorthin zu tragen. Mit einem tiefen, hoffnungslosen Seufzer verwandelte sie sich zurück in ihre menschliche Gestalt und setzte sich auf einen vom Wasser glatt geschliffenen Felsen.

»Wonach suchst du?«, fragte eine Stimme. Ohne Überraschung wandte sie den Kopf und sah die große, weißhaarige Frau an ihrer Seite an. Wortlos deutete sie auf die beiden hellen Lichter am Horizont.

Die alte Frau kniff ein wenig kurzsichtig die Augen zusammen und folgte ihrem Fingerzeig. »Ah, ja«, sagte sie. »Das ist ein sehr weiter Weg, wenn du ihn gehen willst.«

»Zu weit für mich«, antwortete Anna.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Solange du das denkst, wirst du scheitern«, sagte sie mit stillem Humor. »Weißt du, wo du bist?«

Anna verneinte. Die Frau nickte bedächtig. »Das ist dumm. Wie kannst du einen Weg dorthin finden, wenn du nicht einmal weißt, wo ›hier‹ ist?«

»Könnt Ihr mir nicht sagen, wo wir sind?«, bat Anna.

Die alte Frau lachte. »Oh, ich weiß, wo ich bin. Aber das würde dir nicht viel weiterhelfen, oder?«

Anna dachte nach. »Nein«, sagte sie schließlich. »Nein, das hilft mir nicht weiter.« Sie stand auf. »Danke schön«, sagte sie höflich. »Ich muss gehen. Man wartet auf mich.«

Die Frau sah zu ihr auf. »Lass sie warten«, sagte sie scharf. »Denk lieber nach, statt loszurennen. Was willst du erreichen?«

Anna starrte die beiden Sterne an. Sie lockten mit süßen Stimmen.

»Das sind keine Sterne«, sagte sie. »Es sind Ter'terkrin und Ter'nyoss, sie rufen mich zu sich.«

»Was wollen sie von dir?«

»Sie wollen, dass ich ...« Anna schloss die Augen und horchte. Dann sah sie die Frau hilflos an. »Ich kann sie nicht verstehen. Ich fühle nur, dass es etwas sehr, sehr Wichtiges ist. Und es hat damit zu tun, dass sie getrennt sind.«

»Getrennt wovon?«, fragte die Frau sanft.

Anna schloss wieder die Augen. »Von ... mir. Nein, von sich. Das, was die Welten trennt, ist dünn und fadenscheinig geworden. Die Magie der Grennach hat Kräfte zerrissen, die nicht ohne einander existieren können. Das Gefüge ist brüchig geworden. Die Magie der Menschen gebraucht Kräfte, die an anderen Orten fehlen. Es wird leichter, andere Welten zu betreten, aber durch das brüchige Gefüge läuft die Kraft heraus wie aus einem Sieb. Sie sammelt sich an falscher Stelle, und sie wird dafür sorgen, dass alles ...« Sie suchte nach Worten und fand sie nicht. »Alles wird vergehen«, sagte sie schwach. »Nicht jetzt, nicht in hundert Jahren. Aber schon morgen, wenn man so alt ist wie die Welt.« Sie öffnete die Augen. »Was kann ich tun?«, fragte sie kläglich.

Die Frau seufzte. »Wir wissen es nicht«, erwiderte sie. »Wir haben sie getragen, und sie wollten, dass wir etwas tun. Wir waren dazu nicht in der Lage, weil wir nicht verstanden haben. Möglicherweise kannst du es, Anadia.« Sie erhob sich und berührte sanft Annas

Wange. »Wir sehen uns nicht wieder. Das hier ist das Land zwischen den Welten. Wir können hier nicht bleiben, und auch du solltest das nicht tun. Hier kann nichts leben.«

»Großmutter«, rief Anna, aber die Frau war fort. Anna starrte mit Tränen in den Augen die beiden hellen Lichter am Himmel an. Ihre Tränen verliehen ihnen einen leuchtenden Hof. Anna schluchzte und griff halbblind nach ihnen. Scharfkantig und schwer fiel etwas in ihre Hand und zog sie zu Boden. Sie hockte sich hin und ließ die beiden Herzen in ihren Schoß fallen. »Was jetzt?«, fragte sie laut.

»Was?«, Jinx fuhr hoch. Anna hatte sich aufgerichtet und starrte in ihren Schoß.

»Was jetzt?«, wiederholte Anna zornig. Sie deutete anklagend auf die beiden Herzen. »Wenn ich das tue, was sie von mir wollen, wird es unsere Welt verändern. Wir werden alles verlieren, was uns stark gemacht hat. Ich habe gerade erst gelernt, was es heißt, eine Hexe zu sein.« Sie funkelte Jinx an. »Wie würde es Euch gefallen, ohne Eure Magie dazustehen? Was wärt Ihr dann?«

Jinx starrte sie sprachlos an, und auch Tallis wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Du hast sie gefunden«, sagte Jinx schließlich. »Und du bist wieder da, und nur die Schöpfer wissen, wie du das geschafft hast.«

»Ach«, sagte Anna ungeduldig. »Das ist doch alles unwichtig. Wir haben ein Problem, hört Ihr mich?« Sie rieb sich die Augen. »Wenn ich das tue, was die Herzen von mir wollen, wird es auf dieser Welt keine Magie mehr geben.« Sie lauschte kurz. »Keine Menschenmagie«, fügte sie unsicher hinzu. »Die Kräfte, die das Erbe der Grennach sind, werden davon wohl nicht berührt werden, denn sie sind ein Teil ihres Wesens. Aber auch die Grennach-Kräfte werden sich verändern. Ich kann nur nicht sagen, auf welche Weise.«

Die beiden Frauen sahen sich an. »Kannst du uns erklären, was du meinst?«, fragte Tallis behutsam. »Wir verstehen dich nicht, Anna.«

Die junge Frau stieß den Atem aus. »Ich kann es nicht erklären«, rief sie, halb unglücklich und halb wütend. »Die Grennach haben die Herzen geschaffen, als sie in Not waren, und haben damit in das Gefüge der Welten eingegriffen. Die Grenzen werden brüchig. Der Prozess verläuft so langsam, wie eine Welt altert, aber er schreitet voran. Ein Teil der Heilung ist erfolgt, als meine Großmutter die kleinen Herzen zu dem einen großen verschmolzen hat, aber das war nicht genug. Ter'terkrin und Ter'nyoss müssen ebenfalls verbunden werden – und das wird unsere Welt grundlegend verändern.«

Sie legte das Gesicht in die Hände. »Ihr könnt mir nicht raten«, sagte sie dumpf. »Ihr könnt mir auch nicht helfen. Es ist eine Entscheidung, die ich ganz allein treffen muss, denn ich bin die Hüterin. Ich wollte, es wäre anders.« Sie hob den Kopf. »Lasst mich allein«, bat sie. »Ich verspreche Euch, ich werde nichts Übereiltes tun. Aber ich muss nachdenken, und das kann ich nicht, wenn Ihr mich anstarrt.«

Jinx und die Grennach-Älteste sahen sich verblüfft an, aber sie standen auf und gingen hinaus. Die Krähe steckte noch einmal den Kopf durch den Eingang und blickte die junge Frau an, die erschöpft und unglücklich in der Mitte der Höhle hockte. »Ruf mich, wenn du mich brauchst«, sagte sie. »Ich kann dir vielleicht nicht raten – aber ich kann dir zuhören.«

»Danke«, murmelte Anna. »Geht nur. Schlaft, wenn Ihr das könnt. Ich rufe Euch, das verspreche ich Euch.«

Die Krähe nickte und ging. Anna hörte, wie sie den Ast entlangging und auf die nächste Ebene hinabkletterte. Ihre Ohren waren so scharf, als gehörten sie einem Nachtvogel. Weit über sich hörte sie die Blätter im Wind wispern und das leise Rufen einer Taube. Im Inneren des alten Baumes seufzten die Säfte, die von seinen Wurzeln zu den weit entfernten Zweigen an der Spitze aufstiegen. Unter ihren Füßen spürte sie, wie sich der Baum leise regte wie ein riesiges, atmendes Tier. Sie legte ihre Hände an das warme, alte Holz und spürte seine Kraft und sein unendlich langsames Wachstum.

Entschlossen nahm sie die Herzen, steckte sie beinahe achtlos in die Tasche ihres Kittels und kletterte aus der Höhlung hinaus ins Licht der Abenddämmerung. Flink stieg sie durch das Geäst hinauf, bis sie den Himmel über sich sehen konnte. Mit einem kleinen geistigen Achselzucken verwandelte sie sich wieder in einen Star und flog hoch hinaus in den lichten Abendhimmel. Unter ihr erstreckte sich das schier endlose Waldgebiet, hinter dessen Grenze die ersten Dörfer der Menschen auftauchten. Weit voraus erahnte sie die Gipfel der Ewigkeitsberge, und während die Sonne hinter dem Horizont unterging, tauchten ihre Strahlen den Schnee der Gipfel in rötlichen Glanz.

Anna ließ sich zum Großen Nest fallen und landete auf einem der äußeren Äste. Dort saß sie eine Weile in menschlicher Gestalt und blickte über die Baumwipfel rundum. Als ein Rabe neben ihr landete, wandte sie den Kopf und lächelte schmerzlich.

»Hallo«, sagte Korben.

»Hallo«, erwiderte Anna. »Hat Jinx es dir gesagt?«

Korben verzog das Gesicht. »Du wirst die Magie verschwinden lassen. Stimmt das?«

Anna hob die Schultern. »Ich fürchte, es gibt keine andere Möglichkeit«, sagte sie.

»Was würdest du tun, wenn du an meiner Stelle wärst?«

Korben schwieg und rieb gedankenverloren seine verkrüppelte Schulter. »Wie wird das Leben hier aussehen ohne Magie?« Er grinste kurz und humorlos. »Die Oberste Hexe wird schäumen. Und der Magische Rat ...«

Anna schnaubte. »Dem gilt wohl meine kleinste Sorge«, sagte sie scharf. »Sie werden andere Möglichkeiten finden, sich zu beschäftigen. Meister Wilber zum Beispiel wird auch ohne Magie bestens zurechtkommen, da bin ich sicher.«

Korben seufzte. »Und ich? Und du?«

Anna schüttelte den Kopf. »Es geht nicht um uns beide. Es geht um viel, viel mehr. Und sei ehrlich – die meisten Menschen würden es gar nicht bemerken, wenn es keine Zauberei mehr gäbe. Denk an Mika.«

Korben wandte den Kopf ab. »Aber ich würde es bemerken«, sagte er leise. »Es wäre schlimm, nie wieder fliegen zu können. Meinen Großvater niemals zu sehen. Nicht zu wissen, was ich alles kann und wer ich wirklich bin. Ich wäre nichts weiter als ein schlechter Heiler oder ein unzufriedener Kräuterhändler!«

Anna nahm traurig und voller Mitgefühl seine Hand und drückte sie. Dann hob sie den Kopf und rief leise in den Wind: »Jinx!«

Es dauerte nicht lange, und die Krähe landete neben ihnen. Sie legte den Kopf schief und beäugte Korben und Anna mit aufmerksamen schwarzen Augen. Korben erwiderte den Blick voller Trotz. »Ich will nicht darauf verzichten«, sagte er heftig. »Mein ganzes Leben lang habe ich davon geträumt, ein Magier zu sein. Jetzt habe ich eine Meisterin

gefunden, die mächtiger und klüger ist als alle anderen auf der Welt und die mich als ihren Schüler will ... Anna, ich kann darauf nicht verzichten! Ich bitte dich, suche nach einem anderen Weg.«

Die Krähe schüttelte sich und wurde zu Jinx.

»Ich brauche Euren Rat«, sagte Anna. »Ihr habt Ter'nyoss gehütet. Wenn die Herzen zu ihrer Hüterin sprechen – können sie lügen?«

Jinx schwieg lange. Ihre dunklen Augen hielten Annas Blick stand. »Nein«, sagte sie schließlich zögernd. »Nein, ich denke nicht, dass die Herzen dich anlügen würden. Aber es ist möglich, dass sie ... unklar sind. Dass du nicht alles siehst oder begreifst, was sie dir zeigen.«

Anna schüttelte den Kopf. »Nichts ist unklar«, stellte sie fest. »Ich wollte fast, ihre Botschaft wäre weniger deutlich, das wäre barmherziger.« Sie seufzte und sah Korben voller Mitleid an.

»Ich kann es dir nicht ersparen«, sagte sie traurig. »Ich weiß, wie viel dir daran gelegen hat und wie glücklich du warst, dass Jinx dich angenommen hat. Aber ich kann nicht anders handeln, das musst du verstehen.«

Korben wandte sich ab. Jinx betrachtete ihn mit grübelnder Miene. Dann berührte sie ihn sacht an der Schulter. »Lass mich kurz allein mit ihm reden«, sagte sie zu Anna.

Die junge Frau stand auf. »Ich werde unten in der Baumhöhle auf Euch und Tallis warten. Ich möchte das Unvermeidliche nicht länger hinauszögern.«

Die Herzen blitzten düster im schwachen Schein der Glühsteine. Anna war in ihren Anblick versunken, aber als sie die Schritte am Eingang hörte, blickte sie auf. Zu ihrer Überraschung war es Korben, der sich durch den Eingang schob und neben ihr niedersetzte. Er starrte die Herzen an, hob eine Hand, um sie zu berühren, und zog die Finger rasch wieder weg, als hätte er Hitze gespürt, an der er sich verbrannt hätte. Anna sah ihn fragend an. Sein bleiches Gesicht war verschlossen und seine Miene für sie nicht zu deuten.

»Bevor ...«, er räusperte sich, »bevor du das da vollendest«, er wies auf die Herzen, »wollte ich dich noch einmal sehen.«

»Das klingt wie ein Abschied«, sagte Anna, um einen leichteren Ton bemüht.

Korben ging darauf nicht ein. Er sah auf seine Hand nieder, die den Stoff seiner Hose knetete. Dann hob er den Kopf und versuchte ein Lächeln, was ihm allerdings nicht allzu gut gelang. »Das ist ein Abschied«, sagte er. »Jinx hat mir etwas angeboten, was ich annehmen werde.« Er befeuchtete seine Lippen und sah Anna traurig und trotzig zugleich an. »Sie wird mich von hier fortbringen«, fuhr er fort. »Sie bringt mich zu der Welt, von der mein Vater stammt und wo mein Clan – der Clan der Raben – lebt. Sie glaubt, dass ich meine Kräfte weit genug entwickelt habe, um den Weg dorthin zu schaffen.«

Anna starrte ihn an. »Du würdest wirklich lieber von hier fortgehen, als deine Kräfte zu verlieren?«, fragte sie fassungslos. Korben nickte, und sein Gesicht zeigte nichts als eiserne Entschlossenheit.

»Aber könnt ihr hierher zurückkehren, wenn ... wenn die Herzen ihr Werk vollendet haben?«

Korben zuckte mit den Schultern, aber sein Blick flackerte ein wenig. »Wahrscheinlich

könnten wir das sogar. Aber das wäre ein Weg, den wir nur einmal beschreiten könnten, denn dann wären wir in einer Welt ohne Zauberkräfte gefangen. Ich glaube nicht, dass ich das möchte. Versteh mich doch, Anna. Ich kann nicht ohne meinen Traum leben. Und ich würde endlich meinen Großvater kennen lernen.« Er versuchte ein Lächeln, das recht kläglich ausfiel.

»Dann sehen wir uns nie wieder. Und du wirst auch deinen Bruder nie wieder sehen, der bis jetzt noch nicht einmal weiß, dass er dein Bruder ist«, sagte Anna. »Ist es dir das wirklich wert? Hast du überhaupt gründlich genug darüber nachgedacht?« Korben antwortete nicht, aber er schüttelte stur den Kopf.

»Und Jinx – warum tut sie das?«, fragte Anna hartnäckig weiter.

»Weil ich denke, dass es so richtig ist«, sagte die Krähe und trat ein. »Ich habe etwas angefangen, und das muss ich zu einem Ende bringen. Außerdem«, sie lächelte, »bin ich eine alte Frau, und ich habe all die langen Jahre als Hexe gelebt. Ich werde ein anderer Mensch sein, wenn die Magie aus der Menschenwelt verschwunden ist. Vielleicht muss ich mich erst ein wenig auf den Gedanken vorbereiten. Ich werde später immer noch die Möglichkeit haben, meinen Lebensabend als nutzlose Alte hier bei den Grennach zu verbringen – aber noch fühle ich mich dazu nicht bereit.«

»Nutzlos«, knurrte Tallis, die hinter ihr eingetreten war. »Das ist nicht das Wort, das mir als Erstes einfällt, wenn ich an dich denke. Sei ehrlich, Sturmkrähe – du hast einfach Angst, dass du dich langweilen könntest. Und es juckt dich gewiss in den Fingern, nach all den Jahren wieder einmal einen Schüler zu unterrichten.«

Die Krähe blinzelte. Anna schluckte schwer und wischte sich über die Augen. »Und jetzt?«, fragte sie kläglich.

Tallis kam an ihre Seite und griff mit ihrer faltigen kleinen Hand nach ihren kalten Fingern. Anna genoss das Gefühl der Wärme, die von der Grennach ausstrahlte, und beruhigte sich. Der Schmerz der bevorstehenden Trennung war groß, aber noch darüber stand die Angst vor dem, was danach auf sie wartete.

»Ich weiß nicht, was mit mir geschehen wird, wenn ich die Herzen vereinige«, sagte sie. »Was auch immer dabei geschieht, ich bin das Werkzeug, durch das es passiert. Es kann sein, dass ich danach – nicht mehr lebe. Die Herzen sagen mir nichts darüber.«

Tallis blickte sie besorgt an. »Du willst es dennoch tun«, stellte sie fest.

»Ich werde es tun, und ich werde es noch heute tun, weil mich sonst mein Mut verlässt.« Sie wandte sich an Korben und Jinx. »Wenn ihr gehen wollt, müsst ihr es jetzt tun. Ich kann nicht mehr länger warten.«

Jinx nickte und stand auf. Korben sah Anna aus großen Augen an, und sie sah die Angst darin. »Geh«, sagte sie heiser. »Und mach dir keine Sorgen um mich. Ich habe nicht vor, heute Nacht zu sterben.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Schließlich muss ich Mika noch von dir erzählen. Er wird böse auf mich sein, dass ich dich habe gehen lassen.« Sie räusperte sich. »Ich würde mich freuen, wenn du irgendwann einmal zurückkehren würdest. Ich werde dich nämlich vermissen.«

Korben beugte sich vor und gab ihr mit trockenen Lippen einen Kuss auf die Wange. »Ich dich auch«, flüsterte er. Dann stand er auf und stellte sich neben die Krähe. »Ich bin bereit.«

Jinqx beugte sich vor und legte eine Hand an Annas Wange. »Wir sehen uns wieder«, sagte sie. Anna nickte und zwinkerte Tränen fort.

Die Krähe hob die Hand und deutete in die leere Luft. Die Stelle, auf die sie zeigte, begann zu wabern wie erhitzte Luft in der Sonne, wurde undurchsichtig und wuchs in die Breite und in die Höhe. Anna sah fasziniert zu, wie der neblige, undurchsichtige Fleck türgroß wurde und sich an den Rändern scharf abgezirkelt zu verfestigen schien. Sie konnte nicht sehen, was sich hinter diesem matt schimmernden Nebelfleck befand, und Korben ging es wohl nicht anders – seinem misstrauischen Blick nach zu urteilen.

Jinqx atmete aus und griff nach Korbens Schulter. »Du weißt, was du zu tun hast. Überlasse mir die Führung, aber gib mir deine Kraft. Am besten machst du die Augen zu, dann ist es einfacher für dich«, riet sie ihm. »Hab keine Angst, ich bringe dich schon heil hinüber.« Sie sah Tallis an, die das magische Werk mit der wohlwollenden Miene einer Kennerin begutachtete, und sagte: »Lebwohl, alte Freundin. Wir sehen uns später.«

»Du wirst im Großen Nest immer willkommen sein, Sturmkrähe«, erwiderte die Älteste warm. »Gute Reise euch beiden.«

Jinqx lächelte Anna zu und schob Korben leicht voran. Der junge Mann seufzte und tat einen Schritt in den Nebel hinein, der mitten in der Höhle wallte. Im selben Augenblick verschwand er darin, und Jinqx, die Hand immer noch auf seiner Schulter, mit ihm. Das matte Schimmern zog sich blitzschnell zusammen und war fort. Anna atmete vor Schreck scharf ein und wäre aufgesprungen, wenn Tallis sie nicht festgehalten hätte.

»Sie sind fort, Kind«, sagte sie mitfühlend. »Jetzt kümmere dich um dich. Deinem Freund wird nichts geschehen. Jinqx passt auf ihn auf. Sag mir nun, was ich tun kann, um dich zu unterstützen.«

Anna schloss die Augen und sammelte sich. »Ich bin nicht sicher«, antwortete sie nach einer Weile. »Ich denke, ich weiß, was ich tun muss, aber ich glaube nicht, dass du oder irgendein anderer mir dabei helfen könnte.« Sie lächelte und straffte ihre Schultern. »Aber ich wäre beruhigt, wenn ich dich an meiner Seite wüsste. Dann bin ich nicht ganz so allein.«

Tallis nickte und lehnte sich an die Höhlenwand. Sie zog eine Decke über ihre Knie und verschränkte die Arme. Ihre großen, warmen Augen fixierten Anna und flößten ihr Mut ein.

Anna setzte sich aufrecht hin, nahm jedes der Herzen in eine Hand und sah lange darauf nieder. Dann hob sie den Kopf und schloss die Augen. »Ich bin bereit«, flüsterte sie.

Tallis, die Anna nicht aus den Augen ließ, sah, wie sich die Luft rund um sie verfinsterte. Das Licht der Glühsteine reichte nicht aus, das tintige Dunkel zu durchdringen, und nach wenigen Atemzügen war von der Gestalt der jungen Frau nichts mehr zu sehen. Es wurde kalt in der Höhle. Der Atem kondensierte vor Tallis' Mund, und die Luft knisterte eisig. Die alte Grennach zog die Decke eng über ihren Kopf und kauerte sich wartend zusammen.

Es tobte ein eisiger Sturm. Weiße und schwarze Blitze fuhren unaufhörlich rund um sie zu Boden, und der ohrenbetäubend heulende Wind riss an ihr, dass sie Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben. Sie kämpfte sich vorwärts, und der Sturm raubte ihr den Atem von den

Lippen. An ihren Wimpern froren die Tränen zu Eis, und ihre Hände und Füße wurden taub.

Im Toben des Sturms waren Stimmen zu hören, die sie kannte: ihre Mutter, Jinx, Korben, Meister Wilber, Mellis ... Alle riefen nach ihr, beschworen sie umzukehren. Sie wusste nicht, wohin sie unterwegs war, aber das Gefühl drohenden Unheils war beinahe übermächtig. Sie spürte, dass sie großes Unglück über alle bringen würde, wenn sie weiterginge.

Ihre Füße kämpften sich durch den schwarzen Schnee. Die Kälte drohte ihre Knochen erstarren zu lassen, und jeder keuchende Atemzug schnitt wie mit Messern in ihre Lunge. Weiter. Weiter.

Das Toben ließ nach. Immer noch schlugen unaufhörlich Blitze ein und raubten ihr die Sicht, aber der schreckliche und unnatürliche Wind legte sich nun. Anna blieb stehen, um Luft zu schöpfen und sich umzusehen. Sie glaubte, zwischen den zuckenden Blitzen einen dunklen Umriss zu erblicken, der links vor ihr aufragte. Auf dieser endlosen Ebene gab es sonst keinen Haltepunkt und keine Unterbrechung. Also drehte sie sich in diese Richtung und stapfte weiter.

Es war ein Monolith, groß wie ein Haus, schwarz und weiß geädert und rund wie eine geschliffene Perle. Sie tastete über seine seidenglatte Oberfläche, die erstaunlich warm unter ihren Händen war. Ratlos umrundete sie den Felsen und hockte sich endlich in seinem Windschatten nieder. Gegen seine warme Haut gelehnt, schlief sie ein.

»Ich bin so stolz auf dich.« Ihre Mutter umarmte sie und lachte mit Tränen in den Augen. »Du machst deiner Großmutter und mir alle Ehre. Komm, lass dich anschauen – die nächste Weiße Hexe in der Familie.«

»Du musst mir helfen!« Mika rang die Hände und blickte sie voller Hoffnung an. »Wenn ich der Händlergilde das Geld nicht gebe, bringen sie mich um. Aber Samhel hat Angst vor Zauberei, und er will keinen Ärger mit dem Weißen Orden. Wenn du mit dem Gildenmeister redest, ihm mit Magie drohst ...«

Meister Wilber stand mit resignierter Miene vor dem Bett, in dem bleich und still Cass lag. Er hob den Kopf und sah Anna an. »Hier versagt meine Heilkunst«, sagte er traurig. »Das Einzige, was ihr noch helfen kann, ist Magie. Du kannst nicht so unbarmherzig sein, sie sterben zu lassen, Anna. Du bist eine Heilerin!«

Der Rabe flog neben ihr, und sie hörte sein Lachen in ihrem Geist. »Ist es nicht wunderbar? Wenn ich fliege, merke ich nicht mehr, dass ich ein Krüppel bin. Anna, uns beiden gehört die Welt. Jinx wird uns alles zeigen ...«

»Genug«, sagte Anna. »Ich weiß. Aber ich habe mich entschieden – und möglicherweise mache ich einen Fehler. Aber das ist etwas, das ich riskieren muss.«

Sie stand auf und trat durch die dünne Membran in die schwarz-weiße Perle ein. Der innere Raum schloss sich eng und warm um sie. Sie hob die Hände mit den beiden Herzen empor, wandte das Gesicht nach oben und rief.

Ein blendend heller Strom aus purer Energie brach durch die Hülle und traf ihre Hände. Die Herzen schmolzen in dem Sonnenfeuer und verdampften. Anna sah, wie ihre Hände durchsichtig wurden und die Geisterschatten der Herzen in sie hineinsanken. Ihre Hände lösten sich auf, dann ihre Arme. Sie schrie vor Entsetzen, als der lautlose, eiskalte Strom

ihr Herz erreichte und dort zu einem Ball aus weißer und schwarzer Energie explodierte, der gleichzeitig ihr Bewusstsein auslöschte und nichts mehr übrig ließ als Agonie und Dunkel und danach das Nichts.

Der magische Sturm, der durch die dunkle, eisige Baumhöhle getobt war, hatte sich gelegt. Tallis schob die hart gefrorene Decke von sich, richtete sich mit steifen, knackenden Beinen auf und humpelte zu Anna, die reglos in der Mitte des Raumes lag. Tallis berührte ihr kaltes Gesicht und sah das schwarze Eis, das bizarre Kristalle auf ihrer Haut bildete. Kein Atem, kein Lebenszeichen. Mit einem Stöhnen zwang die alte Grennach ihre erstarrten Finger dazu, ein Zeichen in die Luft zu malen, das sie schon ein Lebensalter lang nicht mehr gebraucht hatte. Goldenes Licht floss von ihren Fingern und breitete sich wie eine warme, kostbare Decke über die Liegende.

Die Temperatur in der Höhle stieg spürbar an. Tallis benetzte ihre Lippen und rief. Wenig später stand Mellis mit der kleinen Heilerin Sullis neben ihr und blickte auf Anna nieder. Sullis legte ihre Hände auf Annas Gesicht und auf ihr Herz. Die beiden anderen Grennach beobachteten sie besorgt.

Endlich sah Sullis mit ernster, aber zuversichtlicher Miene auf. »Sie ist völlig unterkühlt, aber ich spüre Lebenszeichen. Es war gut, was du getan hast, Älteste, doch jetzt sollten wir uns auch um dich kümmern. Ruft meine Helferinnen, damit wir euch beide versorgen können.«

Warmes Sonnenlicht filterte durch das lockere Flechtwerk und kitzelte sie an der Nase. Anna knurrte und vergrub sich tiefer in ihrer Schlafmulde. Die schwere Decke wurde ihr zu warm, und sie steckte einen Fuß heraus, um sich ein wenig abzukühlen.

Mit einem wohligen Gurren schlief sie wieder ein.

Als sie das nächste Mal erwachte, stieg ihr der verlockende Duft von Kribb in die Nase. Sie schlug die Augen auf und sah in das lächelnde Gesicht von Mellis, die einen Becher neben ihr abstellte.

»Oh, ich habe Durst«, beschwerte sich Anna und setzte sich auf.

»Vorsicht, es ist heiß«, warnte Mellis, aber es war zu spät, Anna hatte sich schon die Zunge verbrannt und schimpfte leise. Nachdem sie den Becher geleert hatte, machte sie sich mit einem Wolfshunger über den Teller mit Obst und Nüssen her, den Mellis ihr reichte.

»Wie fühlst du dich?«, fragte die Grennach nach einer Weile. Anna nickte kauend und winkte ihr beruhigend zu.

»Gut, wirklich gut«, brachte sie endlich zwischen zwei Bissen hervor. »Was war los? Ich erinnere mich an einen Schneesturm.« Sie verstummte und warf einen Blick auf das helle Sonnenlicht, das draußen durch die goldgrünen Blätter fiel.

Mellis lachte. »Du und meine Mutter – ihr seid beide knapp an bösen Erfrierungen vorbeigekommen.« Sie wurde ernst. »Woran Erinnerst du dich noch?«

Anna stellte den Teller ab und betrachtete ihre Hände. Sie drehte und wendete sie und suchte nach irgendwelchen Zeichen. »Die Herzen«, sagte sie zögernd. »Ich habe sie – sie haben sich ...«

Sie schloss die Augen und tauchte in ihr Inneres. Dann schlug sie die Augen wieder auf und sah Mellis an. »Sie sind fort. Diesmal sind sie wirklich fort.« Sie atmete zitternd ein.

»Und meine Kräfte mit ihnen. Ich bin keine Hexe mehr.«

Mellis nickte. »Ich weiß. Du hast lange geschlafen, Anna. Inzwischen haben wir Botschaft aus der Residenz erhalten, aus dem Ordenshaus. Dort herrscht die helle Aufregung und Panik, weil niemand mehr über magische Kräfte verfügt.« Sie schwieg, um Anna den Schock verdauen zu lassen.

»Sie werden sich daran gewöhnen müssen«, sagte sie nach einer Weile sanft. »Wir haben den Menschen unsere Magie zur Verfügung gestellt, weil wir es damals für richtig hielten. Aber die Herzen haben mit deiner Hilfe unseren Fehler wieder korrigiert. Und jetzt müssen wir Grennach dafür sorgen, dass ihr Menschen lernt, ohne Magie zurechtzukommen.« Sie lächelte und stand auf. »Ich mache mir deswegen keine großen Sorgen. Ihr Menschen habt immer schnell gelernt, euch veränderten Umständen anzupassen.«

Anna nickte schwach. »Und was mache ich jetzt?«, fragte sie leise, als Mellis gegangen war.

»Du kannst natürlich bei uns bleiben«, sagte Tallis. Anna saß neben ihrem Lager und hielt die Hand der alten Grennach. »Ich würde mich freuen, wenn du bliebest. Du kannst bei unseren Heilerinnen weiter in die Lehre gehen. Meister Wilber sagte, dass du eine große heilerische Begabung hast – ganz ohne Magie.« Sie lächelte.

Anna drückte ihre Hand. »Danke, Tallis, das bedeutet mir sehr viel.« Sie zögerte. »Aber ich möchte in die Residenz zurückkehren. Meister Wilber ist mein Lehrer, und der Weiße Orden kann jetzt jede Unterstützung brauchen. Wir werden eine neue Aufgabe finden müssen, und dabei kann ich helfen.«

Ein Lächeln flog über ihr Gesicht. »Und außerdem ist da ein junger Mann, dem ich etwas versprochen habe. Er ist ein Künstler, wenn es darum geht, Tees zu mischen, aber sein Geschäftssinn ist noch immer nicht allzu ausgeprägt. Er braucht jemanden, der ihm das abnimmt. Und ich habe eine Verpflichtung ihm gegenüber, weil ich etwas über seine Familie weiß, was ihm noch nicht bekannt ist.«

Tallis zwinkerte ihr zu. »Nun gut, ich sehe, du machst deinen Weg auch ohne uns. Aber du bist hier jederzeit willkommen, Tochter meines Nestes. Und ich würde mich freuen, wenn du schon bald wieder herkämeest – mit einem Sortiment von Tees.«

Anna lachte und umarmte die alte Grennach. »Versprochen«, sagte sie vergnügt.

Tallis stand auf. »Ich werde dir Mellis als Reisegefährtin mitgeben, das ist sicher in deinem Sinn. Wann willst du aufbrechen?«

»So bald wie möglich. Ich habe auf dem Weg Zeit genug, mir zu überlegen, wie ich der Obersten ... wie ich Herrad gegenübertrete.« Anna verzog das Gesicht, und Tallis klopfte ihr mitfühlend auf die Hand.

»Ich kümmere mich um alles. Und ich werde dir einen Brief für die Oberste deines Ordens mitgeben. Vielleicht kann ich helfen, sie ein wenig zu besänftigen.«

Anna dankte ihr und stand dann ein wenig verlegen da.

»Wir sehen uns noch vor deiner Abreise, Kind«, sagte Tallis und schob sie zur Tür. »Geh nun, mach dich reisefertig.«

Anna kletterte hinaus, und die Grennach-Älteste blieb im Eingang stehen und sah ihr nach, wie sie flink durch das Geäst turnte und im dichten, vom Herbst rot und golden

getönten Laubwerk verschwand.

»Ich wünsche dir alles Glück der Welt, Anadia«, flüsterte die alte Grennach.

ENDE

NACHBEMERKUNG

AnidA war mein zweites Buch, das das Licht der Welt im Jahr 2003. Der Roman wurde aufgrund seines Umfangs in zwei Teilen veröffentlicht, und weil es aus unerfindlichen Gründen keine „Duologien“ geben darf, habe ich noch einen dritten Band hinzugeschrieben, der aber unabhängig von den ersten beiden Teilen in sich abgeschlossen ist: Das Herz der Welt.

Ich freue mich, „Anidas Prophezeiung“, „Die Schwarze Zitadelle“ und „Das Herz der Welt“ jetzt als eigene Publikation wieder all denen präsentieren zu dürfen, die mich in den letzten Jahren danach gefragt haben, ob diese Bücher nicht noch einmal verlegt werden.

Kommentare und Feedback sind herzlich willkommen!

susanne@susannegerdom.de

<http://www.susannegerdom.de>